
3 1761 09702647 0







Lehrbuch

der

Psychologie

als

Naturwissenschaft.



Lehrbuch

der

Psychologie

als

Naturwissenschaft.

Von

Dr. Theodor Waitz,
außerordentlichem Professor der Philosophie zu Marburg.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1849.

Der deutschen Philosophie scheint die Lebenskraft mehr und mehr zu entfliehen; denn mit ihrem Übergange in Scholastik und Sophistik mußte sie dem Dilettantismus der Tagesliteratur zur Beute werden. Sie zu neuem Leben zu erwecken läßt sich nur von Seiten derjenigen Wissenschaft hoffen, welche den Träger des menschlichen Erkennens selbst zu ihrem Gegenstande hat und deshalb das nothwendige Bindeglied zwischen der ethischen und der naturwissenschaftlichen Betrachtung der Welt bildet — von Seiten der Psychologie.

Auf dem Gebiete dieser Wissenschaft stehen heutzutage zwei Parteien einander schroff gegenüber: die eine derselben sieht alle psychischen Vorgänge nur als besondere Erscheinungsformen leiblicher Functionen an, die andere betrachtet umgekehrt alles Körperliche und namentlich den organisirten Leib nur als eine besondere Erscheinungsform des werdenden Geistes. Für beide Parteien, da eine Versöhnung unmöglich ist, eine vermittelnde Ansicht aufzustellen, die sich in ihren Grundzügen an Herbart anlehnt, ist die Aufgabe welche das vorliegende Werk zu

lösen sucht. Über diesen Punkt zu orientiren mögen die folgenden Bemerkungen dienen.

So scharf jener Gegensatz auf den ersten Anblick auch scheint, so zeigt er sich doch dem tiefer eindringenden Nachdenken leicht als ein blos äußerer und oberflächlicher. Der factische Beweis dafür liegt in dem Umschlagen des Hegel'schen Idealismus in den Materialismus mit L. Feuerbach, der philosophische in der Erwägung, daß es im Grunde blos eine Differenz des Ausdruckes ist ob man sagt, die Seele sei die im organischen Leibe gegenwärtige belebende Idee, das allen seinen Theilen immanente allgemeine Princip, der das leibliche Leben in sich fassende und zur Einheit zusammenschließende Begriff, oder ob man sagt die organischen Functionen in ihrer Totalität seien die einzigen wahren Träger alles dessen was innerhalb des lebendigen Leibes sich begiebt, der psychischen Vorgänge ebenso wie der physiologischen: die Consequenz beider Ansichten ist die, daß es eine Seele als besonderes Wesen im Organismus nicht giebt — und dies ist das Charakteristische des Materialismus.

Die klangvollen Reden des neueren Idealismus über den Begriff und den Geist vermögen ihn gegen jene Consequenz nicht sicher zu stellen; denn »der Geist« ist in seinem Munde wie die Seele im Grunde doch nur ein nominelles, abstractes oder Collectivwesen, dessen Realität um so zweifelhafter werden muß, je häufiger man von seinen Lobrednern gegen Andere den Vorwurf erhoben sieht, daß sie im Gebiete des bloßen Vorstellens befangen zu der wesentlichen Function des Geistes, zum Denken sich

emporzuschwingen unfähig seien und deshalb an dem Leben des Geistes selbst keinen Antheil hätten. Wie wenig es der modernen Philosophie Ernst war mit dem Idealismus, das ist an ihren Früchten zu Tage gekommen; denn sie hat nicht eine moralisch vertiefende und kräftigende Wirkung ausgeübt auf die Zeit, wie der ehrliche und ächte Idealismus Kant's und Fichte's, sondern eine erschlaffende und verflachende.

Ich darf mir an dieser Stelle die Untersuchung darüber ersparen, durch welche für die deutsche Wissenschaft so beschämenden Umstände es möglich war, daß man unter dem Namen der Philosophie eine Zeit lang nur jenen scholastischen Idealismus und eine ihm verwandte Denkweise verstanden hat. Daß es sich aber so verhielt und theilweise noch so verhält, begründet in mir die Besorgniß, es werde das vorliegende Buch von den Naturforschern für ein »philosophisches« angesehen und schon um dieses Namens willen kurzer Hand verurtheilt werden; denn darüber daß es von Andern als ein unphilosophisches, empiristisches bei Seite gelegt werden wird, bin ich außer Sorge, weil man verschiedener Meinung darüber sein kann, ob in diesem Umstande mehr Lob oder Tadel liege. Von den Naturforschern aber und namentlich den Physiologen, pflegt die Psychologie entweder als ein Theil der Philosophie verachtet oder als ein Anhang ihrer eigenen Wissenschaft oberflächlich behandelt zu werden. Ob es gelingen wird die Männer der exacten Wissenschaften davon zu überzeugen, daß sie nur zu geneigt sind eine Menge unverbürgter Meinungen über psycholo-

gische Gegenstände für erwiesene Wahrheit zu halten? Ich weiß es nicht; nur auf das Zugeständniß von meiner Seite darf ich nicht unterlassen sie hier aufmerksam zu machen, daß eine wissenschaftliche Psychologie meiner Ansicht nach nur dann auf diesen Namen einen Anspruch hat, wenn sie auf Gewinnung ihrer Resultate durch bloßes Zusammenschrauben von Begriffen ohne stete Controle durch die Erfahrung rein und vollständig Verzicht leistet.

Die Methode welche ich angewendet habe, besteht einfach darin, daß ich zuerst eine Hypothese als wahrscheinlich und annehmbar zu deduciren und dann sie als gewiß dadurch zu beweisen gesucht habe, daß in Folge derselben die Gesammtheit der psychischen Phänomene sich als zusammenhängend und verständlich darstellt. Dies ist der Gang den die Naturwissenschaften überall nehmen: ich durfte darum die Psychologie als Naturwissenschaft bezeichnen; nur sehe ich mich veranlaßt eben deshalb die ausdrückliche, vielleicht nicht dringend genug zu machende Aufforderung hinzuzufügen, daß man, wie in den Naturwissenschaften so auch hier, über die Richtigkeit der ursprünglichen Hypothese lediglich urtheilen wolle aus der Befriedigung des Zusammenhanges und der Begreiflichkeit welche sich über die Gesammtheit unseres inneren Lebens durch die fortlaufende Entwickelung ihrer Consequenzen verbreiten.

Mit der angedeuteten Ansicht über die Methode der Wissenschaft wird man die Darstellungsform welche ich gewählt habe, in genauem Zusammenhange finden. Je größer die Schwierigkeiten in den Sachen sind, desto

nothwendiger ist es daß der gesunde Sinn eines jeden durch die einfachste und natürlichste Sprache geführt werde mit Vermeidung aller geistreichen Oberflächlichkeit. Die neuere Philosophie hat zur Genüge gezeigt, einerseits daß eine schwerfällige Kunstsprache, wenn sie auch gegen Angriffe ein sicheres Versteck gewährt und dem Selbstgefühl schmeichelt, doch wenig geeignet ist schwankende Begriffe zu fixiren und verworrenem Denken Klarheit zu bringen; andrerseits daß eine mühselige Dialektik, wenn sie auch vorgefaßte Meinungen in ein schimmerndes Gewand zu kleiden und an passenden Stellen der Untersuchung unterzuschieben vermag, doch unfähig ist neue Resultate an's Licht zu fördern. Aus diesem Grunde und besonders in einer Zeit die sich der Arbeit des strengen philosophischen Denkens so sehr entwöhnt hat, daß ihr selbst dessen Begriff verloren zu gehen droht, hielt ich es für Pflicht denjenigen Schein zu verschmähen, welcher Einigen zwar als das untrügliche Kennzeichen ächter Wissenschaftlichkeit und speculativer Tiefe gilt, in der That aber nur dazu bestimmt ist zu imponiren und dadurch irre zu leiten in der Abwägung des Gewichts der Gründe — ich hielt es für Pflicht, selbst auf die Gefahr hin mir den Vorwurf unwissenschaftlicher Popularität zuzuziehen und obwohl mir nicht unbekannt bleiben konnte, daß eine solche Unfügsamkeit gegen die Mode bisweilen hart genug gestraft wird. Denn ohne Zweifel ist es als eine Hauptursache der geringen Verbreitung zu betrachten, welche der Herbartischen Philosophie zu Theil geworden ist, daß der Urheber derselben nicht allein es unterließ durch

dergleichen äußere Reize seine Leser zu fesseln, sondern sogar die in unserer Zeit freilich zu hohe Anforderung an sie stellte daß sie das Dargebotene selbstdenkend weiter verfolgen und die verborgenen Fäden des Zusammenhanges aufsuchen sollten die er vor ihren Augen nur angesponnen hatte.

Vielleicht wird man es tadeln — und es kann dies aus sehr entgegengesetzten Gründen geschehen — daß ich die Psychologie Herbart's allein mehrfach erwähnt und einer Kritik unterworfen habe. Die Rechtfertigung dieses Verfahrens möge man hauptsächlich in der Stellung und dem Werthe finden, welche ich den Leistungen Herbart's auf dem Gebiete der Psychologie im Vergleiche mit anderen beilegen zu müssen glaube. Dabei kann ich nicht verschweigen daß es mir selbst schwer geworden ist mich allmälig von der Überzeugung zu trennen daß eine durchgängig mathematische Behandlung dieser Wissenschaft möglich sei; je weiter ich aber in der Untersuchung fortschritt, desto nothwendiger erschien es mir jene Ansicht vollständig aufzugeben. Die so leicht anzubringenden Seitenblicke auf Andersdenkende habe ich mir deshalb versagt, weil es nichts nützt Einzelnheiten aus Werken herauszunehmen, die von principiell verschiedenen Gesichtspunkten aus entworfen sind, um sie zu verurtheilen; nicht aber deshalb, weil ich die Prätension besäße durchaus allumfassende und überall die einzig möglichen Erklärungen gegeben zu haben, wie diejenigen allerdings von ihren Philosophemen zu behaupten genöthigt sind, welche sie rein a priori construiren. Vielmehr wird man finden,

daß ich im Einzelnen nicht bestrebt gewesen bin mehr zu erklären als sich von meinen Voraussetzungen aus wirklich erklären läßt, daß ich die Lücken der psychologischen Erkenntniß nicht zu verdecken, sondern sichtbar zu machen gesucht habe, daß ich beim Unausgemachten und Zweifelhaften den Mangel des Wissens nicht durch die Kühnheit der Behauptung oder durch das Schielende des Ausdruckes habe ersetzen wollen.

Es ist noch übrig das Verhältniß des vorliegenden Buches zu meiner früheren »Grundlegung der Psychologie« zu berühren. Diese war hauptsächlich dazu bestimmt irrige Ansichten zu beseitigen und den Weg zu bahnen. Es konnte nicht fehlen daß manche Lehren die dort zur Erörterung gekommen sind, hier ebenfalls auftreten. Um das früher Gesagte nicht zu wiederholen habe ich daher bald dieselbe Sache von einer andern Seite darzustellen gesucht, bald nur das früher gewonnene Resultat angeführt oder doch (wie z. B. in der Lehre vom Gemeingefühl) es kürzer entwickelt als die Wichtigkeit des Gegenstandes zu fordern scheinen mag. Über ungleichmäßige Ausführung wird man deshalb nur da klagen dürfen, wo die ältere Schrift, die ich als Ergänzung der gegenwärtigen betrachtet wissen möchte, die nöthige Ergänzung nicht bietet.

Dieses wie manches Andere würde ich gern ungesagt gelassen haben im Vertrauen auf die Umsicht des wissenschaftlichen Publicums, wenn es bei dem jetzigen Selbstvertrauen eines jeden auf die universelle Geübtheit des eigenen Denkens nicht so mißlich für den Schrift-

steller wäre etwas Wichtigeres zu verschweigen oder blos anzudeuten, zumal da zu der Überzeugung des Lesers auf den ersten Blick die Ansicht eines Andern mit allen ihren Gründen und Folgen übersehen zu können und zwar vollständiger als dieser Andere selbst, sich noch eine unüberwindliche Unlust zu gesellen pflegt auf fremde Gedanken selbstthätig einzugehn — Übelstände, welche durch die Vielschreiberei hervorgebracht und einigermaßen durch sie entschuldigt werden. Dies zur Rechtfertigung denen gegenüber, welche größere Kürze gewünscht hätten.

Marburg 8. Juli 1849.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Vom Wesen der Seele, deren ursprünglichen Thätigkeiten und den allgemeinen Gesetzen des Vorstellungsverlaufs.

Zweiter Abschnitt.

Die Sinnlichkeit.

Seite

Dritter Abschnitt.

Das Gemüth.

Das Bewußtsein des natürlichen Menschen setzt unbefangen die Existenz einer Außenwelt voraus; ihr gegenüber behauptet es eine zweite Existenz, die seines Ich, und in diesen Gegensatz, entweder auf die eine oder auf die andere Seite, fällt ihm alles Vorhandene. Es bedarf nur einer einfachen Reflexion um zu bemerken, daß ebensowohl das was in der Außenwelt vorgeht als das was sich innerhalb unseres Selbst ereignet, die ganze Außenwelt und das eigene Ich, nur da ist in dem Bewußtsein, für das Bewußtsein, durch das Bewußtsein. Was nicht eintritt in dieses existirt überhaupt gar nicht, und was existirt kann nur existiren als ein solches dessen sich das Bewußtsein bemächtigt hat, ja das Existiren selbst ist offenbar nichts Anderes als eine Bestimmung des Bewußtseins. Von etwas reden das jenseits desselben läge, würde heißen, von etwas reden das man nicht gedacht haben könnte, gedankenlos reden. Am wenigsten darf sich dessen schuldig machen wer für einen Denker gelten will, und es scheint daher für diesen nichts übrig zu bleiben, als sich auf den Standpunkt zu stellen auf welchem wir Fichte finden, auf den Standpunkt welcher das Ich (sei dieses ein individuelles menschliches oder ein absolutes, der werdende Geist Gottes, der Begriff der sich aus dem Nichts durch die Schöpfung der Materie hindurch zur Klarheit des selbstbewußten Geistes aus eigener Kraft empor-

arbeitet) als den Schöpfer seiner selbst und der Welt hinstellt. Denn die Auskunft Kant's, daß es Dinge an sich gebe die vom Denken überhaupt unabhängig seien, wurde von Fichte (Bestimmung des Menschen S. 159) sehr richtig mit der Bemerkung vollständig abgewiesen: »das Ding an sich ist ein Gedanke, der — ein stattlicher Gedanke sein soll, und welchen doch Niemand gedacht haben will.«

Es scheint demnach keinen Ausweg zu geben als den, daß alles Existirende durch den sich selbst schaffenden Geist zugleich mitgeschaffen sei — denn der Geist kann nur existiren als durch sich selbst geschaffen, weil er so lange überhaupt nicht existirt als er sich nicht denkt und also durch sein Sichdenken erst entsteht, da von jedem Sein das nicht gedacht würde, doch zu reden, ja ein Reden von Nichts wäre; die Welt aber muß der Geist zugleich mitschaffen, weil auch von ihr gar keine Rede sein kann als von einem Seienden, wenn sie nicht vorher gedacht worden ist; nur dann aber, und nur so kann sie gedacht werden, wann und wie der Geist sie in sich producirt hat, wann und wie sie in sein Bewußtsein eingetreten ist. So lehren in der That unsere neuesten Philosophenschulen: das Denken schafft sich seinen Leib, die Welt, welche also nur der nach Außen projicirte Verstand, das äußerlich gewordene Product des Denkprozesses selbst ist.

Wie diese ganze Ansicht auf einer im Grunde sehr einfachen Reflexion ruht, die man nur in ihrer ganzen Schärfe festzuhalten hat um die Consequenzen richtig zu ziehen, so fehlt es denen die bei derselben stehen bleiben auch nur an einer eben so einfachen Betrachtung anderer Art, die aber ebenfalls mit aller Präcision aufgefaßt und durchdacht sein will um von der Unhaltbarkeit jener ersteren zu überzeugen. Sie ist folgende. Der Satz aus welchem aller Idealismus hervorgeht ist dieser: Was außerhalb und jenseits jedes möglichen Bewußtseins liegt ist nicht einmal ein möglicher Gegenstand des Denkens, sondern ein reines Nichts; und um-

gekehrt: nur was ein möglicher Gegenstand des Denkens ist kann existiren, und es kann nur existiren gerade durch und für das Denken. Dieser letztere Satz fällt im Wesentlichen zusammen mit dem im zweiten Dialoge von Berkeley (Three dialogues in opposition to sceptics and atheists, Lond. 1776) geführten Beweise für das Dasein Gottes, über dessen Richtigkeit zu entscheiden nicht dieses Orts ist.

Fassen wir den ersten Satz scharf ins Auge, so folgt aus ihm allerdings unmittelbar der zweite, welchen schon Fichte, wie erwähnt, ganz richtig ableitete, daß von Dingen an sich als von Undenkbarem gar keine Rede sein kann, aber es folgt eben so unmittelbar — nicht etwa wie Fichte und der ganze neuere Idealismus wollte, daß das wahrhaft Wirkliche ein System von Gedanken sei, sondern daß die Erkenntniß nur Gedanken zu ihren möglichen Gegenständen haben könne, daß vom Objectiven als solchem, vom Sein als Sein gar nicht gesprochen werden könne, sondern nur von den Begriffen durch die wir es auffassen, daß objective Erkenntniß im strengen Sinne als eine Erkenntniß von Wirklichkeiten gar kein möglicher Gedanke sei. Der Idealismus war, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, nicht idealistisch genug, er war nicht consequent: denn er leugnete in seinem Grundsatze die Möglichkeit wirkliche Dinge zu erkennen, ja von ihnen nur zu reden, und in seinen Folgerungen behauptete er doch vom Wirklichen erkannt zu haben, daß seine Wahrheit im Begriffe oder in dem Systeme der Begriffe zu finden sei. Schon der zweite Satz, den wir oben als den umgekehrten angeführt haben, enthält diese Mißdeutung, denn er spricht vom Existirenkönnenden, nicht vom bloßen Begriffe desselben. Diese Mißdeutung lag nahe, weil man trotz jenes idealistischen Grundsatzes nicht loskommen konnte von der Neigung des gemeinen Bewußtseins, das vom Denken eine Auskunft erwartet, nicht sowohl über Gedankenzusammenhang nach Begriffen, sondern über wirkliche Dinge.

Wir leben blos in einer Gedankenwelt; die wirkliche, welche wir als reale vor uns zu haben glauben, ist immer nur unsere Gedankenwelt, und unsere Erkenntniß kann, wie jede andere von der wir uns eine Vorstellung zu machen im Stande sind, nichts thun als die ihr gegebene Gedankenwelt ordnen und discipliniren. Dies allein ist das wahre und bleibende Resultat des Idealismus.

Der Grundfehler der modernen Philosophie von Fichte bis Hegel liegt demnach darin, daß sie eine objectiv existirende Welt, von der sie als von einem Ungedanken gar nicht mehr hätte reden dürfen, wirklich annahm und sie nur zu einer reinen Begriffswelt machte. Dies erzeugte den neuen Fehler, daß Alles leider nur zu begreiflich wurde. Die wirkliche Welt war ein reiner Denkproceß, man brauchte also nur frisch weg anzufangen zu denken, so mußte die Entwickelung des Denkens zugleich die Entwickelung der Welt sein, wie man ja namentlich bei Hegel gesehen hat. Der Sprung ins Absolute hinein war jetzt ganz unvermeidlich, er wurde gemacht, und zwar von Fichte an mit steigender Kühnheit; denn da alles Sein vom Denken geschaffen wird und mit ihm commensurabel sein muß, so bedarf es nur eines freiwilligen kräftigen Aufschwunges zum wahren Erkennen, das dann ganz von selbst fortgeht. Begreiflicher Weise kam es aus der Mode von Grenzen der menschlichen Erkenntniß zu reden, was man sonst wohl ernstlich gethan hatte; denn man war jetzt in den Besitz eines Wissens gelangt, nach dessen Erwerb die Menschheit theoretisch nichts mehr oder doch nichts Bedeutendes mehr zu thun hat, praktisch aber nur noch die Aufgabe verfolgen kann die Wissenschaft ins Leben einzuführen und dieses zu genießen. Daher fiel der theoretische Idealismus herunter in praktischen Materialismus und kam hier und da zum sogenannten gesunden Menschenverstande zurück. Das traurige Schauspiel liegt vor Aller Augen; wir dürfen uns die Mühe sparen das widerliche Bild zu malen.

Aller bisherige Idealismus hat seine eigene Grundbehauptung mißverstanden und falsch angewendet. Dies noch klarer zu machen dienen vorzüglich zwei Bemerkungen, die eine über die Fortbildung der menschlichen Erkenntniß, die andere über das sogenannte objective Erkennen.

Angenommen es gebe eine wirkliche Welt, und diese wirkliche Welt sei ihrer Wahrheit nach ein reiner Denkproceß, so würde doch die Behauptung, daß der Mensch im Stande sei diesen objectiven Denkproceß zu erkennen, ganz ungerechtfertigt sein. Die allmälige Entwickelung des menschlichen Bewußtseins, beim Einzelnen sowohl als in der Geschichte der Philosophie, zeigt unwidersprechlich daß der menschliche Denkproceß vom Weltdenkproceß, wenn es einen solchen giebt, völlig verschieden ist. Denn obgleich es richtig ist daß Alles was jenseits jedes möglichen Bewußtseins liegt, gar kein Gegenstand, sondern das reine Nichts ist, so hat doch das Bewußtsein selbst (sowohl das des gemeinen Mannes als das des Philosophen, und nach der Behauptung des modernen Idealismus das der Welt) verschiedene Entwickelungsstufen von der Art, daß das was für die eine derselben jenseits liegt, für ein anderes keineswegs transscendent ist, sondern in dasselbe fällt. So z. B. macht das gemeine Bewußtsein keinen Gegensatz zwischen unseren Empfindungen und den objectiven Eigenschaften der Dinge, sondern hält beide für identisch; ein höheres Bewußtsein dagegen, für das jenes niedere selbst wieder Gegenstand wird, macht diesen Gegensatz allerdings. Gleichwohl zu behaupten (was der moderne Idealismus, wenn er consequent wäre, offenbar thun müßte, da der Mensch für die höchste Spitze des sich entwickelnden Weltbwußtseins von ihm ausgegeben wird), daß der erwähnte Gegensatz zwischen der Empfindung und dem Dinge erst durch die Fortbildung des menschlichen Bewußtseins zu dieser Einsicht objectiv entstanden und geschaffen worden sei, daß also vor der Erhebung desselben auf diese höhere Stufe die Empfindung und das Ding in

der That Eins und Dasselbe gewesen seien — dies wäre eine handgreifliche Absurdität, denn der Denkproceß der einzelnen wie vieler Menschen und seine Fortbildung ist und bleibt stets individuell und subjectiv, die Fortbildung zu der Einsicht in den angeführten Gegensatz geschieht bei dem Einen früher, bei dem Andern später, bei den Meisten gar nicht. Das menschliche Denken kann also zwar auf verschiedenen Stufen stehen, kann sich von einer zur andern fortbilden, aber es ist und bleibt immer das Denken eines Menschen, der nichts thut als daß er seine eigene Begriffswelt in Ordnung bringt, er heiße nun Fichte, Schelling, Hegel oder sei ein Schüler; sein Denken kann nie zum Weltdenkproceß selbst werden, und die Versicherung eine solche Stufe erstiegen zu haben auf welcher sich jener Proceß im menschlichen Denken abbilde, bleibt eben eine Versicherung, die sich durch gar nichts begründen läßt und deshalb nicht den geringsten Werth hat.

Ob der Kreis des menschlichen Denkens ein beschränkter oder ob dieses auf seiner höchsten Entwickelungsstufe absolute objective Erkenntniß zu erreichen fähig sei, läßt sich durch menschliches Denken offenbar nicht entscheiden, und selbst die Frage darnach ist schon lächerlich, weil sie voraussetzt, daß dieses Denken über seinen Kreis hinauszugehen und sich gleichsam außerhalb seiner selbst zu stellen im Stande sei um sich zu beurtheilen, wobei es völlig gleichgültig bleibt, ob dieser Kreis in der That in gewisse Grenzen eingeschlossen oder ob er unendlich ist. Objectives Erkennen im strengen Sinne, von dem der neuere Idealismus so viel gesprochen hat, ist seiner eigenen Grundbehauptung nach als ein Erkennen des Wirklichen eine Ungereimtheit. Sollte es möglich sein, so könnte es nur ein Denken Gottes sein, das seine Gegenstände erst schafft in dem Denken und durch dasselbe. So viel daher auch ein menschlicher Denker sich und Anderen davon vorsprechen möchte, er wird doch immer als einfaches Factum zugeben müssen, daß kein menschliches Denken und also auch

nicht das seinige seine Gegenstände erst schaffe. Es liegt vielmehr im Begriffe des Erkennens, daß es Gegenstände sich gegenüber habe, daß ihm Gegenstände gegeben und diese außer dem Acte des Erkennens selbst gelegen seien, wenn nicht das Erkennen zu seinem eigenen Gegenstande gemacht wird, d. h. wenn nicht an die Spitze der Philosophie Vernunftkritik treten soll, welche bekanntlich der neuere Idealismus nicht will, und die überdies nach dem Vorigen als unmöglich erscheinen wird. Sind aber die Gegenstände dem Erkennen gegeben, und sind sie überdies unabhängig vom Acte des Erkennens selbst, so können sie nicht erst durch diesen hervorgebracht werden; denn würden sie dies, so ständen vor diesem Schöpfungsacte entweder dem Erkennen seine Gegenstände schon gegenüber ehe sie noch vorhanden wären, oder wir hätten ein Erkennen ohne Gegenstand, ein Erkennen von Nichts. Schelling selbst ist in seiner Behauptung der Identität des Idealen und Realen nicht so weit gegangen zu versichern, daß er durch sein Denken erst Gott geschaffen habe, was er freilich von der Natur behauptet: »Ueber die Natur philosophiren heißt die Natur schaffen.« (Erster Entwurf eines Systems der Naturphil. von 1799 S. 6.) Wer sieht aber da nicht, daß entweder Schelling nicht von sich rede (und von wem redet er dann?) oder daß die Phrase eben blos eine Phrase sei? Das Resultat ist leicht zu ziehen: menschliches Denken das seine Gegenstände selbst macht, ist Dichtung. Suchen wir also einen anderen Weg.

§. 1.

Soll aus dem natürlichen Bewußtsein des Menschen, das ein äußeres Sein als ein objectiv Wirkliches sich gegenüber findet, sich ein höheres entwickeln, soll eine Fortbildung desselben geschehen, so ist dies blos von dem Boden jenes gemeinen Bewußtseins aus möglich; die Fortbildung muß an dasselbe unmittelbar anknüpfen und aus ihm hervorwachsen, denn der

nicht philosophirende Mensch hat gar kein anderes Bewußtsein als eben dieses. Ein unmotivirter Aufschwung ins Absolute wäre, wenn er gelingt, das große Loos im Lotteriespiel, die Wissenschaft aber ist nicht dazu da bloße Versuche zu machen auf gutes Glück. Soll eine Fortbildung des Bewußtseins stattfinden auf wissenschaftliche Weise, so ist dies nur möglich, wenn das gemeine Bewußtsein sich über sich selbst hinaustreibt, wenn es sich selbst von seinem eigenen Standpunkte aus für unbefriedigend und unberechtigt erklären muß, wenn es, wie dies Herbart sehr treffend ausgedrückt hat, sich in sich selbst widersprechend findet.

Hierdurch ist uns fürs Erste unser Standpunkt gesichert; nämlich der, daß wir am Anfange unseres Philosophirens durchaus von nichts Anderem ausgehen können als von der vollkommen vertrauensvollen Voraussetzung der Richtigkeit der gemeinen Naturansicht, das heißt der von den Naturwissenschaften ausgebildeten Ansicht, welche die objective Realität der Außenwelt mit allen ihren sinnlichen Qualitäten im Sinne des gemeinen Bewußtseins durchgängig festhält. Ob wir auf diesem Boden stehen bleiben dürfen, ob wir ihn verlassen müssen, kann sich erst im Laufe der Untersuchung ergeben. Willkürlich von ihm uns zu entfernen, auch wenn diese Entfernung eine vorgebliche Erhebung über ihn sein sollte, wäre unverantwortliche Unbesonnenheit; nur die Nothwendigkeit unseres Denkens der wir uns ganz hinzugeben haben, darf uns von ihm verdrängen.

Sollen wir jedoch eine vorläufige Muthmaßung darüber wagen, ob wohl die wissenschaftliche Fortbildung des natürlichen Bewußtseins zu einer Ansicht wird führen können die dem neueren Idealismus ähnlich ist, so können wir dies nur höchst unwahrscheinlich finden. Denn abgesehen davon daß selbst der starrste unter den Idealisten anerkannte, »der Idealismus könne nie Denkart sein, sondern er sei nur Speculation« (Fichte, zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre

Wke. I. p. 455 Anm.), d. h. auch dem strengsten Denker bleiben in der Praxis des wirklichen Lebens stets die Dinge gegenüber als ein objectiv Wirkliches, so ist auch gar nicht zu begreifen wie ein Denken selbst nur möglich sein sollte, dem kein Gegenstand gegeben wäre, ein Denken, das aus einem reinen Denken, welches streng genommen ein Denken von Nichts ist, zu einer Erfüllung käme, indem es sich selbst einen Inhalt, ja allen Inhalt entstehen ließe. Ein reines Denken ist für uns wenigstens gar nicht denkbar, noch weniger ein schöpferisches, denn diesem müßte ein reines vorausgegangen sein. Doch genug davon, denn selbst das bisher Gesagte wäre unerträglicher Ueberfluß, wenn nicht die Extravaganzen der modernen Philosophie solche Auseinandersetzungen nöthig machten.

Ausgehend von der Weltansicht des natürlichen Menschen fragt es sich, ob eine Fortbildung derselben nothwendig und, wenn sie nothwendig, wie sie möglich sein wird. Des Beweises daß sie nothwendig sei, dürfen wir uns überheben, da derselbe mehrfach bereits geführt und meisterhaft geführt worden ist. Wer ihn verlangt kann ihn unter den Aelteren am besten bei Berkeley und Hume, unter den Neueren bei Fichte (hauptsächlich im ersten Theile der Bestimmung des Menschen) und bei Herbart (in der Einleitung in die Philosophie) finden. Es fragt sich also nur, wie eine solche Fortbildung zu Stande kommen könne.

Auf diesem Standpunkte des Anfangs der Philosophie haben wir, ganz eingeschlossen in das Gebiet des natürlichen Denkens, zunächst die logischen Gesetze anzuerkennen an welche sich dasselbe faktisch gebunden findet. Wer dies nicht thut hat keinen festen Boden mehr unter sich, denn sein Denken ist entweder gänzlicher Gesetzlosigkeit preisgegeben, ist ein bloßes Phantasiren, oder er behauptet daß das speculative Denken anderen Gesetzen folgen müsse als das gemeine, und dann hat er dies erst zu erweisen bevor ein Streit mit ihm nur

möglich ist, denn jeder Streit kann sich in letzter Instanz nur auf Denkgesetze berufen. Unterzieht er sich einem solchen Beweise nicht, so ist jene Behauptung, so lange dies nicht geschieht, eine blos subjective Meinung die vielleicht für ihn von großem Werthe, für alle Anderen aber von gar keinem sein kann, so daß nichts übrig bleibt als ihn zu bitten diese Anderen in Ruhe zu lassen, so wie sie ihn ignoriren müssen und werden, wenn sie verständig sind. Uebernimmt er es aber einen solchen Beweis zu führen, so erkennt er hiermit vorläufig wenigstens, nämlich für das gemeine Denken von dem auch er ausgeht und anhebt, die Berechtigung der logischen Gesetze an — denn sonst würde er voraussetzen was er erst zu beweisen sich anheischig gemacht hat — und hat von hier aus zu zeigen daß diese Gesetze in sich selbst widersprechend und undenkbar sind. So lange dies noch nicht geschehen ist, sind und bleiben sie wie in den Naturwissenschaften von jeher, so in der Philosophie durchgängig normgebend für den Fortschritt des Denkens. Von unserer Seite würde es ebenso ein willkürlicher Machtspruch sein, wenn wir von vorn herein die Unmöglichkeit behaupteten daß sich die Gesetze des gemeinen Denkens je als ungültig erweisen ließen; da wir aber am Anfange der Wissenschaft ganz auf dem Standpunkte des natürlichen Menschen stehen und auf einem anderen Boden zu Anfange gar nicht stehen können, so müssen wir eben hier mit der Wahrheit der gemeinen Naturansicht auch die Richtigkeit der logischen Gesetze voraussetzungsweise annehmen, nach denen sie sich gebildet hat und die sie in ihrer feineren Ausarbeitung durch die empirischen Wissenschaften mit unbeugsamer Gleichgültigkeit gegen alles sogenannte Speculiren energisch festhält.

Wiederholen wir jetzt unsere obige Frage: Wie ist eine Fortbildung der gemeinen Weltansicht von der Art möglich daß diese Ansicht selbst uns über sich hinausführe und zum Fortschritt im Denken nöthige? — Die Naturansicht der

eracten Empirie besteht im Wesentlichen darin, daß eine Natur, eine objectiv reale Welt als ein höchst verwickelter Compler verschiedener Materien und Kräfte eristire, die nach ewig unwandelbaren Gesetzen auf einander wirkend und in einander eingreifend gewisse Producte hervorbringen, deren eines, der Mensch, ebenfalls nach ewig nothwendigen Gesetzen, alle übrigen und sich selbst in der angegebenen Weise, nämlich als einen Theil jener objectiv realen Natur, auffaßt und ihrem wahren Wesen nach zu erkennen im Stande ist. Daß diese Ansicht an vielen Mängeln leide und sich selbst, so wie sie ist, durchaus nicht genügen könne, ist leicht genug zu zeigen, wenn man sich auf den Versuch einer Analyse der in ihr vorkommenden Hauptbegriffe, Materie, Kraft, Gesetz, Product, Erkenntniß, einlassen will.

Die Frage nach der Art und Weise auf welche die Fortbildung dieser Ansicht geschehen solle, treibt uns zu der weiteren Frage nach dem Anfangspunkte von welchem die nöthige Umgestaltung ausgehen solle. Die Beantwortung der letzteren ist einfacher und leichter. Es wird nämlich von jener Ansicht behauptet daß der Mensch es sei, welcher sie aufstelle und gerade in dieser Weise aufzustellen sich genöthigt finde. Die eracte Empirie gesteht sich selbst, daß sie nur Gesetze der Phänomene suchen und finden könne, Gesetze der Natur, wie diese dem Menschen erscheint und nothwendig erscheint, weder Gesetze eines leeren Scheines, noch Gesetze einer Welt, die etwa jenseits der Erscheinungen läge. Vielmehr weiß sie von einer solchen ganz und gar nichts, weder ob sie eristire noch ob sie auch nur denkbar sei. Es macht diese Naturansicht gar keinen Gegensatz zwischen Sein und Erscheinung, daher es unstatthaft ist von diesem Gegensatze selbst in der Philosophie auszugehen, denn man würde damit über den empirischen Boden bereits sich hinwegsetzen. Wesentlich dabei ist aber dies, daß die Auffassung der Welt durch den Menschen geschieht. Der einzig mögliche Anfangspunkt für die Fortbildung der

gemeinen Weltansicht ist daher die Betrachtung des Menschen selbst, insofern er eben dieses Medium ist durch welches die Auffassung geschieht, das heißt, insofern er empfindendes, vorstellendes, denkendes Wesen ist *); denn als ein solches müssen wir ihn der natürlichen Ansicht der Dinge gemäß voraussetzen.

§. 2.

So hat sich uns denn die allgemeine Aufgabe der philosophischen Grundwissenschaft, der Psychologie, ergeben. Sie besteht in nichts Anderem als in der Darstellung des nothwendigen Entwickelungsganges den die Weltansicht des natürlichen Menschen nimmt und nehmen muß. Durchgängige Gesetzmäßigkeit setzt die von den empirischen Naturwissenschaften ausgeprägte Ansicht für alle Phänomene voraus. Um uns von dem Boden derselben nicht zu entfernen, haben wir daher dieselbe Voraussetzung für die psychischen Phänomene zu machen, und eben diese Gesetze sind es, deren Auffindung von der Psychologie verlangt wird und deren Zusammenwirken sie darlegen soll.

Erst wenn dieses Problem gelöst ist, wenn wir das was den psychologischen Gesetzen gemäß nothwendiges Resultat jedes menschlichen Bildungsganges ist, in aller Schärfe aufgestellt haben, wird die zweite Frage aufgeworfen und beantwortet werden können, ob die als nothwendiges Product des menschlichen Denkens bereits begriffene Naturansicht einer weiteren Correction noch fähig sei oder nicht.

An die Aufstellung der Aufgabe knüpft sich die Frage nach der Möglichkeit ihrer Lösung und nach den Mitteln zu

*) Eine ausführliche Begründung und Entwickelung dieses Satzes mit Rücksicht auf die hauptsächlichsten Einwendungen gegen denselben findet sich in meiner »Grundlegung der Psychologie« p. 111—126. Hier mag es daher genügen, ihn ohne alles Nebenwerk mit der Evidenz auftreten zu lassen, die er, wie mir scheint, in seiner natürlichen Einfachheit für sich selbst besitzt.

derselben. Die Naturforschung pflegt die Möglichkeit der Wissenschaft welche sie aufzubauen beabsichtigt, nicht durch eine Voruntersuchung außerhalb der Wissenschaft selbst festzustellen, sondern liefert den factischen Beweis für die Möglichkeit durch die Wirklichkeit. Ein anderer Beweis würde in der That auch nicht zulänglich sein, denn er könnte nur geführt werden aus einem bereits als gültig vorausgesetzten Begriffe von der Natur der psychischen Functionen, über die uns erst eine fertige Psychologie würde belehren können. Unmöglich würde diese Wissenschaft nur sein unter drei Bedingungen: 1) wenn es keine Stetigkeit in der Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt gäbe, oder 2) wenn die Entwickelung nicht an unwandelbare Gesetze gebunden wäre — wobei der doppelte Fall denkbar sein würde, daß entweder alles Geistesleben regellos und willkürlich, oder die Gesetze denen es folgte für jeden einzelnen Menschen individuell verschieden wären, so daß sich von der Gesetzmäßigkeit des einen nicht schließen ließe auf die des anderen — oder endlich 3) wenn diese Gesetze dem Menschen nicht erkennbar, sondern für ihn transscendent wären. Der erste Fall wie der zweite mit seinen Unterabtheilungen würde entweder alle Naturphänomene oder einen Theil derselben dem absoluten Zufalle preisgeben, und somit die Basis aller Wissenschaft, insbesondere aber der Naturwissenschaft aufheben, auf der wir allein hier fortbauen können. Besonders würde die Annahme daß es keine allgemeingültigen Gesetze gebe, sondern jedes Individuum an andere Gesetze seiner Entwickelung gebunden sei, alle Verständigung mit Anderen aufheben und mit dieser auch jede Möglichkeit eines verständigen Streites. Der letzte Fall aber, daß es zwar allgemeine Gesetze der Geistesentwickelung gebe, sie aber dem Menschen nicht erkennbar seien, würde ebenso wie die Behauptung des Gegentheils eine leere Hypothese sein, die nur durch die Wissenschaft selbst sich bestätigen oder widerlegen ließe, eine Hypothese die durchaus unerweislich bleiben muß, weil der Be-

weis der Nichterkennbarkeit jener Gesetze sich nur auf Sätze stützen könnte welche selbst Gesetze unseres Denkens wären, ja die Behauptung dieser Nichterkennbarkeit selbst würde, wenn sie richtig wäre, das erste wirklich erkannte Gesetz unseres Geisteslebens hiermit ausgesprochen haben.

Einer vierten denkbaren und leider nur zu oft wirklich gemachten Annahme ist im Vorigen noch nicht Erwähnung geschehen, nämlich derjenigen, daß unser Geistesleben theilweise einer festen Gesetzmäßigkeit unterworfen sei, theilweise aber auch nicht, weil es ein Princip der Willkür in sich trage durch das es sich als ein freies von dem der Nothwendigkeit unterworfenen Naturleben unterscheide. Es kann diese Hypothese nur im Laufe der Psychologie selbst ihre Beurtheilung erfahren, wir verweisen daher auf das Spätere und bemerken hier beiläufig nur so viel, daß gerade diese Annahme es hauptsächlich ist, durch welche der bis auf den heutigen Tag unlösbar scheinende Dualismus seit Cartesius die Philosophie verdorben, und in den neuesten Zeiten die monströsen Systeme herbeigeführt hat deren wir schon gedacht haben. Für den Standpunkt des naturwissenschaftlichen Realismus wird jener Dualismus von selbst verschwinden müssen, da der Geist mit seinen sämmtlichen Funktionen ihm nicht als etwas der Natur und ihren Gesetzen ursprünglich Fremdes und denselben Enthobenes, sondern nur als ein Wesen erscheinen kann das in allen seinen Thätigkeiten den anderen Naturproducten der Form nach homogen ist.

Sehen wir uns also am Anfange unserer Wissenschaft, unbesorgt über die Möglichkeit derselben, nach den Mitteln um sie selbst aufzubauen. Da wir ganz auf dem Boden der Naturforschung stehen, so kommt uns sogleich diese mit ihren Hülfsmitteln entgegen. Die Verbindung der psychischen Funktionen mit den somatischen ist unleugbar eine so innige, daß es mehr als Unverstand sein würde die von jener Seite gebotenen Anknüpfungspunkte zu verschmähen, und ohne sorg-

fältige Prüfung der durchdachtesten Ansichten vom Seelenleben welche wir bei den Physiologen finden, sogleich zur Ausbildung einer Theorie desselben auf eigene Hand fortzugehen. Diese Prüfung ist von mir zwar anderwärts schon angestellt worden, doch werden wir wohl daran thun im ersten Abschnitte einen Rückblick auf sie zu werfen bevor wir den Begriff der Seele feststellen. Beschränken wir uns an dieser Stelle daher auf die Anführung des gefundenen Resultates, daß die materialistische Erklärung der psychischen Erscheinungen unzulänglich sei und die Psychologie von der Physiologie keine weitere Hülfe annehmen könne als theils die allmälige Enträthselung der Empfindung, die als ein in den Nerven vorgehender Proceß von der Psychologie nur als ein Gegebenes aufgenommen, nicht aber erklärt werden kann und darf, theils den aus physiologischen Thatsachen selbst zu liefernden Nachweis daß die empirische Naturforschung der Annahme einer Seele, als eines besonderen Centralwesens im Nervensystem, nicht nur nicht entgegen sei, sondern selbst auf sie hinführe, wenn auch nicht als auf eine nothwendige, doch als auf eine wahrscheinliche Voraussetzung. Was außerdem als Mittel zum Aufbau einer wissenschaftlichen Psychologie dienen kann, liegt außerhalb des Gebietes der empirischen Naturforschung und gehört ganz und gar der inneren Erfahrung an, die nur durch Selbstbeobachtung gewonnen wird.

Mit dieser letzteren kommt für die Psychologie eine Reihe ganz eigenthümlicher Schwierigkeiten herbei. Nichts scheint dem Menschen näher zu liegen als sein eigenes Ich, denn beständig ist er mit sich selbst zusammen, und er ist es stets unmittelbar, während alles Aeußere nur durch dieses Medium auf ihn und er auf dasselbe zurückwirkt. So sehr sich aber auch dieses Ich praktisch oft in den Vordergrund drängt, so sehr pflegt es sich der theoretischen Forschung zu verbergen. Schon die Bemerkung, wie Weniges im Verhältniß zu den Schätzen des Gedächtnisses auf einmal im Bewußtsein gegen-

wärtig ist und wie sich auch dieses Wenige großentheils unserer beobachtenden Aufmerksamkeit entzieht sobald wir dieselbe einem Punkte ausschließlich zuwenden, reicht hin um uns die Resultate der Selbstbeobachtung nicht zu sehr überschätzen zu lassen. Je mehr wir uns bemühen recht scharf den Lauf unserer Gedanken zu beobachten, desto weniger natürlich und ungestört fließen sie ab. Die Handlung deren einzelne Theile wir gesondert und recht fest ins Auge zu fassen bestrebt sind, kommt uns unter der Hand unwillkürlich zum Stillstand: je tiefer wir in uns hineinsehen, desto rascher verschwindet das Sichtbare, und bald finden wir uns auf gänzliche Gedankenlosigkeit reducirt. Ist das zu Beobachtende etwa gar ein stürmendes, drängendes Gefühl oder eine Stimmung, so wird es entweder zerstört durch die Beobachtung, oder es verhindert das Aufkommen derselben.

So scheint denn Selbstbeobachtung im strengen Sinne etwas Unmögliches zu sein in der Praxis, und sogar durch die theoretische Betrachtung findet sich dies bestätigt. Die Selbstbeobachtung würde eine innere Trennung des Gemüthes in zwei Theile, einen beobachtenden und einen beobachteten erfordern, die sich nur dann neben einander würden halten können, wenn die psychologische Theorie das reale Nebeneinanderbestehen verschiedener Seelenkräfte behauptet, z. B. eines inneren Sinnes neben dem Gedächtniß, so daß dann jener mit Muße besehen könnte was sich in diesem aufgespeichert fände. Schon hier werden wir — um dies beiläufig zu bemerken — auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die sämmtlichen psychischen Zustände an einen einzigen untheilbaren Punkt anzuknüpfen, und von hier ausgehend zu erklären, denn die innere Erfahrung zeigt uns wohl ein Zusammenwirken, nicht aber ein getrenntes Bestehen der verschiedenen Gemüthskräfte. Verfolgen wir den Begriff der Selbstbeobachtung weiter, so zeigt sich dasselbe nur noch in auffallenderer Weise. Es liegt in demselben offenbar die Behauptung, daß das Beobachtende mit

dem Beobachteten identisch sei, logisch ein Widerspruch, metaphysisch eine Unmöglichkeit. Denn der Beobachtende ist selbst wieder ein psychisches Phänomen und müßte also ebenfalls wieder beobachtet werden, und so fort ins Unendliche, wenn die Selbstbeobachtung vollständig sein und ihrem Auge nichts von dem entgehen sollte was im Inneren sich ereignet. Das leicht zu ziehende Resultat ist dieses, daß durch die Beobachtung selbst überall unvermeidlich ein Beobachtungsfehler entsteht, der, wenn durch irgend etwas, nur durch unaufhörliche Wiederholung und Uebung einigermaßen verbessert, niemals aber völlig überwunden werden kann. Genau lassen sich daher überhaupt nur die psychischen Zustände beobachten, welche wir willkürlich oft in uns hervorzurufen im Stande sind und durch welche der Gang unseres reflectirenden Denkens nicht bedeutend gestört wird. Dagegen kann man dem Verlaufe seiner Affecte und Leidenschaften gar nicht zusehen, aus Gründen die sich erst später vollständig entwickeln lassen.

Unter diesen Umständen liegt der Gedanke nahe, daß die wesentlichen Mängel der Selbstbeobachtung sich wohl durch erzählte Erfahrungen Anderer oder durch eigene Beobachtungen ihrer psychischen Zustände würden verbessern lassen. Allein auch diese Hoffnung geht nur in sehr beschränkter Weise in Erfüllung. Denn von den inneren Zuständen Anderer können wir nur etwas erfahren durch die richtige Deutung äußerlich hervortretender Zeichen, entweder der Worte oder der Mienen die wir als die Wirkungen jener betrachten dürfen. Der Menschenkenner wird leicht die große Gefahr des Irrthums eingestehen die dieser Umweg herbeibringt, obwohl zuzugeben ist daß Manches, und gerade Einiges von dem was an uns selbst zu beobachten unmöglich ist, auf diese Art unserem Verständniß zugänglich wird. Dagegen ist aber auch auf der anderen Seite nicht zu verschweigen, daß gerade die feineren Nüancen der Gefühle und Stimmungen sich weder durch Worte beschreiben, noch in Geberden vollständig und sicher lesen las-

sen, daß die Tiefe des Gemüthes überhaupt gar nicht in der Außenwelt durch irgend ein Zeichen erscheinen, und deshalb an Anderen nur vermuthungsweise erkannt werden kann. Hierzu kommt daß ein Jeder für die Deutung der äußeren Zeichen keinen Anhaltspunkt hat als seine eigenen inneren Zustände. Wenn diese Deutung nun auch wirklich im Allgemeinen wegen der Gleichheit der psychologischen und physiologischen Gesetze für alle Menschen richtig ausfällt, so ist doch offenbar daß sie fast durchgängig viel zu weit ausgedehnt wird. Am leichtesten und sichersten erkennen wir natürlich an Anderen unsere eigene Denkungsart und solche Gemüthslagen die wir selbst erfahren haben, aber viel zu voreilig erklären wir größtentheils fremdes Denken und Handeln nach dergleichen Analogieen mit dem unsrigen. Eine genauere Betrachtung der verschiedenen Stände und Temperamente der Menschen, so wie der eigenthümlichen Gemüthslagen z. B. des Dichters, Schauspielers, Musikers, Malers während sie productiv sind, kann uns vor Unvorsichtigkeit warnen. Die weitere Ausführung dieses Gegenstandes mag hier übergangen werden, weil sie wichtiger ist für praktische Zwecke als für die psychologische Theorie.

Erscheint demnach die Beobachtung Anderer nur als ein höchst secundäres Hülfsmittel zur Ermittelung psychologischer Thatsachen, weil wir alles Fremde, selbst die leblose Natur, nur nach der Analogie mit unserem individuellen Selbst beurtheilen können, obwohl anzuerkennen ist daß uns das Eigene oft erst durch das Anschauen des Fremden zu gehöriger Deutlichkeit auseinandertritt, so bleibt die Selbstbeobachtung als der einzige Hauptweg übrig auf welchem wir die unendliche Mannigfaltigkeit des freilich zunächst noch völlig ungeordneten psychologischen Stoffes kennen lernen können. Die Hauptschwierigkeiten derselben lassen sich auf zwei Punkte reduciren: erstens, daß unser inneres Leben sich in einem beständigen Flusse befindet dessen Wellenbewegungen sich durch keine

Anstrengung des Denkens fesseln lassen; zweitens, daß der Gegenstand der Beobachtung ein rein innerlicher ist, sich auch größtentheils an nichts Aeußeres unmittelbar anheften läßt und überhaupt nicht anschaulich darstellbar ist wie die Gegenstände der empirischen Naturforschung. Dieser letztere Umstand wird für die Psychologie deshalb ein so bedeutendes Hinderniß, weil die Sprache, die sich ganz nach dem Bedürfniß des praktischen Lebens und nach der Bildungsstufe des Volkes richtet dem sie angehört, oft mehrere Bezeichnungen psychischer Phänomene geschaffen hat die man vergebens sich bemühen würde auf verschiedene innere Vorgänge zu deuten, oft aber auch Gemüthszustände die ihrer inneren Natur nach sehr verschieden sind, unter einem und demselben oder mehreren ähnlichen Namen zusammengefaßt hat. Die Sprache bezeichnet auch hier oft nur symbolisch, wodurch die Dunkelheit der Sache noch vermehrt wird, die an sich schon dadurch groß genug ist daß sich Seelenzustände nicht neben einander stellen und unter sich vergleichen lassen wie äußere Gegenstände.

§. 3.

Die mancherlei Schwankungen und Unsicherheiten denen hiernach schon die Selbstbeobachtung eines und desselben Menschen unterliegen muß, macht natürlich die Resultate derselben für Andere noch unzuverlässiger. Sollten daher dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung zur Grundlage der Psychologie dienen, so würde man sich wohl schwerlich der Hoffnung hingeben dürfen daß diese jemals sich zu einer Wissenschaft werde erheben können. Dies sah Kant sehr richtig ein und äußert sich darüber (Ueber Philosophie überhaupt Wke. ed. Rosenkranz I. p. 607) so: »Psychologisch beobachten, mithin Stoff zu künftigen systematisch zu verbindenden Erfahrungsregeln sammeln ohne sie doch begreifen zu wollen, ist wohl die einzige wahre Obliegenheit der empirischen Psychologie, welche schwerlich jemals auf den Rang einer philosophischen Wissen-

2*

schaft wird Anspruch machen können.« Kant unterließ es daher auf das Studium empirischer Psychologie tiefer einzugehen (rationale aber glaubte er als unmöglich erwiesen zu haben), und er that wohl daran. Dies hinderte jedoch nicht daß seine Nachfolger auf diesem Felde um so fleißiger waren und sich durch dieses unfruchtbare Geschäft keinen geringen Ruhm erwarben.

Dergleichen empirische Psychologie nun ist es ganz und gar nicht die wir hier suchen. Keineswegs nämlich ist Alles was Gegenstand einer mehr oder minder scharfen Selbstbeobachtung werden kann, deshalb schon geeignet einer Wissenschaft als Basis zu dienen, sondern unter allen Vorgängen der inneren Erfahrung wird sich dies nur von denen erwarten lassen, welche willkürlich oft mit dem größten Grade der Schärfe von uns beobachtet werden können dessen die Selbstbeobachtung überhaupt fähig ist — von den Sinneswahrnehmungen. Diese sind zugleich diejenigen psychischen Phänomene, welche wir als wesentlich gleich bei gleich organisirten Geschöpfen vorauszusetzen den meisten Grund haben, da sie die einfachsten von allen sind. Wem eine Art derselben fehlte, der würde unfähig sein eine allgemeingültige Psychologie zu schreiben; wer eine Art mehr besäße als Andere, etwa ein Vermögen der intellectuellen Anschauung, der würde eine für Menschen unbrauchbare, etwa göttliche Psychologie liefern müssen. Alles Uebrige was uns die Selbstbeobachtung zu lehren im Stande ist, kann nicht zu ihren constitutiven Principien gehören, sondern so fest es auch als Thatsache der inneren Erfahrung stehen mag, so darf es doch, wie jedes complicirte Naturproduct, nur als Aufgabe betrachtet werden die ihrer Erklärung erst entgegensieht im Fortgange der Wissenschaft.

Die individuellen Verschiedenheiten der psychischen Erscheinungen zu erklären, kann überhaupt nicht die Absicht der Wissenschaft sein, eben so wenig als selbst eine vollkommen ausgebildete Physik oder Physiologie darauf auszugehen hat, das

Zustandekommen dieses einzelnen Krystalles oder das Wachsthum dieses einzelnen Organismus aus den Bedingungen des vorliegenden Falles vollständig begreiflich zu machen; sondern es sollen in der Psychologie, wie in allen anderen Wissenschaften, nur die generellen Phänomene nach allgemeinen Gesetzen erklärt werden. Was z. B. dem Einen als wünschenswerth erscheint, hält ein Anderer für werthlos. Zu erklären warum dies sich gerade so verhält im einzelnen Falle, ist keine Aufgabe der Wissenschaft, wohl aber, warum ein Wünschen und Werthbestimmen allgemein vorkommt. Daher hat Alles womit uns die Selbstbeobachtung noch außer den Thatsachen der sinnlichen Wahrnehmung bekannt macht,. zunächst nur den Werth für die Wissenschaft, daß wir die verschiedenen Klassen der complicirten inneren Vorgänge kennen lernen, welche als Klassen, d. h. nach ihren allgemeinen, in dem Seelenleben aller Menschen vorkommenden Charakteren, aus den einfachen Actionen begreiflich gemacht werden sollen. Je complicirter eine gewisse Klasse geistiger Phänomene ist, desto mehr differiren die in dieselbe gehörigen Zustände bei den einzelnen Individuen; je einfacher dagegen eine Erscheinung ist, desto übereinstimmender bei Allen tritt sie auf. Deshalb kann das Zusammengesetzte nur klassenweise erklärt werden; ja auch bei dem Einfachsten kommt es nicht auf individuelle Gleichheit, z. B. dieser bestimmten Ton- oder Farbenvorstellung an, deren sich zu versichern man gar kein Mittel besitzt, sondern nur auf die Gleichheit der generellen Charaktere der Vorstellungen. Ebenso sind es auch nur diese welche von der Sprache bezeichnet werden können, weil die Wörter derselben sämmtlich abstract sind und das Concrete nie erreichen; an den Einzelnen aber der Psychologie verstehen will, muß dennoch die Anforderung gemacht werden daß, wenn von psychischen Erscheinungen, einfachen oder complicirten, die Rede ist, er stets an concrete einzelne Vorgänge in seinem Innern denke, die er in seiner Sebstbeobachtung aufzusuchen hat; denn »es giebt

keine allgemeinen Thatsachen; die ächten psychologischen Facta liegen in den augenblicklichen Zuständen der Individuen,« sagt Herbart sehr richtig (Lehrbuch zur Psychol., zweite Auflage, p. 39). Daß er diese wirklich in seinem Bewußtsein finde, das Sehen einer bestimmten Farbennüance oder einen inneren Zustand den er unter die Klasse der Gefühle des Contrastes, unter die Klasse der Affecte, der Begierden u. s. w. zu subsumiren habe, dies wird einem Jeden zugemuthet und kann ihm weder andemonstrirt noch auf irgend eine andere Weise verständlich gemacht werden, wenn er es in sich anders finden sollte. Nur die generellen Phänomene als solche können erklärt, sie können aber nur durch die Beobachtung concreter Fälle als Thatsachen in unserer eigenen Erfahrung gefunden und festgestellt werden.

Wir haben uns Rechenschaft davon gegeben, wie auf der einen Seite die empirische Forschung durch die Lehre vom organischen Leben, auf der andern die Selbstbeobachtung durch scharfe Auffassung der Thatsachen der inneren Erfahrung, der Psychologie dienstbar werden sollen: es entsteht uns die fernere Frage, wie die letztere diese Dienste zu benutzen und welche Methode sie in der Behandlung ihrer Probleme zu befolgen habe.

Es ist schon bemerkt worden daß sich auf Beobachtung allein eine wissenschaftliche Psychologie nie wird gründen lassen. Sie wird also, wenn dies richtig ist, auch nie eine empirische Wissenschaft in dem Sinne werden können, in welchem es Physik, Chemie und alle anderen Wissenschaften sind die sich mit der Erforschung der Gesetze der Erscheinungen im Raume beschäftigen. Daher würde es nicht der richtige Weg zur Erkenntniß psychologischer Gesetze sein, wenn man wie der Chemiker oder Physiolog den Anfang damit machen wollte einen complicirten Vorgang zu analysiren. Denn an den Vorgang selbst wie er im Leben vorkommt, läßt sich nicht herankommen mit der Analyse, sondern im besten Falle gelingt es

nur ihn durch Selbstbeobachtung scharf aufzufassen. Die so gewonnene **Vorstellung** von dem Vorgange allein, das **bloße Bild** desselben im Gedächtniß, würde der Analyse unterworfen werden können; denn nur dieses — im Vergleich zu den räumlich gegenwärtigen Dingen die der Naturforscher untersucht, ein bloßes caput mortuum der Wirklichkeit — hält der Betrachtung still. Hat man dieses Bild nun auch fest und scharf gefaßt, so läßt es sich doch nicht zerlegen, es kann gar nicht gedacht werden als zerfallend in zugleich und neben einander bestehende Elemente, sondern höchstens kann es der Zeit nach getheilt werden in Früheres und Späteres, wenn sich nämlich das Phänomen unserem Bewußtsein als eine Reihe dargestellt hat. Zwar wird man nach der Analogie mit anderen Naturphänomenen zu der Behauptung berechtigt sein, daß jede spätere psychische Erscheinung durch alle früheren mit bedingt oder wenigstens von den Nachwirkungen derselben influenzirt sei; aber es kann (um mich eines Ausdruckes aus der Mechanik zu bedienen) nie gelingen aus der Resultante, die für sich allein und ganz isolirt im Bewußtsein gegeben ist, die Composanten zu erschließen, da sowohl Größe als Zahl und Richtung der letzteren, einzeln genommen unendlich verschieden sein können. Vortrefflich sagt in dieser Beziehung **Kant** (in der Vorrede zu den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaften): »Nicht einmal als systematische Zergliederungskunst oder Experimentallehre kann die empirische Psychologie der Chemie jemals nahe kommen, weil sich in ihr das Mannigfaltige der inneren Beobachtung nur durch bloße Gedankentheilung von einander absondern, nicht aber abgesondert aufbehalten und beliebig wiederum verknüpfen, noch weniger aber ein anderes denkendes Subject sich unseren Versuchen, der Absicht angemessen von uns unterwerfen läßt, und selbst die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alterirt und verstellt.«

Selbst aber abgesehen von diesen Schwierigkeiten, die

eine psychologische Analyse in naturwissenschaftlichem Sinne zur vollständigen Unmöglichkeit machen, würde es an aller Controle über die Richtigkeit, und also auch über den wissenschaftlichen Werth einer solchen Analyse fehlen. Denn jede Analyse kann so lange blos für wahrscheinlich und nur als Vorarbeit für eine künftige strenge Wissenschaft gelten, als die ihr entsprechende Synthese mißlingt; daher denn auch z. B. jeder Chemiker sich gestehen muß daß es nichts als eine noch unverbürgte Vermuthung sein würde, zu behaupten daß das organische Leben lediglich durch das Zusammenwirken der ihm bekannten Elemente zu Stande komme. Wer ist aber wohl kühn genug zu glauben, daß er die einfachen Actionen anzugeben wisse aus denen sich z. B. das Gefühl der Sehnsucht oder der Affect des Zorns zusammensetzen lasse? Das dunkle Gefühl der Unmöglichkeit einer solchen Synthese ist es, welche oft zu der Meinung verführt hat, es herrsche im Innern des Menschen überhaupt keine so strenge Gesetzmäßigkeit als in der Außenwelt — eine Meinung, hinter der sich die größte Seichtigkeit in der Behandlung der Psychologie zu allen Zeiten versteckt und sicher gewußt hat. Wenn Jemand gleichwohl darauf bestände daß die Psychologie, wenn sie auf den Namen einer Wissenschaft Anspruch machen wolle, eine streng analytische Methode gleich den Naturwissenschaften befolgen müsse, weil von den complicirten Erscheinungen doch durchgängig behauptet werde daß sie nur durch ein Zusammenwirken einfacher zu Stande kommen, die also von ihnen vorausgesetzt würden, in ihnen enthalten sein, und sich deshalb durch Analyse finden lassen müßten, wenn das psychische Leben einen vollständigen und nothwendigen inneren Zusammenhang haben solle — wenn Jemand dies behauptete, so könnten wir ihn nur bitten einen neuen Versuch ächt empirischer Psychologie selbst zu machen, und etwa dazu nur noch die Erinnerung fügen daß er in den Anfang dieser Wissenschaft lediglich Dasjenige stellen möge was als Thatsache des Be-

wußtseins im strengen Sinne gelten kann, alles Andere aber bei Seite legen müsse was er, der obigen Erläuterung gemäß, nicht wirklich beobachtet hat und nicht wirklich beobachten kann. Wird ihn aber je eine Analyse des Beobachteten wohl weiter führen als zu einer durch Induction mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothese über die Natur der Seele und über das Wesen der Vorstellung, oder was sonst als eine einfache Thätigkeit derselben wird angenommen werden? Von dieser Hypothese würde er dann wiederum ausgehen und eine synthetische Erklärung der psychischen Phänomene zu wagen sich entschließen müssen: er würde von nun an die Methode anwenden von welcher sogleich weiter die Rede sein soll. — Noch eine andere Methode der Psychologie, die wir nur nennen um sie nicht unerwähnt zu lassen, ist in neuerer Zeit befolgt worden, die Methode der synthetischen Construction a priori; wir überlassen sie gern höher Begabten.

Wo Analysis unmöglich ist oder keine Resultate zu geben verspricht, bleibt nichts übrig als ein synthetischer Weg. *) Daß derselbe von der Psychologie zu betreten ist, während die inductiven Naturwissenschaften ihn entweder gar nicht oder nur heuristisch einschlagen dürfen, dafür spricht vor Allem der wesentliche Umstand, daß den letzteren überall nur complicirte Erscheinungen gegeben sind, die einfachen dagegen lediglich durch Untersuchung jener entdeckt werden können, während in der Psychologie gerade der umgekehrte Fall stattfindet, daß die einfachen psychischen Erscheinungen unmittelbar gegeben sind,

*) Die alte Eintheilung der Psychologie in empirische und rationale ist nicht eine Eintheilung ihres Stoffes, sondern nur eine Angabe verschiedener Methoden nach denen derselbe Stoff behandelt werden soll. Sie beruht auf der falschen Voraussetzung eines Gegensatzes der erfahrungsmäßigen Erkenntniß gegen die Erkenntniß aus reiner Vernunft oder aus bloßen Begriffen. Empirische Behandlung aber, wenn sie mehr leisten will als nur historische Aufzählung eines gegebenen Mannigfaltigen, ist stets analytisch, die sogenannte rationale dagegen synthetisch, constructiv, demnach von einer Hypothese ausgehend.

am leichtesten beobachtet werden können und ganz unzweideutig vorliegen, die complicirteren dagegen weit schwieriger aufzufassen, weit schwankender und individuell verschiedener sind. Es kann demnach gar keine Frage sein daß die psychologische Forschung von dem psychologisch Einfachen, den sinnlichen Wahrnehmungen auszugehen hat. Daß wir gerade diese für das Einfache halten, dazu berechtigt uns hauptsächlich der Umstand daß sie der Zeit nach allen anderen psychischen Vorgängen vorhergehen, denn in dem Bildungsprocesse dem das Geistesleben unterworfen ist, wie in jeder natürlichen Entwickelung überhaupt, findet ein stetiges Fortschreiten von den einfacheren Actionen zu immer zusammengesetzteren statt. Daher kann auch die Methode der Psychologie nur genetisch sein. Mit dem Anfangspunkte der Untersuchung, der sinnlichen Wahrnehmung, ist uns die Methode derselben sogleich gegeben: sie ist die synthetische. Diese Synthesis ist aber nicht von der Art daß wir durch sie erführen, wie aus jenen einfachen Elementen sich die complicirten psychologischen Phänomene wirklich zusammensetzen lassen — denn dies anzugeben wurde kurz vorher als unmöglich von uns behauptet — sondern sie wird sich darauf beschränken müssen, die bloße Möglichkeit zu zeigen daß durch das Zusammenwirken jener Elemente, die mit steter Rücksicht auf die Construction des betreffenden Organs zu betrachten sind durch welches sie uns zugeführt werden, nach einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit sich gerade solche complicirte psychische Erscheinungen bilden wie wir sie vermittelst der Beobachtung in uns finden.

Dies scheint auf den ersten Anblick etwas sehr Geringes zu sein. »Die Einsicht in eine bloße Möglichkeit«, wird man sagen, »soll die ganze Frucht der psychologischen Forschung sein! Das ist nicht der Mühe werth!« und es ist zunächst darauf nur zu antworten mit dem Geständniß, daß freilich diese kleine Versprechung sich schlecht ausnimmt und wenig Anziehendes hat im Vergleich mit den Constructionen von

Gott und Welt die man heutzutage noch immer von der Philosophie zu erwarten pflegt. Wer mehr versprechen darf, der leiste es; man wird von ihm lernen und kein redlicher Forscher wird ihn beneiden. Doch gehen wir der Sache etwas näher.

Zunächst ist klar daß wir für die Synthesen welche wir machen werden, eine äußerst vielseitige Controle besitzen an dem was die Selbstbeobachtung im Bewußtsein vorfindet: läßt sich eine construirte Synthese nicht nur auf kein Phänomen deuten das im Bewußtsein vorkommt, sondern wird ihr sogar durch ein solches widersprochen, so ist sie falsch — dies ein bedeutender Vorzug vor allen sogenannten apriorischen Constructionen, die sich jede Controle durch Erfahrung verbitten müssen, weil sie keine aushalten. Ferner: Synthesen in Begriffen können wiederum nur complicirte Begriffe ergeben; dem selbstgebildeten und angeblich von der Erfahrung ganz unabhängigen Begriffe braucht aber noch keineswegs darum weil er aus einer richtigen Synthesis hervorgegangen ist, ein wirkliches Phänomen zu entsprechen, sondern er verbürgt nur die Möglichkeit eines solchen. Weiter als bis zu dieser bringt es ein aus Begriffen construirendes Verfahren überhaupt nicht und kann es nicht weiter bringen. Darum durften auch wir, ehrlicher Weise nur von *Möglichkeit* sprechen.

Endlich ist noch eine Andeutung darüber zu geben wie die oben erwähnte Gesetzmäßigkeit in der Bildung der complicirten psychischen Erscheinungen hervorgehen solle aus dem Zusammenwirken der einfachen Actionen und wodurch sie bedingt werde. Diese Dunkelheit klärt sich auf folgende Weise auf. Wie das Sehen bestimmter Farben, das Hören von Tönen, die Wahrnehmung der Gerüche, der Tastempfindungen u. s. f., die im Innern nach einander auftreten, durch ein gesetzmäßiges Zusammenwirken allmälig alle anderen psychischen Erscheinungen aus sich hervorgehen lassen sollten, mag für den An=

fang unbegreiflich, ja, wenn man will, lächerlich erscheinen; und in der That würde es dies sein, wenn man dabei stehen bleiben wollte, jene Sinneswahrnehmungen nebst allen ihren verschiedenen Nüancen zu betrachten und sich zu fragen wie sie wohl zusammenwirken könnten und was sie dadurch wohl produciren möchten. Aus jenen einfachen Actionen als solchen wird sich also eine allgemeine psychologische Entwickelung nicht machen lassen. Um eine solche zu bewirken bleibt nichts übrig als eine Hypothese anzunehmen durch welche verständlich wird, wie es möglich sei daß jene nicht allein unter einander verbunden und zusammengehalten werden, sondern auch in eine solche Wechselwirkung mit einander treten, daß die Entwickelung des geistigen Lebens nach allgemeinen Gesetzen als Resultat erscheint. Ein großer Vorzug dieser Hypothese würde es sein, wenn jene allgemeinen Gesetze zugleich als nothwendig aus ihr sich entwickelnde Folgen sich darstellten.

Die Philosophen haben oft sehr spröde dagegen gethan Hypothesen zu machen, und begreiflicher Weise ist dies stets da geschehen, wo es am nothwendigsten war ein willkürliches Hypothesenspiel zu verdecken. Am strengsten sind heutzutage die Naturforscher gegen Hypothesen, darum können sie sich mit der modernen Philosophie nicht befreunden; aber auch ihre Wissenschaften sind keineswegs frei von denselben. Schon jede angenommene Kraft ist eine solche, aber die brauchbaren naturwissenschaftlichen Hypothesen unterscheiden sich von den meisten philosophischen vortheilhaft dadurch, daß sie sich stützen auf Inductionen oder sonstige Wahrscheinlichkeitsschlüsse, daß sie nicht vor der Wissenschaft gemacht werden zur Begründung derselben, sondern die Forschung selbst, weil sie bis zu den letzten Gründen noch nicht vorgedrungen ist, sie nur hinstellt um vorläufige Erklärungen zu geben, die so gut sind als der jedesmalige Stand der Wissenschaft es erlaubt. In der Philosophie ist dies anders. Diese setzt eine oder mehrere Hypothesen, die sich freilich mit einander vertragen und jede für

sich denkbar sein müssen, in den Anfang, und entwickelt aus ihnen die Consequenzen mit möglichster Vollständigkeit. Zeigt sich in dieser Entwickelung daß eine Consequenz einer anderen widerspricht, so muß das System aufgegeben werden. Widerspricht keine der anderen, so kann das System wahr sein; von je zwei möglicher Weise wahren Systemen wird aber stets dasjenige dem anderen vorzuziehen sein, welches aus einer geringeren Anzahl von Hypothesen, oder aus einfacheren eine gleich große oder größere Summe systematisch zusammenhängender Einsicht gewährt. Denn — um hier einen Lehnsatz aus der Erkenntnißtheorie einzuschalten — nur die systematische Zusammenstimmung eines streng logisch entwickelten Gedankenkreises kann für seine Wahrheit bürgen. Beiläufig mag hier nur bemerkt werden daß die Erfahrung diesen Satz dadurch bestätigt, daß jeder von dem was er weiß nur so weit überzeugt ist, als er an die absolute Zusammenstimmung aller einzelnen Theile mit Allem was sonst noch in seinem Bewußtsein möglicher Weise vorkommen kann, glaubt, als er einen Widerspruch einiger Gedanken die er hegt, gegen andere für unmöglich hält, wenn er sich auch eingesteht daß der Zusammenhang der einen mit den anderen oder doch aller mit allen, noch nicht systematisch dargestellt sei, welche Darstellung selbst subjectiv eine absolut feste Ueberzeugung gewähren, objectiv das System der Wahrheit selbst sein würde.

Es ist ein eben so großer als häufiger Irrthum daß ein philosophisches System ohne Hypothese, namentlich ohne psychologische Hypothese bestehen könne. So macht Kant, obwohl er es selbst nicht bemerkt, bevor er anfängt das Erkenntnißvermögen zu untersuchen, die Hypothese daß dasselbe aus theoretischer Vernunft, praktischer Vernunft und Urtheilskraft bestehe und, mit einer gewissen Organisation begabt, einer Außenwelt gegenüberstehe die es in bestimmten Formen aufzufassen durch jene Organisation genöthigt sei. Fichte legt in seiner ersten Periode die von Kant aufgenommene Hypo-

these zum Grunde daß das Ich mit absoluter Spontaneität als einziges Reales der Grund sowohl der Existenz als aller Qualitäten der Außenwelt sei die es sich gegenübersetze. In seiner zweiten Periode macht er, wie Schelling und Hegel, die Hypothese der Identität des Idealen und Realen, welche an sich schon eine psychologische ist, da das Ideale als ein Denkproceß (nämlich des Absoluten, des Weltgeistes, des dunkeln Urgrundes oder wie man dieses Princip sonst noch nennen mag) von ihnen gefaßt wird, noch mehr aber sich dadurch als eine solche zeigt, daß in ihr die zweite Voraussetzung der Erkennbarkeit dieses ideal-realen Processes für den Menschen liegt; denn sonst könnte Philosophie kein Gegenstand menschlichen Strebens sein. Ebenso ist es endlich bei Herbart eine der Metaphysik stillschweigend vorausgesetzte psychologische Hypothese, daß das menschliche Denken zu objectiver Erkenntniß der ihm gegenüberstehenden realen Welt zu gelangen im Stande sei, wenn es in der Behandlung der philosophischen Probleme die logischen Gesetze in ihrer ganzen Strenge durchgängig befolge. Es würde nicht schwer sein noch Mehreres dieser Art anzuführen, zumal über Schelling und Hegel, deren ganze Systeme aus lauter über einander gebauten Hypothesen bestehen, welche beim letzteren zwar nach einem einzigen Principe geordnet sind, sich aber als Hypothesen namentlich durch die Behauptung ankündigen, daß das ganze System ein Kreis sei dessen Anfang erst durch das Ende als wahr vollständig eingesehen werden könne. Denn dies heißt im Grunde nichts Anderes als: der ganze Bau steht zwar in der Luft und die einzelnen Steine dürfen nicht herausgenommen, auch das Fundament nicht untersucht werden, denn für sich hält keiner der Theile die Prüfung aus, aber das Ganze wird doch einen befriedigenden und erhebenden Eindruck machen, so lange man die Gefälligkeit haben wird es als Ganzes zu betrachten, das Kartenhaus.

So viel darüber daß wir uns der Hypothese als solcher

nicht zu schämen brauchen, die wir in den Anfang der Psychologie und somit der Philosophie überhaupt zu stellen gesonnen sind. Worin sie bestehe und wie sich aus ihr allein in Verbindung mit den einfachen Actionen welche uns die Selbstbeobachtung kennen lehrt, die complicirteren Phänomene des Geisteslebens begreifen lassen — dies auseinanderzusetzen ist die jetzt bestimmter ausgesprochene Aufgabe welche das vorliegende Buch zu lösen verspricht.

§. 4.

Die Eintheilung des Stoffes den wir zu behandeln haben ergiebt sich hiernach leicht. Das Erste nämlich kann nichts Anderes sein als die Aufstellung der Hypothese deren weitere Entwickelung alles Folgende ist. Die Hypothese selbst wird die Art des Zusammenwirkens der einfachen Actionen näher bestimmen und hiermit das Princip der Gesetze enthalten nach denen jenes Zusammenwirken stattfindet. Aus ihr wird Alles abzuleiten sein was den Verlauf der psychischen Thätigkeiten und Zustände in formaler Rücksicht bestimmt. Dies der Inhalt unseres ersten Abschnittes.

Die Hypothese die wir an den Anfang stellen werden, ist keines Beweises fähig — denn sonst wäre sie keine Hypothese oder dürfte doch nicht als solche aufgestellt werden — wir werden aber eine Deduction derselben zu geben, d. h. zu zeigen haben daß sie nicht aus der Luft gegriffen ist, sondern daß sowohl die Betrachtung der körperlichen Organisation des Menschen als der psychischen Vorgänge in seinem Inneren uns zu ihr hinführt. Wir haben nicht zu erweisen daß es keine andere Hypothese geben könne aus welcher sich eine systematische Erklärung des Geisteslebens entwickeln lasse, sondern nur auseinanderzusetzen daß sich die unserige mit den bereits feststehenden Resultaten der Physiologie und den durch Selbstbeobachtung gefundenen Thatsachen des Bewußtseins nicht allein wohl vertrage und deshalb überhaupt annehmbar

sei, sondern auch hinreiche um die inneren Vorgänge in ihrem Zusammenhange vollständig begreiflich zu machen. Letzteres wird die Darstellung der Wissenschaft selbst an jedem Punkte zu bestätigen haben, daher überall in derselben ein Zurücksehen nach der ursprünglichen Hypothese und eine Vergleichung des jedesmaligen Resultates mit derselben sich nöthig macht als Controle für die Richtigkeit der synthetischen Entwickelung.

Ist die Hypothese in dem angegebenen Sinne deducirt, so entsteht die zweite Aufgabe, das im Bewußtsein gegebene Materiale, die einfachen Actionen, rein aufzufassen und darzustellen, aus deren Zusammenwirken das complicirte Ganze des geistigen Lebens hervorwächst. Diese sind mit jener Hypothese in Verbindung zu setzen, und die aus dieser Verbindung sich ergebenden *unmittelbaren* Folgerungen zu ziehen ist dann das weitere Geschäft der Psychologie, durch dessen Ausführung sowohl die Basis als der Gang dieser Wissenschaft sich vollständig bestimmt finden wird. Ich habe dieses die Wissenschaft selbst erst vorbereitende Geschäft in der erwähnten »Grundlegung der Psychologie« so vorgenommen, daß ich hier nur eine Recapitulation des Wesentlichen anzustellen brauchte, bei der ich bemüht gewesen bin die schon früher behandelten Gegenstände von anderen Seiten darzustellen und zu beleuchten als dort geschehen war, so daß die Ausführung des Einzelnen in jener Arbeit durch diese nicht als überflüssig gemacht erscheinen wird. In Rücksicht des Physiologischen namentlich muß ich ganz auf jene verweisen. Alles Fernere was hier zur Darstellung kommen soll, ist bloße Fortentwickelung und nothwendige Folgerung aus einem und demselben Princip zu dem nirgends etwas von außen hinzukommt. Es kann nur verstanden werden, wenn man jenes wenigstens als hypothetisch gültig annimmt. Jeder gegründete Tadel der nachfolgenden Untersuchungen wird sich daher, abgesehen von der Darstellung, hauptsächlich an folgende Punkte zu halten haben: 1) Ob die ursprüngliche Hypothese mit feststehenden physiologischen oder

psychologischen Thatsachen in Widerspruch stehe. 2) Ob es psychische Phänomene gebe von denen sich erweisen läßt daß sie aus jener Hypothese nicht erklärbar sind. 3) Ob sich aus ihr das Vorhandensein psychischer Erscheinungen folgern lasse die wir in unserem Selbstbewußtsein nicht antreffen. 4) Ob aus ihr überall richtig gefolgert worden sei. 5) Ob sich die gezogenen synthetischen Folgerungen auf die in unserem Inneren stattfindenden Vorgänge so deuten lassen wie ich es gethan habe.

Das Ganze der complicirten Erscheinungen des geistigen Lebens wie es der Selbstbeobachtung sich darstellt, bietet kein Princip der Eintheilung dar uud wir dürfen, wenn die Unbefangenheit der Untersuchung nicht verloren gehen soll, ein solches auch nicht ersinnen. Es bleibt daher nichts übrig als jenes Ganze, wie überall wo erfahrungsmäßig Gegebenes erklärt werden soll, in gewisse Gruppen zerfallen zu lassen deren Inhalt und Umfang die innere Erfahrung zwar nur vorläufig und übersichtlich bestimmt, doch aber ohne Schwierigkeit erkennen läßt. Diese Gruppen, welche das Gebiet der inneren Erfahrung ausfüllen, obgleich sie weder einen Anspruch auf vollständige Erschöpfung desselben noch sonst auf irgend welchen wissenschaftlichen Werth machen können, fassen wir am einfachsten und zwanglosesten zusammen als Phänomene der äußeren Anschauung oder der Sinnlichkeit, Phänomene des Gemüthslebens, Phänomene des intellectuellen Lebens oder des Verstandes.

Erster Abschnitt.

Vom Wesen der Seele, deren ursprünglichen Thätigkeiten und den allgemeinen Gesetzen des Vorstellungsverlaufes, besonders des sinnlichen.

---

§. 5.

Die uns umgebende Welt kann aus zwei wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Der unbefangenen Auffassung stellt sie sich dar als ein Complex regelmäßig wiederkehrender Erscheinungen, welche für die unmittelbare Anschauung nichts sind als ein unendlich verwickeltes Knäuel, das wir nur dadurch allmälig zu entwirren vermögen, daß wir einzelne Knotenpunkte und Schlingen desselben möglichst isoliren, diese der genauesten Untersuchung unterwerfen welche dem menschlichen Scharfsinne möglich ist, und von hieraus äußerst langsam zwar aber eben so behutsam und sicher vordringen zum Verständnisse größerer Partieen. Die Versuche die durchgängige Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur auf diese Weise zu erkennen können an verschiedenen Punkten zugleich begonnen werden. Jeder derselben schreitet auf seinem eigenthümlichen Wege vorwärts, unterstützt die anderen so weit er kann und setzt sich in Gemeinschaft mit ihnen kein anderes Ziel als die vollkommene Nachweisung der Noth-

wendigkeit aller Naturphänomene, die Einsicht in den allumfassenden Causalzusammenhang des Universums. Ob dieses Ziel zu erreichen sei, darnach fragt die Naturforschung nicht. Noch weniger fragt sie darnach ob das Universum entstanden sei, welchen Zweck es erfüllen solle und wie er sich verwirklichen lasse, vielmehr erklärt sie solche Fragen für Vorwitz und die Antworten auf sie für leeres Gerede. Dieser Ansicht gegenüber stellt sich eine zweite welche von der Erforschung des Einzelnen als eines Zufälligen und Unwesentlichen abgewendet die Welt nicht als ein Aggregat von gesonderten Stoffen und Kräften, sondern als ein Ganzes betrachtet wissen will das nur begriffen werden könne aus Einem Principe. Dieses Eine Princip sei der Geist, der je nach der verschiedenen Ausprägung der Ansicht, entweder als überweltlich oder als sich selbst in der Welt entwickelnd gedacht wird, als sich emporarbeitend von den niederen Stufen zu den höheren und höchsten.

Dieser Gegensatz ist alt. Er zeigt sich in der Geschichte der Philosophie unter den verschiedensten Gestalten, zuerst zwischen den Joniern und Eleaten, dann zwischen Aristoteles und Platon. Die Vielheit will sich nicht einen und die Einheit nicht in die Vielheit auseinandergehen. Mit Cartesius trat jener Gegensatz in die einzelnen philosophischen Systeme selbst ein als Dualismus zwischen Körper und Geist. Von dieser Zeit an sehen wir alle bedeutenden Denker bald auf die eine bald auf die andere Seite sich neigend an demselben sich abarbeiten. Die Gegensätze von Stoff und Form, Verstand und Vernunft, Mechanismus und Zweckmäßigkeit (Organismus), Nothwendigkeit und Freiheit bei Kant sind nur die besonderen Phasen unter welchen jener Hauptgegensatz auftritt; ein Zeichen, daß von Kant der Dualismus noch nicht überwunden war. Die Schellingsche Naturphilosophie war durchaus dynamisch, während die Herbart's vorzugsweise mechanisch ist; Hegel übertrug den Naturproceß Schel-

ling's auf den Geist, und so steht denn der physiko-dynamischen und pneumato-dynamischen Weltansicht die mathematisch-mechanische gegenüber. Man hat sie auch als Idealismus und Realismus bezeichnet. Das vorzugsweise kritische Auge der Neuzeit wird sich nicht blenden lassen, es wird klar sehen daß die Gegensätze nicht überwunden sind, sondern einander schroffer gegenüberstehen als jemals, denn beide scheinen bis in ihre höchsten Spitzen entwickelt zu sein.

Auch außerhalb der Philosophie sind diese Gegensätze hervorgetreten. Es würde nicht schwer fallen in allen Kreisen des Lebens und der Wissenschaft die aus jenen entgegengesetzten Weltansichten hervorgegangenen und noch täglich hervorgehenden Kämpfe nachzuweisen, wenn wir nicht fürchten müßten dadurch zu weit von dem uns vorliegenden Probleme hinweggeführt zu werden. Nur so viel sei uns noch erlaubt zu bemerken, daß die Naturwissenschaften, welche durchgehends und in der neueren Zeit mit immer zunehmendem Erfolge das eine Glied des Gegensatzes vertraten, eine streng mechanisch-atomistische Weltansicht ausbildeten, während die herrschende Richtung der deutschen Philosophie sich dem anderen Extreme zuwendete.*) Der Denker aber welcher allein auf naturwissenschaftlichem Boden stand und zu Resultaten gelangte die eine durchgängige Harmonie zeigten mit der Naturansicht der exacten Empirie, blieb selbst von den Naturforschern fast unbeachtet — ein trauriger Beweis für die Isolirung der einzelnen Zweige der deutschen Wissenschaft!

Ob man sich für die eine oder die andere Seite jenes großen Gegensatzes entscheide, davon hängt wesentlich die psychologische Ansicht ab welche man für die richtige hält. Auf der Seite der Naturforschung stehend kann man die Seele

---

*) So spricht, um nur ein Beispiel anzuführen, Schleiermacher (Kritik der Sittenlehre, Wke. III., 2, p. 342) von einer »dem Anscheine nach nun vollendeten Reinigung des wissenschaftlichen Gebietes vom Atomismus, sei er nun chemisch oder mechanisch.«

(wenn man sich überhaupt bewogen findet sie als ein besonderes im organischen Leibe existirendes Wesen zu betrachten) nur ansehen als ein Naturwesen, das wie jedes andere einer unabänderlichen Gesetzmäßigkeit in allen seinen Thätigkeiten und Zuständen unterworfen ist; auf dem Standpunkte des modernen Idealismus dagegen muß man behaupten, daß die Seele des Thieres, des Menschen oder wem wir sonst noch eine solche zuschreiben mögen, nichts Anderes sei als der allgemeine Eine Geist, der in diese beschränkte Gestalt eingegangen ist, sich auf einer einzelnen Stufe seiner Entwickelung individualisirt hat, so jedoch daß diese Stufe nur als einzelnes Moment des großen Processes sich darstellt in welchem das Eine ideale Princip sich zu verschiedenen Erscheinungsformen auseinanderlegt. Da es uns hier nicht auf die verschiedenen besonderen Fassungen dieser Lehre ankommt, führen wir nur eine derselben beispielsweise an: »So deutet denn Alles darauf hin, daß wir in jedem irgendwie Lebendigen als das Eine, als das wodurch ein Lebendiges überhaupt bedingt ist, als das was wir als Grund seiner Wirklichkeit zu betrachten haben, ein Göttliches anerkennen, welches wir als Urgrund dieser besonderen Erscheinung mit dem Namen der Idee seines Daseins oder (sobald in dieser Idee sich irgend eine Art des Bewußtseins entwickelt hat) mit dem Namen der Seele bezeichnen« (Carus, Psyche. Pforzh. 1846 p. 9). Es ist leicht zu bemerken, daß der Stufengang den die Natur in ihren Producten zeigt für diese Ansicht den Hauptgegenstand der philosophischen Betrachtung bildet. Der Geist steht zwar nicht über und außer der Natur, aber er ist *vor* derselben, nicht ihrem Causalzusammenhange unterworfen, nicht ihr Product, sondern die Natur ist Product des Geistes, in verschiedene Stufen gegliederte Erscheinungsform desselben. Die Betrachtung ist durchgängig teleologisch, die Natur begreifen heißt dann nicht die Nothwendigkeit des Zustandekommens ihrer Erscheinungen nach allgemeinen Gesetzen ein=

sehen, sondern ihre Producte als Glieder einer Reihe auffassen die vom Niedrigsten und Unvollkommensten zum Höchsten und Vollkommensten fortgeht, als Glieder einer Reihe von Werthbestimmungen, deren letztes der absolute Geist, die Wahrheit, die an und für sich seiende Idee heißt oder wie man sonst mit leicht nachzuahmenden unerschöpflichen Tautologieen dasjenige benennen will dem man unter allem Denkbaren den höchsten Werth beizulegen gesonnen ist.

Von einem Causalverhältniß im naturwissenschaftlichen Sinne kann für diese Ansicht begreiflicher Weise gar nicht die Rede sein, denn die Natur des empirischen Forschers aus einzelnen wirklichen Dingen bestehend, existirt für den Idealisten durchaus gar nicht. Weder kann der Körper auf den Geist wirken, noch dieser auf jenen; denn nur der Geist existirt, der Körper ist nur die Unwahrheit dieser Existenz und als Körper das eigentliche Nichts; daher es auch nicht einmal unter Körpern eine Causalität geben kann. Alle Causalität ist vielmehr rein dynamisch, das heißt ein Fortgehen von einer niederen Stufe des Seins zu einer höheren, die mehr in sich enthält als jene und deshalb die concretere heißt. Dieses Mehr aber kommt nicht hinzu von außen — denn wie sollte es für den allumfassenden Proceß des Weltlebens ein außer ihm Gelegenes geben können? — es wird auch in keiner Weise von außen die Fortbildung verursacht oder nur angeregt, sondern sie geschieht rein aus sich selbst, ist ein fortgehendes, millionenmal wiederholtes Wunder einer reinen Schöpfung aus Nichts. Fast das Einzige was diese ganze Ansicht plausibel machen kann ist die Vergleichung dieses Processes mit dem Fortwachsen der Pflanze und des Thieres das rein aus sich selbst zu geschehen scheint — es scheint nämlich so demjenigen, der die physiologischen Processe ignorirt durch welche jenes Wachsen bedingt wird, der sich einredet die Pflanze bleibe immer eine lebendige Pflanze und das Thier ein lebendiges Thier auch ohne Aufnahme der Stoffe von au-

ßen, ohne Umsetzung und Wechsel derselben. Daher die ganz consequente Aeußerung Hegel's (Vorlesungen über die Naturphilos. Wke. VII. 1, p. 84) »Ein Mensch kann todtgeschlagen werden; dieses Aeußerliche ist aber zufällig; das Wahrhafte ist, daß der Mensch durch sich selbst stirbt.« Die todte Materie nämlich als das Niedere ist viel zu impotent um auf das Höhere, das Leben, irgend eine wahrhafte Causalität zu haben; nicht durch jenes ist das Leben und sein Fortgang bedingt, sondern dieses beendigt sich selbst wenn seine Zeit gekommen ist, wenn der allgemeine Proceß durch dasselbe hindurchgehend es aufgebraucht hat zu seiner eigenen weiteren Entwickelung. Naturforscher haben sich gewundert und werden sich wundern, daß im neunzehnten Jahrhundert solche Ansichten entstehen und als Weisheit gepriesen werden konnten. Die Erklärung liegt nahe genug, nämlich in der einseitigen Isolirung der einzelnen Gedankenkreise welche die deutsche Wissenschaft bearbeitet. Doch man liebt es ja monströse Einseitigkeiten intellectueller Bildung als das zu preisen was der Wissenschaft und dem Leben wahrhaft förderlich sei!

Was wird diese Naturansicht für die Erklärung des psychischen Lebens leisten können? Jedenfalls nicht ein Begreifen seines Causalzusammenhanges im Sinne der Naturforschung. Denn theils zeigt sie keine Lust sich in ein mühsames Detail zu vertiefen, da sie überall vom Großen und Ganzen ausgehend über dieses glänzende Aufschlüsse massenweise erhält, theils erklärt sie die scrupulöse Untersuchung des Einzelnen, welche auf scharf gefaßte Anschauungen langsam fortschreitende Schlüsse baut die stets wieder controlirt werden durch neue Versuche, ausdrücklich uud geradezu für ein Geschäft von untergeordnetem Werthe. Lassen wir ununtersucht ob Bequemlichkeit und Arbeitscheu diese letztere Meinung den »Liebhabern der Weisheit« mehr als billig empfohlen haben; so viel ist einleuchtend, daß die Psychologie von jenem Standpunkte aus angesehen nichts sein kann als Beschreibung der Stu-

fenreihe welche vom Absoluten unter der Erscheinungsform der menschlichen Seele durchlaufen wird, ein Stück Naturgeschichte des absoluten Geistes, aber Naturgeschichte im trivialsten Sinne des Wortes als blos historisch erzählende Aufführung des Factischen, dessen was der Geist vornimmt und was ihm passirt in seiner Entwickelung. Nirgends werden die wirkenden Ursachen aufgewiesen die den Geist von der niederen Stufe zur höheren forttreiben, nirgends gezeigt wie und wodurch der Geist zu diesem Fortschreiten genöthigt sei, sondern stets nur gesagt er schreite fort zu der und der höheren Stufe. Auch wird viel gesprochen von innerer immanenter Nothwendigkeit dieser Entwickelung, aber damit daß man diese Wörter in den Mund nimmt, ist es noch nicht gethan. Vielmehr wäre zu erklären wie die niedere Stufe es mache um sich zur höheren zu gestalten, was sie bewege sich selbst aufzugeben. Denn zugestanden daß das geistige Leben eine Reihe solcher Processe sei, so bleibt das Problem eben dieses, den ursachlichen Zusammenhang in welchem die einzelnen Glieder stehen so nachzuweisen, daß nicht etwa blos das Entstehen des Späteren aus dem Früheren als Factum eingesehen werde, was schon durch die bloße Selbstbeobachtung ohne alles Philosophiren geschieht, sondern daß die Art und Weise dieses Entstehens als nothwendig begriffen werde. Daß aber die Psychologie welche den Standpunkt des modernen Idealismus festhält, nichts weiter leisten kann als jenes Erstere, davon sich zu überzeugen bieten eine Menge von Lehrbüchern die Gelegenheit. Dem philosophischen Systeme welchem sie angehören ist die Aufgabe der Philosophie überhaupt — so sehr sich die Anhänger auch gegen diesen Gedanken sträuben mögen, der ihnen vielleicht unerhört unverständig erscheinen wird — lediglich eine psychologische, aber eine psychologische in schlechtem Sinne: das System ist Naturgeschichte des Geistes als solchen; denn dieser ist ihm allein wirklich, er ist alles Wirkliche. Dies der Sinn des beschrieenen Satzes »Was

wirklich ist ist vernünftig, was vernünftig ist ist wirklich« — ein Satz, der die universale psychologische Tendenz des Systems offen ausspricht.

Was wir hier suchen ist mehr, ist überhaupt etwas Anderes als Geschichte, es ist Einsicht in den zu Anfang allerdings nur vorausgesetzten Causalzusammenhang des geistigen Lebens. Daher werden wir an die Erforschung des Einzelnen uns wagen müssen und nur diejenige Naturansicht unserer Untersuchung zum Grunde legen dürfen, welche auf dem Wege der exacten Empirie gewonnen wird.

§. 6.

Man stellt in der Sprache des gewöhnlichen Lebens Körper und Geist, Leib und Seele einander entgegen. Neben Seele und Geist stellt man dann wieder Herz, Gemüth und schreibt einem jeden derselben besondere Thätigkeiten, nach Analogie des Leibes auch wohl ein Leben zu, wie wir selbst im Vorigen hier und da gethan haben. Daß sowohl der Inhalt als die Entgegensetzung dieser Begriffe nicht unmittelbar auf eine wissenschaftliche Geltung Anspruch habe wird schwerlich bezweifelt werden, da wir in anderen Sprachen zwar ähnliche, aber keineswegs dieselben Begriffe finden. Die Sprache bezeichnet mit diesen Wörtern nichts als einen nur ungenau begrenzten Kreis von Phänomenen der inneren Erfahrung und bietet daher der psychologischen Forschung keine festen Anknüpfungspunkte dar. Man überzeugt sich ohne Mühe davon daß dieselben Erscheinungen bald gleich gut unter zwei oder noch mehrere jener allgemeinen Begriffe fallen bald nur unter den ersten, nicht aber unter den zweiten oder umgekehrt, ja sogar daß manche als Grenzphänomene entweder in keine Kategorie recht passen oder unter die entgegengesetzten zugleich. Wenden wir uns also direct an die Selbstbeobachtung der inneren Erfahrung.

Die Gesammtheit der psychischen Erscheinungen stellt sich

uns dar als eine Folge von inneren Ereignissen in deren Mitte wir uns selbst befinden. Die Beschaffenheiten und Unterschiede dieser inneren Ereignisse kann Niemand kennen der sie nicht selbst erfährt, denn alle Versuche sie Anderen kenntlich zu machen würden vergeblich sein, wenn nicht die äußeren Zeichen unserer inneren Zustände im Inneren Anderer ähnliche Zustände oder deren Bilder hervorriefen. Diese Zustände selbst sind also durchaus nicht mittheilbar, sie können nicht übergehen aus einem Menschen in einen anderen, weil sie überhaupt in die Außenwelt gar nicht einzutreten im Stande sind. Sie stehen als rein innerlich allem Aeußeren gegenüber. Dieser Gegensatz von Innerem und Aeußerem zeigt sich jedoch bei näherer Betrachtung als unhaltbar, denn alles Aeußere existirt für uns nur dadurch daß es gleichsam durch unser Inneres hindurchgeht, es existirt für uns blos als unser eigenes Vorgestellte: alles Aeußere ist demnach für uns nur eine besondere Art und Modification des Inneren und darf deshalb nicht als dem Inneren durchaus entgegengesetzt betrachtet werden, sondern kann sich, wenn es als Aeußeres überhaupt erklärbar ist, nur aus dem Inneren selbst vollständig erklären lassen.

Der Gegensatz des Aeußeren und Inneren ist aber gleichwohl der umfassendste welcher in unserer Erfahrung überhaupt vorkommt. Alles Aeußere erscheint uns als ein Mannigfaltiges das in Theile zerlegbar ist welche neben einander zugleich bestehen, während das Innere eine solche Theilung des Zugleichseienden für die Beobachtung nicht zuläßt; es fließt ab und ändert sich continuirlich, sogar durch den Willen selbst es festzuhalten. Das Aeußere dagegen scheint der Betrachtung Stand zu halten. Es erscheint als eine Menge die sich durch den Raum verbreitet hat, ihn erfüllt; das Innere als eine Reihe in der Zeit die abläuft, vergeht. Da jenes nur dadurch für uns da ist, daß es durch unser Inneres hindurchgeht, so muß es als das Räumliche zugleich auch als der

Zeit unterworfen und in ihr sich verändernd erscheinen, wenn es sich überhaupt verändert, wogegen das rein Innerliche keineswegs als ein räumlich Ausgedehntes und im Raume Veränderliches sich darstellen kann. Kant drückte dies recht gut dadurch aus daß er sagte, die Zeit sei die Form des inneren und vermittelst dieses auch der äußeren Sinne, die Form der Sinnlichkeit überhaupt. Zwar erscheinen die Veränderungen unserer inneren Zustände als an den Raum in gewisser Weise gebunden, weil unser Leib, innerhalb dessen sie vorgehen, als ein räumlich Ausgedehntes von uns aufgefaßt wird, aber sie selbst sind uns in der inneren Erfahrung keineswegs als räumliche Veränderungen, als Expansion und Contraction gegeben. Ja, wollten wir den Versuch machen sie als solche zu betrachten, so würde uns stets die unbeantwortliche Frage übrig bleiben, was denn dabei dasjenige sei das den Raum erfülle, was es sei das sich ausdehne und zusammenziehe: wollten wir unsere inneren Zustände aus räumlichen Actionen erklären, so bliebe immer das Quale unerklärt mit welchem der Raum erst erfüllt sein muß bevor eine räumliche Action überhaupt stattfinden kann; denn sonst hätten wir nur reinen, leeren Raum ohne Thätiges darin. Wer aus Raum und Bewegung auch nur eine einzige Qualität erklären zu können glaubt, der frage sich doch was sich denn im Raume bewegen soll um die Qualität zu erzeugen? Etwa wiederum Raum oder Bewegung? Oder ein schon fertiges Quale dessen Existenz er stillschweigend vorausgesetzt hat?

Aus blos räumlichen d. h. aus rein mechanischen Vorgängen läßt sich also das Innerliche nur in der Zeit Erscheinende überhaupt nicht erklären, weil jede räumliche Action Raumerfüllung und demnach ein Quale voraussetzt das selbst und als solches nicht räumlich ist. Hiermit sind wir durch den Begriff des Extensiven selbst auf den des rein intensiven Quale als die nothwendige Voraussetzung desselben geführt worden, und dieser Begriff des rein Intensiven besteht in

nichts Anderem als in der Bestimmung, daß dasselbe uns gar nicht gegeben werden kann als ein Aeußerliches, als ein räumlicher Gegenstand, da es vielmehr die Bedingung der Möglichkeit aller räumlichen Erscheinung überhaupt ist, sondern wenn es irgend gegeben werden kann, nur als ein Zustand unseres eigenen Inneren durch innere Erfahrung.

Lassen sich demnach der Raum und das Räumliche, wenn sie erklärbar sind, nur erklären unter Voraussetzung unräumlicher Qualitäten, mögen diese nun vorläufig als raumerfüllende Punkte, Atome oder Kräfte gedacht werden, so ist die streng materialistische Ansicht des psychischen Lebens von vornherein abzuweisen, und es wird die Aufgabe der Psychologie sein die inneren Zustände nicht aus irgend welchen räumlichen Actionen, sondern ebenfalls nur aus inneren Zuständen, und zwar die complicirten aus den einfachen als den Anfangspunkten der Erklärung begreiflich zu machen. Die einfachen inneren Zustände selbst wieder aus ihren Ursachen abzuleiten ist aber deshalb offenbar unmöglich, weil sie das absolute Prius aller Erfahrung und alles menschlichen Denkens überhaupt sind. Es wird wohl die Reihe der pysiologischen Ursachen welche den einfachen psychischen Actionen als Mitbedingungen zum Grunde liegen allmälig verständlich werden, wie aber eine solche Reihe in uns die Vorstellung des Blauen oder eines gewissen Tones hervorbringen könne, dies wird dadurch niemals im geringsten begreiflicher werden als es von jeher gewesen ist. Man darf die Erklärung jenes physiologischen Processes nicht für eine Erklärung der Empfindungsvorstellung selbst halten.

Begabt man das Gehirn, einen Theil oder eine besondere Materie desselben mit Vorstellungskraft, so hat man hiermit — und es ist wichtig für die Naturforscher sich dessen vollständig bewußt zu werden und zu bleiben — den Boden der exacten Empirie völlig verlassen. Das Richtige an dieser Ansicht ist ohne Zweifel dieses, daß es überhaupt keine Kräfte

giebt die gleichsam in der Luft schweben (wie in mancher Naturphilosophie), die nicht an ein bestimmtes Substrat gebunden sind; das Unrichtige aber, daß man Vorstellungskräfte unmittelbar wie ziehende oder stoßende physikalische Kräfte betrachtet, die um thätig werden d. h. um überhaupt existiren zu können (denn eine nicht wirkende Kraft wäre eine blos eingebildete) durch einen Raum sich verbreiten müssen. Die innere Erfahrung die allein uns die Vorstellungskräfte kennen lehrt, sagt dagegen von immer räumlichen Wirksamkeit derselben nicht nur nichts, sondern bietet uns nicht einmal den geringsten Wahrscheinlichkeitsgrund für eine solche Behauptung dar. Oder wer hätte einen solchen jemals angeführt? Muß also schon von dieser Seite jene Hypothese als äußerst gewagt erscheinen, so zeigt sie sich vollends als unbrauchbar, sobald man nach der Erklärung der complicirteren psychischen Erscheinungen fragt. Wollte man selbst den bedenklichen Punkt zugeben, daß die ungezählten Verschlingungen der Hirnfasern für die ungeheure Mannigfaltigkeit der möglichen Gedankenassociationen einen hinreichenden Spielraum gewährten, so würde man doch gestehen müssen daß Gedankenverbindungen, wenn sie auch von gegenseitigen Einflüssen der Nerventhätigkeiten durchgängig bedingt wären und man dies streng erwiesen hätte, doch hierdurch noch keineswegs ihrer Möglichkeit, geschweige denn ihrer Nothwendigkeit nach begriffen wären. Denn schon jeder einzelne Gedanke bleibt als solcher etwas den räumlichen Vorgängen Unvergleichbares, steht zu ihnen im Verhältniß des Irrationalen und durchaus Incommensurabeln. Will man ferner Gefühl, Begierde, Wille, Affect u. dergl. nicht wiederum Hypothesen auf Hypothesen häufend specifisch verschiedenen Nervenfasern auftragen und ganz willkürlich vertheilen, so werden diese Phänomene wohl ganz unerklärlich bleiben — wenigstens ist nicht abzusehen und noch von Niemand gezeigt worden wie man dieselben aus einfachen Vorstellungsthätigkeiten der Gehirnnerven sich erzeugen lassen könnte. Entschließt

man sich aber zu jener Vertheilung, so hat man nichts gewonnen als die alte das geistige Leben in unzählbare Vermögen zerfasernde Psychologie mit einer physiologisch ganz hypothetischen Unterlage, für welche außerdem noch unbegreiflich bleibt wie jene verwickelte Masse von Kräften so zusammengehalten werden könne, daß unter Umständen ein wohl disciplinirter Gedankenlauf entstehe, der einem Hauptinteresse folge, alles Ungehörige aber sogleich in seinem Entstehen unterdrücke und zurückweise.

Alles Obige zusammengefaßt, sind wir zu der Behauptung berechtigt, daß weder die rein dynamische Weltansicht der modernen idealistischen Philosophie uns zur Einsicht in den Causalzusammenhang des psychischen Lebens zu führen im Stande sei noch auch die mechanisch materialistische der empirischen Naturwissenschaft. Jene macht Gott und Welt mit Allem was darin ist zu einem Processe rein in sich seiender Kräfte die an nichts haften, und kann es daher nie zu einem Stoffe bringen außer durch einen willkürlichen Sprung; diese bringt es nie zum wahren Begriff des Intensiven, des raumlosen Quale und der Kraft, weil sie überall nur Extensives sieht und bei ihrer Tendenz mathematisch exact zu sein vergißt, daß aus reiner Mathematik und reiner Mechanik nie das vollständig begriffen werden kann was im erfüllten Raume sich ereignet. Beide Einseitigkeiten müssen vermieden werden. Wie dies geschehen könne wird sich am besten zeigen lassen, wenn wir die Frage ins Auge fassen, ob wir uns die Gesammtheit der psychischen Erscheinungen als Thätigkeiten und Zustände zu denken haben die in einem selbstständigen Wesen, einer Substanz als deren bleibendem Substrate vorgehen, oder als besondere Erscheinungsweisen von Kraftthätigkeiten die ein solches Wesen nicht voraussetzen, sondern dieses selbst oder wenigstens den Schein desselben vielmehr erst hervorbringen.

§. 7.

Alles was uns in der Erfahrung gegeben wird sind entweder innere Zustände als solche, wie Gefühle, Neigungen, Stimmungen, Willensacte u. dergl., oder innere Zustände die auf äußerlich Vorhandenes (gleichviel ob mit Recht oder Unrecht jedenfalls aber unwillkürlich und mit unabweislicher Nothwendigkeit für unser Vorstellen) bezogen, nach außen übertragen werden. Dabei erscheint uns dieses Aeußere als ein räumlich ausgedehntes meßbares Quantum das an jedem wahrnehmbaren Punkte eine gewisse qualitative Erfüllung zeigt. Was außerdem in unsere Erfahrung allein noch fallen kann sind die Veränderungen dieser inneren Zustände, die selbst als äußere Veränderungen sich darstellen müssen wenn jene Zustände nach außen projicirt werden. Jeder dieser Zustände, stelle er sich uns dar als ein äußeres Ding oder als eine bloße Modification unseres eigenen Wesens, muß einen qualitativen Inhalt besitzen, er muß als ein bestimmtes Etwas auftreten das unser Inneres ausfüllt und in gewisser Weise in Anspruch nimmt, und nur dadurch kann er Gegenstand einer möglichen Erfahrung werden daß er uns innerlich auf eine gewisse Art bestimmt, sonst wäre er eine leere Erfahrung, eine Erfahrung von Nichts.

Dieser Inhalt für sich allein führt uns noch nicht auf den Begriff der Kraft, sondern nur das Entstehen und Verschwinden, das Kommen und Gehen, die Veränderung desselben ist es die jenen Begriff möglich und nöthig macht.*) Als Product einer Kraft würde er sich nicht betrachten lassen, wenn sein Entstehen jenseits unserer Erinnerung fiele und er so weit wir ihn in der Zeit verfolgen könnten, sich selbst stets gleich geblieben wäre — es sei denn daß wir vermuthungsweise nach

*) Der genauere Nachweis der Entstehung des Kraftbegriffes wird sich erst im vierten Abschnitte geben lassen.

der Analogie unserer übrigen Erfahrung von der allgemeinen Veränderlichkeit der äußeren und inneren Ereignisse auch das einzelne Phänomen welches an sich keine solche Veränderlichkeit zeigte, für entstanden und vergänglich halten zu müssen glaubten. Nur aus wahrgenommenen Veränderungen schließen wir auf das Vorhandensein von Kräften, und weil wir dieses nur aus jenen erschließen, müssen wir die Kräfte uns denken als hinreichend zur Production gerade solcher Veränderungen als sich uns darstellen. Eben deshalb können wir uns die Kräfte, da sie nichts sind als Producenten der Veränderungen, ohne die Beziehung auf diese aber gar keine Bedeutung haben und gar nicht gedacht werden können, da ihr Sein nur ihr Wirken ist, gar nicht vorstellen außerhalb dessen was verändert wird und dessen wozu es verändert, worin es verwandelt wird. Dasjenige nun was in der Außenwelt sich verändert so wie das Product dieser Veränderung sind wir genöthigt (wir wissen noch nicht wodurch) als räumliche Gegenstände anzuschauen; dasjenige dagegen was sich an unseren inneren Zuständen als solchen ändert, finden wir uns genöthigt (wir wissen ebenfalls noch nicht wodurch) uns zu denken als innerhalb unseres Leibes vorgehend, den wir gleichfalls als einen äußeren räumlichen Gegenstand aufzufassen nicht umhin können: daher vermögen wir nicht irgend eine Kraft uns vorzustellen die nicht an den Raum gebunden wäre, die nicht an und in einem räumlich erscheinenden Gegenstande zur Wirksamkeit käme. Die Weltansicht welche aus der Wirksamkeit *freier* Kräfte, seien es geistige oder physikalische, seien es mehrere oder nur eine, alles Materielle entstehen läßt, ist daher eine für den Menschen durchaus unmögliche, denn *wir können nur Kräfte denken die an Substrate gebunden sind und müssen die Existenz gewisser Substrate ihnen selbst stets voraussetzen.*

Es kann jetzt nur noch die Frage sein nach der Beschaffenheit des Substrates, das wir für die psychischen Erschei-

nungen anzunehmen haben. Die äußere Erfahrung, wie sie der empirischen Naturforschung vorliegt, zeigt theils quantitative theils qualitative Veränderungen, so jedoch daß die letzteren stets sich durch den Raum hin verbreiten, einen gewissen Platz einnehmen, zugleich also quantitative Bestimmungen nicht allein zulassen, sondern sogar nothwendig fordern — denn sonst würden sie gar nicht wahrnehmbar sein, der äußeren Erfahrung überhaupt nicht angehören können: daher die Neigung der Naturforscher, alle qualitativen Verschiedenheiten auf quantitative zu reduciren und der sonderbare oft hartnäckige Glaube derselben, daß nur das quantitativ Bestimmte, das einen Raum einnehme, existire. Sonderbar dürfen wir diesen Glauben wohl nennen, da das den Raum erfüllende Wirkliche eben weil es den Raum erst erfüllen soll, unabhängig von ihm und also für sich betrachtet unräumlich sein muß. Denn mit bloßem Raume kann man den Raum nicht erfüllen wollen, und das Wirkliche als eine Summe von (Raum + Qualität) denken, würde voraussetzen daß man sowohl den Raum als das Quale womit er erfüllt wäre, für sich allein als Unwirkliches, das Wirkliche aber aus Unwirklichem zusammengesetzt sich vorstellte. Es bleibt demnach der exacten Empirie nur übrig das an und für sich unräumliche Qualitative als das wahrhaft Wirkliche zu betrachten und sie hat hierzu in der chemischen Atomenlehre bereits einen bedeutenden Schritt gethan, obwohl dessen Werth dadurch wieder zweifelhaft wird, daß man die Atome selbst immer noch für räumliche Quanta erklärt, während man alle Anwendbarkeit geometrischer Begriffe auf sie, wenn man diese dabei nicht etwa blos als Bilder betrachtet, geradezu leugnen sollte. Die innere Erfahrung im engeren Sinne dagegen zeigt uns zwar auch theils quantitative theils qualitative Veränderungen, aber die ersteren stellen sich uns nicht dar als sich ausdehnend durch einen Raum hin, sondern wo eine quantitative Bestimmung unserer inneren Zustände möglich ist, da

ist sie dies nur der Intensität, dem Grade, nicht der Ausdehnung nach. Die innere Erfahrung verlangt demnach für sich allein betrachtet, als Substrat der Veränderungen die sie uns zeigt, nicht ein ausgedehntes räumliches Ding, sondern hat genug mit der Annahme eines räumlich untheilbaren, d. h. unräumlichen nur qualitativ bestimmten Wesens an welchem jene Veränderungen vorgehen. Die äußere Erfahrung aber ist, wie oben bemerkt wurde, nur eine nach außen projicirte innere, muß aus dieser also sich erklären lassen und bedarf theils schon deshalb einer neuen Hypothese nicht die verschieden wäre von derjenigen welche zur Erklärung der inneren Erfahrung angenommen wird, theils ist auch im Vorhergehenden gezeigt worden daß die empirische Naturforschung selbst sich genöthigt sieht den letzten Erklärungsgrund der Raumerfüllung und somit der räumlichen Phänomene überhaupt in unräumlichen nur qualitativ bestimmten Substanzen zu suchen.

Nach Abweisung des modernen Idealismus wie des Materialismus hat sich uns ergeben, daß die Annahme eines unräumlichen Seelenwesens als der Substanz mit und in welcher die psychischen Erscheinungen sich ereignen, weder der strengen Empirie der Naturwissenschaften noch unserer inneren Erfahrung widerspricht. Es fragt sich ob wir mehr zu leisten im Stande sind als eine solche Nachweisung der Möglichkeit dieser Hypothese, ob wir ihre Richtigkeit mit aller Strenge darzuthun vermögen. Betrachten wir zu diesem Zwecke einige psychische Phänomene etwas näher.

Die sinnliche Wahrnehmung ist die Auffassung eines Mannigfaltigen unter der Form der Einheit. Wird dem Auge eine Gestalt gegeben, so erhalten die verschiedenen Nervenfasern verschiedene Eindrücke die sich bekanntlich alle gesondert fortpflanzen bis zum Gehirn, aber nichts desto weniger wird dieses Mannigfaltige von uns zusammengefaßt in eine einzige Vorstellung. Diese Vorstellung umfaßt zwar jenes Mannig-

faltige das uns äußerlich erscheint, aber sie selbst ist nicht theilbar wie dieses. Ein einziger psychischer Act entspricht jenem Mannigfaltigen, dessen Menge — so scheint es wenigstens — ins Ungeheure wachsen kann, wenn das Auge den Gegenstand nicht mit einem Blicke zu übersehen vermag, sondern ihn erst umlaufen und von verschiedenen Seiten betrachten muß bevor es ihn vollständig kennen lernt und in eine einzige vereinigende Vorstellung alle seine Theile zusammenzufassen vermag. Die Vorstellung des Gegenstandes welche dieser Menge einzelner für sich allein schon äußerst complicirter Wahrnehmungen entspricht, wird auf diese Weise zwar inhaltsreicher, aber sie wird dadurch nicht im geringsten theilbarer. Theilen wir den äußeren Gegenstand, so entstehen uns zwei neue diesen Theilen entsprechende Vorstellungen, die sich jedoch nicht als Theile jener ersten Vorstellung betrachten lassen, denn diese war ein Act, ein Zustand unseres Inneren der bereits vorüber ist noch bevor die Theilung zu Stande kommen konnte. Das Vorstellen desselben Inhalts können wir zwar wiederholen, den Inhalt können wir auch theilen, das Vorstellen selbst aber als Vorstellen, als inneren Zustand unseres Selbst, können wir auf keine Weise auseinandertrennen. Im Vorstellen selbst also, obgleich es ein Mannigfaltiges uns darstellen kann und so groß die Menge dieses letzteren auch sein mag, ist durchaus keine quantitative Bestimmung zu finden die eine Zerlegung desselben in eine Vielheit von Bestandtheilen oder Agentien zuließe. Erscheinen uns demnach die Gegenstände als Mannigfaltiges, so können wir sie doch nur auffassen dadurch daß wir Einheit in sie hineinbringen: die Einheit ist die von uns hinzugethane nothwendige Form der Auffassung durch welche uns eine Erfahrung erst möglich wird — dies der alte Kantische von Fichte schärfer gefaßte Gedanke, aus dem wir nichts weiter folgern und folgern dürfen als daß unsere Seele selbst eine strenge Einheit sei, weil

Einheit die Form ist unter welcher alles ihr gegenübertretende Mannigfaltige sich ihr darstellt.

Dasselbe bewährt sich an den abstracten Vorstellungen. Sie sind einheitliche Zusammenfassungen eines Mannigfaltigen, denen es an individueller Bestimmtheit fehlt, weil sie als Resultate unwillkürlicher Vergleichungen ganzer Gruppen von Erscheinungen nur dasjenige enthalten, was sich beim Vergessen des Details als das Gemeinsame aller herausgehoben hat *). Auch sie sind nur theilbar ihrem Inhalte nach, ihre Form aber ist die Einheit der Zusammenfassung. Ebenso verhält es sich mit allen Begriffen. Als Acte der Seele sind sie ein untheilbares Begreifen, als dessen Wesen man oft genug und besonders in neuerer Zeit seit Fichte (Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogen. Philosophie v. 1794 Wke I.) mißverständlich die Einheit in dem Sinne bezeichnet hat, daß sich alle Wissenschaft aus einem einzigen und höchsten allumfassenden Gedanken, einem Grundsatze, müsse entwickeln lassen. Aber auch abgesehen von dieser Forderung, deren Rechtmäßigkeit motivirt zu beurtheilen nicht hierher gehört, zeigt sich die Einheit als die allgemeine Form unseres Erkennens doch jedenfalls darin, daß alles Wissen an sich die Forderung stellt sich in ein System zu entwickeln — was seinen letzten Grund ebenfalls darin findet, daß die Seele selbst die strenge Einheit ist die sich in dem Gedankenzusammenhange, der psychologisch genommen nichts Anderes ist als ein Zusammenhang ihrer subjectiven inneren Zustände, darzustellen und auszuprägen strebt.

Eine andere psychische Erscheinung die hierher gehört ist das entschlossene Wollen. Dieses vermag nicht allein dem ganzen Gedankenlaufe eine feste Richtung zu geben, durch welche alle fremdartigen Vorstellungen abgehalten werden die sich einzudrängen streben, sondern auch wenigstens innerhalb

*) Das Genauere darüber findet sich im vierten Abschnitt.

gewisser Grenzen das Aufsteigen und Ablaufen derjenigen Gedankenreihen zu bewirken welche dem Zwecke günstig sind auf den unser Interesse gerichtet ist, ja sogar die Bildung von Gedankenverbindungen herbeizuführen die vorher noch gar nicht vorhanden waren. Der Erfolg den die Willensthätigkeit hat hängt zwar nicht lediglich von der Stärke des Wollens selbst ab, doch wird Niemand leugnen daß die letztere einen wesentlichen Einfluß auf das Gelingen ausübe und wenigstens unter Umständen die bezeichnete Wirkung zu thun vermöge, bald mehr bald minder vollkommen. Das Wollen, welches wie jede in unserem Inneren vorgehende Thätigkeit ein einziger untheilbarer Act ist, stellt sich uns also dar als beherrschend und leitend eine Reihe der verschiedensten Thätigkeiten und Zustände unseres Inneren. Würde man nun selbst für die Vielheit der letzteren zugestehen, daß sie eines Raumes bedürften durch den sie sich verbreiten könnten, so müßte man doch zugleich anerkennen, daß es einen unräumlichen Einheits- und Mittelpunkt gebe in welchen sie alle zusammenliefen und von dem sie alle abhängig wären. Da aber die sämmtlichen psychischen Thätigkeiten und Zustände des Menschen dem Willen unmittelbar oder mittelbar wenigstens unterworfen werden können, so sind wir berechtigt, um diese bloße Möglichkeit zu erklären, einen Mittelpunkt des geistigen Lebens anzunehmen der für dasselbe von allgemeiner Bedeutung sei. Zwar ließe sich dagegen der Einwurf erheben, daß ein solcher Mittelpunkt noch nicht wirklich vorhanden sei im natürlichen Menschen, sondern erst entstehe und sich entwickele mit der allmäligen Bildung des Menschen zur Moralität: erst wenn diese vollkommen erreicht sei, besitze der Mensch in der That einen solchen Mittelpunkt aller seiner Thätigkeiten; so lange dies Ziel aber nur angestrebt werde, habe er vielmehr eine Menge dergleichen Mittelpunkte in sich, nämlich so viele als nebeneinanderbestehende Hauptinteressen, die sein Gemüth bald dahin bald dorthin ziehen. Abgesehen jedoch davon daß schon die

bloße Möglichkeit einer vollständigen Beherrschung des Gedankenlaufes von einem Punkte aus das Vorhandensein eines Mittelpunktes voraussetzt von dem aus sie dirigirt werden können, kommt uns hier noch ein anderes Phänomen entgegen durch welches jener Einwurf seine Erledigung findet, das Phänomen des Selbstbewußtseins. Dieses nämlich zeigt uns erfahrungsmäßig das Vorhandensein eines solchen Mittelpunktes für unsere sämmtlichen inneren Zustände. Das Selbstbewußtsein ist ein einziger untheilbarer Act, obgleich darum nicht, wie Fichte glaubte, ein einfaches psychologisches Factum, sondern ein höchst complicirtes, das deshalb zum Anfangspunkte der psychologischen Forschung nicht taugt. Das Heterogenste, ja das Widersprechendste was es nur giebt von Gefühlen, Neigungen, Meinungen, kann durch diese Einheit des Selbstbewußtseins zusammengehalten werden. Was in unserem Inneren irgend sich ereignet tritt, insofern wir überhaupt davon Kenntniß haben, in diese Einheit ein, und daß es eine solche allumfassende höchste Einheit giebt, dies berechtigt uns zu dem Schlusse, daß die Seele selbst gerade dadurch diese Einheit erst möglich mache, daß sie ihrem Wesen nach im strengen Sinne Eines ist.

Können diese Schlüsse nun für einen bündigen wissenschaftlichen Beweis gelten? Wir müssen anstehen dies zu bejahen, denn was der Natur möglich oder unmöglich sei auf einem Gebiete zu dem sich die empirische Forschung nie erheben kann, das zu entscheiden reicht ein Raisonnement aus Begriffen nicht hin. Ein Widerspruch liegt darin nicht, daß durch das Zusammenwirken vieler Kräfte in unserem Inneren der Schein der Einheit in den psychischen Vorgängen nach einem subjectiv nothwendigen Gesetze für uns entstehe. Die besonnene Forschung würde daher zu weit gehen, wenn sie dies der Natur für unmöglich erklären wollte. So viel dürfen wir jedoch mit Recht für jetzt aus dem Obigen folgern, daß wir triftigere Gründe haben das Wesen der Seele für

eine strenge Einheit zu halten als für einen aus vielfachen Stoffen und Kräften zusammengesetzten Apparat. Machen wir also für jetzt diese Hypothese, entwickeln wir möglichst vollständig ihre Consequenzen. Wenn sich diese auf die Phänomene welche durch die Selbstbeobachtung uns bekannt werden, deuten und als befriedigende Erklärungen derselben betrachten lassen, so wird sich darauf, aber auch darauf allein die Ueberzeugung gründen lassen, daß unsere Hypothese nicht blos wahrscheinlich, sondern gewiß ist.

Nehmen wir also an daß den psychischen Vorgängen als Substrat ein räumlich untheilbares Wesen das wir Seele nennen, zum Grunde liege. Die psychischen Phänomene erscheinen dann als seine Thätigkeiten oder Zustände. Die Natur dieser Substanz selbst näher zu bestimmen würde offenbar ein vergebliches Unternehmen sein, denn welche Bestimmung wir ihr auch beilegen würden, so müßte dieselbe jedenfalls eine gedachte, eine Denkbestimmung d. h. selbst wiederum ein Vorgang sein der sich in unserem Inneren ereignete, ein Thun unserer Seele oder ein Product ihrer Thätigkeit. Daß aber ein Product der Seele der adäquate Ausdruck ihres Wesens sei ist nicht denkbar; denn die Seele bleibt durch das was sie ist stets die nothwendige Voraussetzung dessen was sie thut. Jenes ist Bedingung, dieses das Bedingte. Es kann ihr Wesen nicht gleich sein dem was durch ihr Thun erst hervorgebracht wird, wenn man nicht etwa die in sich widersprechende Annahme machen will daß sie durch ihr Thun sich selbst erst hervorbringe, sich aus Nichts schaffe, daß sie also etwas thue bevor sie existirt. Ihr Wesen kann daher weder begriffen noch in irgend einer möglichen Erfahrung gegeben werden, denn alle Erfahrung kann uns nur sagen was die Seele thut oder leidet, nicht was sie ist. Nur eine und zwar nur eine formale Voraussetzung werden wir, da wir auf naturwissenschaftlichem Boden stehen, noch machen müssen, nämlich die, daß die Seele nicht außerhalb des allgemeinen in der

Natur herrschenden Causalzusammenhanges stehe, sondern daß ihr Thun und Leiden bedingt sei durch ihr Zusammensein mit anderen Naturwesen die einen Einfluß auf die in ihr vorgehenden Veränderungen besitzen, obwohl sie ihr Wesen als solches weder zu schaffen noch zu vernichten oder qualitativ zu verwandeln im Stande sind; wie ja auch die im Wasser enthaltenen Sauerstoffatome ihre Natur nicht verändern, sondern mit einer entsprechenden Menge von Wasserstoffatomen nur auf gewisse Weise zu einer besonderen Verbindung vereinigt sind. Jene Voraussetzung ist die nothwendige Folge unseres oben entwickelten Standpunktes, sie darf daher nicht als eine neue von uns gemachte Hypothese in Anspruch genommen werden und ist keiner weiteren Rechtfertigung bedürftig.

§. 8.

Die Naturwesen mit welchen die Seele in ein unmittelbares Causalverhältniß tritt, könneu, wie sich aus physiologischen Thatsachen ergiebt, nur die Nerven und von diesen insbesondere nur die Nerven der Centralorgane sein. Es entsteht die Frage was diese Wechselwirkung mit dem Nervensystem für die Seele bedeute und was die nächsten psychischen Producte derselben seien. Bevor wir sie beantworten werden wir jedoch die Begriffe des Thuns und Leidens etwas schärfer ins Auge zu fassen haben.

An allen Naturwesen kennen wir nur Zustände die sich verändern. Diese Veränderungen schreiben wir Kräften zu, welche durch das Zusammentreffen anderer und immer wieder anderer Wesen ins Spiel gesetzt werden. Wir unterscheiden hierbei ein Thun auf der einen und ein Leiden auf der anderen Seite. Zwar lassen sich die Kräfte als das allein Thätige und die durch sie veränderten Dinge als das Leidende betrachten; da aber die ersteren, wie früher gezeigt, nicht vorkommen und sich nicht denken lassen außer an bestimmte Substrate gebunden, so erscheinen die Dinge vielmehr als Besitzer

der Kräfte und wir schreiben daher mit Recht beides, sowohl Thun als Leiden, den Dingen unmittelbar zu: jeder Proceß kommt zu Stande durch das Zusammensein eines oder mehrerer thätigen Dinge mit einem oder mehreren leidenden. So viel auf der einen Seite gethan wird, gerade so viel muß auf der anderen gelitten werden. Das Thuende würde nichts thun können, wenn das Leidende nicht litte. Damit das Thun möglich sei, muß also die Möglichkeit des Leidens als dessen nothwendige Voraussetzung bereits gegeben sein, und zwar die Möglichkeit eines gerade so großen Leidens als die Größe der auszuübenden Thätigkeit erfordert. Ebenso ist umgekehrt die Thätigkeit Bedingung der Möglichkeit des Leidens: Thun und Leiden setzen also gegenseitig, jedes die Möglichkeit des anderen voraus. Ist nun A nur möglich dadurch daß B möglich ist, B aber nur möglich dadurch daß A möglich ist, so folgt: A ist nur möglich dadurch daß A möglich ist, die Möglichkeit des Thuns (oder resp. des Leidens) ist nur dadurch gegeben daß sie gegeben ist, d. h. die Möglichkeit des Thuns (resp. des Leidens) hat überhaupt keinen Grund außer sich, ist grundlos, oder (was dasselbe ist) lediglich ihr eigener Grund, producirt sich schlechthin aus Nichts durch einen reinen Act der Freiheit. Dies ist ein Widerspruch, durch welchen jede Causalität schon ihrer Möglichkeit nach aufgehoben werden würde. Er beweist uns aufs schärfste daß unsere ursprüngliche Annahme falsch war durch welche wir ein Thun einem Leiden entgegensetzten: der Gegensatz von Thun und Leiden ist also aufzuheben, das Thuende ist vielmehr eben so sehr immer und nothwendig ein Leidendes wie ein Leidendes zugleich ein Thuendes ist, d. h. Thun und Leiden bezeichnen einen und denselben Zustand, unterscheiden sich der Wirklichkeit nach gar nicht, sondern bezeichnen nur verschiedene Gesichtspunkte aus welchen wir dieselbe Sache betrachten. Was hier streng erwiesen ist, läßt sich dem natürlichen Bewußtsein des Menschen auf folgende Weise nahe bringen.

Jede Veränderung welche geschieht scheint zwar zu erfolgen durch das Zusammentreffen eines Thätigen und eines Leidenden; in der unabsehbaren Kette der Naturerscheinungen aber kann es dennoch ein rein Thätiges so wenig geben als ein rein Leidendes. Denn das rein Thätige müßte ein solches sein das zur Thätigkeit nicht einmal entfernt veranlaßt wäre von außen durch ein Fremdes, sondern die Quelle und den Antrieb zum Handeln nur aus sich selbst nähme, ein rein Leidendes aber ein solches das jede Einwirkung von außen, ähnlich der Platonischen Hyle, nur in sich aufnähme, das selbst nichts wäre als reine Bestimmbarkeit durch ein Anderes, vor der Bestimmung durch ein Anderes also gar keine Bestimmtheit irgend welcher Art besäße, d. h. für sich selbst ein leeres Nichts wäre. Ist nun die Natur wirklich das wofür sie von der Naturwissenschaft angesehen wird, ein Complex von Causalreihen die sich immer weiter fortbestimmen, so muß offenbar jedes Thätige in ihr eben so sehr Resultat, Product einer gerade bis zu diesem Punkte abgelaufenen Kette von Ursachen und Wirkungen sein und also ein Leidendes, als sich jedes Leidende wiederum als wenigstens relativ selbstständiges Anfangsglied einer neuen ins Unendliche fortlaufenden Causalreihe und demnach als ein Thätiges betrachten läßt. Nur in dem Gesichtspunkte aus welchem wir den Proceß betrachten, liegt der Unterschied, keineswegs in der Sache selbst. An sich betrachtet ist jedes Wesen zu jeder Zeit und unter allen Umständen eben so thätig als leidend. Wenn man daher von Action und Reaction spricht, so sind dies ebenso wie Thun und Leiden, bloße Verhältnißbegriffe welche für das Verständniß dessen was wirklich geschieht gar keine Bedeutung haben, zumal da sie noch außerdem der Materie einen Widerstand gegen Einwirkungen auf sie zuschreiben, der einer besonderen Rechtfertigung erst noch bedürfen würde, ohne welche er nichts weiter ist als eine voreilige Analogie, hergenommen von der Unlust und dem Widerstreben, welche lebende Wesen bisweilen zeigen gegen gewisse

Bestimmungen ihres Inneren die von außen auf sie eindringen oder gegen Hindernisse die sich der Befriedigung ihrer Neigung entgegenstellen. Aehnlich verhält es sich mit den Begriffen der Spontaneität und Receptivität, productiver Kraft und Empfänglichkeit, Irritabilität und Sensibilität oder wodurch man jene unwahren Gegensätze von Thätigkeit und Leiden sonst noch bezeichnen mag. Jede Kraft, jedes Vermögen etwas zu thun ist selbst wiederum Product und jedes Product setzt die Reihe des Geschehens selbstthätig weiter fort. Auf diese Weise ist an diesem Punkte der Widerspruch zwischen dynamischer und mechanischer Naturansicht, zwischen dem Idealismus der neueren Philosophie und dem materialistischen Realismus der empirischen Naturforschung aufzulösen. Jener macht Alles zu reiner Kraftthätigkeit, die es daher nie zum Producte bringt, zu einer absolut leidenden Materie, dieser hält die blos leidende Materie, die höchstens durch Widerstand ihre Thätigkeit äußern soll, allein für wirklich und kann daher nirgends lebendige Kräfte sehen, welche Bewegungen anfangen sollten rein aus sich selbst.

Wenden wir das gefundene Resultat, dessen weitere Verfolgung nicht hierher gehört, auf die Seele an, so kann es zunächst nicht befremden, theils daß die Entscheidung darüber ob die Seele beim Empfinden und Vorstellen thätig oder leidend sei, bald auf die eine bald auf die andere Seite sich neigt, theils daß es bei complicirten psychischen Erscheinungen oft unmöglich scheint die Frage zu beantworten ob sich die Seele dabei thätig oder leidend verhalte. Es tritt dieser Fall ein bei sehr vielen Gefühlen, Stimmungen, Neigungen, bei allen Handlungen die nicht aus einem ausdrücklichen festen Entschlusse hervorgehen. Warum beim energischen Wollen dagegen die Seele als rein thätig uns erscheine, bei Affecten und Leidenschaften aber ausschließlich für leidend gelte, wird sich später von selbst ergeben; jetzt haben wir das gewonnene

Resultat nur für die richtige Auffassung der einfachsten psychischen Vorgänge zu benutzen.

Wir haben keinen Grund zu glauben, daß die frühesten psychischen Phänomene, von denen wir freilich aus eigener Erfahrung nichts wissen können, andere seien als sinnliche Empfindungszustände. Sind diese in der That die frühesten, so müssen wir sie auch für die einfachsten halten, da das geistige Leben als ein Prozeß der Entwickelung sich uns darstellt. Daß die sinnlichen Empfindungen durch die Nerven vermittelt werden ist eine vollkommen sicher stehende Folgerung aus einer Menge von physiologischen Thatsachen. Der Nervenreiz als solcher und für sich allein ist, wie ich anderwärts gezeigt habe, noch kein psychisches Phänomen, sondern ein solches kommt erst zu Stande durch eine Wechselwirkung in welche die Seele mit dem erregten Nerven tritt. Der Nerv pflegt beim Empfinden als das Leidende, von außen Bestimmbare und der Einwirkung durch ein Fremdes Ausgesetzte betrachtet zu werden, die Seele aber vielmehr als das Thätige, aus eigener Kraft die Vorstellung Producirende. Dagegen müssen wir auf das Vorige gestützt vielmehr behaupten daß ebensowohl der Nerv für das Thätige, auf die Seele Wirkende und diese für das Leidende, die Einwirkung Aufnehmende zu halten sei. Wie der Nerv eine Receptivität für Anregung von außen nur dadurch besitzt daß er durch seine organische Construction in sich die Möglichkeit enthält selbstthätig zu werden und nur leidet insofern er thätig wird, so ist auch die Seele der Einwirkung von Seiten des Nerven nur zugänglich dadurch daß sie vermöge ihrer Natur und dem Wesen derselben gemäß selbst etwas producirt und sie ist es nur eben insofern sie dies thut: weder der Nerve noch die Seele ist blos thätig oder blos leidend, sondern beide sind thätig-leidend, d. h. ihre Thätigkeit ist zugleich auch eben dieses ihr Leiden selbst.

Es beruht demnach die ganze Frage ob die Seele in der Empfindung thätig sei oder leidend, auf einem Mißverstande:

in Rücksicht ihres Verhältnisses zum Nerven ist sie leidend, aber dieses Leiden ist in Rücksicht der Seele selbst und des von ihr producirten Vorgestellten eine Thätigkeit, weil sie sich dabei in einem Zustande befindet dessen Qualität durch die Natur dessen was sie selbst ist wesentlich mitbedingt, mithervorgebracht wird. Daß wir überhaupt geneigt sind die Seele oder den Geist dem Leibe gegenüber als das Thätige, diesen dagegen als das Leidende zu betrachten wenn beide in Wechselwirkung mit einander treten, dies erklärt sich daraus, daß wir uns bewußt sind durch den Willen, als dessen Sitz die Seele angesehen wird, nicht allein Veränderungen in der Außenwelt hervorbringen, sondern auch allen Trieben und Neigungen, die durch das Medium unseres Körpers in Form sinnlicher Reize von außen an uns gebracht werden, widerstehen, uns unabhängig von ihnen und vielmehr auf eine den sinnlichen Antrieben entgegengesetzte Weise bestimmen zu können. Die Seele kann demnach, dies ist Thatsache des Bewußtseins, im Laufe ihrer Entwickelung die Fähigkeit erlangen sich von der unmittelbaren Bestimmung durch sinnliche Nervenreize zu befreien (und wir werden im Laufe unserer Untersuchung zu zeigen haben wie dies möglich sei), aber schon hier müssen wir gegen die Meinung protestiren, daß sie alsdann überhaupt durch Nichts bestimmt werde, daß sie reine Thätigkeit aus sich producire ohne alles Leiden — es wird sich zeigen daß sie vielmehr auch bei der moralischen Selbstbestimmung (Freiheit) ebenso sehr leidend als thätig ist, ebenso sehr bestimmt als bestimmend, nur nicht bestimmt durch Nervenreize von außen, sondern lediglich durch das Zusammenwirken ihrer eigenen bereits feststehenden Producte, durch Gedanken, Gefühle, Vorsätze und was sonst für Zustände in ihr schon vorbereitet liegen mögen.

Was die sprachliche Bezeichnung der frühesten und einfachsten psychischen Erscheinungen betrifft mit denen wir es hier zu thun haben, so ist sie zwar an sich gleichgültig, wird aber von großer Bedeutung für die künftige Entwickelung

durch die Nebenvorstellungen und Beziehungen welche sich durch den Sprachgebrauch, sowohl den wissenschaftlichen als den des gemeinen Lebens, an den gewählten Ausdruck anzuknüpfen pflegen. Man wird durchgängig festzuhalten haben, daß unter einfacher Seelenthätigkeit, wie sie auch genannt werde, nichts zu verstehen ist als der Zustand in welchen die Seele durch ihre Wechselwirkung mit den sensibeln Nerven versetzt wird. Betrachtet man ihn als bewirkt durch den Nervenreiz, so wird man geneigt sein ihn Empfindung zu nennen; betrachtet man ihn als Ausdruck des Wesens der Seele, als Product ihrer Selbstthätigkeit, so muß der Name Vorstellung am geeignetsten erscheinen. Da jedoch der erstere namentlich von den Physiologen als Bezeichnung des Zustandes der Nerven während ihrer Erregung in Anspruch genommen zu werden pflegt, der letztere aber theils im Gegensatz zur Wahrnehmung des Gegenwärtigen das bloße Gedächtnißbild des Abwesenden bezeichnet, theils auch die hier noch fern zu haltende Beziehung der Seelenthätigkeit auf äußerlich sich darstellende Gegenstände herbeiführt, welche unserem Inneren gegenüberstehend sich in demselben abbilden sollen, so ist ohne Zweifel beiden der Name Perception vorzuziehen, zumal da das Fremdwort — und hierin liegt die einzige gültige Entschuldigung und deshalb der Maßstab für die Beurtheilung jeder schwerfälligen Terminologie — alle ungehörigen Nebenbeziehungen zu denen der Sprachgebrauch so leicht verführt, am besten abscheidet und vermeiden lehrt.

Eine besondere Schwierigkeit, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen, liegt für die reine und scharfe Auffassung des Begriffes der Perception noch in dem Phänomen des Bewußtseins. Wir sagen ganz allgemein von jeder psychischen Erscheinung daß sie im Bewußtsein vorgehe und müssen es von jeder sagen, denn erst dadurch daß wir uns derselben bewußt werden erfahren wir ihr Vorhandensein, erst dadurch wird es möglich sie zu beobachten und überhaupt nur von ihr zu

reden. Diesem Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens gemäß ist das Bewußtsein selbst ein Platz, wie das Sensorium der Physiologen, auf welchem die inneren Vorgänge sich ereignen und wir selbst sind vermittelst eines höheren Auges die Beobachter entweder alles oder doch eines großen Theiles dessen was auf diesem Platze sich begiebt. Von einer anderen Seite jedoch erscheint das Bewußtsein nicht sowohl als ein solcher mit psychischen Ereignissen erfüllter Raum, sondern vielmehr selbst als ein psychisches Ereigniß das alle übrigen begleitet. Wir finden nämlich in uns die Fähigkeit unsere inneren Zustände je nach der verschiedenen Art derselben mehr oder minder scharf zu beobachten. Die Grade der Klarheit mit welcher dies geschehen kann, scheinen unendlich viele Abstufungen zuzulassen, von dem dumpfen Weben des niederen Thieres an, das fortgerissen wird im Strome seiner Empfindungen wie von einer dämonischen Gewalt, bis zu der selbst nur langsam und allmälig fortschreitenden Abklärung des Menschen in sich selbst, der nur durch gewaltsame Anstrengung seiner Reflexion zur Selbstbeobachtung die höchste Stufe der Klarheit erreicht, die ihm endlich aufgeht im reinen Selbstbewußtsein. Diese Grade der Klarheit über sich selbst hat man wohl auch verschiedene Arten des Bewußtseins genannt und deshalb namentlich ein bloßes Weltbewußtsein dem Selbstbewußtsein als einer höheren Stufe gegenübergestellt, die vom Menschen allein und zwar nur vom erwachsenen Menschen erstiegen werde. In diesem Sinne also wird das Bewußtsein, sei es nun mehr oder minder klar, als nothwendiger steter Begleiter jedes inneren Vorganges betrachtet — als nothwendiger Begleiter, da wir alle psychischen Vorgänge die wir kennen nur dadurch kennen können, daß wir sie durch innere Erfahrung in uns finden, nämlich im Bewußtsein, dasselbe in der zuerst angeführten Bedeutung genommen, in welcher es den Ort und Platz bezeichnet wo alle psychischen Vorgänge sich ereignen sollen.

Dieser Doppelsinn, nach welchem das Bewußtsein vom gewöhnlichen Sprachgebrauch bald für den Boden der psychischen Phänomene genommen wird, bald für den Grad der Klarheit des gesammten inneren Lebens welcher jedes einzelne Phänomen begleitet und durch die Selbstbeobachtung gemessen wird, führt den Uebelstand herbei, daß die Frage ob schon die einzelne einfache Seelenthätigkeit mit einem gewissen Bewußtsein verbunden zu denken sei, im Allgemeinen unbeantwortlich wird; denn im Bewußtsein vorgehen (dieses im ersteren Sinne genommen) muß freilich auch die einfachste Seelenthätigkeit, da wir ja sonst von ihr nicht allein nichts wissen könnten, sondern sie selbst auch nicht einmal eine Seelenthätigkeit sein würde, aber doch können die frühesten Seelenzustände, wegen der völligen Unklarheit des inneren Lebens in dieser ersten Zeit überhaupt und des gänzlichen Mangels der Vorstellung des Ich, so ganz und gar nicht von uns beobachtet werden, daß wir nicht anstehen dürfen sie (im zweiten Sinne) bewußtlose zu nennen. Wollte man behaupten daß auch sie schon von einem gewissen Grade des Bewußtseins, wenn auch nur einem niederen begleitet sein müßten, weil sonst der höhere Grad desselben, die Selbstbeobachtung und das Selbstbewußtsein unerklärlich sein würden, so ist dagegen zu erinnern, theils daß ebenso unbegreiflich sei wie durch eine Vervielfältigung des unklaren Bewußtseins eine Steigerung zur Klarheit gleichsam als eine Summe des Unklaren hervorgehen könne, da überdies gerade das klarste und reinste Selbstbewußtsein am allerwenigsten als eine Summe sondern nur als ein einziger untheilbarer Act sich denken läßt (sollte aber das klare Bewußtsein nicht Summe sondern Product aus vielen unklaren sein, so wäre zu zeigen wie es producirt werden könne), theils daß wir allerdings gezwungen sind uns jeden inneren Zustand so weit er in die innere Erfahrung selbst fällt, d. h. so weit er sich beobachten läßt, mit einem Grade des Bewußtseins verbunden zu denken — denn

sonst könnten wir von ihm überhaupt nichts wissen, da ein Gegenstand innerer Erfahrung und diese selbst erst möglich wird durch Selbstbeobachtung — daß aber auch die einfachen Seelenthätigkeiten eben deshalb gar kein möglicher Gegenstand unmittelbarer Erfahrung sein können: wir überzeugen uns von ihrem Vorhandensein nur mittelbar, erschließen es blos entweder aus der Erfahrung complicirter Phänomene welche die einfachen voraussetzen, oder wie wir hier thun, aus einer Hypothese über den Begriff der Seele, die selbst ein Naturwesen, in ein Causalverhältniß mit anderen Naturwesen verwickelt wird. Wenn es nun auch richtig ist daß viele oder alle complicirten psychischen Vorgänge welche in unsere Erfahrung fallen stets von einem Grade des Bewußtseins begleitet sind und sein müssen, so berechtigt uns dies doch keineswegs zu dem Schlusse, daß dies auch bei den einfachen nothwendig der Fall sei. Halten wir also jede Beziehung auf Bewußtsein, namentlich in der zweiten der angegebenen Bedeutungen, vor der Hand vom Begriffe der Perception entfernt und verstehen unter dieser nur das psychische Product des Causalverhältnisses zwischen der Seele und den erregten Nerven.

§. 9.

Der unbefangenen Beobachtung erscheint das Ganze der psychischen Thätigkeiten und Zustände des Erwachsenen — denn nur diese können unmittelbarer Gegenstand der inneren Erfahrung werden — zunächst als eine mehr oder weniger streng zusammenhängende Reihe von Ereignissen, deren einige theils bedingt und hervorgebracht theils gestört, unterbrochen und aufgehoben, alle aber begleitet und modificirt, geschwächt oder verstärkt werden können durch leibliche Vorgänge, deren Ursachen und Verlauf vom psychischen Leben großentheils unabhängig sind. Dieser Einfluß der leiblichen Zustände auf die psychischen, welcher an jeder Stelle in den Verlauf der letzteren eingreifen kann bald ihn hemmend und bedrückend

bald neue Elemente als Denkstoff ihm zuführend und dadurch eine veränderte Richtung ihm anweisend, wird ebenso von dem natürlichen Bewußtsein des Menschen wie von der naturwissenschaftlichen Ansicht des psychischen Lebens anerkannt. Halten wir hiermit unsere früher erörterte Annahme zusammen, daß das Seelenwesen eine einfache unräumliche Substanz sei, die ursprünglich kein inneres Mannigfaltige in sich enthalte, also auch keinen angeborenen Gedankeninhalt in sich fertig besitze, sondern Alles erst erwerbe im Laufe des Lebens durch das was sie in sich erfährt — eine Behauptung, welche durch die Beobachtung insofern bestätigt zu werden scheint als das Kind erst durch äußere Anregung zur Combination und Anwendung selbst der einfachsten Gedanken veranlaßt und hingeleitet werden muß — halten wir dies fest, so werden wir die Erforschung des psychischen Lebens nur anheben von der Betrachtung der Wechselwirkung in welche die Seele mit ihrem organisirten Leibe, das heißt zunächst mit ihrem Nervensysteme tritt.

Schon der bloße Fortgang des Lebensprocesses setzt die beständige Erregtheit eines Theiles der Nerven voraus, denn er ist bedingt durch einen fortwährenden Stoffwechsel, durch Bewegungen, die nur vermittelst der Thätigkeit motorischer Nerven zu Stande kommen und nur veranlaßt sein können durch Reize welche auf die sensibeln Nerven gewirkt haben. Einen Theil der Nervenreize welche mit den Processen der Assimilation und Secretion verbunden sind, ist der Erwachsene im Stande an sich zu beobachten. Qualität und Intensität der Empfindungen welche mit der Aufnahme neuer Nahrung, der Verarbeitung derselben durch den Organismus und der Ausscheidung des Unbrauchbaren verbunden sind, hängen nächst den im Organismus selbst liegenden Bedingungen von der Menge und Art der betreffenden Stoffe ab, und können bei verschiedenen Menschen äußerst verschieden sein. Daß jedoch dergleichen Empfindungen auch dem neugeborenen Kinde nicht fehlen, obgleich es dieselben noch keineswegs an sich beobachten

kann, wird Niemand bezweifeln wollen, da sie die steten nothwendigen Begleiter des organischen Lebens überhaupt sind. Solche Empfindungen sind es welche die Grundlage dessen bilden was man Lebensgefühl genannt hat. Nur der Erwachsene der sich selbst zu beobachten vermag, ist im Stande zu bemerken daß er fortlebt ohne Unterbrechung, und zwar ist dies auf zweierlei Weise möglich, entweder durch Reflexion auf die erwähnten Empfindungen deren Continuität er erschließt aus naturwissenschaftlichen Gründen oder doch als continuirlich voraussetzt, oder durch Reflexion auf die Continuität seiner sämmtlichen Gemüthszustände, welche er ebenfalls voraussetzen muß, weil er eine für sein Inneres leer gebliebene Zeit, eine Zeit in welcher er weder etwas gedacht noch empfunden noch begehrt hätte, niemals durch Selbstbeobachtung in sich würde wahrnehmen können — denn was wir selbst beobachten können sind nur unsere wirklichen inneren Zustände selbst. Entstände in diesen auch eine Lücke, so würde das Beobachten aufhören müssen und die Lücke selbst würde gar nicht bemerkt werden können, so wenig als die absolute Finsterniß vom leiblichen Auge gesehen werden kann. Gewisse Empfindungen sind aber zu jeder Zeit in uns bemerkbar. Denn sollte es auch bisweilen nicht möglich sein einen Gemüthszustand aufzufinden der unser Inneres erfüllt, so setzt doch schon jede Körperlage die Empfindung eines gewissen Druckes auf irgend eine Stelle des Leibes voraus, der in Ermangelung eines anderen Inhaltes in's Bewußtsein treten muß wenn wir uns selbst beobachten. Daß wir leben ist demnach nichts Gefühltes, nichts Empfundenes, sondern nur Resultat eines Schlusses, den blos der Erwachsene machen kann; eine Vitalempfindung, ein Lebensgefühl giebt es also überhaupt nicht, aber wir sind genöthigt unser leibliches wie unser geistiges Leben, wenn wir erst durch Reflexion uns von dem Dasein desselben überzeugt haben, als ein Continuum zu denken.

Das unmittelbare Ergebniß aus dem Obigen ist dies, daß der menschliche Organismus (und dasselbe gilt offenbar auch von jedem anderen) schon von der frühesten Zeit seines Lebens an nie ohne gewisse Empfindungen ist, deren Intensität bald steigt bald abnimmt. Diese Empfindungen entziehen sich nicht selten der Selbstbeobachtung des Erwachsenen, selbst wenn sie von beträchtlicher Stärke sind, da sein Inneres häufig präoccupirt ist durch Gedanken, Gefühle, Begehrungen welche unabhängig von jenen Nervenreizen, ihnen nicht gestatten in's Bewußtsein hervorzutreten, so daß die Selbstbeobachtung die sich auf jene Nervenreize richtet, oft nur mit Mühe sie entdeckt. Denn wer bemerkt noch den Druck den die Oberfläche des Leibes beim Liegen auszuhalten hat oder die Muskelanspannung die zum Gehen erforderlich ist, wenn er nicht ausdrücklich seine Aufmerksamkeit darauf richtet? Dem Bewußtsein des Erwachsenen entgehen also eine große Menge von Empfindungen, die doch unleugbar in ihm stattfinden, die unausbleiblich seine psychischen Zustände wesentlich modificiren würden, wenn nicht sein Inneres durch anderweitige stärkere Reize bereits in Anspruch genommen wäre, durch deren Gegenwart jene verdrängt werden. Beim neugeborenen Kinde haben wir dagegen keine Ursache eine solche Präoccupation des Gemüths vorauszusetzen: jene mannigfaltigen Empfindungen bilden daher unbestritten den ersten Inhalt seines psychischen Lebens; denn es sind noch keine fertigen Producte des Geisteslebens vorhanden die sich ihnen entgegenstellen und ihr wirkliches Auftreten in der Seele bekämpfen könnten.

Es sind hierher zunächst alle diejenigen Empfindungen zu rechnen, welche durch den Verlauf des leiblichen Lebens als solchen im Zustande der Gesundheit oder der Krankheit entstehen. Sie werden sämmtlich hervorgebracht durch ganz unwillkürliche Vorgänge im Innern des Leibes und können bald so schwach sein daß wir uns vergebens anstrengen würden sie zu bemerken, bald aber auch so stark daß keine Energie des

Willens im Stande ist die Qualen aus dem Bewußtsein zu verdrängen die sie uns bereiten. Die qualitativen Unterschiede die wir unter diesen Affectionen zu machen vermögen, sind nur von geringer Schärfe. Sie sind immer entweder angenehm oder unangenehm, Lust- oder Schmerzempfindungen. Beide Arten zeigen eine Menge sowohl qualitativer als quantitativer Verschiedenheiten, Uebergänge und Mischungen. Die Ursache dieser Verschiedenheiten, so wie der qualitativen Bestimmtheit aller Empfindungen überhaupt zu erforschen ist ein Problem das ganz der Physiologie, nicht der Psychologie angehört, da es offenbar nur gelöst werden kann durch eine freilich bis jetzt unmöglich scheinende Erklärung des Wesens der Nerventhätigkeit und der Verhältnisse der einzelnen Nervenerregungen zu dem gesammten Lebensprocesse. Der großen Mannigfaltigkeit dieser Empfindungen der ersten Klasse, deren Charakteristisches darin liegt als Lust oder Schmerz aufzutreten, steht eine nicht geringere Menge von anderen gegenüber die wir in eine zweite Klasse bringen, da sie alle nur durch unmittelbare Erregung von außen entstehen und zum Fortgange des Lebensprocesses weder unmittelbar nöthig noch auch durch ihn bedingt sind. Es sind dies die specifischen Organenempfindungen, die Sinnesaffectionen in engerer Bedeutung. Zwar können auch an den Sinnesorganen Lust- und Schmerzempfindungen auftreten, aber sobald dies geschieht, fungirt das Organ, namentlich im Falle einer schmerzlichen Affection, nicht in der Weise welche seine eigenthümliche Construction und Stellung im Organismus als seine Bestimmung ihm anweist, sondern die Integrität des leiblichen Lebens ist im Ganzen oder theilweise dadurch angegriffen oder doch bedroht. Mögen nun die specifischen Sinnesnerven selbst fähig sein Schmerz zu empfinden oder mag die Schmerzempfindung von der ein Sinnesorgan getroffen wird, durch andere ihm noch außer seinen eigenthümlichen Nerven beigegebene Fasern vermittelt werden, so haben wir doch jedenfalls das Recht die

Empfindungen von Lust und Schmerz, die lediglich dem Lebensprocesse als solchem zugehören, den Organenempfindungen gegenüberzustellen, durch welche uns die qualitativen Verschiedenheiten der Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcke und Tastempfindungen gegeben werden. Besonders häufig sind namentlich die letzteren von gewissen Lust- oder Schmerzempfindungen begleitet und werden von ihnen dann so zu sagen übertäubt. Es liegt darin immer ein Zeichen der nahen Beziehung der einzelnen Empfindung zum gesammten Lebensprocesse.

Daß die Empfindungen dieser zweiten Klasse sogleich anfangs beim Kinde dieselben eben so genau bestimmten qualitativen und quantitativen Verschiedenheiten zeigen sollten wie beim Erwachsenen, ist höchst unwahrscheinlich. Denn theils bemerken wir daß sogar der Erwachsene bald größere bald geringere Mühe anwenden muß um ähnliche Empfindungen zu unterscheiden und daß eine Ausbildung seiner Unterscheidungsfähigkeit die stets noch eine Steigerung zuzulassen scheint, wirklich stattfindet, nämlich so daß sie anfangs unwillkürlich geschieht, später aber nur vorsätzlich geschehen kann, theils lehrt die Beobachtung des Kindes daß die frühesten Affectionen der Sinnesorgane in ihm gar nicht auftreten als Wahrnehmungen bestimmter Qualitäten, wie Farben, Töne u. dgl., sondern lediglich als Empfindungen der Lust oder Unlust, als Empfindungen einer inneren Befriedigung oder einer Störung des Lebensverlaufs. Man kann daher von diesen frühesten Zuständen des Kindes nur sehr uneigentlich sagen, daß sie Gesichts-, Gehörs-, Geschmacksempfindungen seien, denn sie treten bei ihm gar nicht in der Weise auf in welcher sie beim Erwachsenen sich finden. Um sich dies recht deutlich zu machen, überlege man was wohl eine Gesichtsempfindung bedeuten und wie sie sich im Innern darstellen könne, wenn sie noch auf keinen äußeren Gegenstand bezogen wird und wenn die Stelle des Leibes noch unbekannt ist an welcher das Organ sich befindet durch das sie vermittelt wird. Der Erwach-

sene ist nicht im Stande sich eine Vorstellung von einer solchen Empfindung zu machen, er vermag durch keine Anstrengung selbst nur die dritte Dimension aus der Außenwelt hinwegzudenken, wenn sie ihm einmal entstanden ist, er vermag es nicht die Bilder die doch offenbar nur auf seiner Netzhaut sind, als solche Netzhautbilder zu sehen ohne sie nach außen zu projiciren, er vermag es nicht von der Kenntniß seines Leibes und insbesondere der jedesmal empfindenden Stelle desselben zu abstrahiren, sobald er diese Kenntniß einmal erworben hat. Alles dies bringt der Erwachsene zur Empfindung stets unwillkürlich mit hinzu, und nur in krankhaften Zuständen, z. B. bei Schwindel wie er Ohnmachten vorausgeht, erscheinen ihm bisweilen (wenn ich einer an mir selbst gemachten Beobachtung so weit trauen darf) die gesehenen Gegenstände als auf der Netzhaut im Auge liegend. Aehnliches kommt auch bei tiefer Meditation vor. Die Gegenstände erscheinen dann, wiewohl nur auf Augenblicke, als bloße Netzhautbilder, die sich jedoch sogleich wieder in äußere Gegenstände verwandeln, sobald man aus dem Zustande der gänzlichen Zurückgezogenheit in sich wieder in den des natürlichen Menschen übergeht. Gerade nur der Augenblick dieses Ueberganges ist es, in welchem jene Verschiedenheit der Gesichtserscheinungen sich bemerken läßt. Das Kind dagegen kennt seine Leibesglieder noch nicht, es sucht nicht äußere Gegenstände zu seinen Empfindungen hinzu, weil es den Gegensatz zwischen sich und der Außenwelt noch gar nicht gemacht hat, es geht in ihm ursprünglich nichts vor als ein verschiedenartiges Empfinden, ein mannigfaltiges Afficirtwerden, ein Modificirtwerden seines inneren Lebens, das in dieser frühesten Zeit sehr wesentlich verschieden sein muß von dem Empfinden des Erwachsenen.

Treten also auch die Organenempfindungen in der frühesten Zeit beim Kinde nur auf als Veränderungen seiner inneren Zustände, so können sie ursprünglich nicht als ver-

schieden der Art nach von den Empfindungen der ersten Klasse sich darstellen, welche durch den Fortgang des leiblichen Lebens unmittelbar hervorgebracht werden. Es wird jetzt nicht schwer sein das Resultat des Zusammenwirkens dieser ungeheuren Mannigfaltigkeit von Empfindungen zu bestimmen.

Die erregten Nerven wirken sämmtlich auf die Seele. Die Nervenreize selbst werden durch sehr verschiedene Ursachen bedingt und sind daher unter sich sowohl der Qualität als dem Grade nach äußerst verschieden. Diese verschiedenen Erregungszustände der Nerven wirken aber gleichzeitig fort auf die Seele. Alle verlangen von ihr die Perception, aber diese kann in jedem Zeitmomente nur einmal von der Seele ausgeübt werden. Daher bleibt nichts übrig als daß die Seele wegen der Menge der heterogenen Empfindungen entweder nur eine dunkle und qualitativ unbestimmte Perception von allen habe, da sie den Act der Perception wegen der Einfachheit ihres Wesens nicht theilen kann, oder daß das Hervortreten eines Theiles, unter Umständen nur eines einzigen der gleichzeitigen Nervenreize, durch seine bedeutendere Stärke das Uebergewicht über die anderen erlange die dann gar keinen Theil an der Perception erhalten. Denn überall wo die Seele Vieles zugleich aufzufassen genöthigt wird, muß sie entweder Eins über das Andere vernachlässigen oder von Allem eine gemischte und darum nur dunkle und unbestimmte Vorstellung erhalten. Den psychischen Zustand welcher vielen gleichzeitigen heterogenen Nervenreizen entspricht, deren keiner an eine bestimmte Stelle des Leibes gebunden erscheint, weil dieser selbst noch unbekannt ist seiner Oertlichkeit nach, noch auf ein äußeres wahrgenommenes Quale bezogen wird, weil Außen und Innen noch nicht unterschieden werden — diesen psychischen Zustand, welcher in nichts Anderem bestehen kann als in der Perception zusammengemischter simultaner Nervenreize, so lange aus der Menge derselben kein einzelner durch überwiegende Stärke hervortritt, nennen wir G e m e i n g e f ü h l, Perception des ge-

sammten Erregungszustandes des Nervensystems. Dasselbe ist keine besondere Art der Empfindung oder Wahrnehmung, die von den einzelnen Empfindungen verschieden wäre und etwa ein eigenthümliches Organ, einen besonderen Sinn erforderte, sondern das nothwendige Resultat der Totalauffassung der sämmtlichen Zustände der sensibeln Nerven.

§. 10.

Wie aus dieser höchst ungenauen und verworrenen ursprünglichen Auffassung allmälig bestimmte Wahrnehmungen hervorgehen und sich ausscheiden können, ist auf folgende Weise ersichtlich.

Die Empfindungen durch deren Zusammenwirken das Gemeingefühl zu Stande kommt, sind von verschiedener Art und besitzen verschiedene Grade der Stärke: Hunger, Durst und die angenehmen Empfindungen ihrer Befriedigung, Müdigkeit, Drücken, Stechen, gelinde Wärme, Hitze, Kälte, Kitzel u. dergl. — denn bei diesen und ähnlichen Empfindungen werden wir zunächst stehen bleiben müssen, da die specifischen Sinnesempfindungen, wie wir gesehen haben, ursprünglich nicht wesentlich von ihnen verschieden sind, sondern auch nur als gewisse Arten der Unterbrechung oder Veränderung der qualitativen Bestimmtheit des inneren Lebens erscheinen. So lange nun mehrere dieser verschiedenen Empfindungen gleichzeitig in einer solchen Weise auftreten, daß keine derselben stärker ist als alle übrigen zusammengenommen, muß die Dunkelheit des Gemeingefühls fortdauern, aus welchem keine einzelne Empfindung unterschieden von den anderen hervortreten kann. Wird dagegen eine unter ihnen z. B. die Empfindung des Hungers oder der Müdigkeit intensiv genug um über alle anderen gleichzeitigen Nervenreize ein vollständiges Uebergewicht erhalten zu können, so wird sie diese überwältigen und die Perception durch die Seele ausschließlich für sich allein in Anspruch nehmen, obwohl nicht ungehemmt

und mit der vollen Stärke die ihr zukommen würde, wenn es an gleichzeitigen heterogenen Nervenreizen gänzlich fehlte, sondern nur mit derjenigen Intensität, welche ihr nach dem Kraftverluste noch übrig bleibt den sie durch die übrigen gleichzeitig zur Perception strebenden Nervenreize erleidet. Dieser Kraftverlust steigt mit der Verstärkung und nimmt ab mit der Schwächung der übrigen simultanen aber heterogenen Nervenreize.

Die Erfahrung bestätigt dies so weit als man es überhaupt von ihr bestätigt zu finden erwarten darf, nämlich desto mehr je genauer man beobachtet, obwohl sie nie unmittelbar auf den scharfen Ausdruck psychologischer Gesetze zu führen vermag. Kleine Schmerzen, namentlich rein örtliche, bleiben leicht unbemerkt oder werden vergessen wenn größere und allgemeinere Uebel zugleich gegenwärtig sind. Die willkürliche Reflexion wird entschieden beeinträchtigt durch sinnliche Affectionen aller Art, bald wird sie durch diese unterbrochen bald wird sie wieder ihrer Herr und verdrängt sie aus dem Bewußtsein (entzieht sie der Möglichkeit unsrer Beobachtung). Da aber die Erfahrung lehrt daß dies beim Erwachsenen geschieht, dessen inneres Leben weit reicher ist und also der Uebermacht einzelner Empfindungen weit mehrere und kräftigere Gegner zu stellen vermag als die Seele des Kindes, die ganz von dem Strome der Empfindungen fortgerissen wird, so haben wir allen Grund anzunehmen, daß dasselbe um so mehr in der ersten Zeit des Lebens der Fall sei.

Um jede Undeutlichkeit zu vermeiden bedarf es noch einer Erörterung des Verhältnisses in welchem sich im obigen Falle das Percipirte zum Nichtpercipirten befindet. Die gleichzeitigen verschiedenen Nervenreize nämlich, in welchem Verhältniß der Stärke sie auch unter einander stehen mögen, wirken sämmtlich auf die Seele fort, denn sie sind in ihrem Entstehen völlig unabhängig von einander und müssen daher, der schwächere ebenso wie der stärkere, so lange die Leitung der Ner-

venthätigkeit zum Gehirn nicht unterbrochen ist, alle gleichzeitig auf die Seele einwirken. Jeder unter ihnen macht jedem andern die Perception streitig, und es entsteht daher das seiner Natur nach verworrene Gemeingefühl so lange sich keiner unter ihnen befindet dessen Intensität die aller übrigen zusammen genommen überwiegt. Ist dies dagegen der Fall, so kann die qualitative Bestimmtheit der Perception sich nur nach diesem stärksten Reize richten, während das Quale der schwächeren neben ihm als völlig ausgelöscht zu betrachten ist und gar nicht zum Vorschein kommt. Die Thätigkeit oder der Zustand der Seele (Perception) kann wegen der Einfachheit ihres Wesens jederzeit nur eine einzige Bestimmung zulassen, nur mit der Ausnahme der Verworrenheit des Percipirten d. h. mit Ausnahme derjenigen Bestimmung desselben welche die qualitative Unbestimmtheit ist. Die Wirkungen aller schwächeren Nervenreize auf die Seele bleiben demnach zwar vorhanden und dauern fort, aber sie können nicht qualitativ den Zustand der Seele (die Perception) bestimmen, sondern nur quantitativ als theilweise Hemmung der stärkeren wirken, und ihr Quale als solches ist daher, wenn es nur überhaupt heterogen ist zu dem stärkeren Reize, für das was in der Seele vorgeht ganz gleichgültig: der stärkere verhindert ganz und gar die Beschäftigung der Seele mit den schwächeren, gestattet ihnen gar keinen Einfluß auf die qualitative Bestimmtheit des Seelenzustandes, auf das Percipirte oder Vorgestellte. — Mißverständnisse würden hierüber leicht entstehen, wenn man den ganzen Vorgang so ausdrücken wollte daß man sagte, die schwächeren Nervenreize würden durch die Gegenwart des gleichzeitigen stärkeren von der Perception abgehalten. Denn man würde dann vermuthen, daß die schwächeren überhaupt auf die Seele und deren Thätigkeit gar nicht einwirkten, während das Richtige nur dies ist, daß sie nicht qualitativ, sondern blos quantitativ wirken.

Von den Organenempfindungen ist gezeigt worden, daß

auch sie anfangs nicht als Bilder äußerer Gegenstände, sondern nur als integrirende Theile des Gemeingefühls erscheinen können. Zu ermitteln wie es zugehe, daß sie später als qualitativ verschiedene Empfindungen auftreten, verschieden sowohl unter sich und von den durch den bloßen Lebensproceß als solchen bedingten Lust- und Schmerzempfindungen als in den einzelnen Arten der Wahrnehmung die durch ein und dasselbe Organ vermittelt werden (roth, grün, blau; bitter, sauer und dergl.), dies ist einerseits nicht Aufgabe der Psychologie, andererseits ist dieselbe für jetzt überhaupt unlösbar, da sowohl die verschiedenen Qualitäten der Empfindung auf noch unerklärten Verschiedenheiten physiologischer Processe beruhen, als insbesondere die nicht unwahrscheinliche Fortbildung des Sinnesorganes selbst in der ersten Zeit des Lebens, durch welche das Kind fähig wird den Uebergang zu machen z. B. von der bloßen Lichtempfindung, der Empfindung der Blendung oder Betäubung zur Wahrnehmung einer bestimmten Farbe oder eines bestimmten Tones, noch ganz und gar unerforscht ist. Müssen wir aber auch darauf verzichten das Quale und die qualitativen Verschiedenheiten der Organenempfindungen selbst zu erklären und bleibt uns in dieser Rücksicht zwar nichts übrig als uns an die Thatsache zu halten, daß die Organenempfindungen allmälig qualitative Bestimmtheit erlangen durch die sie sich von einander unterscheiden, so läßt sich doch leicht zeigen auf welche Weise sie dazu kommen aus dem Gemeingefühl herauszutreten mit dem sie ursprünglich verschmolzen sind und als gesonderte Empfindungen sich darzustellen. Ganz analog dem Vorigen nämlich können sie einzeln als qualitativ bestimmte Perceptionen nur dann in der Seele auftreten, wenn und so lange diese nicht durch andere stärkere Reize, etwa durch Lust- oder Schmerzempfindungen, in Anspruch genommen ist. Erfahrungsmäßige Beispiele dafür liegen auch hier so nahe und die Analogie mit

dem Vorhergehenden ist so einfach, daß eine ausführlichere Betrachtung dieses Vorganges als überflüssig erscheint.

Das Resultat des Vorstehenden ist kurz folgendes. Aus der verworrenen Gesammtauffassung der Nervenzustände, die wir Gemeingefühl genannt haben, treten je nach den Verhältnissen ihrer Stärke zu allen übrigen gleichzeitigen Reizen bald Lust- und Schmerzempfindungen bald qualitativ bestimmte Organenempfindungen hervor und wieder zurück, so daß das im Vergleich zu ihnen nur schwache Gemeingefühl blos noch die Lücken ausfüllt welche in der Reihe der specifisch bestimmten Empfindungen sonst eintreten würden. So stellt sich von nun an das Gemeingefühl blos dar als der nur schwach gefärbte Hintergrund, von welchem die besonderen bestimmten psychischen Phänomene sich abheben. Die letzteren werden aber anfangs weder auf äußere Gegenstände bezogen noch an bestimmte Stellen des Leibes in gewisse Organe verlegt; denn bestimmt könnten diese nur dadurch sein daß die Oertlichkeit des Leibes schon anderswoher bekannt wäre. Woher diese Bekanntschaft komme und wodurch sie möglich sei wird später erörtert werden.

Auf diese Weise haben wir jetzt die ursprünglichen psychologischen Thatsachen gewonnen, aus denen alle fernere Erklärung der psychischen Erscheinungen hervorgehen muß, nämlich auf der einen Seite die Lust- und Schmerzempfindungen, auf der anderen die Organenempfindungen. So große Wichtigkeit nun auch die ersteren in physiologischer Rücksicht haben für die Erhaltung und den glücklichen Fortgang des leiblichen Lebens, so unbedeutend sind sie (mit Ausnahme einzelner Individuen) für die Entwickelung des geistigen. Wir haben uns daher im Folgenden fast ausschließlich mit den letzteren zu beschäftigen, und zwar zunächst mit der Untersuchung dessen worin das durch die Organenempfindungen ursprünglich und wahrhaft Gegebene bestehe. Dieses muß vor Allem rein von uns aufgefaßt werden, wenn unsere fernere Entwickelung einen

festen Boden haben soll. Wir müssen Alles was vom Bewußtsein des Erwachsenen zu den Empfindungen, wenn auch mit Nothwendigkeit, hinzugedacht wird ohne daß es jedoch in der Empfindung selbst unmittelbar liegt, aus der Auffassung derselben entfernen. Es entstehen uns durch dieses vom Erwachsenen unwillkürlich Hinzugedachte eben so viele psychologische Probleme, welche für die minder behutsame Forschung allerdings gar nicht vorhanden sind, aber wir gewinnen dadurch zugleich feste Anhaltspunkte für die weitere Erklärung des Geisteslebens.

Die Untersuchung welche sich an dieser Stelle nöthig macht, ist bereits anderwärts von mir angestellt worden*) und es mag daher genügen hier nur das Resultat derselben mitzutheilen. Es besteht einzig darin, daß durch jede Art der Sinnesempfindung uns nichts weiter gegeben wird als eine specifisch bestimmte Nervenerregung und daß die Seele zunächst nur die Perception dieser Erregung ausübt, alles Andere aber, was durch die Empfindung außerdem noch gegeben scheinen kann, ein complicirtes psychisches Phänomen ist das einer weiteren Erklärung bedarf. So sieht z. B. das Auge ursprünglich nichts als Licht und Farben, dagegen sind continuirliche Flächen, Größen, Lagen und Entfernungen, Gestalten, Bewegung und Ruhe, räumliche Ausdehnung überhaupt und äußere Gegenstände im Raume nichts ursprünglich und im strengen Sinne Gesehenes; ebenso ist das was dem Gehörsinn gegeben werden kann nur der Schall in seinen verschiedenen Modificationen, aber Dauer (Zeit) und Richtung des Schalles, Rythmus, Pausen, Intervalle, Harmonieen und Melodieen werden nicht unmittelbar gehört, vom Ohre aufgefaßt; endlich der Fühlsinn der Haut giebt uns unmittelbar die Empfindungen der verschiedenen Arten des Druckes, der Wärme und Kälte, aber er liefert uns so wenig als

*) Grundlegung der Psychol. p. 82—111.

irgend ein anderer Sinn ursprünglich die Wahrnehmung der Stellen an welchen diese Empfindungen vor sich gehen oder auch nur die Vorstellung von der räumlichen Ausdehnung und Verbreitung unseres empfindenden Leibes überhaupt.

Dies ist die Grundlage auf welcher wir fortzubauen haben um zu ermitteln ob dieselbe in Verbindung mit der von uns gemachten Hypothese über das Wesen der Seele, hinreichend sei eine befriedigende Erklärung der sämmtlichen psychischen Erscheinungen zu begründen. Bevor wir jedoch an dieses Geschäft selbst gehen, ist es nöthig von den allgemeinen Gesetzen zu handeln nach welchen der Vorstellungsverlauf sich richtet, da durch diese die Entstehung der complicirten Phänomene wesentlich mitbedingt wird. Woraus sich diese Gesetze werden ableiten lassen ist schon hier abzusehen, nämlich aus dem von uns vorausgesetzten Begriffe der Seele und dem zweiten abgeleiteten Begriffe ihrer ursprünglichen unmittelbaren Thätigkeit, der Perception.

§. 11.

Das psychische Leben des Menschen, selbst nur seinem sinnlichen Gehalte nach betrachtet (und blos einen solchen kennen wir bis jetzt), besteht, wie man leicht bemerkt, keineswegs aus bloßen Reihen percipirter Empfindungen, sondern der wesentlichste Theil desselben sind die Vorstellungen, unter denen wir im Gegensatze zu den gegenwärtigen sinnlichen Wahrnehmungen die leicht von ihnen zu unterscheidenden Erinnerungsbilder zu verstehen pflegen. Wir schreiben der Seele den Besitz solcher weit minder lebhaften Bilder zu und bezeichnen ihre Fähigkeit dergleichen Bilder aufzubewahren als das Vermögen des Gedächtnisses. Dies ist keine wissenschaftliche Auffassungsweise, denn es bleibt dabei ganz unentschieden sowohl was diese Bilder sind und wie sie entstehen als auf welche Art sie in der Seele Platz nehmen und von ihr auf-

bewahrt werden sollen. Mit diesen Fragen stehen die anderen über die Art des Zusammenhanges unter den Vorstellungen und über die Reproduction in der engsten Verbindung. Sie alle betreffen die Phänomene des Gedächtnisses, da dem gemeinen Sprachgebrauche gemäß alle Verknüpfung und Abfolge der Vorstellungen insoweit diese dabei in unserem Inneren als fertige Gebilde vorhanden sind und sich selbst überlassen bleiben, als ein Werk des Gedächtnisses betrachtet wird. Die allgemeinen Gesetze dieser Erscheinungen sind es die den nächsten Gegenstand unserer Betrachtung bilden sollen.

Der Punkt von dem wir dabei auszugehen haben, kann kein anderer sein als die Erörterung des Wesens der Vorstellungen, insbesondere der Art und Weise auf welche sie sich in der Seele befinden die als Besitzerin derselben angesehen wird.

Wir kennen bis jetzt keine andere Art der Thätigkeit der Seele als die Perception der Nervenreize. Durch eine jede solche Perception wird die Seele je nach Grad und Art der Nervenerregung in verschiedener Weise innerlich beschäftigt und erhält durch diese Thätigkeit zuerst einen bestimmten Inhalt der als Quale eine Vorstellung heißt. Diese letztere läßt sich daher, wenn man zugleich auf den Unterschied gegenwärtiger und abwesender oder im Gedächtniß aufbewahrter Vorstellungen Rücksicht nimmt, dahin erklären, daß sie ein qualitativ bestimmter Inhalt unseres inneren Lebens sei, durch welchen die Seele entweder wirklich beschäftigt und in Anspruch genommen wird oder doch werden kann auch ohne unmittelbare Veranlassung dazu von außen. Wie nun jeder Zustand in welchen ein Naturwesen einmal gerathen ist, modificirend einwirken muß auf alle folgenden Zustände desselben Wesens, so verhält es sich auch mit den Perceptionen welche die Seele ausübt. Daß dies eine unmittelbare Folge des Causalbegriffes ist, wie dieser von den Naturwissenschaften gefaßt wird und gefaßt werden muß, ist anderwärts von mir

gezeigt worden *) und ich habe dort diesen Einfluß der früheren Thätigkeiten und Zustände auf die späteren mit dem Namen der Residuen bezeichnet. Das Vorhandensein derselben ist weder wunderbar noch in irgend einer Art schwierig zu begreifen, obwohl die feste Bestimmung dessen was man sich unter ihnen zu denken habe und wie sie der Seele inwohnen ebenso schwierig als wichtig ist für die Gesammtansicht des psychischen Lebens.

Vor Allem darf man sich diese Residuen nicht denken als einen fertigen Vorstellungsinhalt der von der Perception her in der Seele zurückbliebe und von da an einen mehr oder weniger dauernden Besitz derselben bildete — denn woher sollte ihr die ihrem Wesen widersprechende Fähigkeit kommen die Producte ihrer eigenen Thätigkeiten gesondert in sich aufzubewahren während sie selbst anderweitig beschäftigt wäre? Man darf sie sich eben so wenig denken als fortdauernde Thätigkeiten oder Zustände der Seele, wenn man nicht die Einheit dieser durch die Mehrheit jener wieder aufheben will; auch nicht als selbstständig in ihr fortwirkende Kräfte, sondern lediglich als Dispositionen der Seele welche begünstigend und erleichternd wirken für die wiederholte Beschäftigung mit demselben Vorstellungsinhalt auf den sie sich beziehen. Jedes Residuum ist als eine in der Seele erzeugte Strebung zu betrachten den Zustand (die Thätigkeit) in sich zu erhalten oder wiederzugewinnen (zu reproduciren) in welchem sie sich befand — denn in jedem Zustande in welchen sie versetzt wird, müßte sie ohne Veränderung ewig gleichmäßig beharren, wenn nicht eine neu hinzukommende Ursache, ein anderer Nervenreiz z. B. der sie stärker in Anspruch nähme, ihm eine Grenze setzte, so daß die Seele aus ihm herausgeworfen und in einen anderen Zustand übergeführt wird. Der Einfluß, den jede frühere Thätigkeit der Seele auf alle späteren aus-

*) Grundl. der Psychol. p. 56 ff.

übt besteht demnach in nichts Anderem als darin, daß sie durch ihr jedesmaliges wirkliches Vorstellen eine Disposition zu erneuerter Vergegenwärtigung desselben Inhalts erwirbt, die sich zunächst auch als eine erhöhte Empfänglichkeit für denselben betrachten läßt. Nur in Form solcher Dispositionen zu gewissen Arten der Beschäftigung kann die Seele ihre Vorstellungen besitzen. Denn wird eine Menge verschiedener Inhaltsbestimmungen (Vorstellungen) in sie hineingedacht, mögen diese nun gleichzeitig gegenwärtig oder großentheils latent sein, so muß die Annahme der Einfachheit der Seele aufgegeben werden. Wie ihre Thätigkeit jederzeit Eine sein muß und ohne alle innere Mannigfaltigkeit, so kann sie auch keine Vielheit des Besitzes in sich aufnehmen.

Hierbei liegt der Einwurf nahe, daß auch mit einer Vielheit von Dispositionen die Einheit der Seele nicht werde bestehen können, allein er hebt sich leicht wenn wir Folgendes berücksichtigen.

Die Perceptionen werden nicht von der Seele für sich allein producirt, sondern sind die Resultate der Wechselwirkung in welche sie mit verschiedenen Wesen anderer Art tritt. Daß die Producte dieser Wechselwirkung als Seelenthätigkeiten einen gemeinsamen Grundcharakter besitzen müssen, folgt daraus daß das Wesen der Seele welches der eine Factor der Production ist, bei allen sich gleich bleibt; ebenso aber folgt auch auf der anderen Seite, daß die Inhaltsbestimmungen dieser Producte unter sich verschieden sein müssen, weil der andere Factor der Production, die Qualität und Quantität der Nervenreize sich nicht gleich bleibt. Wie Zahlenproducte stets ungleich ausfallen müssen die aus einem gleichen und einem ungleichen Factor entstehen, so können auch die Producte der Seelenthätigkeit nicht den Character der Seele allein an sich tragen, der die mit sich selbst identische Einfachheit ist. Die Vielheit und Verschiedenheit der Perceptionen an Inhalt, wenn sie nur successiv auftreten, ist dem=

nach mit der strengen Einheit der Seele nicht nur verträglich, sondern zeigt sich sogar als nothwendig wenn die Seele mit Agentien von verschiedener Natur in Wechselwirkung tritt. Müssen aber die Perceptionen qualitativ verschieden sein (ohne daß wegen dieser Verschiedenheit die strenge Einheit der Seele aufgegeben zu werden braucht), so ergiebt sich daraus unmittelbar daß auch die Residuen unter sich verschieden sein müssen, weil heterogene Perceptionen auch nur heterogene Dispositionen hinterlassen können. Das gleichzeitige Vorhandensein der letzteren in der Seele steht daher durchaus nicht in Widerspruch mit der Einheit ihres Wesens. Auch kann ein solcher Widerspruch schon deshalb nicht angenommen werden, weil Dispositionen nicht selbst wirkliche Thätigkeiten oder Zustände der Seele sind, sondern nur unter Umständen in solche übergehen können.

Es wird aus dem Vorstehenden klar geworden sein daß wir das Wort »Vorstellung« in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen nehmen, wenn wir von gegenwärtigen und abwesenden oder im Gedächtniß aufbewahrten Vorstellungen sprechen. Denn wären mehrere verschiedene Vorstellungen in der Seele zugleich gegenwärtig als wirkliche Thätigkeiten derselben, so würde dies ihrer Einheit widerstreben, und eben darin lag der Grund warum immer, wenn sie in eine solche Lage versetzt wird, daß sie durch viele Ursachen die gleichzeitig auf sie eindringen (Nervenreize) zu verschiedenen Arten der Thätigkeit zugleich bestimmt werden soll, entweder von den verschiedenen Perceptionen die ihr gleichzeitig zugemuthet werden nur eine einzige wirklich zu Stande kommt und, obwohl geschwächt durch die übrigen Reize, doch über sie die Oberhand behält, oder die qualitative Bestimmtheit der Perception ganz verloren geht und nur das verworrene Gemeingefühl als Resultat der gegenseitigen Verdunkelung übrig bleibt. Wollten wir also die abwesenden oder unterdrückten Vorstellungen in demselben Sinne (nämlich als wirkliche Thätigkeiten der Seele)

Vorstellungen nennen wie die gegenwärtigen, so würden wir außer der Einheit der Seele auch die in den beiden vorigen Paragraphen gewonnenen Sätze wieder aufzugeben genöthigt sein, da der Grund derselben dann hinwegfiele; denn vertrügen sich viele abwesende Vorstellungen mit einander in der Seele ohne sich gegenseitig zu stören, warum sollte dies nicht auch mit eben so vielen gegenwärtigen der Fall sein?

Während die Dispositionen der Seele für verschiedene Arten des Vorstellungsinhaltes als solche (die abwesenden Vorstellungen) einander gar nicht hindern oder gar auslöschen können, denn sie sind völlig unabhängig von einander entstanden und bezeichnen mit Rücksicht auf den Zusammenhang des Vorstellungsverlaufes nur den Grad der inneren Bildung welche die Seele auf jeder Stufe des Lebens erworben hat, stören sich die wirklichen Thätigkeiten der Seele (die gegenwärtigen Vorstellungen) immer und nothwendig. Da nun aber die Thätigkeit der Seele in allen Fällen in denen sie nicht durch einen Nervenreiz von außen unmittelbar bestimmt wird, sondern den auf sie eindringenden Empfindungen zuwider sich mit irgend welchen Erinnerungsbildern beschäftigt, nur aus den gegenseitigen Verhältnissen ihrer Dispositionen sich erklären lassen kann, so daß dann die jedesmalige Thätigkeit als das Resultat der gegenseitigen Verhältnisse dieser Dispositionen erscheint, zu dessen Bestimmung eine jede ihren verhältnißmäßigen Beitrag liefern muß, so werden wir um uns das Zustandekommen eines solchen Resultates zu verdeutlichen, nicht umhin können in der Folge von aufstrebenden, unterdrückten, gegeneinanderwirkenden Vorstellungen zu reden, von Vorstellungen welche die Seele im Gedächtniß aufbewahre und dergl. Wir würden ohne Noth weitläufig und dadurch unverständlich werden müssen wenn wir uns des einmal eingeführten Sprachgebrauchs entschlagen und statt dessen von stärkeren oder schwächeren »Dispositionen der Seele zum Vorstellen eines bestimmten Inhaltes« reden wollten. Die

Beibehaltung jenes Sprachgebrauches macht es aber um Irrthümer zu vermeiden doppelt nöthig darauf zu achten — und es möge dies hier ein für allemal bemerkt sein — daß die sogenannten abwesenden Vorstellungen nur Dispositionen der Seele sind für einen gewissen Vorstellungsinhalt, der nicht als fertiges Product in der Seele vorhanden ist, und daß insbesondere die aufstrebenden, gegeneinanderwirkenden Vorstellungen nicht für selbstständige Kräfte gehalten werden dürfen die in ihr wirken, sondern nichts Anderes sind als ebenfalls Dispositionen der Seele deren eine mehreren oder einer anderen nur in Rücksicht auf den Inhalt entgegensteht auf welchen sie sich bezieht, d. h. insofern sie dieselbe hindert sich allein geltend zu machen, die wirkliche Thätigkeit der Seele allein auf die ihr entsprechende Art zu bestimmen. Etwas einem Kampfe wirklicher Kräfte Aehnliches findet hierbei niemals in der Seele statt.

Allgemein lassen sich die Dispositionen oder abwesenden Vorstellungen kurz so erklären, daß sie die vermöge der bereits erlangten inneren Bildung der Seele in ihr liegenden begünstigenden und hemmenden Bedingungen für ihre Beschäftigung mit gewissen Inhaltsbestimmungen sind. Nach ihren gegenseitigen Verhältnissen können sie bald als Reproductionsstrebungen eines gewissen Vorstellungsinhaltes, bald als Widerstände gegen diese betrachtet oder von einer anderen Seite her als erhöhte Empfänglichkeit, als Ansätze zu Gewohnheit und Uebung angesehen werden. Daß aller Fortschritt der inneren Bildung der Seele auf der Anordnung und den Verhältnissen dieser Dispositionen beruht, wird schon hier klar sein.

§. 12.

Jede Seelenthätigkeit an sich betrachtet muß ein untheilbarer Act sein, da die Seele selbst ein einfaches untheilbares Wesen ist. Von zusammengesetzten psychischen Erscheinungen

kann daher, abgesehen von der zeitlichen Theilung, in dem Sinne gar keine Rede sein als ob sie gleichzeitig neben einander bestehende Theile hätten durch deren Vereinigung zu einem Ganzen (Synthesis) sie entständen, sondern zusammengesetzt kann ein psychisches Phänomen nur heißen entweder insofern es andere ebenfalls psychische Phänomene giebt die als dessen nothwendige Bedingungen vorausgegangen sein müssen bevor es selbst zu Stande kommen kann — und diese anderen nennen wir dann einfach, wenn sie ursprünglich sind, d. h. wenn die Möglichkeit ihrer Entstehung nicht wieder bedingt ist durch andere die ihnen vorhergegangen sein müssen — oder insofern die physiologischen Bedingungen von denen das Phänomen abhängt (eine Menge simultaner Nervenreize z. B.) ein Vielfaches sind. In dem letzteren Sinne, obwohl nicht im ersteren, ist schon das Gemeingefühl ein complicirtes Phänomen, da es nur dadurch entsteht, daß eine große Menge verschiedener Nervenreize gleichzeitig auf die Seele einwirkt; ebenso sind es alle Vorstellungen des Räumlichen, denn sie setzen ein Zusammenfassen vieler verschiedenen Reize voraus. In dem ersteren Sinne dagegen ist z. B. die Leidenschaft, das Abstrahiren, das Schließen ein complicirtes Phänomen. Einfach in beiden Bedeutungen des Wortes zugleich würde nur diejenige Seelenthätigkeit sein, welche einem einzigen nicht weiter zerlegbaren Nervenreize entspräche: die einfache Vorstellung wäre demnach diejenige welche entstände durch die Perception des Erregungszustandes einer einzigen Nervenprimitivfaser.

Legen wir hierbei auch kein Gewicht auf die Frage ob wir die wahren Nervenprimitivtheile kennen oder nicht, so würden doch die in diesem Sinne einfachen Empfindungen und Vorstellungen jedenfalls ganz hypothetisch bleiben, da die Reizung einer einzigen Primitivfaser und die Perception dieser Reizung nie in die Erfahrung fällt; denn wir sind nicht im Stande willkürlich nur eine der Fasern auf einmal thätig wer-

den zu lassen. Erfahrungsmäßig kennen wir nur die Verbindungen solcher einfachen Empfindungen und Vorstellungen zu großen Mengen, doch darf uns dies nicht abhalten die Existenz der wahrhaft einfachen vorauszusetzen, da nur durch das Zusammenwirken dieser als Elemente die complicirten Erscheinungen zu Stande kommen können. Was uns in der Erfahrung als einfache Empfindung und Vorstellung erscheint, ist nichts Anderes als die gleichartige Affection vieler homogenen (demselben Organe angehörigen) Primitivfasern oder ganzer Nervenbündel und die Perception einer solchen Menge völlig homogener und gleichzeitiger Reize. Es entsteht die Frage wie es sich mit einer solchen Perception von Seiten der Seele als eines einfachen Wesens verhalten, wie sie beschaffen sein werde.

Treten viele qualitativ gleiche Reize zu gleicher Zeit auf, so kann trotz der Vielheit der Reize keine verworrene Gesammtauffassung entstehen wie beim Gemeingefühl; denn träten sie nach einander auf, so würden viele qualitativ nicht von einander unterscheidbare Acte der Perception entstehen müssen, da das Quale der Perception (der Vorstellung) nächst der sich gleich bleibenden Natur der Seele nur abhängt vom Quale des die Perception veranlassenden Reizes (der Empfindung). Stellen sich nun die vielen völlig gleichen Reize zusammen ein, so werden sie nicht in Conflict unter sich gerathen und sich um die Perception streiten, sondern allen wird eine und dieselbe Perception entsprechen, es wird eine einzige Vorstellung entstehen müssen die durchaus keine Spur einer inneren Mannigfaltigkeit zeigen kann, obgleich die Reize selbst ein Mannigfaltiges waren: den vielen Reizen wird nur eine einzige Vorstellung entsprechen, sie werden vollständig verschmelzen. Eine ebenso vollständige Verschmelzung muß eintreten wenn viele qualitativ nicht unterscheidbare Acte der Perception auf einander folgen, da alsdann keine Differenz der einzelnen Acte sich bemerkbar machen kann. Denn das

Quale der Vorstellung ist allein dasjenige wovon die Seele in Anspruch genommen, wovon sie gleichsam erfüllt wird mit einem gewissen Inhalte: kein Unterschied daher der nicht im vorgestellten Quale selbst liegt, kann unmittelbar hervortreten.

Schon der Erregungszustand jeder einzelnen Primitivfaser hängt von einer Menge von Umständen ab die sich nicht gleich bleiben. Die Reizbarkeit derselben Faser kann nämlich schon deshalb nicht zu jeder Zeit genau dieselbe sein, sondern muß innerhalb gewisser Grenzen wechseln, weil alle Theile des lebendigen Leibes im Fortgange des Lebens einen Wechsel der Stoffe erfahren aus denen sie bestehen und folglich auch eine Veränderung ihrer inneren Verhältnisse. Mögen die Grenzen innerhalb deren die letzteren variiren auch noch so eng und für uns gar nicht angeblich sein, so reicht doch die Gewißheit dieser Veränderung hin um die Folgerung zu begründen, daß dieselben Ursachen welche von außen auf die Nervenfaser einwirken, in dieser nicht stets genau dieselben inneren Zustände hervorbringen. Gilt dies von einer einzigen Primitivfaser, so muß es um so mehr von vielen gelten die zugleich erregt werden, da sich mit jeder einzelnen die Schwankung wiederholt welche in Rücksicht der Funktion der Faser selbst und daher auch in Rücksicht des Quale der sinnlichen Vorstellung eintritt. Es läßt sich daher in aller Schärfe behaupten daß niemals zwei Empfindungsacte völlig gleich sind und also auch nie völlig identische Vorstellungen ergeben können, ja daß schon unter den Erregungszuständen in welche je zwei homogene Primitivfasern durch gleiche äußere Reize versetzt werden, eine gewisse Differenz vorhanden sein muß. Theils zeigt die Selbstbeobachtung daß diese Differenzen von uns nicht mehr wahrgenommen werden, mit Ausnahme der wechselnden Nervenstimmungen und verschiedenen Grade der Reizbarkeit und Abstumpfung die sich bemerkbar machen, theils bestätigen genauere physiologische Untersuchungen, daß jedes Organ eine

Grenze hat (die natürlich bei dcn einzelnen Menschen verschieden ist) unterhalb deren verschiedene Nervenreize nicht mehr als verschieden von uns wahrgenommen werden können. So hat man z. B. gefunden *), daß ein Gegenstand der ein kleineres Netzhautbild hervorbringt als 0,0000021″ selbst vom scharfsichtigen Auge nicht mehr gesehen werden kann, daß ein Gesichtseindruck der eine geringere Dauer hat als zwei Tertien nicht mehr percipirt wird, selbst wenn er uns bekannt und geläufig ist, daß sogar ein ziemlich gebildetes musikali-

---

*) Es kann der Psychologie, wenn sie nicht mathematisch begründet werden soll, nicht auf die numerisch genaue Bestimmung der obigen Werthe, sondern nur auf die allgemeinen Folgerungen ankommen die sich aus diesen Thatsachen ergeben. Die Angabe der Größe des kleinsten Netzhautbildes ist aus Volkmann's Artikel »Sehen« in Wagner's Handwörterb. p. 331, die übrigen sind aus Valentin's Physiologie entnommen. In Rücksicht der geringsten Dauer des Gesichtseindruckes bin ich ebenfalls dem letzteren gefolgt. Volkmann (a. a. O. p. 335) theilt mit daß er längere großgedruckte Wörter bei Beleuchtung durch den electrischen Funken dessen Dauer = 0,000001 Sec. zu lesen im Stande war. Dieser sinnreiche Versuch dient jedenfalls zum Beweise des längeren Anhaltens der Nachempfindungen, welche ein einzeln auftretender Reiz zurückläßt, erlaubt aber sicherlich nicht die Folgerung daß die Auffassung des ganzen Wortes in dem Zeitraume von 0,000001 Secunden zu Stande kommen könne, da wir sonst im Stande sein müßten in einer Secunde etwa eine Million Wörter zu lesen. Die Hauptursache davon daß das Lesen verhältnißmäßig weit langsamer geht und die Dauer der einzelnen Eindrücke dabei so viel länger sein muß, liegt abgesehen von der Zeit die das Verständniß braucht großentheils wohl darin daß durch den schnellen Wechsel die Nachempfindungen sich gegenseitig verwirren, entweder bevor sie sich zum Gehirn fortpflanzen können oder bevor die Seele sie zu percipiren im Stande ist. Wo das Hinderniß liegt dürfte sich kaum mit einem Grunde der Wahrscheinlichkeit vermuthen lassen. Daß die Perception der Empfindung häufig erst bei der Nachempfindung auftritt beweisen eine Menge von Thatsachen: es begegnet z. B. in der Zerstreuung nicht selten, daß wir eine an uns gerichtete Frage zu wiederholen bitten und sogar nach dieser Bitte den Wortlaut der Frage noch im Ohre finden und des Verständnisses inne werden oder daß wir eine schnell überblickte Reihe von Ziffern oder die Buchstaben eines schwierigeren Wortes erst dann zusammenfassen wenn die Empfindung selbst vorüber ist.

sches Ohr die Verschiedenheit zweier Töne kaum noch wahrzunehmen im Stande ist, wenn das Verhältniß ihrer Schwingungszahlen der Einheit näher kommt als der Bruch $^{100}/_{101}$, daß die Zungenspitze als Tastorgan benutzt zwei Eindrücke nicht mehr zu unterscheiden vermag die einander näher liegen als 0,5‴, ebenso die Mitte des Rückens wenn die Eindrücke in geringerer Entfernung von einander gemacht werden als 25‴. Nehmen wir an daß diese numerischen Angaben für die Unterscheidungsfähigkeit eines bestimmten Individuums zu einer bestimmten Zeit (denn die Unterscheidungsfähigkeit ändert sich) genau richtig sind, so folgt daß eine große Menge wirklich vorhandener Verschiedenheiten von ihm nicht wahrgenommen werden können: alle Verschiedenheiten der Nervenaffectionen die innerhalb dieser Grenzen liegen, müssen für ihn in der Vorstellung völlig verschmelzen.

Beiläufig wenigstens müssen wir die höchst wichtige Folgerung erwähnen, daß es für die sinnliche Wahrnehmung des Menschen, für das Vorstellen des Räumlichen sowohl als des Zeitlichen feste Grenzen der möglichen Schnelligkeit des Wechsels seiner Vorstellungen giebt: für den Verlauf von Gesichtsvorstellungen giebt es (die numerische Richtigkeit der obigen Werthe vorausgesetzt) keinen kleineren Zeittheil als den von zwei Tertien; wir könnten ihn, wenn man uns nicht mißverstehen will, das Zeitatom des Gesichtes und ebenso die 0,0000021″ das Raumatom des Gesichtes nennen. Ob für die anderen Sinne andere kleinste Zeit- und Raumtheile gelten, was mehr als wahrscheinlich ist, da es für das Getast durch die angeführte Webersche Beobachtung schon erwiesen ist, wäre physiologisch weiter zu untersuchen. Ohne die Menge der Aufgaben zu specificiren, welche das hinreichend verallgemeinerte Problem der Aufsuchung der kleinsten Differenzen des Vorstellbaren überhaupt (qualitativ, räumlich, zeitlich) herbeiführen würde, ohne bei den Schwierigkeiten der Lösung zu verweilen wollen wir nur noch darauf aufmerksam

machen daß es dem Obigen zufolge jedenfalls eine Unvorsichtigkeit ist, wenn man die Voraussetzung macht daß Raum und Zeit uns durch die sinnliche Wahrnehmung unmittelbar als continuirlich gegeben seien. Daß auch die qualitativen Reihen der Töne, Farben u. s. f. für unsere Wahrnehmung nicht Continua im strengen Sinne sind, geht aus der oben angegebenen Grenze der Unterscheidungsfähigkeit des geübten Ohres hervor. Denn daß es eine ähnliche Grenze auch für die übrigen Organe gebe, darauf weist schon die Erfahrung unmittelbar hin. Die Physik wird zwar einen durchaus stetigen Uebergang der Farben und der Töne in einander lehren dürfen, da sie nur von den objectiven Ursachen unserer Empfindungen spricht für welche diese Voraussetzung immer möglich bleibt, nicht aber die Physiologie und Psychologie, denn es giebt nachweisliche Differenzen von Farben und Tönen die doch nicht mehr wahrnehmbar für uns sind.

Die Unterscheidungsfähigkeit desselben Menschen läßt sich durch Uebung steigern, durch Vernachlässigung verringern. Es verschmelzen also zu einer Zeit bei ihm Vorstellungen die zu einer andern als verschieden von ihm aufgefaßt worden wären und umgekehrt. Ebenso muß bei einem Menschen oft verschmelzen was einem andern als verschieden erscheint; ja für ein und dasselbe Individuum kann zu einer Zeit verschmelzen was zu einer andern gesondert bleibt selbst wenn die Unterscheidungsfähigkeit desselben sich nicht geändert hat, weil auf die wirkliche Unterscheidung noch eine Menge äußerer Bedingungen begünstigend oder hemmend wirken. So wirken z. B. auf die Unterscheidung der Gesichtsvorstellungen die Beleuchtung, die Farbe, der Glanz des Gegenstandes und der Farbengegensatz zwischen ihm selbst und dem Hintergrunde; auf die Unterscheidung der Gehörsvorstellungen die Stärke, die Höhe oder Tiefe des Tones, seine Isolirung oder Vermischung mit andern, das Timbre; auf die Unterscheidung der Tastempfindungen der Temperaturgrad, die Feuchtigkeit und Dich-

tigkeit des Mediums in welchem sich das Organ befindet. Es verschmilzt daher in der Vorstellung sehr Vieles vollständig was an sich noch äußerst verschieden ist und deshalb eigentlich nicht verschmelzen dürfte. Gerade durch diesen scheinbaren Mangel aber macht sich die sinnliche Vorstellung unabhängig vom einzelnen Empfindungsreize und wird nun zu einem bleibenden Resultate das sich aus mehreren Empfindungsacten bildet, indem die zu den letzteren gehörenden Perceptionen nicht als verschieden wahrgenommen, sondern identificirt werden durch die wenigstens scheinbare Gleichheit ihres Quale und daher zusammengehen zu einem einzigen Vorstellungsinhalt, der vielen Empfindungsacten correspondirend gesetzt wird. Es ist nöthig unsere Betrachtung hierbei noch ein wenig verweilen zu lassen.

Ebenso wie viele qualitativ gleiche Perceptionen, wenn sie simultan auftreten oder unmittelbar nach einander, unter sich verschmelzen müssen, so muß dasselbe auch dann stattfinden wenn sie durch längere Zwischenräume oder durch heterogene Perceptionen getrennt sind die sich zwischen sie einschieben. Die Disposition nämlich welche der Seele von jeder einzelnen Perception her bleibt kann sich von jeder andern nur durch den Vorstellungsinhalt unterscheiden auf welchen sie sich bezieht, für welchen sie die Seele disponirt. Ist dieser Inhalt für viele Perceptionen derselbe, so entstehen viele Dispositionen die wegen der Identität des Inhalts auf den sie sich beziehen als eine einzige sich betrachten lassen, so nämlich daß diese eine, obwohl sie nicht als eine Summe jener einzelnen Glieder erscheinen kann, doch ihrer Intensität nach als Repräsentant derselben gelten kann. Man kann dies auch so ausdrücken, daß alle qualitativ gleichen Perceptionen, sie mögen simultan sein, unmittelbar oder mit Unterbrechungen auf einander folgen, sich gegenseitig verstärken und zusammen eine Totalkraft bilden, die wir dann als eine bleibende Disposition für den betreffenden Vorstellungsinhalt oder

als eine feste Vorstellung bezeichnen. Ist durch viele Verschmelzungen eine solche einmal gewonnen, so muß zükünftig jeder einzelne Act der Empfindung und Perception, der sich durch seinen Inhalt nicht von ihr unterscheidet, mit ihr verschmelzen: die einzelne Perception der jedesmaligen Empfindung tritt dann nur als besonderer Fall auf, der sich der festen schon gebildeten Vorstellung als dem gemeinsamen Repräsentanten vieler einzelnen Perceptionen unterordnet, sich zu ihr hinzuschlägt, von ihr appercipirt wird — dies ist es was man ein Unabhängigwerden der Vorstellung von den einzelnen Acten der Empfindung und Perception nennen kann.

Durch das Gesetz der Verschmelzung des Gleichen erklärt sich auf diese Art das erste und wichtigste Phänomen des Gedächtnisses, daß die Vorstellungen einen feststehenden qualitativ bestimmten Inhalt erhalten und dadurch als ein bleibendes Eigenthum der Seele sich darstellen, das sich durch einzelne Acte der Empfindung und Perception nicht mehr verändern läßt. Unser ganzes geistiges Leben würde in ewiger Unordnung sich befinden, wenn unser jedesmaliges Vorstellen durchaus abhängig bliebe von den auf uns einstürmenden Empfindungen, die uns bald stärker ergreifen und ungetrübt durch Nebeneindrücke distinct und rein hervortreten, bald schwächer matter und verworrener sich zeigen. Erst mit der Erwerbung fester Vorstellungen, deren bleibendes Quale gleichsam als ein arithmetisches Mittel der nur durch begleitende Nebenumstände, Stärke und Deutlichkeit verschiedenen Perceptionen vieler gleichen oder doch nahe gleichen Empfindungsacte erscheint, wird eine feste Ordnung unseres innern Lebens und höhere geistige Entwickelung überhaupt möglich und, wie ich anderwärts schon gezeigt habe, liegt in diesen festen Vorstellungen die psychologische Hauptbedingung für die Entstehung der Sprache. Daher kann man in diesem Sinne vollkommen richtig die Behauptung aufstellen, daß sich der

Mensch vom Thiere vor Allem durch die Art des Gedächtnisses unterscheide.

Wir dürfen die Lehre von der Verschmelzung nicht verlassen ohne einen Blick auf diejenigen Vorstellungen zu werfen, welche die ersten sind die als ein fester Besitz von der Seele erworben werden. Es sind dies die Vorstellungen der einfachen sinnlichen Qualitäten. Man wird sich dieselben jedoch zunächst noch nicht so vielfach nüancirt denken dürfen wie sie dem Erwachsenen erscheinen. Denn sowohl die Beobachtung des sich entwickelnden Kindes als auch die Möglichkeit durch absichtliche Uebung die Unterscheidungsfähigkeit für sinnliche Qualitäten zu steigern — worin sich, um dies beiläufig zu erwähnen, ein merkwürdiges Beispiel unmittelbarer allmäliger Einwirkung der Seele auf die Veränderung organischer Functionen kund giebt — läßt mit Sicherheit schließen daß die Unterscheidungsfähigkeit in der ersten Zeit des Lebens sehr bedeutend geringer ist als späterhin und daß also anfangs große Differenzen unbemerkt bleiben, daß sehr Verschiedenes verschmelzen müsse. Die Ursache davon ist zum Theil wohl in der inneren Beschaffenheit des Sinnesorganes selbst zu suchen, das sich wahrscheinlich erst allmälig so weit ausbildet daß es zur scharfen Auffassung des Einzelnen geschickt wird, zum Theil aber auch in dem Umstande, daß die Auffassung eines bunten Gegenstandes z. B. schon deshalb anfangs nur eine höchst verworrene sein kann, weil die verschiedenen Einzelnheiten die in großer Menge zugleich gegeben werden und alle noch unbekannt sind, eben so viele besondere Perceptionen und überdies die Zusammenfassung derselben in eine Totalvorstellung verlangen würden um sich nicht zu verwirren. Die ersten festen Vorstellungen die das Kind erlangt, werden daher keine anderen sein als die der am häufigsten und in der größten Flächenverbreitung sich ihm darstellenden Farben ohne feine Nüancirung, ohne bestimmte Gestalt und dergl.; ebenso wird es sich mit den Vorstellungen der Töne,

Gerüche, Geschmäcke und Tastempfindungen verhalten. Ueberall fehlt es an Nüancirung und alle begleitenden Nebenumstände, von welcher Art sie auch sein mögen, treten gegen die sinnlichen Qualitäten selbst anfangs ganz in den Hintergrund und bleiben völlig unbemerkt. Bestände nun das Gebiet unserer gesammten Erfahrung nur aus solchen einzelnen einfachen Vorstellungen, so würden wir, wenn diese erst gehörig befestigt und nüancirt wären, nur wenig oder nichts Neues mehr erfahren können, aber diese Vorstellungen bleiben nicht isolirt und laufen nicht blos nach einander ab, sondern gehen Verbindungen unter einander zu größeren Gruppen ein, deren Mannigfaltiges sich uns als eine räumliche Erscheinung darstellt. Auf welche Weise dies geschieht wird der folgende Abschnitt lehren.

§. 13.

Wie qualitativ gleiche Perceptionen mit einander verschmelzen, so daß ihre Vielheit unbemerkbar bleibt wenn die Seele unmittelbar nach einander zu mehreren Thätigkeiten genöthigt wird die sich durch ihren Inhalt nicht unterscheiden, so tritt stets ein Verdrängen der einen durch die andere ein, wenn von je zwei Perceptionen von verschiedenem Inhalte die eine noch fortdauert während eine stärkere Nöthigung zu der andern (vermittelst eines intensiveren Nervenreizes z. B.) sich einstellt. Wenn die eine von ihnen wirklich vorgestellt wird und so lange dies geschieht, kann nicht zugleich auch die andere vorgestellt werden. Man kann sich dieses Verdrängen der einen durch die andere als einen Streit beider Empfindungen (Nervenreize) um die Perception vorstellen, in welchem die schwächere von der stärkeren besiegt wird. Das Resultat ist die völlige Hemmung oder Unterdrückung der schwächern, welche durch die stärkere gebunden, in ein Residuum oder eine bloße Disposition der Seele verwandelt wird.

Man kann einwerfen, daß ja auch jetzt noch wie früher ein Zusammengehen beider sich streitenden Empfindungen zu einer einzigen verworrenen Perception, dem Gemeingefühle ähnlich, stattfinden werde, aber dies beseitigt sich leicht durch die Betrachtung, daß dies überhaupt nur so lange möglich sei als die Seele in ihren Thätigkeiten noch ganz und gar durch die jedesmaligen Nervenaffectionen bestimmt wird und noch nicht in den Besitz fester und qualitativ unveränderlicher Vorstellungen sich gesetzt hat. Ist letzteres einmal geschehen so kann von den Vorstellungen a und b nur entweder die eine oder die andere der Seele gegenwärtig sein, da durch die Verworrenheit des Vorstellens die bereits feststehende Verschiedenheit ihres Inhalts wieder verwischt, die bereits von der Seele erworbene innere Bildung mit einem Schlage wieder zerstört werden müßte. Beide können daher nie gleichzeitig die Seele beschäftigen, sondern von der Zeit an wo ihr Quale unabhängig geworden ist vom einzelnen Empfindungsacte, können sie nur sich gegenseitig verdrängen. Wer an Selbstbeobachtung gewöhnt ist wird sich durch sie von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen, so weit für denselben eine Bestätigung auf dem Wege der Erfahrung überhaupt möglich ist. Man strenge sich an gleichzeitig einen Ton und eine Farbe oder zwei als verschieden bekannte Farben zu percipiren, und man wird sich bald auf einer beständigen Vernachlässigung des Einen über dem Andern und bei dem fortgesetzten Versuche beides zu vereinigen auf einer Leere des Bewußtseins betreffen, bei welcher es zu einem wirklichen Vorstellen des Einen oder des Andern oder beider gar nicht mehr kommt, sondern nur noch zu einem Gefühle vergeblicher Anstrengung. Denn wie sollte auch das Vorstellen des Grünen zugleich das des Rothen oder Blauen sein, so lange Grün nicht selbst Roth und Blau ist?

Einfache Vorstellungen, wie die aller unmittelbaren sinnlichen Qualitäten, können, wenn sie nicht mit einander verschmelzen, nur in vollem Gegensatz zu einander stehen, d. h. sie

können nur mit ihrer vollen Stärke einander zu verdrängen streben. Zwei Nüancen des Blau z. B., wenn sie einmal als verschieden erkannt sind, gehen eben so wenig in eine mittlere Vorstellung zusammen wie die Vorstellungen von Blau und Roth oder die einer Farbe und eines Tones. Mögen beide Vorstellungen in der Reihe der Farben oder der Töne einander nahe oder fern liegen, dies ist gleichgültig für das Verdrängen der einen durch die andere, denn es können eben so wenig zwei naheliegende einander ähnliche Vorstellungen als zwei ganz heterogene in einen einzigen Vorstellungsact zusammengefaßt werden, sondern es wird immer entweder die eine oder die andere von ihnen wirklich vorgestellt. Es gilt daher ganz allgemein der Satz, daß alles qualitativ Gleiche verschmilzt und daß alles Verschiedene sich gegenseitig verdrängt und zwar im geraden Verhältniß seiner Stärke. Beides folgt unmittelbar aus der Einheit der Seele, welche für jeden Zeitmoment nur einen einzigen untheilbaren Act der Perception auszuüben fähig ist und durchaus kein ursprüngliches Interesse hat ihre percipirende Thätigkeit lieber einem Reize zuzuwenden als einem andern.

Das Verdrängen einer Vorstellung durch die andere führt uns auf den Begriff des Sinkens. Die gehemmte Vorstellung nämlich ist durch die Hemmung in ein bloßes Residuum, in eine bloße Disposition der Seele verwandelt worden sich einen gewissen Vorstellungsinhalt zu vergegenwärtigen, ihm ihre Thätigkeit von neuem zuzuwenden. Die Stärke dieser Disposition ist dabei stets proportional der Intensität des wirklichen Vorstellens aus welchem sie hervorgegangen ist als dessen Residuum: je größere Lebhaftigkeit die Perception selbst besaß, desto stärker ist auch das Residuum welches sie hinterläßt, desto größer ist die Tendenz zur Reproduction desselben Vorstellungsinhaltes.

Denken wir uns nun daß mehrere verschiedene Vorstellungen a b c d ... nach der Reihe einander verdrängen und

beziehungsweise die Residuen $\alpha\ \beta\ \gamma\ \delta$ ... hinterlassen, so ist klar, daß durch den Eintritt von c zunächst das ihm vorausgehende b in β verwandelt wird, wie vorher a durch b in das Residuum α verwandelt wurde. Die Wirkung aber welche c ausübt beschränkt sich darauf nicht, sondern erstreckt ihren Einfluß über das von ihm verdrängte b hinaus auf die Disposition α welche durch das wirkliche Vorstellen des c eine Abschwächung erleidet. Denn wie jede Thätigkeit der Seele, um selbst einzutreten, die ihr unmittelbar vorhergehende überwinden und unterdrücken muß, wenn diese dem Inhalte nach von ihr verschieden ist, so muß sie auch Widerstand leisten gegen eine Disposition welche ihr ungünstig ist und die Seele mit einem heterogenen Vorstellungsinhalte zu beschäftigen strebt. Was von c in Rücksicht auf α gilt, dasselbe gilt von d in Rücksicht auf α und β: jede Seelenthätigkeit irgend welcher Art hindert alle von der Seele bereits erworbenen heterogenen Dispositionen zur Geltung zu kommen, widerstrebt derjenigen Beschäftigung der Seele zu welcher die Residuen sie disponiren, jedes in seiner besonderen Weise, d. h. durch jedes wirkliche Vorstellen erleidet jede Disposition zu heterogenem Vorstellen eine Abschwächung die wir mit dem Namen des Sinkens der Vorstellung bezeichnen. Würde an irgend einer Stelle der Reihe a b c d . . . eine dieser Vorstellungen, z. B. b wieder auftreten, sei es durch sinnliche Wahrnehmung veranlaßt oder durch sonstige Umstände die wir hier noch nicht erörtern, so würde das entsprechende Residuum β von da an durch das neue Auftreten von b selbst eine bedeutende Verstärkung und Hebung erfahren.

Eine weitere Folgerung hiervon ist die, daß jede Vorstellung um so mehr sinkt, je längere Zeit es ihr versagt war aus einer bloßen Disposition in ein wirkliches Vorstellen überzugehen. Ist nämlich diese Zeit mit heterogenem Vorstellen ausgefüllt, so übt innerhalb derselben jeder einzelne Vorstellungsact einen ungünstigen abschwächenden Einfluß auf die

betreffende Disposition aus. In der obigen Reihe erleidet α durch c den ersten, durch d den zweiten Einfluß dieser Art u. s. f., β dagegen den ersten durch d, den zweiten erst durch e u. s. f., das Residuum γ aber entsteht erst aus dem Vorstellungsacte c wenn die Reihe bis d abgelaufen ist. Der Grund warum jeder Vorstellungsact alle heterogenen Dispositionen in's Sinken bringt und allmälig immer mehr herabdrückt ist unmittelbar darin gegeben, daß wegen der Einheit und Einfachheit des Seelenwesens jede Thätigkeit desselben auf alle Dispositionen zurückwirken muß. Würde innerhalb eines gewissen Zeitraumes gar nichts vorgestellt, so würden die Dispositionen während desselben natürlicher Weise auch keine Abschwächung erfahren können, denn das was sie schwächt ist nicht der Zeitverlauf als solcher sondern das heterogene Vorstellen mit dem die Zeit erfüllt ist. Obgleich es hierbei nicht geschehen kann daß irgend eines der Residuen welche die Seele einmal besitzt, ihr völlig wieder veloren ginge, so erleiden sie doch im Allgemeinen immer einen um so größeren Kraftverlust, mit je größerer Intensität das jesdemalige heterogene Vorstellen die Seele in Anspruch nimmt. Daher läßt sich das allgemeine Gesetz für das Sinken der Vorstellungen dahin aussprechen, daß dieses Sinken fortschreite im umgekehrten Verhältniß der ursprünglichen Intensität der sinkenden Vorstellung und im geraden Verhältniß theils der ablaufenden Zeit die mit heterogenem Vorstellen ausgefüllt war theils der Intensität dieses heterogenen Vorstellens selbst.

Es könnte nach dem Vorigen scheinen als bestehe das Sinken der Vorstellungen in einer blos quantitativen Abnahme der Intensität welche den Dispositionen zukommt, dies würde aber eine unrichtige Auffassung der Sache sein. Mit jenem quantitativen Verluste nämlich ist stets auch ein qualitativer verbunden: je tiefer eine Vorstellung sinkt, desto mehr verliert sie zugleich an qualitativer Bestimmtheit des Inhalts. Das Vorgestellte wird um so matter und schwankender, ist um so

größeren Verwechselungen (Verschmelzungen mit Heterogenem) ausgesetzt, je weiter das Sinken fortschreitet. (Daher erschwert große Aehnlichkeit zweier Vorstellungen die Association derselben.) Die Erfahrung zeigt dies auffallend durch die Thatsache, daß wir z. B. zwei Nüancen von Tönen oder Farben weit leichter unterscheiden wenn sie unmittelbar oder kurz nach einander von uns wahrgenommen werden, als wenn ein größerer Zwischenraum zwischen beide fällt, der dann stets mit andern Vorstellungen ausgefüllt wird. Ebenso zeigen complicirte Vorstellungen aller Art um so größere Unbestimmtheit und Undeutlichkeit, je tiefer sie bereits gesunken sind, je geringere Intensität das Reproductionsstreben (die Disposition) der Seele für den betreffenden Vorstellungsinhalt besitzt. Das Sinken der Vorstellungen besteht also eben so sehr in einer Verundeutlichung ihres Inhaltes als in einer Abschwächung des Reproductionsstrebens das diesem Inhalte zukommt. — Daß der Vorgang des Sinkens als solcher nie Gegenstand der Beobachtung werden kann ergiebt sich von selbst aus dem Begriffe desselben, da Vorstellungen nur insofern sinken als sie die Seele zu beschäftigen aufgehört haben und in bloße Dispositionen verwandelt worden sind. Was sich im Bewußtsein auffinden läßt ist nur das Resultat des Sinkens, die bereits wirklich eingetretene Verdunkelung des betreffenden Vorstellungsinhaltes.

Die Frage auf welche Weise es möglich sei, daß ein bloßes Residuum in ein wirkliches Vorstellen übergehe, daß eine abwesende, unterdrückte Vorstellung zu einer gegenwärtigen werde ohne daß die Veranlassung dazu in einer Nervenaffection oder einer durch diese hervorgebrachten vollkommenen Verschmelzung läge, bleibt hier noch unbeantwortlich. Sie wird im folgenden Paragraphen zur Sprache kommen. Abgesehen von allen äußeren Reizen erhalten wir hier zwar sogleich den Satz, daß bei der Beschäftigung der Seele innerhalb des von ihr erworbenen Vorstellungskreises ihre Thätig-

keit (das wirkliche Vorstellen) jedesmal von der stärksten ihrer Vorstellungen (Dispositionen) in Anspruch genommen werden müsse; aber wir sind in keinem Augenblick des Lebens gänzlich frei von Empfindungen, theils solchen die durch den Verlauf des Lebensprocesses selbst herbeigeführt werden, theils solchen die vermittelst der Sinnesorgane unaufhörlich auf uns eindringen. Sie alle verlangen fortwährend gleichzeitig die Perception. Setzen wir nun die Gesammtkraft mit welcher dieses letztere geschieht = M, so folgt, daß jede Vorstellung die einen andern Inhalt hat als denjenigen welchen das Zusammenwirken und der Verlauf jener unwillkürlichen Nervenreize zur Perception zu bringen strebt, einer größeren Kraft als M bedürfe um aus einem bloßen Streben (einer Disposition) in ein wirkliches Vorstellen übergehen zu können. Dieses M nämlich ist eine durch jedes wirkliche Vorstellen zu überwindende Kraft die sich jeden Augenblick erneuert, aber auch jeden Augenblick wirklich überwunden, verbraucht wird so lange unser Vorstellungsverlauf einen andern Inhalt hat als denjenigen welchen die sinnlichen Affectionen ihm zu geben streben. Es ist überdies eine Kraft die sich fortwährend ändert und die sich innerhalb eines gewissen Zeitraumes als eine Summe $M_1 + M_2 + M_3 + \ldots M_n$ betrachten läßt, wenn die einzelnen Glieder derselben beziehungsweise das M der ersten, zweiten, dritten, nten Secunde oder Tertie bezeichnen. Da es nun eine erfahrungsmäßige Thatsache ist daß wir trotz der vielfachen fortwährend auf uns eindringenden Empfindungsreize, uns gleichwohl oft, wie der gemeine Sprachgebrauch sich ausdrückt, vermittelst der Einbildungskraft oder des Erinnerungsvermögens mit abwesenden Gegenständen beschäftigen, so müssen wir schließen daß es gewisse psychologische Umstände geben müsse unter welchen abwesende Vorstellungen (bloße Dispositionen) in gegenwärtige übergehen. Das Mittel durch welches ein solcher Uebergang bewirkt wird sind die Reproductionshülfen (vergl. §. 14.).

Sei demnach eine Disposition zu einer Stärke a erhoben worden, vermittelst deren er fähig wird während desjenigen Zeittheiles welchem das Glied M_1 entspricht, in ein wirkliches Vorstellen überzugehen, so ist klar daß dies nur dann geschehen kann, wenn nicht allein keine andere Disposition gleichzeitig zu einer noch größeren Stärke emporgebracht wird, sondern auch $a > M_1$ ist, weil sonst entweder eine der übrigen Dispositionen statt jener die Thätigkeit der Seele in Anspruch nehmen oder die Perception einer Empfindung stattfinden müßte, sei es einer einzelnen (nach §. 10) oder der Gesammterregung des Nervensystemes (und zwar beim Erwachsenen mit der »Grundl. der Psychol. p. 79« angegebenen Beschränkung).

Nehmen wir an daß es einer Disposition vermittelst der nöthigen Reproductionshülfen wirklich gelungen sei die Thätigkeit der Seele auf die ihr entsprechende Weise zu bestimmen, so wird sie sich als wirkliche Vorstellung doch nur so lange halten können als fortdauernd von ihr die Bedingung erfüllt wird, daß ihre Stärke größer als M sei. Gleich bei seinem Auftreten muß dieses wirkliche Vorstellen einen Verlust erleiden, nämlich einen eben so großen als es von seiner Kraft verbraucht um das ihm widerstrebende M_1 zu unterdrücken. Dem wirklichen Vorstellen wird also nur noch eine Stärke $= a - M_1$ übrig bleiben. Im zweiten Augenblick ist M_2, im dritten M_3 durch die noch übrig bleibende Stärke der gegenwärtigen Vorstellung zu überwinden wenn sich diese halten und die Seele fortdauernd beschäftigen soll; denn M ist, wie wir gesehen haben, eine Kraft die sich in jedem Augenblicke erneuert. Es ergiebt sich hieraus daß die Stärke des wirklichen Vorstellens mit welcher ein gewisser Inhalt beim unwillkürlichen Vorstellungsverlauf (denn nur von diesem ist hier die Rede) aus dem Gedächtnisse hervortritt und der Seele gegenwärtig wird, immer sehr schnell wieder abnehmen muß. Die Folge davon aber kann keine andere sein als die, daß

entweder die Perception einer Empfindung oder der Uebergang einer andern Disposition in ein wirkliches Vorstellen sehr bald die Stelle der hervorgetretenen Gedächtnißvorstellung einnimmt, sie verdrängt.

Es erklärt sich aus dem Vorstehenden die Schwierigkeit welche es immer haben muß einzelne Gedächtnißvorstellungen längere Zeit unverrückt fest zu halten, denn es müssen dabei alle die Widerstände überwunden werden welche von den beständig auf uns eindringenden Empfindungen ausgehen und überdies muß dann die Stärke der jedesmaligen Vorstellungsthätigkeit noch groß genug sein um den Uebergang einer andern Disposition in ein wirkliches Vorstellen zu verhindern. Jene rasch fortschreitende Kraftverminderung und der dadurch verursachte schnelle Wechsel der aus dem Gedächtnisse auftauchenden Vorstellungen wirkt wesentlich mit bei denjenigen Erscheinungen die wir als eine Abnahme der geistigen Empfänglichkeit zu bezeichnen pflegen, doch können diese vollständig erst im dritten Abschnitte ihre Erklärung finden, wo von den Gefühlen der Langweile und Ermüdung die Rede sein wird.

Dem Obigen zufolge sind wir ganz allgemein, sowohl für die auftauchenden Gedächtnißvorstellungen als für die sinnlichen Wahrnehmungen (Perceptionen), zur Aufstellung folgender Sätze berechtigt:

1) Jede Vorstellung die der Seele gegenwärtig wird vermag nur aufzutreten und sich zu erhalten in Folge der Ueberwindung der ihr entgegenwirkenden Widerstände.
2) Hierbei erleidet sie einen so großen Verlust an ihrer ursprünglichen Stärke als sie zur Ueberwindung jener verbraucht.

Ein jeder dieser Sätze verlangt noch eine kurze Bemerkung. Die erste betrifft die Frage, ob denn nicht auch die in der Seele bereits vorhandenen Dispositionen als Widerstände gegen das Auftreten jeder einzelnen Vorstellung von anderem Inhalte zu betrachten seien? Wir haben nämlich im Vorigen

mit M immer nur die Summe der nicht zur Perception gelangenden Nervenreize bezeichnet ohne die Residuen zu der Gesammtwiderstandskraft hinzuzurechnen die durch jeden einzelnen Vorstellungsact überwunden werden muß. Daß dies so geschehen ist hat seinen Grund darin, daß die Residuen als wirkende Kräfte, wie schon früher erwähnt, gar nicht betrachtet werden dürfen. Sie bezeichnen nur den Grad der inneren Bildung der Seele in Rücksicht eines bestimmten Vorstellungsinhaltes und können, weil sie als abwesende Vorstellungen von den gegenwärtigen, den wirklichen Thätigkeiten der Seele, ihrem Wesen nach verschieden sind, gegen diese keine Art des Widerstandes ausüben. Wenn wir nun gleichwohl im Obigen von verschiedenen Graden der Stärke gesprochen haben die den Residuen oder Dispositionen zukommen sollen, so erinnern wir hier ausdrücklich nochmals daran, daß damit nur die verschiedenen Grade der Geläufigkeit bezeichnet werden welche die Seele sich für die Beschäftigung mit einem gewissen Vorstellungsinhalt erworben hat. Diese sind der Ausdruck des jedesmaligen Bildungsstandes der Seele, keineswegs aber können sie als wirkende Kräfte in der Seele, als Thätigkeiten derselben von bestimmter Stärke gefaßt werden. Verschiedene Stärke kann den Residuen daher nur in ihrer Beziehung auf einander, vergleichungsweise mit andern Residuen zugeschrieben werden, nicht aber im Verhältniß zu wirklichen Vorstellungsacten.

Die zweite Bemerkung ist die, daß die »ursprüngliche Stärke« der Vorstellung von welcher oben die Rede ist, diejenige Stärke bezeichnet welche der Vorstellung zukommen würde wenn sie gar keine Widerstände zu überwinden hätte, d. h., wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, einen blos idealen Grad der Stärke, der beim wirklichen Auftreten der Vorstellung stets eine Verminderung erleidet. Weder jene ursprüngliche Stärke aber (a) noch diese verminderte (a — M) kommt dem Vorstellungsinhalt bleibend zu, so daß wir etwa nach

Unterdrückung der Vorstellung durch eine andere, sie selbst noch immer als eine latent gewordene, für jetzt nur gehemmte, aber immer noch wirklich in der Seele vorhandene Vorstellung von der Stärke a oder (a — M) betrachten dürften. Vielmehr ist von der gesammten Stärke dieser Vorstellung, die, so lange sie gegenwärtig ist, zwischen den Grenzen (a — M) und 0 wechseln kann, nach der Unterdrückung der Vorstellung durch eine andere gar nichts mehr vorhanden als eine Disposition, es kommt ihr nach der Unterdrückung gar kein Grad der Stärke mehr zu, weil sie als wirkliche Vorstellung dann gar nicht mehr in der Seele existirt, sondern ganz und gar in ein Residuum verwandelt ist.

§. 14.

Der Ablauf einer Reihe von Vorstellungen (Perceptionen) a b c d . . . wird zwar stattfinden können ohne daß die vorhergehende stets von der folgenden verdrängt wird — denn es wäre z. B. möglich, daß b eben erst in dem Augenblicke hinreichende Stärke erlangte um die Thätigkeit der Seele für sich allein in Anspruch zu nehmen in welchem a auf ein Minimum seiner Stärke herabsänke, so daß es sich selbst gegen ein sehr schwaches Gemeingefühl (M) nicht mehr zu halten im Stande wäre — aber dieser Fall wird verhältnißmäßig selten sein, da im wachen Zustande fast immer eine Menge von Nervenreizen auf uns eindringt deren Stärke ungleich und nicht selten bedeutend genug ist um unser Inneres ausschließlich zu beschäftigen. Der gewöhnliche Fall ist daher der, daß das Ablaufen der Vorstellungen nur vermittelst eines Verdrängens der vorhergehenden Vorstellung durch die unmittelbar nachfolgende zu Stande kommt. Wie wir gesehen haben geschieht dies stets so, daß die vorhergehende von der nachfolgenden aus einer gegenwärtigen Vorstellung in eine bloße Disposition verwandelt wird, die nachfolgende aber von ihrer ursprüng-

lichen Stärke dadurch so viel verliert als sie zur Unterdrückung jener verbraucht.

Setzen wir die Stärke mit welcher die auf einander folgenden Vorstellungen a b c . . . im Augenblick ihres Verdrängtwerdens unser Inneres beschäftigen oder die Größe des Kraftverlustes den b c d . . . im Augenblick ihres Auftretens in der Seele erleiden, beziehungsweise = $m' \; m'' \; m''' \ldots$, so bezeichnen diese letzteren die verhältnißmäßige Stärke der jedesmaligen Gebundenheit der vorhergehenden Vorstellung durch die nachfolgende. Die Kraft welche die eine verbraucht um die andere zu verdrängen ist das Bindemittel zwischen beiden Vorstellungen, denn indem sie der einen von ihnen verloren geht ist es eben die Wirksamkeit der andern gegenwärtigen Vorstellung durch welche dieser Verlust herbeigeführt und nothwendig gemacht wird. Dieser Kraftverbrauch auf beiden Seiten ist daher das Mittel durch welches sich eine Beziehung zwischen beiden anknüpft, und diese Beziehung ist dasjenige was dem Phänomene der Association zum Grunde liegt. Die auf diese Weise sich anknüpfende Verbindung unter den Vorstellungen, welche durch ihre bloße Aufeinanderfolge gegeben ist, insofern diese auf einem Verdrängen der einen durch die andere beruht, ist auf den gesammten Vorstellungsverlauf vom wesentlichsten Einfluß.

Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß man sich den in Rede stehenden Vorgang nicht so denken darf als ob die Stärke b der zweiten Vorstellung, indem sie a verdrängt, sich in zwei Theile m' und $(b - m')$ zerlege, deren einer (m') latent oder gebunden werde durch a, während der andere die Größe der Kraft bezeichne mit welcher die zweite Vorstellung wirklich in der Seele auftrete. Das Zweite ist richtig, aber das Erste nicht, denn m' ist gar nicht eine noch wirklich vorhandene aber nur für jetzt latent gewordene Kraft, sondern es ist völlig verbraucht worden und gar nicht mehr als Kraft vorhanden, es bezeichnet nur die Größe des Kraftverlustes auf

der einen und die Stärke des Bandes auf der andern Seite, nicht einen Theil der Stärke der zweiten Vorstellung mit welchem sie in ein bloßes Streben sich vorstellig zu machen (in ein Residuum) übergegangen wäre, während der andere Theil (b — m′) die noch übrig gebliebene Stärke des wirklichen Vorstellens repräsentirte. Denn es ist undenkbar daß eine und dieselbe Vorstellung zum Theil wirklich der Seele gegenwärtig, zugleich aber mit einem andern Theile ihrer Stärke eine abwesende Vorstellung sei.

Es ergiebt sich unmittelbar aus dem Vorigen daß die Verknüpfung je zweier Vorstellungen um so fester sein muß, je größer die Summe des Druckes ist welchen die eine auf die andere ausgeübt hat; und da dieser sich mit der Wiederholung ihrer Succession ebenfalls wiederholt und verstärkt, so sind sie um so inniger miteinander verbunden, je öfter sie aufeinander gefolgt sind. Da die Summe jenes Druckes das unmittelbare Maaß und der Ausdruck für den Grad der Festigkeit der Verknüpfung ist, können wir sie als die Größe der Reproductionshülfe betrachten welche eine Vorstellung von der andern erhält. Diejenige Vorstellung nämlich welche früher von einer andern verdrängt wurde und dem Drucke derselben ausgesetzt war, ist dadurch, wie vorhin gezeigt, zum Anknüpfungspunkte der andern geworden, hat sie an sich gebunden. Diese Verbindung kann nicht in Wirksamkeit treten solange die Vorstellungen abwesend und bloße Residuen sind; sobald aber die erstere welche den Druck auszuhalten hatte, vermittelst der sinnlichen Wahrnehmung aufs Neue wirklich auftritt in der Seele, macht sich jene Verbindung als Reproductionshülfe geltend für die zweite. Da nun dieselbe Vorstellung zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene andere folgt, so müssen sich für sie auch Reproductionshülfen von verschiedener Größe bilden, und es gilt dann in Rücksicht auf diese der Satz: die stärkste Reproductionshülfe erfährt eine Vorstellung jedesmal von derjenigen welche von ihr die meiste Gewalt gelitten hat.

Bevor wir von diesem allgemeinen Gesetze aus, das für die Verknüpfung der einfachen wie der zusammengesetzten Vorstellungen gilt, zur Betrachtung der Reihenbildung und des geordneten Merkens übergehen, die sich aus demselben erklären, darf nicht unerwähnt bleiben, daß es außer demselben nur für die Verbindung zusammengesetzter Vorstellungen noch zwei wesentlich verschiedene Wege giebt. Associationen unter zusammengesetzten Vorstellungen bilden sich nämlich außerdem theils vermittelst partieller Verschmelzung, theils vermittelst einer Verknüpfung derselben durch den Willen, sei es nach Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit ihres Inhalts, wie beim Nachdenken, oder nach irgend einem andern mehr oder minder klar gedachten Princip, wie beim willkürlichen Phantasiren.

Es gehört zu den Verdiensten Hume's den Satz, wenn nicht entdeckt, doch ganz besonders hervorgehoben zu haben, daß alle Verknüpfungen unter Vorstellungen theils durch ihre zeitliche Abfolge und durch die räumliche Nähe ihrer Gegenstände theils durch die Verwandtschaft ihres Inhalts hervorgebracht werden. In neuerer Zeit hat Fries diese Ansicht ausführlicher entwickelt und mehr in's Einzelne verfolgt. Was die räumliche Nähe betrifft, so bemerkt man sogleich daß sie als Ursache der Association nicht verschieden ist von der zeitlichen Folge der Vorstellungen, denn das im Raume Nebeneinanderliegende associirt sich nur deshalb weil es in unsrem Vorstellen stets unmittelbar nacheinander auftritt.

Die Verwandtschaft des Inhalts dagegen durch welche sich Vorstellungen miteinander associiren sollen kann eine doppelte Bedeutung haben, sie kann theils als innerer Zusammenhang des Vorgestellten nach Ursache und Wirkung oder nach Grund und Folge, theils als äußere Aehnlichkeit oder partielle Gleichheit des Vorgestellten verstanden werden. Beispiele machen dies leicht deutlich. Wer reflectirt sucht seine Vorstellungen so untereinander zu verbinden, daß ihm dadurch der innere Zusammenhang der Phänomene klar werde auf die er sein Nach-

denken richtet; ebenso strebt wer dichtet oder künstlerisch phantasirt seine Vorstellungen nach einem Principe des inneren Zusammenhanges unter einander zu verknüpfen (dessen nähere Bestimmung nicht hierher gehört), denn ein Kunstwerk entsteht nicht durch ein Zusammenwürfeln beliebiger Vorstellungen, sondern durch Entwickelung eines Grundgedankens nach festen Normen, deren Befolgung einen inneren wesentlichen Zusammenhang des Vorgestellten darlegen soll und daher streng genommen alle Willkür in der Anordnung der Theile und in der Formirung des Ganzen ausschließt. Das wissenschaftliche Nachdenken hat demnach in Rücksicht des psychologischen Prozesses durch den es zu Stande kommt, mit dem Dichten dies gemein, daß es in einem künstlichen Erzeugen von Associationen besteht, die sich ohne einen bestimmten Willenseinfluß gar nicht bilden würden. Wie ein solcher Einfluß des Willens auf die Gedankenverbindung möglich sei, muß sich aus dem später zu erörternden Wesen des Willens ergeben. Hier ist über diesen Punkt nur noch zweierlei zu bemerken, nämlich einmal, daß eine Befestigung auch derjenigen Associationen welche in Folge künstlicher Reflexion entstehen, nur dadurch möglich ist, daß die associirten Vorstellungen öfter im Denken aufeinander folgen, d. h. es tritt eine solche Befestigung hier wie überall nach demselben Gesetze ein, daß die zu associirenden Vorstellungen häufig einander verdrängen, wodurch die jedesmal vorhergehenden Vorstellungen zu kräftigen Reproductionshülfen für die nachfolgenden werden. Die andere hierher gehörige Bemerkung ist die, daß schon der unwillkürliche Vorstellungsverlauf in vielen Fällen, obwohl nicht immer, uns zu solchen Associationen anleitet durch welche Inhaltsverwandtes miteinander verbunden und dadurch dem geordneten Denken vorgearbeitet wird. Es sorgt die Natur sehr häufig von selbst dafür daß dasjenige von uns nacheinander wahrgenommen und deshalb allmälig fest associirt wird was unter sich in einem Causalzusammenhange steht. So wird, um aus tausend Beispielen

nur eins anzuführen, ganz von selbst mit der Wurfbewegung der Hand das Emporfliegen und Wiederherabfallen des Steines, mit diesem die Schmerzempfindung, wiederum mit dieser der ausgestoßene Schrei und die schnelle darauf folgende Flucht des getroffenen Thieres associirt u. s. f. Gleichwohl ist aber auch auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß Vorstellungen ihrem Inhalte nach sehr eng verwandt sein, ja sogar nothwendig zu einander gehören können ohne daß sie sich in unsrem Denken zusammenfinden und miteinander verknüpfen lassen wollen. Die Leichtigkeit überall nur das Inhaltsverwandte zu associiren erfährt jedenfalls keine ausschließliche Begünstigung durch den natürlichen unwillkürlichen Vorstellungsverlauf, sondern ist eine Kunst die mit Mühe und Anstrengung gelernt sein will.

Nimmt man die Verwandtschaft des Inhalts, welche die Ursache der Association enthalten soll, in der zweiten Bedeutung bloß äußerer Aehnlichkeit oder partieller Gleichheit des Vorgestellten, so ist in ihr allerdings eine zweite Ursache für die Entstehung von Vorstellungsverbindungen anzuerkennen, die von der oben angegeben, dem Verdrängen einer Vorstellung durch die andere (das mit der Zeitfolge und räumlichen Nähe als Ursache der Association zusammenfällt), verschieden, aber nur für zusammengesetzte Vorstellungen gültig ist. Einfache Vorstellungen nämlich, wenn sie in der Seele zusammentreffen, müssen immer entweder verschmelzen oder einander verdrängen, wie wir früher gesehen haben; für zusammengesetzte dagegen sind verschiedene Grade des Gegensatzes möglich. Je zwei derselben können entweder völlig gleich sein und dann vollkommen verschmelzen, oder durchaus ungleich und dann sich verdrängen, oder endlich theilweise gleich und theilweise ungleich. In diesem letzteren Falle ist es möglich daß eine theilweise Verschmelzung unter ihnen eintritt. Es geschieht dies nämlich wenn die Summe des Gleichen das sie besitzen größer ist als die des Verschiedenen, so daß jenes (das Verschmelzende)

den Widerstand überwindet den dieses der Verschmelzung entgegensetzt, da die Theile der zusammengesetzten Vorstellung unter sich auf das Engste verbunden sind; denn der Erwachsene und schon das entwickeltere Kind hat so gut als ganz aufgehört mit den einfachen Vorstellungen der sinnlichen Qualitäten allein zu denken. Diese haben sich ihm zu größeren Gruppen gestaltet, hauptsächlich als räumliche Dinge, deren psychologische Entstehung der folgende Abschnitt zeigen wird. Haben sich solche Gruppen aus fest associirten Elementarvorstellungen erst gebildet, so können die einfachen sinnlichen Vorstellungen als einzelne gar nicht mehr in der Seele auftreten, sondern, welcher Art sie auch sein mögen, sie finden stets jene Gruppen als feste Formen der Auffassung des sinnlichen Mannigfaltigen und als fertige Einheiten desselben schon vor, müssen sich an sie anschließen und ihnen einreihen, werden von ihnen appercipirt. Was sich in unsrem Innern erfahrungsmäßig findet sind dann nur diese Einheiten und zwar als Einheiten, nicht als Summen eines zerstreuten Mannigfaltigen, das allein als das ursprünglich Gegebene der Erfahrung betrachtet werden konnte. Diese zu Einheiten zusammengefaßten Gruppen verbinden sich dann wiederum mit andern Gruppen, den Wörtern, die sämmtlich aus einer geringen Anzahl — gering im Verhältniß zu der großen Menge des zusammengefaßten Details — leicht zu unterscheidender einfachen Gehörsvorstellungen bestehen und sich wegen dieser beiden Eigenschaften zur festen Bezeichnung ganz besonders brauchbar erweisen; denn jede Bezeichnung wird nur dadurch zu einer Erleichterung für das Gedächtniß daß sie eine leicht faßliche und behaltbare Gruppe von Elementarvorstellungen zum festen Anknüpfungspunkte und Repräsentanten einer großen Menge von Detail macht die nie ganz fest und vollständig aufgefaßt und gemerkt wird — man denke z. B. an die immer nur oberflächlich und bloß ihren hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten nach selbst vom Maler aufgefaßten Vorstellungen eines bestimmten Baumes oder Thieres. Ge-

rade diese nothwendige Unvollständigkeit des Wahrnehmens und Merkens größerer und reichhaltigerer Gruppen ist es, durch welche die Association zusammengesetzter Vorstellungen vermittelst partieller Verschmelzung in den meisten Fällen möglich gemacht und stets sehr bedeutend begünstigt wird. Würde alles Detail das den Sinnen vorliegt genau aufgefaßt und behalten, so könnten dergleichen Verschmelzungen nicht leicht eintreten. Denn wie könnte dann das Kind durch ein paar aneinandergelehnte Stücken Holz an einen Thurm oder ein Haus erinnert werden, wie könnte es in einer Fußbank ein Pferd oder einen Wagen erkennen? Sonach wird eben die Mangelhaftigkeit der Auffassung des Details zu einem ganz hauptsächlichen Hebel für vielseitige Beweglichkeit und leichte Verbindbarkeit der Vorstellungen, dagegen wird scharfe Ausprägung des Einzelnen und Genauigkeit für sie stets ein Hinderniß. Uebertragen wir dieß aus der Sphäre des sinnlichen Vorstellens auf die Ausbildung des abstracten und begrifflichen Gebietes, so ist hierin der allgemeine Grund zu erkennen, warum die Lebendigkeit der Phantasie durch die Gewohnheit zu reflectirender Betrachtung beeinträchtigt wird, warum ein Dichter nie zugleich ein großer Denker sein kann. Das Nähere darüber im folgenden Paragraphen.

Die Association durch partielle Verschmelzung wird für uns noch besonders wichtig dadurch, daß sie uns den Weg zeigt auf welchem es möglich wird, daß unser inneres Leben nicht beständig und allein durch die fortgesetzte Perception der in jedem Augenblicke auf uns eindringenden Empfindungen, sondern vielmehr häufig durch einen Vorstellungsverlauf ausgefüllt werde der mit jenen Empfindungen kaum noch in irgend einem Zusammenhange zu stehen scheint. Durch die partielle Verschmelzung einer sinnlichen Wahrnehmung nämlich mit einer Gedächtnißvorstellung wird den mit der letzteren associirten Vorstellungen eine bedeutende Reproductionshülfe geleistet, — das Verschmelzende wirkt als Reproductionshülfe für das mit

ihm zu einer festen Gruppe innig verbundene Verschiedene — durch welche dann der weitere Ablauf ganzer Reihen vermittelt wird die sich bereits gebildet und hinreichend befestigt haben. Beim Kinde und beim natürlichen Menschen überhaupt — d. h. wo nicht wie beim künstlichen selbstständigen Ueberlegen der Wille den Ablauf der Gedanken anregt und ihm eine gewisse Richtung ertheilt — pflegt es immer (und dies ist hier wohl zu beachten) eine sinnliche Wahrnehmung zu sein von welcher der Vorstellungsverlauf ausgeht und den nöthigen Impuls erhält. Häufig ist es eine sinnliche Begierde in welcher die Veranlassung liegt, oft reicht auch ohne eine solche ein von einem Andern ausgesprochenes Wort hin um eine lange Kette von Gedächtnißbildern der Seele zu vergegenwärtigen und nacheinander hervortreten zu lassen.

§. 15.

Wir haben im Vorigen anticipirend schon von fertigen Vorstellungsreihen gesprochen ohne erörtert zu haben wie die Reihenbildung vor sich geht vermittelst der Association einfacher Vorstellungen. Die wesentlichen Bedingungen dazu liegen bereits in dem vorbereitet was über die Association gesagt worden ist, namentlich in dem Satze, daß eine Vorstellung stets von derjenigen die stärkste Reproductionshülfe erfährt welche von ihr die meiste Gewalt gelitten hat. Eine Vorstellungsreihe nämlich befestigt sich als Reihe nur dadurch, daß jedes Glied derselben weder irgend einer andern nicht in derselben Reihe liegenden Vorstellung noch einer früher oder später in ihr vorkommenden eine stärkere Reproductionshülfe gewährt als der in der Reihe unmittelbar auf sie folgenden. Ist also unter allen Vorstellungen durch welche a jemals verdrängt wurde, b diejenige welche den kräftigsten Druck gegen a ausgeübt hat und verhält sich in dieser Rücksicht b zu c, c zu d, d zu e wie a zu b, so muß — abgesehen von sonstigen Störungen — die Reihe a b c d e ablaufen, wenn a in

der Seele wirklich aufgetreten ist. Die möglichen Störungen die wir soeben erwähnten, liegen in dem M von welchem schon oben die Rede war, in der Summe von Empfindungsreizen die in jedem Augenblicke des Lebens auf uns eindringen; denn diese können immer eine so bedeutende momentane Uebermacht erlangen, daß sie auch die festeste Vorstellungsverknüpfung plötzlich zerreißen und sich, selbst allem Willenseinflusse und aller Kunst zum Trotze an die Stelle desjenigen setzen was den Reproductionsgesetzen gemäß unser Inneres hätte beschäftigen sollen.

Außerdem erleidet der eben entwickelte Satz eine nicht unbedeutende Modification durch das was oben über das Sinken der Vorstellungen gesagt worden ist. Da nämlich eine Vorstellung um so tiefer sinkt oder, was dasselbe ist, da die Disposition der Seele für einen gewissen Vorstellungsinhalt um so schwächer wird, ein je größerer mit heterogenem Vorstellen ausgefüllter Zeitraum abläuft während dessen sie gar nicht in der Seele auftritt, so werden auch die Reproductionshülfen, welche der Ausdruck für die gegenseitigen Beziehungen und Verbindungen der Vorstellungen untereinander der Art und dem Grade nach sind, neben und außer den Vorstellungen selbst aber gar kein Bestehen haben, im Laufe der Zeit wie diese selbst und mit ihnen abgeschwächt werden müssen, wenn ihnen nämlich während derselben keine Gelegenheit wird in Wirksamkeit zu treten und eine wirkliche Reproduction zu veranlassen. Es wird daher die obige Reihe nur so lange als Reihe fortbestehen können, als außer der Bedingung daß jedes folgende Glied derselben auf jedes unmittelbar vorhergehende die größte Summe des Drucks ausgeübt habe, auch noch die zweite erfüllt ist, daß die Reproductionshülfe für das nachfolgende Glied (deren Ausdruck jene Summe streng genommen nur für den Augenblick der entstehenden Association selbst ist) durch das Dazwischentreten heterogenen Vorstellens im Laufe der Zeit noch nicht schwächer geworden ist als irgend eine Reproductionshülfe, welche die vorhergehende Vorstellung irgend

einer andern leistet. Man bemerkt leicht schon hier daß in dem angedeuteten Umstand die Hauptursache der Auflösung schon ausgebildeter Reihen oder des Vergessens zu suchen ist.

Es hat jetzt keine Schwierigkeit mehr zu begreifen wie eine Menge einfacher Vorstellungen zu Reihen und größeren Gruppen fest sich verbinden und diese wieder zu Reihen höherer Ordnung zusammentreten können. Die größeren Ganzen nämlich werden, wie wir vorhin gesehen haben, durch die Wörter der Sprache fixirt, wodurch zugleich eine Vereinfachung und Erleichterung des Behaltens ermöglicht wird. Daher gewöhnen wir uns zunächst immer nur in Worten und mit denselben zu denken. Was sich nicht oder nicht vollkommen scharf ausdrücken läßt ist gewöhnlich auch kein klarer Gedanke. Durch die Wörter erhalten wir ganz neue Elemente des Denkens, die sich zwar zu Reihen allmälig miteinander verbinden wie die einfachen Vorstellungen, selbst aber aus einer großen Menge einfacher Vorstellungsreihen bestehen die eine stets in ähnlicher Weise wiederkehrende Anordnung zeigen. Die Vorstellung einer bestimmten Pflanze z. B. oder eines Hausgeräthes ist ein äußerst verwickelter Complex von einfachen sinnlichen Vorstellungen die auf eine bleibende Weise in Reihen gruppirt und geordnet sind. Durch die sprachliche Bezeichnung auf der einen und, wie sich im folgenden Abschnitte zeigen wird, durch die nach und nach entstehende große Geläufigkeit und Uebersichtlichkeit alles dessen was in diesem Complexe sich vereinigt findet, gewinnt dieser selbst trotz der ungeheuren Verwickelung des Details aus welchem er besteht, wenigstens annäherend allmälig den Schein einer einfachen Vorstellung, die dann als ein Element von höherer Ordnung fähig wird für sich neue Associationen einzugehen und selbst wieder Glied einer Reihe zu werden.

Das Auswendiglernen und die Phänomene von denen es begleitet wird, finden im Obigen ebenfalls ihre Erklärung. Jenes besteht in der Bemühung Vorstellungen in die-

jenigen Verhältnisse zu versetzen, welche wir als Bedingungen der festen Reihenbildung kennen gelernt haben. Warum dies bald mehr bald minder gut gelingt ergiebt sich leicht. Denn besteht die Reihe aus Vorstellungen die uns bereits bekannt und geläufig sind, so besitzen sie schon eine große Menge von Verbindungen deren jede ihren bestimmten Grad von Festigkeit hat. Selbst der feste Vorsatz etwas zu behalten hat daher oft keinen Erfolg, da dies nur dann gelingen kann, wenn die schon gebildeten Vorstellungsverbindungen, deren wir uns größtentheils nicht bewußt sind, durch die neue Verknüpfung an Stärke übertroffen werden. Diese Stärke aber wird weder allein noch direct vom Willen bestimmt, sondern hängt von den Vorstellungen selbst ab. Das Behalten dessen was allein stehend dem Gedächtnisse Schwierigkeit macht, wird erleichtert durch passende Anknüpfung an Bekanntes. Ein schwieriger Name z. B. wird leichter behalten wenn es gelingt ihn in mehrere bekannte Wörter von ähnlichem Klange zu zerlegen; ebenso erleichtern Rythmus und Reim das Merken: die Erklärung liegt nahe, sie ist in den partiellen Verschmelzungen zu suchen die in diesen Fällen eintreten. Eine längere Reihe von Vorstellungen kann nicht auf einmal behalten werden, weil die einzelnen Glieder dann nicht Zeit genug haben und nicht Kraft genug erlangen um sich so fest aneinander zu schließen als nöthig ist — der Zeitverbrauch bedeutet dabei natürlicher Weise weiter nichts als die zur Befestigung der einzelnen Verbindungen erforderlichen raschen Wiederholungen einfacher Associationen und kürzerer Abschnitte der ganzen Reihe. Wie dieser letztere Satz als rein theoretische Folgerung aus dem Vorhergehenden sich ableiten läßt und durch die Erfahrung seine Bestätigung erhält, so auch die fernere Consequenz, daß eine bestimmte Reihe wenn sie sich einmal gebildet hat, zunächst nur in einer und derselben Ordnung ihrer Glieder reproducirt werden kann: es macht Kindern nicht unerhebliche Schwierigkeit das in einer bestimmten Rei-

henfolge gelernte Einmaleins außer der Reihe oder in umgekehrter Ordnung aufzusagen, ebensowenig gelingt es die Töne einer Melodie, die Wörter eines Satzes oder auch nur die Buchstaben eines Wortes ohne besondere Uebung in umgekehrter Folge anzugeben. Wird ein Glied aus der Mitte einer Reihe durch irgend eine Veranlassung frei stehend gegeben, so pflegen daher zwar die folgenden Glieder derselben sämmtlich oder doch zum Theil abzulaufen in der gewöhnlichen Ordnung, von den vorhergehenden aber kommt meist gar nichts zum Vorschein.

Noch darf hierbei die Bemerkung nicht übergangen werden daß unter allen Vermögen die man der Seele des Menschen zuzuschreiben pflegt, das Gedächtniß dasjenige ist dessen Thätigkeit am unmittelbarsten von der Construction und den Functionen des Gehirns abhängig zu sein scheint. Es sprechen dafür theils eine Reihe von Krankheitsfällen und die fast regelmäßig eintretende Schwäche des Gedächtnisses im Alter, theils die äußerst verschiedene Leichtigkeit des Merkens die sich schon in der frühesten Jugend zu zeigen pflegt: man erinnere sich z. B. an die Leistungen eines D a h s e und an die so häufige gänzliche Einseitigkeit des Gedächtnisses. Es versteht sich von selbst daß es nicht unsre Absicht seyn kann den Materialismus, welcher oben abgewiesen wurde, hier durch eine Hinterthür wieder hereinzuführen. Daher macht es sich nöthig uns hierüber noch etwas näher zu erklären. Von physiologischer Seite ist man auf die Annahme geführt worden das Gehirn als einen regulatorischen Apparat der Bewegungen zu betrachten. Dies ist in psychologischer Rücksicht besonders wichtig wegen der innigen Verbindung des Wortes mit der bezeichneten Vorstellung. Beim Lesen und Hören reproducirt immer der Wortlaut die Vorstellung, beim Sprechen und Schreiben immer diese jenen. Berücksichtigt man nun daß Kinder stets geneigt sind laut zu denken — eine Neigung die sich bei Erwachsenen oft noch zeigt, besonders bei weniger gebildeten Leuten die

nicht gelernt haben sich zurückzuhalten, und daher hauptsächlich im Affect — beachtet man ferner daß unser klares Denken wenigstens immer ein stilles inwendiges Sprechen ist, daß es eine Erschwerung des Denkens ist still, und eine noch weit größere ohne Wörter zu denken (die Taubstummen sind dafür ein schlagendes Beispiel), daß bei schwierigen Gegenständen deshalb stets die Neigung bleibt laut oder schreibend zu denken, so wird man geneigt seyn anzunehmen, daß — bei der Gegenseitigkeit der Reproduction von Wort und Vorstellung — unser Vorstellen theils fortwährend die Anregung gewisser Gruppen von Thätigkeiten der Gehirnnerven veranlaßt welche die entsprechenden Wörter hervorzubringen streben, theils auch in seinem eigenen Verlauf modificirt wird, wenn solche Gruppen, die mehr oder weniger unter sich zusammenhängen, durch eine außer der Seele liegende Ursache in's Spiel gesetzt worden sind. Der bei Gehirnerschütterungen bisweilen sich einstellende partielle Verlust des Gedächtnisses, z. B. für einzelne Wörterklassen, würde hiernach sich erklären lassen. Da nun alle übrigen geistigen Operationen zuletzt immer vom Gedächtnisse abhängen, denn die Möglichkeit ihrer Ausführung und die Art derselben ist stets durch eine gewisse Combination dessen bedingt was in der Seele bereits vorgebildet ist und wie es dies ist — daher wir in diesem Sinne schon oben behaupten durften daß sich die geistigen Verschiedenheiten der Menschen und Thiere hauptsächlich in der Art ihres Gedächtnisses zu erkennen geben — da, sage ich, alle geistigen Operationen zuletzt sich auf das Gedächtniß stützen, so wird daraus ersichtlich, nicht allein warum die Integrität des psychischen Lebens an die des Gehirnlebens sich gebunden zeigt, sondern auch warum die innere Bildung welche die Seele im Laufe des Lebens erlangt, großentheils als von der Organisation des Gehirns abhängig zu betrachten ist, das die zum Fortschritt des geistigen Lebens erforderlichen Thätigkeiten mehr oder minder bereitwillig, in glücklicheren oder minder glücklichen Combina=

tionen ausführt, ohne daß dabei von angeborenen Anlagen der Seele die Rede zu sein brauchte.

Wie die motorischen Nerven durch die fest geordneten Bewegungsgruppen welche zum Hervorbringen der Wörter erfordert werden, für die psychischen Thätigkeiten von der größten Wichtigkeit sind, so findet etwas Aehnliches auch in Rücksicht der sensibeln Nerven statt. Dieß führt uns auf die Phänomene der Einbildungskraft.

Nervenaffectionen als solche sind nie Vorstellungen, aber es liegen in ihnen in vielen Fällen, wie z. B. stets beim Wahrnehmen, die unmittelbaren Ursachen der Entstehung derselben. Da wir nun den Nerven ebenso wie der Seele selbst Residuen ihrer früheren Zustände zusprechen mußten, die als begünstigende und hemmende Dispositionen für die nachfolgenden wirken, so ist es schon aus diesem Grunde nicht unwahrscheinlich, daß die Functionen der Nerven auf die Wiederentstehung (Reproduction) der Vorstellungen einen eben so wesentlichen Einfluß ausüben wie auf die ursprüngliche Erzeugung derselben. Die subjectiven Sinneserscheinungen liefern den thatsächlichen Beweis dafür daß die Nerven auch ohne Erregung von außen die Seele zu Vorstellungsthätigkeiten nöthigen können, ebenso wie umgekehrt jedes lebhaftere Vorstellen sinnlicher Gegenstände oder Ereignisse eine wenn auch nur schwache Nerventhätigkeit hervorzubringen scheint; denn die lebendige Erinnerung an eine bekannte Person z. B. pflegt mit der Erscheinung eines entsprechenden obwohl nur matten Gesichtsbildes verbunden zu sein. Das Causalverhältniß ist demnach ein wechselseitiges: es kann sowohl das bloße Vorstellen eine Erregung der sensibeln Nerven bis auf einen gewissen Grad bewirken, als auch umgekehrt die innern Zustände der sensibeln Nerven durch die Residuen für die Vorstellungsthätigkeit bestimmend werden können.

Dieses Letztere liefert die einfachste Erklärung des Träumens und ist für das Verständniß der Phänomene der Ein-

bildungskraft überhaupt von Bedeutung. Während nämlich der Schlaf die Sinne nach außen verschließt und dem regelmäßigen Fortgange der psychischen Thätigkeiten ein noch unbekanntes physiologisches Hinderniß in den Weg legt, wird der Verlauf der Seelenthätigkeiten durch die Residuen der Nerven allein bestimmt. Es bestätigt sich dies vor Allem dadurch daß der Inhalt der Träume fast durchgängig aus sinnlichen Erscheinungen und Ereignissen besteht (größtentheils Gesichtsvorstellungen) die in Begleitung von Gemüthsbewegungen auftreten. Eine Menge von organischen Processen geht unausgesetzt fort während des Schlafes. Sie führen eine Reihe von Veränderungen der Nervenstimmung herbei. Es ist daher mit Rücksicht auf die innige Verbindung der Gemüthsbewegungen mit mehr oder weniger beharrlichen organischen Dispositionen (vergl. §. 44.) die Entstehung von Affecten im Schlafe eben so leicht erklärlich wie die Erregung der Sinnesnerven. Das Unzusammenhängende der Traumerscheinungen findet ebenfalls darin seine Erklärung, daß die Traumgebilde allein von den innern Zuständen der Nerven abhängen, deren Folge und Art durch kein psychologisches Gesetz bedingt ist. Kinder scheinen in der ersten Zeit des Lebens noch gar nicht zu träumen, so lange nämlich die Residuen der Nerven noch nicht mächtig genug geworden, sich noch nicht fest genug gesetzt und scharf ausgeprägt haben. Die Lebhaftigkeit der Träume ist gering bei Menschen von sehr ruhigem Temperament, sie pflegt abzunehmen im Alter und je mehr der Mensch mit seinen Hauptinteressen aus der concreten sinnlichen Welt in die abstracte Begriffswelt übergeht. Alles dies stimmt mit der angegebenen Auffassung des Träumens überein.

Aus demselben Gesichtspunkte fällt einiges Licht auf die Thätigkeiten der Einbildungskraft. Zwar würde man zu weit gehen, wenn man behaupten wollte daß die ihr angehörigen Phänomene sämmtlich nichts Anderes seien als abgeschwächte subjective Sinneserscheinungen, aber es läßt sich doch weder

verkennen daß eine mehr als oberflächliche, ihr Wesen nicht treffende Analogie zwischen beiden stattfinde, noch daß die innern Zustände der Nerven auf die sogenannten Thätigkeiten der Einbildungskraft von durchgreifenderem Einflusse sind als die Seelenthätigkeiten selbst und die Gesetze ihres Verlaufes. Denn theils vermag selbst die größte Energie des Willens über die Thätigkeit der Phantasie nur wenig und auch dies nur mittelbar durch ihren Einfluß auf die Veränderung der Nervenstimmung, während Alles was die Reizbarkeit der Nerven unmittelbar erhöht auch auf sie einwirkt, theils liegen die Producte der Einbildungskraft fast ausschließlich in der Sphäre des sinnlich Wahrnehmbaren; spricht man nämlich von mathematischer und philosophischer Phantasie, so ist darunter doch nur ein Ueberschauen einer gewissen Anordnung von Begriffen und Zeichen zu verstehen, insofern die Verhältnisse derselben sich unter sinnlichen namentlich räumlichen Bildern darstellen lassen — ein Punkt auf den wir im nächsten Abschnitt noch einmal zurückkommen werden.

Müssen wir demnach einen hauptsächlichen Erklärungsgrund für die Phänomene der Einbildungskraft in den Nerventhätigkeiten und deren Residuen oder überhaupt in den innern Zuständen der Nerven selbst suchen — woraus zugleich begreiflich wird warum die von der Einbildungskraft producirten Bilder uns oft so sehr viel lebendiger sich darstellen als die mit den Wörtern der Sprache hervortretenden Gedächtnißvorstellungen — so muß von der andern Seite doch auch darauf aufmerksam gemacht werden, daß das unwillkürliche Spiel der Phantasie, die scheinbare Unordnung welche sich bisweilen des Vorstellungsverlaufs bemächtigt und oft das am weitesten von einander entfernt Liegende auf einander folgen läßt, ebenso auch in psychologischen Verhältnissen begründet ist. Es ist nämlich schon oben bemerkt worden, daß der natürliche Verlauf der Ereignisse die in unsre Erfahrung eintreten, zwar öfters uns von selbst zur Bildung solcher Vor-

stellungsverbindungen hinführt die dem innern Zusammenhang der Ereignisse entsprechen, oft aber auch führt er das Heterogenste zusammen. Auch dieses wird von uns verknüpft, da die Folge und die daraus entspringende Verknüpfung der Empfindungen die wir zu percipiren genöthigt werden, sich lediglich nach den Verhältnissen der Stärke richtet die unter ihnen stattfinden. Die Associationen welche sich in beiden Fällen ganz gleichmäßig bilden, unterscheiden sich ursprünglich und an sich nicht, sondern erst ein künstliches Reflectiren vermag in späterer Zeit sie von einander abzusondern. Eine und dieselbe Vorstellung ist daher häufig sowohl Glied einer oder mehrerer Reihen der einen Art als auch Glied mehrerer Reihen der andern Art; denn sie kann vermittelst der sinnlichen Wahrnehmung zu verschiedenen Zeiten, unter sehr verschiedenen Umständen, in sehr verschiedenen Verbindungen gegeben werden. Durch jede neue Verbindung aber welche sie eingeht, werden die älteren abgeschwächt und in den Hintergrund gedrängt, wenigstens momentan. Der Anzahl und Art dieser Verbindungen einzelner Vorstellungen sind wir uns so wenig bewußt als des Grades ihrer Festigkeit, daher sind wir durch keine Reflexion im Stande — mag sie sich auch auf die schärfste Selbstbeobachtung stützen — vorauszusagen welche Vorstellung durch welche andere in's Bewußtsein werde gehoben werden. Auch der Wille, obschon er dem Gedankenlauf im Großen und Ganzen eine völlig bestimmte Richtung zu ertheilen vermag, besitzt nicht die Fähigkeit die Folge der einzelnen Vorstellungen zu ordnen die in Reihen zusammentreten und als solche ablaufen sollen, sondern er selbst bleibt hierin ganz den psychologischen Gesetzen unterworfen, deren Wirkungsweise und Resultate er nicht ändern kann sondern ruhig abwarten muß. Dies zusammengenommen ist es was den Schein eines unwillkürlichen, bisweilen unzusammenhängenden Spieles der Vorstellungen erklärlich macht, das die Sprache des gemeinen

Lebens einem besonderen geistigen Vermögen, der Einbildungskraft als Ursache zuschreibt.

Nimmt man hinzu, daß es für zusammengesetzte Vorstellungen ein zweifaches Princip der Verknüpfung giebt, das der partiellen Verschmelzung und das des Verdrängens der einen durch die andere, so wird die unabsehbare Menge der Combinationen begreiflich welche der Einbildungskraft zu Gebote stehen. Am häufigsten läßt sich noch bei partieller Verschmelzung der Faden nachweisen an welchem etwas scheinbar sehr weit Entlegenes plötzlich uns vor die Seele tritt, und wir deuten dies selbst oft ausdrücklich an durch ein beigesetztes »Dabei fällt mir ein« und Anderes dergl. So lange die einzelnen Vorstellungen selbst noch keine große Genauigkeit besitzen oder wenn sie wieder weit genug gesunken sind, reichen oft die oberflächlichsten Aehnlichkeiten der Form, der Farbe, der begleitenden Nebenumstände hin um eine solche Verschmelzung zu bewirken. Beispiele dafür finden sich in Menge besonders im Kinderleben. — Daß die Fähigkeit der freien Combination unsrer Vorstellungen stets um so mehr leidet, je mehr wir uns bemühen sie auf wissenschaftliche Weise nach ihrem innern Zusammenhange zu ordnen, versteht sich von selbst. Dem Künstler muß der gesammte Reichthum der zu verarbeitenden Vorstellungen in möglichster Lebhaftigkeit zu Gebote stehen, er muß das Festwerden ihrer Verbindungen hindern um stets unter einer großen Menge von Einfällen besonnen wählen zu können. Der wissenschaftliche Forscher dagegen sucht nichts eifriger als absolut feste Vorstellungsverbindungen an die er neue anknüpfen könne von gleicher Festigkeit, alle seine Einfälle sollen ihm nur dienen um alle Einfälle allmälig wegzuschaffen, er gewöhnt sich Alles nur aus dem Gesichtspunkte des begrifflichen und ursachlichen Zusammenhanges zu betrachten und vernichtet so methodisch die künstlerische Phantasie die er erwerben könnte.

Um die Möglichkeit der unübersehbaren Menge von Com-

binationen bemerklich zu machen welche durch das gegenseitige Verdrängen der Vorstellungen gegeben ist, wollen wir noch folgende Betrachtung anstellen. Ist die Vorstellung a Glied vieler Associationen, wie dies für jede Vorstellung nicht anders sein kann die uns schon öfter beschäftigt hat, so wirkt sie dem Obigen zufolge als Reproductionshülfe auf alle diejenigen (b, b′, b″ . . .) durch welche sie früher einmal verdrängt worden ist und die Größe dieser Hülfen ist unter Berücksichtigung der inzwischen verflossenen Zeit stets der Stärke proportional die zur Unterdrückung der Vorstellung a verwendet wurde. Das Resultat ist, daß die Vorstellung nun wirklich in der Seele auftritt welche von allen die stärkste Hülfe erfährt — vorausgesetzt daß die Dispositionen der Seele für b, b′, b″ . . . an sich einander gleich seien. Diese Vorstellung sei b′. Für b′ gilt nun wieder dasselbe wie für a; durch sein Auftreten werden den Vorstellungen c, c′, c″ . . . Reproductionshülfen von verschiedener Größe zu Theil. Erhält nun c″ unter allen die größte Hülfe von b′ und sollte man demnach vermuthen daß es in ein wirkliches Vorstellen jetzt übergehen werde, so kann dies doch dann verhindert werden, wenn entweder die Hülfe welche b, b″, b‴ . . . von a erhielten größer ist als diejenige welche c″ von b′ erfährt oder wenn b′ zugleich auch einer andern von den an a geknüpften Vorstellungen (b, b″, b‴ . . .) eine Hülfe ertheilt, die zusammengenommen mit derjenigen welche dieselbe Vorstellung durch a erhielt, größer ist als die Hülfe welche c″ von b′ empfängt. In beiden Fällen würde nach b′ nicht c″, sondern eine der Vorstellungen b, b″, b‴ . . . auftreten müssen. Man bemerkt leicht, daß sich außer den angegebenen noch eine große Menge anderer, noch mehr verwickelter Fälle als möglich denken lassen, und daß sich daraus die scheinbare Unregelmäßigkeit und Zusammenhangslosigkeit in der Abfolge der Vorstellungen erklären läßt, wie sie das Spiel der Phantasie uns darstellt.

§. 16.

Aus der Gruppe von Erscheinungen welche dem Gedächtniß angehören ist noch eine übrig welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, das Vergessen.

Betrachten wir dieses zunächst seinem Umfange nach, so fällt sogleich das große Mißverhältniß in die Augen das zwischen dem stattfindet was vergessen wird und dem was wir behalten. Vor Allem gilt dies von der ungeheuren Menge des sinnlichen Details das der Wahrnehmung sich darbietet. Von den unzähligen Pflanzen z. B. die wir täglich sehen merken wir die äußeren Beschaffenheiten nicht einer einzigen mit einiger Genauigkeit. Von der großen Anzahl von Menschen die uns im Leben begegnet, behalten wir nur die Gesichtszüge einiger wenigen so weit daß wir im Stande bleiben sie nach längerer Zeit wiederzuerkennen. Nicht allein gehen die sämmtlichen Eindrücke welche alle übrigen auf uns machen fast spurlos an uns vorüber, sondern sogar an denjenigen Personen die uns am genauesten bekannt sind, bleibt sehr vieles von uns theils ganz unbeachtet theils verschwindet es sehr bald wieder vollständig aus der Erinnerung. Wie weit diese Ungenauigkeit des Auffassens und Behaltens geht zeigen vorzüglich folgende Thatsachen. Nur selten gelingt es eine sehr bekannte Physiognomie nach ihren einzelnen Theilen und deren Verhältnissen zu reproduciren, wovon man sich leicht durch die Vergleichung des Erinnerungsbildes mit dem Porträt der Person überzeugt. Je weiter man sich bei der Reproduction der Vorstellung einer bestimmten Person von den Gesichtszügen selbst entfernt, desto unbestimmter und schwankender wird das Bild. Alle allmäligen Veränderungen die an bekannten Gegenständen vor sich gehen, selbst an denen welche sich unserer Wahrnehmung am häufigsten darbieten, bleiben von uns unbemerkt, auch wenn die Umwandlung eine sehr bedeutende ist. Die Ursache davon liegt darin, daß wir der Wahr-

nehmung hierbei stets durch eine Ergänzung aus dem Gedächtnisse unwillkürlich zu Hülfe kommen nach dem Gesetze der Verschmelzung. Wäre unsre Erinnerung vollkommen treu, so dürfte es einem gewandten Zeichner nicht viel schwerer werden aus dem Gedächtniß das Bild zu entwerfen als aus wirklicher Anschauung. Dagegen geschieht es nicht selten daß wir z. B. an einer uns genau bekannten Person eine Veränderung zu bemerken glauben ohne im Stande zu sein das Veränderte selbst sogleich anzugeben, oft sogar will uns dies nach längerem Besinnen, d. h. bei möglichst genauer Vergleichung des Gedächtnißbildes mit der wirklichen Wahrnehmung, nicht gelingen.

Man würde irren wenn man die Ursache dieser Erscheinungen lediglich in einer Untreue des Gedächtnisses suchen wollte, vielmehr geht aus dem Obigen unmittelbar hervor, daß sie größtentheils in der ursprünglichen Ungenauigkeit unsrer Auffassung beruht. Beim Kinde kann uns diese letztere nicht wundern, da alle seine bestimmteren Vorstellungen sich erst nach und nach herausarbeiten müssen aus der anfänglichen Verworrenheit des Gemeingefühls; beim Erwachsenen aber erklärt sie sich daraus, daß er kein Interesse hat alle sinnlichen Einzelnheiten zu kennen. Er hat sich feste Schemen oder Typen für die sinnliche Wahrnehmung gebildet, aus diesen sind ihm höhere Abstractionen entstanden *), denen sich alles anschaulich Gegebene sogleich unterordnet. Nur das Seltene und Auffallende wird bei der Vergleichung des Wahrgenommenen mit jenen Schemen von ihm noch bemerkt und behalten, während alles Andere unbeachtet bleibt, wenn nicht vermittelst einer sinnlichen Begierde oder vermittelst eines künstlerischen oder naturwissenschaftlichen Interesses ein Antrieb zu einer genaueren Prüfung des Gegenstandes durch Gesicht, Geruch, Getast u. s. f. gegeben wird. Die genauere Auffassung

*) Vergl. hierüber den folgenden und den vierten Abschnitt.

zeigt alsdann auf das Bestimmteste, daß die Vorstellungen räumlicher Gegenstände nie einfache Vorstellungen sind, sondern diesen Schein theils, wie schon oben erwähnt, durch die sprachliche Bezeichnung theils durch die Oberflächlichkeit und das Cursorische der Wahrnehmungen des Erwachsenen erst gewinnen. In der Erfahrung läßt sich dies besonders dadurch nachweisen, daß, um eine nur einigermaßen genaue Gesichtswahrnehmung zu erhalten, das Auge genöthigt ist sowohl den Umfang des Gegenstandes mehrfach zu umlaufen als auch sein Inneres in verschiedenen Richtungen zu durchschneiden, daß ebenso das Getast den vorliegenden Körper successiv nach einzelnen Linien betasten und dann diese Sensationen durch Umspannen desselben wieder zusammenfassen muß, daß bei der Reproduction sich der Gegenstand erst nach und nach darstellt, von einem Thiere zuerst der Kopf, von einer Pflanze zuerst die Blume u. s. f. Was wir demnach im gemeinen Leben geneigt sind für eine einfache Wahrnehmung zu halten, wie die eines Schrift- oder Zahlzeichens, einer Figur, eines andauernden Schalles, ist vielmehr immer eine Reihe von unangeblich vielen Partialvorstellungen, während die wahren Elemente unsres sinnlichen Vorstellens vom gemeinen Bewußtsein ganz übersehen zu werden pflegen.

Dies mußten wir in Erinnerung bringen bevor wir uns zur Betrachtung des Vergessens selbst wenden konnten, da es für diese einen Unterschied macht ob dasjenige was vergessen wird einfache Vorstellungen oder zusammengesetzte oder Reihen und ganze Massen zusammengesetzter Vorstellungen sind. Eine gemeinsame Ursache des Vergessens nämlich liegt in dem oben erörterten Sinken der Vorstellungen, das sowohl einfache Vorstellungen wie ganze Reihen und Massen trifft, wenn sie längere Zeit hindurch keine Reproduction erfahren. Reihen sind außerdem noch der Auflösung und dadurch dem Vergessen ausgesetzt, was bei einfachen Vorstellungen nicht der Fall ist.

Was zunächst die einfachen Vorstellungen betrifft, so ist

das Vergessen derselben im Allgemeinen seltner, bleibt weniger bemerkbar und ist von geringerer Wichtigkeit als das zusammengesetzter: das Erstere nämlich deshalb, weil die meisten sinnlichen Elementarvorstellungen durch die Empfindung so häufig auf's Neue gegeben werden, daß ein Vergessen derselben nicht eintreten kann. Tritt es aber ein, so ist es nicht leicht bemerkbar, weil die einfachen Vorstellungen als solche und einzeln vom gemeinen Bewußtsein gar nicht aufgefaßt, sondern nur zu bestimmten Gruppen combinirt und als Theile dieser größeren Ganzen gemerkt zu werden pflegen. Endlich ist das Vergessen derselben von keiner weiteren Bedeutung für die höhere Entwickelung des innern Lebens, weil diese gar nicht in dem Maße zunimmt in welchem die Genauigkeit in der Auffassung der sinnlichen Einzelnheiten sich steigert; denn ob wir z. B. eine gewisse Farbennüance, das Timbre eines Tones, eine bestimmte Geruchsvorstellung behalten oder nicht, ist — abgesehen von einzelnen künstlerischen oder naturwissenschaftlichen Zwecken — höchst unwichtig.

Die zusammengesetzten sinnlichen Vorstellungen sind Gruppen von fest mit einander verwebten Reihen einfacher Vorstellungen, welche hauptsächlich dadurch den Schein einfacher Elemente gewinnen daß sie durch die sprachliche Bezeichnung fixirt werden. Bedenkt man hierbei noch die große Ungenauigkeit in der jedesmaligen Auffassung der Einzelnheiten, so erklärt sich daraus die doppelte Erscheinung daß das Vergessen der zusammengesetzten Vorstellungen eingeleitet wird durch eine sehr bald eintretende Verdunkelung des Details aus dem sie bestehen, bis es später zu einem gänzlichen Entschwinden derselben aus der Erinnerung kommt. Die unzählbare Menge des Details nämlich aus welchem eine zusammengesetzte Vorstellung besteht, findet sich in derselben auf eine gewisse Weise gruppirt. Nicht die Einzelnheiten, sondern diese bestimmte Art ihrer Gruppirung ist es die am stärksten in der Totalvorstellung hervortritt und deshalb auch verhältnißmäßig

am besten behalten wird, während alles Einzelne das in diese Gruppe eingeordnet ist, dem fertigen Rahmen nur als Ausfüllung dient und wegen der Abnahme sowohl der organischen als der psychischen Empfänglichkeit uns mit um so geringerer Lebhaftigkeit beschäftigt, je gleichförmiger die von ihm ausgehenden Reize sind und je weniger Auffallendes und Neues von ihm geboten wird, d. h. je mehr es als bloße Reproduction des schon Bekannten und Geläufigen erscheint mit dem es sogleich verschmilzt ohne daß es dabei zu einer genaueren Auffassung desselben kommen kann. Die Vorstellungen der festen und bestimmten Gruppirungen selbst können uns nicht wohl verloren gehen so lange wir uns der Sprache als Verständigungsmittels mit uns selbst und mit Andern fortdauernd bedienen. Der Wörter der Sprache sind aber weit weniger als der wahrgenommenen Gegenstände; sie lassen sich daher nur zur Bezeichnung sehr verallgemeinerter Schemen gebrauchen und es kann deshalb nicht anders kommen als daß außer dem Detail der sinnlichen Gegenstände auch noch bei weitem der größte Theil der individuellen Verschiedenheiten unsrer Erinnerung entschwindet, welche die derselben Art angehörigen Gegenstände in so großer Mannigfaltigkeit zeigen. Wir vermögen daher in jedem Augenblicke des Lebens nur noch die Verschiedenheiten derjenigen Gegenstände zu reproduciren, deren Wahrnehmung der nächsten Vergangenheit angehört oder mit besonderer Sorgfalt von uns ausgeführt worden ist.

Das Vergessen von Reihen zusammengesetzter Vorstellungen beruht zwar wie alles Vergessen überhaupt seinem letzten Grunde nach auf dem Sinken der Vorstellungen, aber es bedarf einer besondern Betrachtung namentlich deshalb, weil die nächste Ursache desselben in der partiellen oder totalen Auflösung der Reihen liegt deren Bedingungen schon oben angegeben worden sind. Die bei der Reproduction so leicht eintretende Verwirrung und Unsicherheit welche eine Verwechselung oder überhaupt falschen Fortgang einer Reihe herbei-

führt, erklärt sich nämlich daraus daß dieselbe Vorstellung einer Menge von Reihen zugleich angehört und deshalb sämmtlichen Vorstellungen die in diesen Reihen auf sie folgen, zu gleicher Zeit Reproductionshülfen zuschickt. Die Reproduction wird daher im Allgemeinen um so schwieriger, je kräftiger die betreffende Vorstellung mit den Gliedern dieser übrigen Reihen verbunden ist. Bisweilen nimmt eine angefangene Reihe gar keinen Fortgang, wenn nämlich die von einem bestimmten Gliede ausgehenden Reproductionshülfen überhaupt nicht stark genug sind um die Thätigkeit der Seele zu bestimmen.

Lernen wir etwas Neues, so müssen die einzelnen Vorstellungen, wenn sie schon in andere Reihen eingegangen sind, aus ihren bisherigen Verbindungen gerissen oder diese müssen doch so weit abgeschwächt und zurückgedrängt werden, daß die neuen Platz nehmen und sich gehörig befestigen können. Um etwas zu lernen muß man demnach, wie es scheint, immer erst etwas Anderes wieder verlernen oder doch die Geläufigkeit des früher Erworbenen wieder verlieren, und es muß in der That dieser Betrachtung nach als wunderbar erscheinen, daß im Fortgange des Lebens nicht der größte Theil unsres Wissens und Könnens uns wieder verloren geht. Das Wunderbare verschwindet jedoch wenn man bedenkt, daß unser inneres Leben eine feste Basis an den sinnlichen Vorstellungen besitzt, zu deren beständiger Wiederholung wir durch die auf uns eindringenden Empfindungen genöthigt werden; daß das Neue was die Sinne geben stets wieder aus denselben Elementen, zu denselben Reihenformen und Gruppen, also ganz nach der Analogie dessen was früher sich uns darstellte, sich zusammensetzt; daß es in der That fast nur diese Typen sind welche fest und bleibend von uns behalten werden; daß endlich Sprache und Schrift fortdauernd feste Anhaltspunkte für Alles gewähren was für die innere Bildung des geistigen Lebens und deren Fortschritt von Wichtigkeit ist. Insbesondere muß in dieser Rücksicht noch der wissenschaftlichen Ausbildung einzelner

Gedankenkreise gedacht werden als eines hauptsächlichen Mittels durch das ein vielfaches Vergessen verhindert oder wo es doch eintritt, wenigstens unschädlich gemacht wird. Werden nämlich Gedanken nach der innern Zusammengehörigkeit ihres Inhalts geordnet und wissenschaftlich aus einander abgeleitet, so sind die daraus hervorgehenden neuen Gedankenverbindungen (das Erschlossene) die nothwendigen von selbst sich ergebenden Producte die uns immer entstehen wenn wir uns dem Gedankeninhalte vollständig überlassen. Diese Beschaffenheit der wissenschaftlich gebildeten Gedanken erleichtert daher die wiederholte neue Erfindung dessen was wir auf das erste Mal nicht vollständig behalten haben, macht dadurch ein genaues Auswendiglernen unnöthig und bewirkt überdies daß die Reproduction weit abhängiger vom Willen wird als dies mit der Reproduction einer ungeordneten Menge von Thatsachen geschehen kann. Das Merken selbst wird auf directe Weise dadurch gefördert, daß es möglich wird vermittelst eines einzigen Hauptgedankens (Eintheilungsgrund, Methode) der den leitenden Gesichtspunkt abgiebt, eine längere Gedankenreihe wieder hervorzubringen. Dasselbe obwohl mit geringerer Sicherheit kann schon dadurch bewirkt werden, daß wir eine zu merkende Reihe mit einer andern fest zu associiren streben die uns bereits vollkommen geläufig ist, z. B. mit der Zahlenreihe. Gelingt es alsdann den Anfangspunkt der Reihe zu reproduciren, so erfolgt häufig ohne Schwierigkeit der vollständige Ablauf derselben. Außerdem ist noch zu bemerken, daß Fortschritte im wissenschaftlichen Denken das Vergessen des Früheren namentlich auch dadurch unmöglich machen, daß zur Lösung jedes schwierigeren Problems alle oder doch der größte Theil der früher gelernten elementaren Operationen stets wieder benutzt wird, da die höheren wissenschaftlichen Thätigkeiten nie etwas Anderes sind als äußerst verschlungene und umfassende Combinationen der niederen, welche mit vollkommener Geläufigkeit und Gewandtheit fortwährend ausgeübt

werden müssen wenn wirkliche Fortschritte im Denken zu Stande kommen sollen.

Es unterliegt dem Obigen zufolge keinem Zweifel daß sowohl kleinere als größere Gedankenreihen eine vollständige Auflösung erleiden können, nämlich dadurch, daß die einzelnen Glieder aus denen sie bestehen, in andere und kräftigere Verbindungen hineingezogen werden. Die Reihe hört dann auf als Reihe fortzubestehen und kann nach den bloßen Reproductionsgesetzen nicht wieder in's Bewußtsein gehoben werden. Gleichwohl aber geht damit nicht zugleich auch die innere Bildung völlig wieder verloren welche die Seele vermittelst derselben erlangt hat. Auch hier scheint es im Kleinen sich eben so zu verhalten wie in der Natur und Menschenwelt im Großen: das Zusammenwirken des Einzelnen dient der Förderung des Ganzen, es zerfällt wenn es diesen Zweck erfüllt hat — beides nach einem höheren Plane, den der Mensch glauben und verehren, den er auch bezweifeln und leugnen, nie aber mit seinem Witze erreichen kann.

Wir haben noch das Vergessen ganzer Massen von Vorstellungen kurz zu betrachten. Zu zeigen wie sich in unserm Innern verschiedene Gedankenkreise entwickeln, wie der eine oder der andere von ihnen zu innerer Bildung, Ausarbeitung im Einzelnen und festem Zusammenhange in allen seinen Theilen gelangen könne, gehört nicht hierher, sondern ist eine Aufgabe deren Lösung sich im Laufe der folgenden Abschnitte wird ergeben müssen. Dagegen ist hier wenigstens als Thatsache zu erwähnen, daß der Erwachsene mehrere an Inhalt verschiedene Gedankenkreise in sich findet, die bei den einzelnen Individuen sich im Laufe des Lebens bald scharf von einander gesondert haben, bald in engerer Beziehung mit einander stehen, bald von geringer innerer Bildung als ein bloßes Aggregat unverbürgter Meinungen erscheinen, die durch nichts unter sich verbunden sind als durch die Identität des Gegenstandes auf den sie sich alle beziehen, bald als ein mehr oder

weniger scharf ausgeprägtes und bis in seine entfernteren Consequenzen verfolgtes wissenschaftliches System auftreten. An Beispielen hierzu ist kein Mangel.

Wir beschäftigen uns jederzeit vorzugsweise innerhalb eines bestimmten Gedankenkreises, ohne daß jedoch der mögliche Uebergang aus diesem selbst in einen andern dadurch ausgeschlossen würde. Je intensiver diese Beschäftigung selbst ist, desto größer ist der Druck welchen alle heterogenen Gedankenkreise mit den sämmtlichen ihnen angehörigen Verbindungen zu leiden haben. Jede Vorstellungsmasse nun besitzt gewisse Hauptvorstellungen welche als ihre Mittelpunkte und Repräsentanten zu betrachten sind. Wie nämlich innerhalb der zusammengesetzten sinnlichen Vorstellungen einzelne Bestandtheile stärker hervortreten und uns mehr in Anspruch nehmen als andere, so verhält es sich auch mit ganzen Vorstellungskreisen: sie sind nicht Ganze von durchgehends gleichmäßiger Zusammensetzung, sondern bestehen aus Haupt- und Nebentheilen die unter sich eine sehr verschiedene Abstufung zeigen. Dies zeigt sich, um nur ein merkwürdiges Beispiel anzuführen, unter Anderm darin daß der Wille ein einzelnes Resultat das in einem bestimmten Vorstellungskreise fertig geworden aber uns nicht gegenwärtig ist, oft nicht unmittelbar zu reproduciren vermag, sondern sich zunächst an die den Vorstellungskreis beherrschenden Hauptvorstellungen wenden muß durch deren Vermittelung dann die Reproduction gelingt. Denn diese Hauptvorstellungen oder Hauptbegriffe besitzen die am weitesten verzweigten Verbindungen, durch die sie auch theilweise in andere Vorstellungsgebiete übergreifen. Sie sind in der ganzen Masse immer, wenn auch nicht nothwendig ihrem Inhalte nach die klarsten und bestimmtesten, doch bei weitem die festesten und kräftigsten, und alles Andere was demselben Vorstellungskreise angehört, lehnt sich an sie an und ordnet sich ihnen unter. Daher werden sie durch jeden Druck welcher die ganze Masse trifft, verhältnißmäßig nicht so sehr

angegriffen, abgeschwächt und verdunkelt als die Nebenvorstellungen, deren Verbindungen sowohl an Zahl als an Stärke den Verbindungen jener bedeutend nachstehen. Erläutern wir dies durch einige Beispiele.

Die Mittelpunkte des Gedankenkreises den der Chemiker in sich weiter auszubilden strebt, sind die sinnlichen Vorstellungen der chemischen Elemente; denn an sie knüpft er alle seine Erfahrungen an, auf sie sind alle seine Ueberlegungen zunächst gerichtet. Nächstdem sind es die Begriffe der Kräfte die er diesen Elementen insbesondere oder der Materie überhaupt zuschreibt und die Begriffe der Gesetze nach denen diese Kräfte zusammenwirken. Von diesen Punkten gehen alle seine Betrachtungen aus, auf diese gehen sie alle zurück. Die Hauptbegriffe der Geometrie sind die des mathematischen Punktes, der geraden und krummen Linie, des Winkels und der einfachsten aus diesen Elementen zusammensetzbaren ebenen und körperlichen Figuren. Je mehr sich nun ein Gedankenkreis systematischer Ausbildung nähert, desto inniger und geschlossener wird die Verbindung in welche diese Hauptbegriffe treten (in der Chemie z. B. stehen sie noch ganz vereinzelt), desto vollständiger wird jede Lücke zwischen ihnen ausgefüllt, desto besser gelingt es sie genetisch aus einander abzuleiten, wie dies z. B. in der Geometrie wirklich geschieht. Die Nebenvorstellungen dagegen werden weit seltener gebraucht, die Verbindungen welche sie eingehen sind deshalb für das Gedächtniß leichter löslich als die der Hauptvorstellungen; daher werden sie schneller wieder zerstört und aufgehoben durch den allgemeinen Druck welchen die Beschäftigung innerhalb eines fremden Gedankenkreises auf jeden andern ausübt. Zuerst werden deshalb die seltneren Wörter und Wendungen einer fremden Sprache, die complicirteren Lehrsätze und Beweise vergessen die in einer Wissenschaft vorkommen, während die elementaren Operationen welche zur Auffassung jener erforderlich waren und deshalb viel öfter ausgeübt werden muß-

ten, noch geläufig und fest geblieben sind. Aber auch zu diesen kann das Vergessen fortschreiten, bis endlich vom ganzen Gedankenkreise nichts mehr übrig ist als die kahlen Abstractionen der Hauptbegriffe desselben.

Das Vergessene kehrt nicht von selbst zurück in das Gedächtniß — es bekommt Niemand seine mathematischen Kenntnisse etwa dadurch wieder, daß durch Ausbildung eines neuen Gedankenkreises auch der innere Zusammenhang desjenigen allmälig aufgehoben wird, durch welchen früher jene unterdrückt worden sind — denn jede neue heterogene Beschäftigung bringt nicht allein das unmittelbar ihr Vorausgegangene zum Sinken, sondern überhaupt Alles was früher den Inhalt unsres inneren Lebens bildete, so daß die Gedankenverbindungen welche früher entstanden waren, dann großentheils völlig aufgelöst werden durch neue die an deren Stelle treten. So unzweifelhaft es aber auch ist, daß uns schon im Laufe des Lebens und wohl noch mehr mit dem Tode der größte Theil von dem was wir erlebt, gelernt, in uns geschaffen haben, materiell wieder verloren geht, eine so sichere Hoffnung gewährt uns doch schon die allgemeine Zweckmäßigkeit des Naturlebens überhaupt — und das Leben des einzelnen Menschen scheint es zu bestätigen — daß die formale Frucht der psychischen Thätigkeiten, die innere Bildung welche sich das Seelenwesen im Laufe seines irdischen Daseins anzueignen vermocht hat, ihm erhalten bleibt. Möchten dies doch vor Allem diejenigen unter den Pädagogen bedenken, welche in neuerer Zeit so ungestüm auf den Erwerb eines ausgebreiteten Materials gedrungen und fast ausschließlich ihren Blick der unmittelbaren praktischen Brauchbarkeit aller gelernten Einzelnheiten zugewendet haben! Es ist ein äußerst schädlicher obwohl nahe liegender Irrthum, zu glauben es sei vergebens gelernt worden sowohl was gar keine praktische Anwendung gestattet als was wieder vergessen wird.

Wir haben im Vorstehenden die hauptsächlichsten Phänomene des Gedächtnisses zu erklären gesucht. Was außerdem an denselben noch schwierig scheinen mag, bezieht sich vorzüglich auf den Einfluß des Willens auf den gedächtnißmäßigen Gedankenlauf und auf die Verbindung des Selbstbewußtseins mit dem Merken, die Erinnerung, welche außer dem Wiederkehren einer alten Vorstellung in's Bewußtsein auch noch die Anerkennung derselben als einer schon früher in ihm vorhanden gewesenen enthält. Diese Erscheinungen gehören jedoch nicht hierher, sondern werden erst später ihre Erklärung finden.

Anhang.

Ueber die Anwendbarkeit der Mathematik auf Psychologie überhaupt und die Grundlage der mathematischen Psychologie Herbart's insbesondere.

Nur wer wenig oder ungeschickt den Verlauf seiner innern Erfahrung beobachtet, kann leugnen daß es mehr als eine bedeutungslose Metapher ist, wenn wir von den Gedanken sagen daß sie sich drängen uud einander bekämpfen, daß sie sich emporarbeiten in's Bewußtsein und wieder unterdrückt werden, daß sie steigen und sinken, nur selten aber oder nie festen Stand halten. Daher liegt es nahe den Versuch zu machen eine Bewegungslehre der Vorstellungen aufzustellen, analog der Mechanik der Körperwelt. Herbart hat diesen Versuch gewagt. Das allgemeine Befremden mit welchem derselbe aufgenommen wurde, ohne doch einen mehr als beiläufigen und oberflächlichen Widerspruch zu erfahren, ist einestheils ein naives Geständniß der Unbeholfenheit in der Auffassung der psychischen Erscheinungen, die man keine Ursache hatte sich gegenseitig zu verbergen, anderntheils ein unzweideutiges Zeichen der Arbeitscheu und zugleich der Theilnahmlosigkeit und Unbekümmertheit mit welcher man die psycholo-

gischen Probleme betrachtete. Denn wie man bisher sich begnügt hatte das Aehnliche unter allgemeinen Rubriken zusammenfassend sich zu erzählen was im Innern des Menschen vorfällt, ohne nur daran zu denken daß es nöthig sei das Entstehen dieser Ereignisse zu begreifen aus ihren Ursachen, so war man gesonnen es auch fernerhin ungestört fortzutreiben, und es konnte nicht fehlen daß dies in unsrer Zeit gelang, in der Zeit des allgemeinen Fortschrittes, in der Zeit die durch und durch von einem ganz neuen Geiste beseelt zu sein so vielfach sich vorrühmen ließ.

Die hauptsächlichsten Einwürfe die man gegen die Anwendbarkeit der Mathematik auf die Psychologie gemacht hat, beschränken sich darauf, daß es den psychologischen Rechnungen an dem Maße und der Einheit fehle ohne welche ein Rechnen nicht möglich sei, daß die Mathematik nur quantitative Bestimmungen liefern könne, während die Psychologie es mit qualitativ verschiedenen Zuständen unsres Innern zu thun habe und daß der Geist über die Natur und ihre Gesetze erhaben sich nicht in Formeln einzwängen lasse, sondern durch den Gebrauch seiner Freiheit, die bald für das Wesen des Geistes selbst bald nur für eines seiner Vermögen gehalten wird, durch sein Handeln dessen spotte der es als festen Mechanismus eines naturnothwendigen Geschehens begreifen zu können glaube.

Was den letzten Einwurf betrifft, so kann er theils erst da seine Erledigung finden wo von der Freiheit die Rede sein wird, theils ist auch schon hier offenbar, daß er auf dem unserer Zeit noch sehr geläufigen dualistischen Gegensatze des Cartesius zwischen Geist und Natur beruhe, einem Dualismus welcher auf keine Weise wieder auszugleichen ist, am wenigsten durch die schönen Redensarten der modernen Philosophie. Wir haben von dieser Ansicht schon früher gesprochen. Sie schreibt trotz jenes erdichteten Gegensatzes dem Geiste wieder eine Natur zu, nimmt eine Gesetzmäßigkeit im

geistigen Leben an (denn daß der Geist seine nothwendigen Formen in der Auffassung der Erfahrung, seine unvermeidlichen Handlungsweisen besitze, dagegen kann man doch bei allem guten Willen die Augen nicht verschließen), aber keine natürliche, denn alles Natürliche ist mathematisch bestimmbar. Man will eine Gesetzmäßigkeit, aber nur keine nothwendig bindende, den Geist einengende; man will den Geist begreifen, aber dieses Begreifen kann kein strenges, also im Grunde gar kein Begreifen sein, weil der feste Zusammenhang der Begriffe, das Nichtandersseinkönnen desselben, ebenso ein Nichtandersseinkönnen der begriffenen Gegenstände und Ereignisse, einen unabänderlichen Zusammenhang derselben nach Ursache und Wirkung anzunehmen zwingen würde welcher der Freiheit des Geistes widerspräche; man will endlich aus dem Wesen des Geistes, von dem man ursprünglich gar nichts weiß und über das man nur eine durchaus hypothetisch bleibende Annahme machen kann, die Natur als seine Offenbarung begreifen, die uns zwar auch nicht ursprünglich als ein Ganzes gegeben und bekannt ist, von der wir aber durch unsre Erfahrung, zunächst durch die sinnliche, unmittelbar wenigstens Einiges wissen. Ueberlassen wir dergleichen Unternehmungen Denen welche in neuerer Zeit Widersprüche mit so vielem Glücke verdaut haben und lieber über das Weltganze mit zusammenhängender Unklarheit reden als mit möglichster Schärfe die e i n z e l n e n Vorgänge untersuchen vermittelst deren sie jenes aufzufassen sich genöthigt finden.

Der zweite Einwurf der von dem Gegensatze zwischen Quantität und Qualität hergenommen ist, erledigt sich ganz einfach durch die Vergleichung anderer Theile der angewandten Mathematik. Die Töne und Farben mußte man sicherlich so lange für blos qualitative Erscheinungen halten die aller mathemathischen Bestimmung unzugänglich seien, als man die Consequenzen der Annahme von Schall- und Lichtwellen mit beständiger Controle durch Experimente nicht bis zu dem

Punkte verfolgt hatte, an welchem durch die Systematik der Erklärungen die anfangs als willkürlich erscheinende Hypothese zur vollständigen Gewißheit erhoben wurde. Eben so schwer mag es sein aus dem bloßen Begriffe oder vielmehr dem bloßen sinnlichen Phänomene der Wärme einzusehen, wie die Wärmelehre eine Anwendung der Mathematik zulasse. So schwer dies ist, so leicht ist es offenbar auch die Anwendbarkeit der Mathematik auf diese Gegenstände denen lächerlich zu machen die davon nichts verstehen. Dies ist an sich ein unschuldiges Vergnügen, wenn man aber von diesem Standpunkte aus über die Wissenschaft abspricht, so kommt nur die Anmaßung solcher Behauptungen ihrem Leichtsinne gleich: man hemmt durch sie den Fortschritt der Nachforschung — und das hat die moderne Philosophie nach Kräften gethan. Vor der Hand ist die Begreiflichkeit der psychischen Vorgänge auf mathematischem Wege eine Hypothese die eben so viel Recht hat als jede andere, deren Richtigkeit aber nur beurtheilt werden kann nach der Größe der systematischen Befriedigung welche die Consequenzen derselben im Vergleich mit den aus anderen Hypothesen gezogenen Folgerungen gewähren werden. Ob die qualitativen Unterschiede welche das geistige Leben zeigt, sich erklären lassen aus quantitativen Verhältnissen oder nicht, darüber ist nicht von vornherein abzuurtheilen, sondern es ist dies von dem Gange und den Resultaten der mathemathischen Behandlung des Gegenstandes mit Ruhe erst zu erwarten. Außerdem ist hierzu noch zu bemerken, daß, wie schon jede Rechnung in benannten Zahlen nicht mit abstracten, leeren Quantitäten sich beschäftigt, so auch die mathematische Psychologie in keinem Falle unbenannte quantitative Bestimmungen an den Anfang ihrer Rechnungen setzen wird.

Was endlich den Einwurf betrifft daß es den psychologischen Rechnungen an der Einheit fehle die jeder Rechnung gegeben sein müsse, so wird dieser ebenfalls vollständig aufgehoben durch die schon angeführten Beispiele aus der mathe-

matischen Physik. Die Einheit nach welcher Schall- und Lichtwellen gemessen und berechnet werden, ist ebenfalls keine unmittelbar gegebene, sondern eine blos vorausgesetzte. Die Rechnung fängt keineswegs von ihr an, sondern sie wird erst im Verlaufe der Untersuchung gefunden. Warum sollte dasselbe nicht auch in der Psychologie geschehen können? Hat sie nicht überdies an den einfachen Vorstellungen wirklich solche Einheiten, die wir als existirend vorauszusetzen uns genöthigt finden, obgleich sie kein möglicher Gegenstand der Erfahrung sind? Aber selbst wenn solche Einheiten nicht vorhanden wären, ja nicht einmal als möglich vorausgesetzt werden könnten, würde dennoch eine mathematische Behandlung der Psychologie noch denkbar sein; denn man kann ohne alle feste Einheit mit bloßen Verhältnißzahlen rechnen, wofür die Trigonometrie ein kaum zu übersehendes Beispiel bietet.

Eine Einwendung von größerem Gewichte scheint dagegen folgende zu sein. Man spricht zwar schon im gewöhnlichen Leben von Bewegungen die in unsrer Seele vorgehen, aber der Begriff der Bewegung selbst scheint lediglich aus der sinnlich anschaulichen Körperwelt hergenommen zu sein, wo alles sich Bewegende einen Raum einnimmt. Dieselbe Voraussetzung macht jeder Theil der angewandten Mathematik, die nämlich, daß das den Bewegungsgesetzen Unterworfene eine Raumgröße sei. Sollte wohl die ganze Bildersprache der mathematischen Psychologie auf einer unzulässigen Vergleichung der psychischen Vorgänge mit den physikalischen beruhen?

Dagegen ist vor Allem geltend zu machen, daß die Anwendbarkeit der Mathematik sich viel weiter erstreckt als auf die Bestimmung blos abstracter Quanta, ja daß der größte Theil ihrer Anwendungen unmittelbar über das Gebiet des räumlich Ausgedehnten hinausgreift; denn überall wo Grade und Kräfte durch Rechnung gefunden werden, befindet man sich schon jenseits des blos Quantitativen, man hat nicht mehr

eine bloße Menge, eine Zahl oder eine Raumgröße vor sich, sondern einen qualitativ bestimmten Werth — man erinnere sich z. B. an die Differentiale — wobei der Irrthum daß man es mit bloßen Quantitäten zu thun habe, theils daher kommt, daß die Intensitäten der Kräfte nur an extensiv sich darstellenden Gegenständen gemessen werden können, wenn die Richtigkeit der Voraussetzungen oder der Resultate der Rechnung controlirt werden soll, theils und hauptsächlich daher, daß man während des Rechnens selbst allerdings nur mit Quantitäten zu thun hat, gerade die Anwendung der Rechnuug aber es ist, bei welcher der Uebergang aus dem Gebiete des Quantitativen in das des Qualitativen, die Deutung der mathematischen Formeln auf qualitative Bestimmungen unfehlbar vorgenommen werden muß. Dadurch also daß in der Seele keine räumlichen Bewegungen vorgehen, wird die Anwendbarkeit der Mathematik auf Psychologie nicht im mindesten zweifelhaft gemacht. Ob die von den physikalischen Erscheinungen auf die psychischen Vorgänge übertragenen Bezeichnungen etwas mehr sind als ungeschickte Vergleichungen ist eben so leicht zu entscheiden. Es ist Thatsache, daß die Vorstellungen mit- und nacheinander im Bewußtsein auftreten, daß sie sich gegenseitig ablösen, zum Theil einander stören, zum Theil sich mit einander vereinigen zu größeren Ganzen, daß sie bisweilen verschwinden ohne jedoch völlig unterzugehen, da sie theilweise wenigstens zurückkehren. Sollen diese Thatsachen erklärt werden können, so ist die Annahme einer durchgängigen Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens, eines strengen Causalzusammenhanges unter den einzelnen psychischen Erscheinungen unumgänglich; denn nur so weit dieser als in der Wirklichkeit vorhanden angenommen wird, kann es die Wissenschaft unternehmen ihn durch Begriffe zu fassen und darzustellen. Die Benennungen deren sich die Psychologie dabei bedient, haben keine andere Bedeutung oder sollen wenigstens keine andere haben als die, daß sie die besondern Arten des

Causalzusammenhanges bezeichnen der unter den einfachsten psychischen Vorgängen stattfindet. So ist z. B. der Begriff des Verdrängens kein andrer als der, daß das Auftreten der einen Vorstellung im Bewußtsein die Ursache des Verschwindens einer andern von ihr verschiedenen ist; ebenso wird durch das Sinken der fortgehende causale Einfluß des gegenwärtigen Vorstellens auf die abwesenden Vorstellungen, durch das Verschmelzen das Product des Causalverhältnisses zweier qualitativ gleichen Vorstellungen bezeichnet u. s. f. Wir reden demnach zwar von psychischen Vorgängen als ob sie räumliche Bewegungen wären und es enthalten die angeführten Begriffe Vergleichungen mit physikalischen Vorgängen, durch die sie der Anschauung näher gebracht werden sollen, aber sie sind mehr als bloße Metaphern, denn sie schließen, wie aus dem Obigen erhellt, keine Art von Unklarheit in sich, sondern sind sämmtlich nothwendige unmittelbare Folgerungen aus der Hypothese, daß die Seele eine einfache Substanz sei, welche durch die Wechselwirkung in die sie mit den Nerven tritt, in verschiedene Zustände gerathe. Ueber die Statthaftigkeit jener Begriffe kann daher kein Zweifel sein, da sie den Grund ihrer Gültigkeit nicht erst entlehnen von ihrer Analogie mit physikalischen Vorgängen, obwohl es sich später als unmöglich zeigen wird sich der von den Vorstellungen des Räumlichen hergenommenen Bilder im Denken überhaupt zu entschlagen, welchen Gegenstand es auch betreffe.

Die Frage ob sich die Vielheit der Vorstellungen mit der Einheit der Seele vertrage, ist schon oben beantwortet worden (§. 11.). Hält man nämlich die Annahme der Einheit und Einfachheit der Seele mit aller Schärfe fest, so folgt aus ihr, daß nur eine einzige Vorstellung auf einmal der Seele wirklich gegenwärtig sein könne und daß der Schein der gleichzeitigen Gegenwart vieler, welcher durch genaue Selbstbeobachtung, wie mir scheint, keineswegs bestätigt wird, nur durch die begreiflicher Weise unbeobachtbare Schnelligkeit hervor-

gebracht wird mit welcher sie wechseln — begreiflicher Weise, denn durch die Beobachtung selbst muß die Schnelligkeit bedeutend vermindert werden, da sich zwischen die wechselnden Glieder noch die Apperception des einen und des andern durch die Beobachtung einschieben muß. Durch die Selbstbeobachtung kann dieser Streit nie vollständig entschieden werden, auch nicht zu Gunsten unsrer Behauptung; denn wenn diese, wie allerdings der Fall zu sein scheint, in jedem Augenblicke auch wirklich nur Eins auf einmal im Bewußtsein vorfindet, so ist damit nicht bewiesen, daß auch im unbeobachteten Vorstellungsverlauf niemals Mehreres zugleich gegenwärtig sei; daß sie aber Mehreres im strengen Sinne zugleich finde, scheint sogar logisch unmöglich zu sein, da dann das Finden des Einen ganz derselbe Act, also völlig identisch sein müßte mit dem Finden des Andern, es könnte dann das gleichzeitig Gegebene unmöglich von einander sich absondern lassen im Denken, was nicht allein möglich, sondern unserm Denken so wesentlich ist, daß Herbart mit Recht nach dem Bande fragt, das die verschiedenen Qualitäten desselben Dinges zusammenhalte. Ich brauche für diejenigen welche Herbart's Philosophie kennen, kaum zu bemerken, daß der Widerspruch im Dinge mit vielen Merkmalen nach meiner Ansicht zwar auch entsteht und entstehen muß in den gemeinen Begriffen, daß er aber durch eine psychologische Deduction unsrer Begriffsbildung ebenso nothwendig verschwindet, weil wir die Merkmale nur scheinbar simultan, wirklich aber successiv vorstellen. Doch dies nur beiläufig. Worauf es uns hier ankommt ist eine Kritik der Herbart'schen Ansicht von der Sache.

Herbart wird durch seine Annahmen zu dem Resultate geführt (Psychol. I. p. 283), daß mehrere Vorstellungen (er bestimmt nicht wie viele) zu gleicher Zeit in der Seele gegenwärtig sein können, daß also die Seele mehrere Thätigkeiten zugleich ausüben könne — dies ist unleugbar ein Widerspruch gegen die Einheit und Einfachheit der Seele, wie wir im

Vorigen nachgewiesen haben. Kann die Seele viele Thätigkeiten zugleich ausüben ohne daß darin ein Widerspruch liegt, so fällt hiermit Herbart's Problem vom Ich hinweg; denn es kann alsdann ebensowenig darin ein Widerspruch liegen, daß das Ich aus einem beobachtenden und einem beobachteten Theile bestehe und dabei gleichwohl im strengen Sinne Eins sei. Jener erste Widerspruch wird aber noch bedeutend dadurch gesteigert, daß die Reste der zugleich gegenwärtigen, vollkommen entgegengesetzten Vorstellungen mit einander verschmelzen sollen. Denn der volle Gegensatz unter den Vorstellungen ist offenbar nicht aufgehoben, nicht vernichtet dadurch daß der nöthigen Hemmung Genüge geschehen ist. Wird die Hemmung durch den Gegensatz herbeigeführt, so muß sie auch unter den Resten noch fortgehen; oder aber: geht sie nicht fort, sondern verschmelzen die Reste, so kann kein Gegensatz mehr unter ihnen stattfinden, denn der Gegensatz war es, durch welchen die Vorstellungen der Vereinigung in einen einzigen Denkact, der Verschmelzung, widerstanden. Sollte Verschmelzung etwas anderes heißen als Vereinigung in einen einzigen Denkact, so kann sie nur Verbindung, Verknüpfung der Vorstellungen bedeuten und dann können die verschmolzenen Vorstellungen, was doch Herbart's Meinung nicht ist, nur successiv auftreten als eine Reihe. Ebenso wenig ist eine Verschmelzung vor der Hemmung unter Vorstellungen die demselben Continuum angehören, denkbar. Denn sie beruht ganz auf der oben als unrichtig bezeichneten Annahme partieller Gegensätze unter einfachen Vorstellungen. »Nur in Gedanken kann man eine Vorstellung, verglichen mit einer andern, zerlegen in Gleiches und Entgegengesetztes; der Wirklichkeit nach aber sind dieses nicht wahre Bestandtheile der einfachen und sich selbst gleichen Vorstellungen« sagt Herbart selbst (Psychol. als Wiss. I. p. 223). Haben wir es also nur mit Reflexionsbestimmungen zu thun, denen das Wirkliche eingestandener Maßen nicht entspricht, wie können wir zu behaupten

wagen, daß die Wirkungsweise des Wirklichen sich vielmehr nach jenen als nach seiner eigenen objectiven Beschaffenheit richte? Gehen wir auf diesen Punkt etwas näher ein.

Die Empfindungsvorstellungen welche durch dasselbe Organ gegeben werden, lassen eine Unterscheidung nach größerer oder geringerer Ähnlichkeit zu: bei ungenauer Auffassung werden sie leichter untereinander als mit andern verwechselt und verschmelzen miteinander zu einer einzigen. Dasselbe geschieht in Folge des Sinkens. Dies läßt sich dahin aussprechen, daß je zwei Vorstellungen einander um so ähnlicher sind, je weniger tief sie gesunken zu sein brauchen um vollkommen miteinander zu verschmelzen. Herbart hat dies unrichtig so benutzt, daß er die Grade der Gegensätze, mit denen zwei gleichzeitig in der Seele auftretende einfache Vorstellungen gegeneinander wirken sollen, nach dieser Ähnlichkeit bestimmt wissen will. Unrichtig ist dies aus folgenden Gründen.

Versteht man unter einem vollen Gegensatze zwischen zwei Vorstellungen diejenige Beschaffenheit derselben, vermöge deren sie ihre ganze Stärke gegeneinander aufzubieten genöthigt sind um sich gegenseitig die Perception durch die Seele streitig zu machen — eine Bestimmung die mit der Herbart's zusammentrifft — so ist nicht abzusehen warum z. B. zwei ähnliche Farbenvorstellungen, sich minder um den Besitz der Seele zu streiten genöthigt sein sollten als zwei weiter auseinanderliegende, vielmehr können sie, solange sie überhaupt noch unterschieden werden, jedenfalls ebensowenig in einen einzigen Vorstellungsact zusammengehen als die heterogensten, sondern es kann auch von ihnen immer nur entweder die eine oder die andere von uns wirklich vorgestellt werden. Herbart bestimmt den Begriff des vollen Gegensatzes nur scheinbar anders. Er sagt (Psychol. I. p. 158) »der Gegensatz zweier Vorstellungen ist voll oder so groß als möglich, wenn eine von beiden ganz gehemmt werden muß, damit die andere ungehemmt bleibe.«

Dieses gänzliche Gehemmtwerden der einen von beiden bezeichnet er selbst als eine bloße Fiction. Der Sinn der angeführten Worte kann daher nur der sein, daß voller Gegensatz dann stattfinde, wenn eine von beiden Vorstellungen durch irgend eine dritte Kraft ganz gehemmt und ihre Wirksamkeit, die sie sonst gegen die andere richten würde, gänzlich paralysirt werden müßte, damit die andere ganz ungehemmt bleiben könne. Da aber zunächst von einer dritten sich einmischenden Kraft hier gar keine Rede sein kann, sondern nur die Wirkungsweise zweier gleichzeitig gegebenen Vorstellungen gegeneinander in Betrachtung gezogen werden soll, so hat der Ausdruck Herbarts, der mögliche Mißverständnisse nicht hinreichend zu beseitigen scheint, die oben angegebene Fassung erhalten.

Verfolgen wir diese Lehre von den Gegensätzen durch welche die einfachen Vorstellungen gegeneinander wirken sollen, noch weiter. Es giebt bekanntlich Personen die für die Unterscheidung von Tönen, Farben, Gerüchen, Geschmäcken auffallend stumpfsinnig sind. Für diese verschmilzt also fortwährend eine weit größere Menge von Empfindungsvorstellungen als für andere, so daß es unmöglich ist allgemeingültig selbst nur durch wenige aber sichere Hauptbestimmungen die Grade der Gegensätze festzustellen welche unter den verschiedenen Vorstellungen stattfinden sollen. Unmöglich ist ferner selbst nur mit einigem Scheine einer Annäherung an die Wahrheit zu bestimmen in was für Graden der Gegensätze oder der Verwandtschaft Töne verschiedener Instrumente, musikalische und unmusikalische Töne oder die letzteren untereinander, stark und schwach beleuchtete Farben derselben Art oder gar Licht und Finsterniß selbst zu einander stehen. Ein Eingehen in das Bestimmtere scheint also auf diesem Wege durchaus unthunlich. Denn etwa nach den physikalischen Verhältnissen unter den äußeren Ursachen der Reize die Gegensätze zu bestimmen, kann gerade deshalb nicht gestattet werden, weil

dieselben äußeren Ursachen auf verschiedene Individuen so verschieden wirken, daß bei dem Einen verschmilzt was bei dem Andern in einem hohen Grade des Gegensatzes steht. Feste Anhaltspunkte für mathematische Betrachtung erhält man hier nirgends.

Wollte man die Größe des Gegensatzes unter zwei Vorstellungen, da der Begriff des vollen Gegensatzes dem der gänzlichen Verschmelzung gegenübersteht (Herbart, Psychol. I. p. 234), nach der größeren Schwierigkeit sie zu verwechseln bestimmen, so würden jedenfalls die Empfindungen verschiedener Organe im höchsten Grade des Gegensatzes stehen, denn ein Ton ist von einem andern minder leicht zu unterscheiden als von einer Farbe oder einem Geruche. Aber, wirft man ein, die Gegensätze unter den Vorstellungen können nur conträre sein; es müssen daher die im vollen Gegensatze stehenden immer noch derselben Gattung angehören, während z. B. Ton und Farbe ganz heterogen sind. Dagegen ist jedoch wiederum zu erinnern, daß letztere beiden ebenso homogen sind, da sie beide unter dem genus »Empfindung« enthalten sind und also auch untereinander im conträren Gegensatze stehen. Jedenfalls aber ist es bei Herbart ein Widerspruch daß er an der zuletzt angeführten Stelle die Identität (Ununterscheidbarkeit) der Vorstellungen als das Gegentheil des vollen Gegensatzes bezeichnet, unter welchem demnach die Unmöglichkeit sie zu verwechseln verstanden werden muß, während er an einer andern Stelle (Ebendas. p. 198) sagt: »die Erfahrung lehrt (?) daß zwar verschiedene Vorstellungen aus Einem Continuum einander entgegengesetzt sind, aber nicht Vorstellungen aus verschiedenen Continuen,« z. B. Ton und Farbe. Wenn es aber verschiedene Continuen giebt, warum sollte das Verschiedene das sie enthalten, nicht auch entgegengesetzt sein?

Bestimmungen der Art daß der Grundton zur Octave, jede der drei Hauptfarben zu den beiden übrigen in vollem

Gegensatze stehe, erscheinen als völlig willkürlich solange das Princip nicht nachgewiesen ist, nach welchem allgemein zu bestimmen sei, welche Vorstellungen in vollem, welche in einem andern Grade des Gegensatzes zu einander stehen und woran sich dies erkennen lasse. Denn z. B. bei den Tönen scheint es weit natürlicher die Größe des Gegensatzes direct nach der Größe des Intervalles zu bestimmen und nächst dieser nach dem Grade der Disharmonie. Wem sollte nicht ein musikalischer Ton einem nicht musikalischen stärker entgegengesetzt scheinen als die Octave dem Grundton? Oder sollten auch jene heterogen sein und gar keine Vergleichung untereinander zulassen? Stehen auch sie zueinander überhaupt in keinem Gegensatze, wie von den Empfindungen verschiedener Organe behauptet wird, so könnten auch sie sich in der Seele gar nicht stören, sondern ungehemmt nebeneinander auftreten. Daß dies jedoch für heterogene Empfindungen überhaupt unrichtig ist, geht aus dem stets mißlingenden Versuche hervor in demselben Zeitmoment einen Ton, eine Farbe, einen Geruch, einen Geschmack und eine Tastempfindung zu percipiren. Allerdings können sich, wie wir später sehen werden, diese Vorstellungen zu einer Complication vereinigen, aber diese ist nur der Repräsentant eines durch sie zusammengefaßten Mannigfaltigen, das aber nie gleichzeitig mit Deutlichkeit uns gegenwärtig wird.

Der Fehler welcher jener Annahme verschiedener Grade von Gegensätzen unter einfachen Vorstellungen zum Grunde liegt, ist der, daß man logische Gegensätze die man blos durch vergleichende Reflexion gewonnen hat und gewinnen konnte — nämlich durch die Betrachtung der Reihen in welche sich die Empfindungen eines jeden Organes mehr oder minder anschaulich ordnen lassen — auf die Empfindungen und einfachen Vorstellungen selbst übertrug, sie in ihnen unmittelbar selbst enthalten und bei ihrem Zusammenstoße wirksam glaubte, ohne zu bedenken, daß man eine durchaus unstatthafte Fiction

macht, wenn man sich die ursprünglichen Vorgänge in einem einfachen Wesen als ähnlich oder unähnlich untereinander oder, was dasselbe ist, als zerlegbar denkt in Gleiches und Verschiedenes. Das Untheilbare getheilt denken heißt es unrichtig denken. Deshalb können einfache Vorstellungen nie in partiellen Gegensätzen zueinander stehen; bezeichnet man sie aber als einander mehr oder weniger ähnlich, so darf dabei nicht an eine theilweise Gleichheit, sondern nur an eine größere Leichtigkeit der Verwechselung gedacht werden die eintritt wenn die Vorstellungen hinreichend gesunken sind.

Das Zusammenwirken je zweier einfachen Vorstellungen wird von Herbart auf folgende Weise dargestellt. Jede Vorstellung besitzt eine bestimmte Stärke. Trifft sie in der Seele mit irgend einer andern zusammen, so entsteht wegen des größeren oder kleineren unter ihnen stattfindenden Gegensatzes eine gegenseitige Hemmung. Einer jeden wird an Stärke so viel entzogen als die Vertheilung dessen was beiden zusammen genommen entzogen wird (der Hemmungssumme) erfordert, welche nach dem umgekehrten Verhältnisse ihrer Stärke geschehen muß, da jede um so mehr von der Hemmung leidet je geringere Widerstandskraft sie auszuüben im Stande ist. Ist der Hemmung Genüge geschehen, so verschmelzen die ungehemmt gebliebenen Reste der Vorstellungen, d. h. es verschmelzen die Vorstellungen selbst und halten sich gleichzeitig in der Seele, jedoch beide nur mit dem Kraftantheil der ihnen von der Hemmung noch übrig gelassen worden ist; in Rücksicht des Theiles ihrer anfänglichen Stärke dagegen, welchen die Hemmung ihnen entzogen hat, sind sie beide in ein bloßes Streben verwandelt worden. Kürzer so: durch den einen Theil ihrer ursprünglichen Stärke sind sie in einen einzigen Act des wirklichen Vorstellens jetzt vereinigt, durch den andern werden sie gar nicht mehr wirklich vorgestellt, sondern streben nur darnach. Die Verschmelzung führt nothwendig eine Verdunkelung des Vorgestellten herbei, da sie die Ver-

einigung des Entgegengesetzten in ein wirkliches Vorstellen ist.

Hier fällt sogleich auf, daß durch die eintretende Verdunkelung wieder gut gemacht werden soll was vorhin als unmöglich gezeigt wurde, nämlich das simultane wirkliche Vorstellen zweier Entgegengesetzten durch eine einfache Seele, wobei es nichts zur Sache thut daß diese Entgegengesetzten nur Reste sind die übrig bleiben nachdem der Hemmung Genüge geschehen ist. Ja der Hemmung selbst ist offenbar noch gar nicht hinreichende Genüge geschehen, solange noch irgend welches Entgegengesetzte gleichzeitig wirklich gegenwärtig ist. Denn »es wird eine solche Hemmung einer jeden Vorstellung gesucht bei welcher dem Gegensatze Genüge geschieht« (Psychol. I. p. 156). Auch der Umstand daß die Verschmelzung sehr bald beinahe, aber niemals völlig eintritt (Psychol. I. p. 251) kann der Unrichtigkeit welche im Begriffe derselben liegt sicherlich nicht abhelfen, obwohl er dazu dienen kann sie zu verdecken. Denn was ist wohl hier unter völliger Verschmelzung zu verstehen? Kann sie zunehmen und ist sie anfangs unvollkommener als später, so fällt der Grund derselben überhaupt weg, nämlich daß Entgegengesetztes nicht zugleich im Bewußtsein sich befinden könne ohne daß Hemmung eintritt. Die Verdunkelung welche durch die Hemmung und Verschmelzung herbeigeführt werden soll, verbirgt eine Unklarheit in ihrem Begriffe. Denn die Reste der Stärke mit welcher beide Vorstellungen noch gegenwärtig sind, würden — jeder für sich allein genommen — jedenfalls hinreichen um die betreffende Vorstellung ohne alle Dunkelheit auftreten zu lassen; jetzt aber sollen beide in einen Vorstellungsact zusammengehen. Es fragt sich wie weit die Verdunkelung gehen solle, denn man kann Grade der Dunkelheit unterscheiden? Dunkelheit des Vorgestellten findet nur statt, wenn gar nichts Bestimmtes mehr vorgestellt wird, sondern, wie wir oben beim Gemeingefühl sahen, eine gänzliche Verworrenheit sich zeigt aus welcher

sich gar nichts Einzelnes absondern läßt. Man wird gegen unsre Lehre vom Gemeingefühl nicht den Vorwurf richten dürfen, den wir gegen Herbart's Begriff der Verschmelzung erhoben haben, daß nämlich das Gemeingefühl in der gleichzeitigen Perception vieler verschiedenen Reize durch die Seele bestehe, was ihrer Einfachheit widerstreite; denn wir haben nicht das gleichzeitige Vorhandensein eines in sich mannigfaltigen Vorstellungsinhaltes (verschiedener Vorstellungen, Perceptionen) angenommen, wie bei der Verschmelzung in Herbart's Sinne die gleichzeitige Gegenwart zweier oder mehrerer Reste von entgegengesetztem Vorstellungsinhait behauptet wird, sondern wir haben nur ein einziges Vorstellen behauptet das es aber zu keiner Bestimmtheit seines Inhaltes bringen kann. Dieses Vorstellen enthält nicht etwa in sich ein an sich zwar gesondertes Mannigfaltige, ist nicht zusammengesetzt aus einem Mannigfaltigen, das sich nur vermischt und gegenseitig trübt, wie bei jener Verschmelzung, sondern es fehlt ihm ursprünglich an der Bestimmtheit des Vorgestellten überhaupt. Daher ist es schon gefährlich und führt leicht zu Mißverstand, wenn man dasselbe verworren nennt, denn in allem Verworrenen pflegt man ein Mannigfaltiges zu sehen das sich müsse entwirren lassen. Das Mannigfaltige liegt aber beim Gemeingefühl ganz außerhalb der Seele, in den Reizen, nicht in der Perception oder im Vorstellen selbst. Ehe wir weiter gehen, mag hier, da vom Gemeingefühl die Rede war, noch die beiläufige Bemerkung Platz finden, daß dasselbe von Herbart nirgends erklärt wird. Eine nähere Betrachtung desselben würde ihn ohne Zweifel auf das ursprünglich gleichzeitige Gegebensein einer großen Masse verschiedener Empfindungen geführt und dann namentlich weiter darauf aufmerksam gemacht haben, daß schon jeder einzelnen in uns gesondert auftretenden Empfindung eine unzählbare Menge anderer zu jeder Zeit entgegenwirkt (das M, von welchem früher die Rede war) welche von ihr zu überwinden sind damit sie die Per=

ception erlange. Dieser Umstand ist von Herbart nirgends beachtet und mit in Rechnung gebracht worden; er führt offenbar eine so große Verwickelung selbst für jedes noch so einfache psychische Ereigniß herbei, daß an eine mathematische Behandlung dieser Dinge noch gar nicht gedacht werden kann.

In Rücksicht der Vertheilung der Hemmungssumme ist Folgendes zu beachten. Herbart sagt (Psychol. I. p. 160) »daß eines von beiden gänzlich weiche ist eine bloße Fiction, der die Wirklichkeit durchaus nicht entsprechen kann, weil nothwendig jedes von der ihm entgegenstrebenden Kraft etwas leiden muß.« Dies ist jedenfalls richtig, doch ist die Folgerung falsch daß die Hemmungssumme auf beide Vorstellungen müsse vertheilt werden. Denn ist $a > b$ und sind die Vorstellungen deren Intensitäten sie bezeichnen, völlig entgegengesetzt, so kann a nicht eher ruhen bis b völlig unterdrückt ist. Führt a diese Unterdrückung wirklich aus, so erleidet es aber jedenfalls selbst einen Verlust an Stärke, der gerade so groß sein muß als die Kraft die es zur Unterdrückung verbraucht, d. h. $= b$. Beide Vorstellungen wirken dabei und beide leiden: die stärkere Vorstellung unterdrückt die schwächere und erleidet einen Kraftverlust durch deren Widerstand, die schwächere leistet ihn und erleidet denselben, nur mit dem Unterschiede daß die stärkere im Bewußtsein bleibt, die schwächere aber in ein Residuum verwandelt wird. Ein Übelstand der durch die Vertheilung der Hemmungssumme herbeigeführt wird, wie sie Herbart vorgenommen hat, liegt darin, daß nach der Hemmung beide Vorstellungen mit einem Theile ihrer Kraft wirklich vorgestellt werden, mit einem andern Theile derselben aber zugleich nur streben sich vorstellig zu machen. Sollte dies möglich sein, so müßten sich die Vorstellungen, obgleich sie die Selbsterhaltungen des einfachen Seelenwesens sind, innerlich in zwei Theile trennen können, deren einer etwas ist (ein wirkliches Vorstellen) was der andere (ein bloßes Streben) nicht ist. Denn daß wirkliches Vorstellen und Stre-

ben verschieden sind, geht daraus hervor daß das Vorgestellte von dem einen zum andern übergeht, indem es »die Schwelle des Bewußtseins« überschreitet. Das Vorgestellte selbst ändert sich durch diesen Übergang zwar nicht, aber das Vorgestellte als Inhalt ist es auch nicht, worin die Thätigkeit oder die Selbsterhaltung der Seele besteht, sondern der Act des wirklichen Vorstellens allein und nur dieser als solcher ist die Selbsterhaltung. Das Streben vorzustellen ist nicht selbst ein Vorstellen, eine Selbsterhaltung der Seele, sondern nur die Folge einer früheren Selbsterhaltung, da alles Streben vorzustellen nach Herbart blos Folge eines vorausgegangenen wirklichen Vorstellens ist, das aber unterdrückt wurde.

Gleichwohl glaubt Herbart diese unterdrückten, latenten Vorstellungen in demselben Sinne Vorstellungen nennen zu dürfen als die gegenwärtigen. Die bloßen Nachwirkungen (Residuen) der Zustände in denen sich die Seele früher befand, dürfen aber nicht selbst als fortdauernde Thätigkeiten oder Zustände derselben betrachtet werden. Das Nöthige darüber ist schon oben gesagt worden. Es ist durch den Mangel dieser Distinction ein durchgreifender Fehler der Psychologie Herbart's geworden, daß er die Vorstellungen als selbstständig gegeneinander wirkende Kräfte betrachtete, sie nicht mehr als Thätigkeiten oder Zustände der Seele auffaßte, durch welche Auffassung es sogleich als unmöglich sich herausgestellt haben würde, daß die Intensität einer und derselben Thätigkeit eines einfachen Wesens sich vertheile an eine gegenwärtig wirkliche Thätigkeit und ein bloßes Streben zu derselben.

Von der Untersuchung der Wirkungsweise einfacher Vorstellungen hat jedenfalls die Psychologie auszugehen, wenn sie nur einige Schärfe in ihren Erklärungen erstrebt. Das Erste ist hier offenbar die Begriffsbestimmung der einfachen Vorstellung. Herbart spricht sich darüber nur so aus daß er die Vorstellung bald mit dem metaphysichen Begriffe der Selbsterhaltung bezeichnet, bald sie (Psychol. II. p. 90, 177) Empfin-

dung oder Wahrnehmung nennt, obwohl er an der letztgenannten Stelle hinzufügt, daß »eigentlich nur die momentanen Auffassungen den Zustand des Empfindens ausmachen, während das dadurch erzeugte Vorstellen in der Seele bleibt«. Hiernach wären Vorstellen und Empfinden wiederum zweierlei, da jenes erst durch dieses erzeugt werden soll. Man könnte dies damit entschuldigen wollen daß man sagte, es sei blos vom Vorgestellten (nicht eigentlich vom Vorstellen) die Rede, dieses werde als ein bestimmter Inhalt von der Empfindung, dem einzelnen Acte der Seelenthätigkeit, erzeugt und bleibe in der Seele. Doch dies nützt nichts. Denn dann hätte die Empfindung entweder einen andern Inhalt als die Vorstellung, da sie den letztern erst hervorbringen soll, und wäre also von ihr verschieden, oder sie hätte gar keinen Inhalt. Oder man kann sagen das Hervorbringen und Erzeugtwerden des Vorgestellten sei nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen, wie wir soeben gethan haben, sondern Empfindung sei der einzelne momentane Act durch den der Inhalt unmittelbar gegeben werde und die Vorstellung sei derselbe Act nur mit Rücksicht auf das was von demselben und nach ihm als Vorgestelltes in der Seele zurückbleibe. Dies ist Herbart's Ansicht; wir werden aber sogleich sehen, daß in dem obigen unklaren Ausdruck noch wirkliche Schwierigkeiten verborgen liegen. Es entsteht nämlich hierdurch die Zweideutigkeit, deren Gefühl jenen unklaren Ausdruck erst hervorgebracht zu haben scheint, daß unter Vorstellung nun verstanden werden kann 1) der Act des sinnlichen Wahrnehmens selbst oder auch der Inhalt desselben, das Vorgestellte, Wahrgenommene; 2) der Act des wirklichen Vorstellens ohne Gegenwart des Empfindungsreizes, der Act des Vorstellens eines blos aus dem Gedächtnisse reproducirten Inhaltes oder dieser Inhalt selbst; 3) das bloße Streben eines bestimmten Vorstellungsinhaltes sich ins Bewußtsein emporzuarbeiten oder auch dieser aufstrebende Vorstellungsinhalt selbst. Denn Herbart nennt auch dieses

Streben, da es wie die gegenwärtige Vorstellung eine gewisse Stärke besitzt und einem vorgestellten Inhalte zukommt, eine Vorstellung. Diese Vieldeutigkeit der »Vorstellung« enthält den Grundfehler der mathematischen Psychologie, denn eine nicht gegenwärtige Vorstellung ist entweder gar keine Vorstellung oder sie ist es in einem andern Sinne als die gegenwärtige. Es zeigt sich hier wie wichtig und nothwendig die früher von uns gemachten Unterscheidungen zwischen Empfindung, Perception, Vorstellung und Residuum sind.

Die Schwierigkeiten und Zweifel welche die Rechnungen der mathematischen Psychologie im Einzelnen treffen, sollen uns hier nicht näher beschäftigen, damit unsre Digression sich nicht zu weit verliere. Die Ausführung der Rechnungen selbst hier zu übergehen wird um so eher erlaubt sein als das wahre Verdienst der Herbartschen Psychologie nicht sowohl in dem mathematischen Calcul als theils in der allgemeinen Ansicht liegt, daß die psychischen Erscheinungen einer mathematischen Gesetzmäßigkeit durchgängig folgen, theils in den neuen Begriffen, die Herbart für die wissenschaftliche Auffassung jener Erscheinungen gebildet hat. Ich trage kein Bedenken dieses Verdienst so hoch anzuschlagen, daß alles früher auf diesem Felde Geleistete dagegen fast ganz verschwindet. Um so mehr wird die Wissenschaft durch eine scharfe Kritik dieser Lehre gefördert werden.

Ohne Zweifel sehr richtig sagt Herbart (Lehrb. zur Psychol. 2te Aufl. p. 19) »Alle Untersuchungen der angewandten Mathematik beginnen mit so einfachen Voraussetzungen dergleichen nur in der Abstraction existiren.« Eine weitere Ausführung dieser Bemerkung findet sich Psychol. als Wiss. I. p. 197. Allerdings geht z. B. die Mechanik aus von der Betrachtung eines Hebels ohne Schwere und Masse, eines Pendels das eine mathematische Linie ist und keinen Reibungswiderstand erfährt, eines fallenden Körpers im luftleeren Raume u. dergl.; sie abstrahirt von den Bedingungen welche gleich

den ersten Anfang der Untersuchung zu verwickelt machen würden, setzt sie bei Seite, aber die Bedingungen die sie noch übrig behält und zum Gegenstande ihrer Betrachtung macht (die Linienlänge des Hebels, die an ihm aufgehängten Lasten und der Unterstützungspunkt; die Pendellinie, der schwere Punkt an dem einen Ende und die Bewegung derselben; die gleichförmig beschleunigte Bewegung des fallenden Körpers) kommen ganz so in der Erfahrung vor wie sie von ihr angenommen werden und lassen sich fortwährend durch die Erfahrung controliren; nur stellen sie die Bedingungen des erfahrungsmäßig Gegebenen nicht erschöpfend dar. Anders verhält es sich mit der mathematischen Behandlung der Lehre vom Licht und von der Wärme. Die Elemente mit denen gerechnet wird, lassen sich in der Erfahrung nicht nachweisen, aber für die Resultate der Rechnung bietet diese eine hinreichende Controle.

In der mathematischen Psychologie steht es in dieser Beziehung so: die Elemente mit welchen sie anfängt, müssen zwar als in der Erfahrung vorhanden nothwendig vorausgesetzt werden, lassen sich aber in derselben nicht nachweisen und durch sie controliren. Dies ist zwar ein Übelstand der Schwierigkeiten herbeiführt, doch aber den psychologisch-mathematischen Calcul weder unmöglich noch auch nur in einem weit höheren Grade hypothetisch macht als den jener anderen Theile der angewandten Mathematik. Herbart selbst blieb dies nicht verborgen; denn er fügt in der angeführten Stelle hinzu: »In der Psychologie können wir bei dem Mangel oder doch der Schwierigkeit bestimmter Beobachtungen weniger darauf ausgehen irgend ein wirkliches und individuelles geistiges Ereigniß genau zu erkennen und zu erklären, als die einfachen Gesetze einzusehen deren höchst mannigfaltige Verflechtung die Wirklichkeit bestimmt.« Aber dies ist lange nicht Alles. Er hätte hierin noch viel weiter gehen und sich gestehen sollen, daß allen Rechnungen mit einfachen Vorstellungen

jede mögliche Controle durchaus fehlt und fehlen muß. So z. B. den Psychol. I. p. 204 ff., 233, 239 ff., 300, 336 aufgestellten Sätzen, welche Resultate der Rechnung sind: »Zwei ähnliche Complexionen hemmen sich im umgekehrten Verhältnisse ihrer analogen Theile.« »Von beiden Complexionen wird gleich viel gehemmt, wenn die Hemmungsgrade sich umgekehrt verhalten wie die Differenzen der ihnen zugehörigen Vorstellungen.« »Vermöge der Verschmelzung kann selbst eine stärkere Vorstellung neben einer schwächern aus dem Bewußtsein verdrängt werden.« »Die Bewegung der wieder hervortretenden Vorstellung verhält sich anfangs wie der Cubus der Zeit.« Was also in andern Theilen der angewandten Mathematik gerade die Richtigkeit der gefundenen Formeln verbürgt, die Nachweisung eines Phänomens in der Erfahrung das der Formel entspricht, das scheint hier gänzlich zu fehlen. Die psychologischen Thatsachen der Erfahrung sind offenbar noch bei weitem complicirter als die Erscheinungen auf welche selbst die verwickeltsten Formeln der mathematischen Psychologie gedeutet werden dürfen. Wo immer eine solche Deutung geschieht, da findet daher entweder der erwähnte Übelstand statt, daß die erklärten Phänomene gar nicht in der Erfahrung angetroffen werden können, oder die Deutung überschreitet das Gebiet der Formel um ein so Beträchtliches, daß die Rechnung zwar die Anleitung zur Erklärung hergiebt, keineswegs aber so weit vorgedrungen ist, daß sich die Richtigkeit der Erklärung als durch sie verbürgt betrachten ließe*). Beispiele

---

*) Einzelne Resultate der Rechnung scheinen mir sogar der Erfahrung zu widersprechen. So z. B. der Satz (Psychol. I. p. 241) daß die Verschmelzung zweier Vorstellungen verhindert werde wenn der Hemmungsgrad $>$ 0,414... ist, da der Mangel an Unterscheidungsfähigkeit für Töne und Farben bei einzelnen Menschen so weit geht, daß selbst solche Vorstellungen bei ihnen vollkommen verschmelzen die nach jener Lehre fast im vollen Gegensatze stehen müßten. Die Gesetze

zur Bestätigung des Gesagten geben Psychol. I. p. 221, 268, 287 und der ganze zweite Theil des Werkes, in welchem von den gewonnenen Formeln fast gar keine Rede mehr ist, wodurch aber das ungezwungene Fortschreiten der Erklärung erst möglich wird. Wäre Herbart in seinen Folgerungen nicht weit hinausgegangen über das wozu ihn seine mathematischen Resultate wirklich berechtigten, so würde sein Verdienst um die Psychologie nur ein sehr beschränktes sein. Nur durch die Inconsequenz die er sich erlaubte, indem er »nach einem weit vergrößerten Maßstabe«, das heißt im Grunde ohne eine mathematisch scrupulöse Genauigkeit zu beobachten, die gefundenen Resultate anwendete, konnte es ihm gelingen eine umfassende Erklärung des geistigen Lebens zu Stande zu bringen, die zwar keineswegs durchgehends mathematische Schärfe besitzt, wie er glaubte, doch aber als eine so riesenhafte Arbeit in einer widerstrebenden Zeit und als eine so wesentliche Verbesserung der bis dahin herrschenden psychologischen Ansichten erscheint, daß bis jetzt jede andere und ohne Zweifel auch die vorliegende, obgleich sie manches an ihr tadeln muß, sich nur mit großer Bescheidenheit neben sie stellen kann.

Das Resultat der bisherigen Überlegung ist dieses, daß

---

der Hemmung und Verschmelzung würden demnach für jedes Individuum verschieden sein und es bliebe mit Berücksichtigung der früher angeführten Grenzen der Unterscheidungsfähigkeit für Töne und Farben, nichts übrig als entweder eine mittlere Bestimmung jener Grenzen als Normalmaaß anzunehmen — denn in diesen allein würden feste Anknüpfungspunkte für mathematische Behandlung liegen — oder das Rechnen in der Psychologie ganz zu unterlassen. — Ein zweites Beispiel ist folgendes: Es scheint der Erfahrung zuwider zu sein, daß (nach p. 286) die wiederholten Wahrnehmungen eines und desselben Objectes nicht zu einer einzigen Vorstellung zusammenfließen sollen, da doch der Inhalt des Vorgestellten jedenfalls derselbe bleibt und nur nach dessen Identität oder Verschiedenheit das Zusammenfließen oder Gesondertbleiben sich entscheiden kann.

uns die Data zu psychologischen Rechnungen bis jetzt noch gänzlich fehlen und daß die mathematische Begründung der Psychologie, die Herbart versucht hat, nicht von der Art ist daß man sich bei ihr beruhigen könnte; aber gleichwohl bleibt es Herbart's unbestreitbares Verdienst daß er die allgemeine Gesetzmäßigkeit der psychischen Erscheinungen, von der man früher wohl gesprochen hatte und noch spricht ohne sich dabei etwas Bestimmtes zu denken, als eine mathematische erkannte und als solche nachzuweisen bemüht war. Ohne etwas Weiteres beizufügen wird dies am besten und zugleich am einfachsten erläutert durch zwei classische Stellen aus Herbart's Psychologie (I. p. 27 und p. 18): »Die ganze Psychologie kann nichts anders sein als Ergänzung der innerlich wahrgenommenen Thatsachen, Nachweisung des Zusammenhanges dessen was sich wahrnehmen ließ vermittelst dessen was die Wahrnehmung nicht erreicht, nach allgemeinen Gesetzen.« »Erinnert man sich der Veränderlichkeit des Schauspiels was die absichtliche Selbstbeobachtung antrifft, ohne es in einerlei Zustande festhalten zu können, und überdies der Abwechselungen ineinander überfließender Gemüthslagen welche den Stoff unsrer eigenen Lebensgeschichte ausmachen, so zeigt sich Alles als kommend und gehend, als schwankend und schwebend, mit einem Worte als etwas das stärker und schwächer wird. In jedem der eben gebrauchten Ausdrücke liegt ein Größenbegriff. Also ist in den Thatsachen des Bewußtseins entweder keine genaue Regelmäßigkeit oder sie ist durchweg von mathematischer Art.«

Zweiter Abschnitt.

Die Sinnlichkeit.

---

§. 17.

Die Sinnlichkeit pflegt theils dem Verstande theils dem moralisch gebildeten Willen gegenübergestellt zu werden: jenem insofern er zu Begriffen verarbeitet was sie ihm giebt, diesem insofern er die Reize beherrscht die von außen dem Gemüthe zugeführt die Fassung und Ausführung des moralischen Entschlusses stören. In beiden Fällen wird unter dem sinnlichen Vorstellungskreise die Welt der äußeren Anschauung verstanden und es wird der Seele eine Sinnlichkeit zugeschrieben insofern sie diese Welt auffaßt und vorstellt. Man hat zwar, besonders seit Fries, auch von einer inneren Sinnlichkeit gesprochen, als einem Vermögen der Wahrnehmung (Sinn) dessen was sich in unsrem Innern ereignet. Da aber dies unleugbar eine bloße Übertragung ist, und noch dazu eine ungeschickte, in Folge deren äußerst heterogene Erscheinungen mit demselben Namen bezeichnet werden — denn der innere Sinn hat kein nachweisbares Organ und umfaßt vermittelst der Selbstbeobachtung das ganze Gebiet der inneren Erfahrung, nimmt gleichsam durch eine höhere Potenz der Auffassung nicht allein

dasjenige wahr was die äußeren Sinne uns zugeführt haben, sondern auch alle andern noch so complicirten Ereignisse deren wir uns bewußt sind — so sehen wir uns genöthigt den sogenannten innern Sinn von unsrer Betrachtung für jetzt gänzlich auszuschließen und nur mit dem uns zu beschäftigen was uns durch die äußere Wahrnehmung gegeben wird. Dies sind die Erscheinungen im Raume. Die Hauptfrage welche dieser Abschnitt zu beantworten hat ist demnach diese: Wie entsteht uns Räumliches überhaupt und woher kommt die Nöthigung es gerade in denjenigen Formen aufzufassen in welchen wir es auffassen?

Der natürlichste Anknüpfungspunkt für diese Untersuchung liegt unmittelbar im Vorhergehenden, in der an sich sehr trivialen Bemerkung, daß die äußeren Sinne es sind durch welche uns das Räumliche gegeben wird. Das gemeine Bewußtsein behauptet nämlich, daß das Räumliche mit dem Stoffe der Empfindung gegeben werde, daß das Wahrgenommene uns unmittelbar als räumlich erscheine. Diese Behauptung mußten wir zwar als unvorsichtig und unhaltbar zurückweisen (§. 10), aber gerade sie deutet uns ganz bestimmt den Punkt an auf welchen es hier ankommt. Was uns nämlich als Stoff gegeben wird in den verschiedenen Empfindungen, sind qualitativ verschiedene Inhaltsbestimmungen des Vorgestellten. Ein mannigfaltiger Stoff wie dieser, kann nicht ohne Form, die Form desselben aber nicht unabhängig vom Stoffe sein, nicht rein äußerlich zu ihm hinzukommen, so daß beides, wie bei Kant, eine bloße Summe wäre aus zwei für sich bestehenden Gliedern, deren eines außer uns, das andere in uns läge, sondern die Form muß vielmehr in und mit dem Stoffe selbst gegeben werden, der Stoff muß sich ohne jede weitere Zuthat von selbst so zusammenordnen, daß die Form als seine von ihm selbst hervorgebrachte Erscheinungsweise sich darstellt. Dies ist der tiefere Sinn und der beachtenswerthe Wink welcher in der obigen trivialen Be-

merkung liegt. Es erscheint demnach als unabweisliche Forderung zu zeigen wie das Räumliche als die Form in welcher die sinnlichen Vorstellungen sich darstellen, in und mit dem Stoffe der qualitativ verschiedenen Empfindungsvorstellungen gegeben werde — denn nur in und mit diesem kann es überhaupt gegeben werden. Dieses letztere sah Kant nicht hinreichend ein, denn er verwandelte dieses »in und mit« in ein bloßes »zugleich«, er begnügte sich mit dem bloßen Unterschiede von Stoff und Form, der an sich zwar höchst wichtig, aber zur Lösung des vorliegenden Problemes keineswegs hinreichend ist, denn die Hauptfrage ist eben die, wie die Form durch den Stoff gegeben werde, warum der Stoff gerade diese Form annehmen müsse. Es genügt nicht zu zeigen, daß das sinnlich Wahrgenommene überhaupt als räumlich erscheinen müsse, sondern es muß »daraus auch klar werden warum ein Wahrgenommenes so, ein anderes anders geformt erscheine.« »Dies ist der Punkt, woran die Erklärung aus vorausgehenden angebornen Formen in der Seele nothwendig scheitert«, bemerkt Herbart sehr treffend (Psychol. II. p. 129).

In dem oben angeführten trivialen Satze liegt aber noch eine weitere Anleitung zur Lösung unsrer jetzigen Aufgabe. Was durch die einzelnen wie durch viele Empfindungen allein gegeben wird, sind, wie wir wissen, nur qualitative Bestimmungen des Vorstellungsinhaltes, unmittelbar in diesen kann die Form der räumlichen Zusammenordnung also nicht liegen; was durch die Natur der Seele bestimmt wird, sind successive Perceptionen qualitativ gleicher oder verschiedener Empfindungsreize, als rein intensive Acte ohne alles innere Mannigfaltige wegen der Einheit und Einfachheit der Seele: in diesen als solchen kann daher die Form des Räumlichen ebensowenig enthalten sein. Woher soll sie also stammen, wenn es doch fest steht daß die äußeren Sinne es sind denen sie ihren Ursprung verdankt? Sie kann nur daher stammen, daß

die äußeren Sinne von Natur eine Einrichtung besitzen durch die sie uns nöthigen das von ihnen Gegebene in der Form des Räumlichen aufzufassen. Aus der Art und Weise wie die Empfindungsreize und durch sie die sinnlichen Vorstellungen uns gegeben werden, muß die Form des Räumlichen als nothwendiges Resultat hervorgehen, wenn sie weder aus dem Quale der Empfindung und Vorstellung als solchem noch aus dem Wesen der Perception (Seelenthätigkeit) als solcher entspringen kann. Hiermit ist der Punkt auf welchen sich unsere fernere Nachforschung zu richten hat, deutlich genug bezeichnet: es ist zu untersuchen welche eigenthümliche Beschaffenheit der äußeren Sinne es sei, durch die wir genöthigt werden die Erscheinungen der Außenwelt als räumlich vorzustellen.

Condillac hatte den sonderbaren Einfall seinen psychologischen Betrachtungen die Fiction einer Statue zum Grunde zu legen, die ursprünglich mit keinem äußeren Sinne begabt erst nach und nach dieselben erhalte. Obgleich diese Art der Untersuchung von einer handgreiflichen Erdichtung ausgeht, welche zu einer befriedigenden Gesammtansicht des geistigen Lebens nicht führen kann, weil die Natur und die Abfolge der psychischen Erscheinungen durch solche unwahre Abstraction wesentlich verändert und verschoben werden muß, da man dabei das ursprüngliche Zusammenwirken vieler in der Wirklichkeit gleichzeitigen Reize ganz außer Acht läßt, so führten doch die auf diesem Wege fortgesetzten Bestrebungen zu manchen auch in der neueren Zeit noch nicht hinreichend beachteten Aufschlüssen, weil sie das Einfache in den psychischen Phänomenen zu isoliren und an die Spitze der Untersuchung zu stellen suchten. Für uns kann diese Betrachtungsweise auf folgende Art belehrend werden.

Denken wir uns für einen Augenblick einen Menschen der nur den Sinn des Geruchs besäße, so würden alle seine Vorstellungen eine Reihe bilden — vielleicht mit Unterbrechungen,

die er aber selbst nicht im Stande sein würde zu bemerken, weil das Nichtvorstellen selbst nicht unmittelbar wahrgenommen werden kann, da es selbst keine Inhaltsbestimmung des wirklichen Vorstellens ist. Gemischten Gerüchen würde wie einfachen ein einziger intensiver Act der Perception entsprechen, so daß sie nicht etwa durch die vorstellende Seele in ihre Elemente zerlegt und diese nacheinander oder gesondert aufgefaßt werden könnten; denn der gemischte Reiz würde jede Nervenprimitivfaser in gleicher Weise erregen und da von der Art der Erregung die Natur der durch sie veranlaßten Seelenthätigkeit bedingt ist, so würde auch die Perception den gemischten Reiz nicht zerlegen können in seine Bestandtheile.

Ganz ebenso müßte es sich verhalten mit Gehör und Geschmack. Die durch diese Sinne gemachten Wahrnehmungen könnten uns nie ein inneres Mannigfaltige zeigen. Was auf beide Ohren wirkt verschmilzt, wie die Erfahrung lehrt, so vollständig miteinander zu einem intensiven Eins, daß es selbst unsrer größten Anstrengung nicht gelingt es zu sondern, sogar dann nicht wenn wir die räumliche Entfernung beider Organe recht wohl kennen. Ebensowenig könnte es uns gelingen gemischte Reize die den Gehörsinn treffen zu zerlegen, wenn wir nicht schon aus andern nicht in der Gehörswahrnehmung als solcher liegenden Gründen bestimmt würden den gemischten Reiz als gemischt zu betrachten, ihn auf eine Vielheit äußerer Ursachen zu beziehen, z. B. auf rasselnde Räder und eine läutende Glocke, auf zwei Saiten deren entsprechende Tasten wir in Bewegung gesetzt sehen und dergl. Denn verschiedene Arten von Schallwellen die gleichzeitig unser Ohr treffen nehmen den Gehörnerven offenbar nicht so in Anspruch, daß eine Partie seiner Fasern blos den einen, eine andere den andern Theil der Reize in sich aufnähme, sondern jede Faser erhält ursprünglich, wie beim Geruch, den ganzen gemischten Reiz. Wie es möglich sei die Reize von einander abzusondern im Vorstellen ist eine später zu behandelnde Auf-

gabe. Daß es nicht ursprünglich sondern künstlich geschehe beweist die Erfahrung dadurch, daß das Kind Mühe anwenden muß die Reize zu sondern und auf ihre verschiedenen Ursachen zu beziehen und daß namentlich der Musiker nicht ohne vielfache Übung dahin gelangt diese Absonderung mit einiger Sicherheit und Fertigkeit vorzunehmen. In Rücksicht des Geschmackes könnte man zweifelhaft sein die Ursprünglichkeit der Vermischung aller gleichzeitigen Reize zuzugeben, da verschiedene Substanzen mit verschiedenen Stellen des Geschmacksorganes in Berührung gebracht nicht zu einer einzigen Wahrnehmung zusammengehen. Allein da dies eine durchaus künstliche Operation ist die nur durch besondere Veranstaltung dieses Resultat ergiebt, so werden wir schon wegen der Seltenheit dieser Fälle auch für diesen Sinn den Satz gelten lassen müssen, daß die verschiedenen Wahrnehmungen desselben zunächst nur als Perceptionen eines rein intensiven Quale erscheinen können, die nacheinander auftretend eine Reihe bilden, obwohl sie darum noch nicht als Reihe vorgestellt werden können; denn wie Herbart in Rücksicht des Zeitbegriffs sehr treffend sagt — ein successives Vorstellen ist noch keine vorgestellte Succession.

Endlich könnte es auch keinen Unterschied machen ob ein Mensch nur einen jener drei Sinne besäße, dessen Wahrnehmungen sich aneinanderreiheten, oder alle drei zugleich. Denn es würde dadurch nur eine größere Mannigfaltigkeit und Abwechselung in die succedirenden Vorstellungen in Rücksicht ihres Inhaltes kommen, aber sie würden dennoch nie eine Spur von räumlicher Zusammenordnung zeigen, sie würden nie als ein ununterbrochenes Neben- und Außereinander sich darstellen können. Es bleiben uns demnach, wenn Geruch, Geschmack und Gehör den Grund der räumlichen Auffassung der Sinnenwelt nicht enthalten können, nur noch Gesicht und Getast übrig, in Bezug auf welche wir jetzt weiter zu untersuchen

haben, ob und wie die Vorstellungen des Räumlichen durch sie gegeben werden.

§. 18.

Die Sinne des Gesichts und des Getastes zeigen in Rücksicht der Aufnahme der Reize von denen sie afficirt werden, die merkwürdige Verschiedenheit von jenen drei Sinnen, daß ihre einzelnen Nervenpartieen zu gleicher Zeit verschiedene Eindrücke erhalten können. Hierin liegt der Grund dafür, daß wir durch sie Raumvorstellungen erlangen, durch Gehör, Geruch und Geschmack dagegen nicht. Die Construction unsrer sinnlichen Organe ist es, die uns nöthigt das sinnlich Wahrnehmbare als Raumgröße aufzufassen. Bleiben wir zuerst beim Auge stehen, weil das Getast für die Ausbildung dieser Auffassungsweise nur von secundärer Bedeutung ist, so ist außer der wichtigen Thatsache, daß die einzelnen Fasern des Sehnerven qualitativ verschiedene Reize zugleich empfangen können, noch eine zweite zu beachten welche von nicht geringerer Bedeutung ist, nämlich die dem Auge allein eigenthümliche Einrichtung, daß vollkommen scharf nur das gesehen wird was sich auf dem Mittelpunkte der Netzhaut abbildet, während alle seitlichen Stellen derselben gar keiner vollkommenen Auffassung des Eindruckes fähig sind den sie erhalten. Die Physiologie hat gezeigt daß deutlich nur das gesehen wird was wir durch die Nervenenden des sogenannten gelben Fleckes auffassen. Daß aber auch diese zum Sehen nicht alle gleich geschickt sind, beweist ebenso einfach als schlagend die Erscheinung des Fixirens, welches immer um so schärfer wird je kleiner die Stelle ist auf die es sich beschränkt, bis diese zuletzt zu einem bloßen Punkte zusammenschwindet, wie man sich leicht durch den Versuch überzeugen kann. Für jede Augenstellung giebt es daher streng genommen nur einen einzigen Punkt der vollkommen scharf gesehen wird. Da aber die Beschaffenheit der Vorstellung lediglich abhängt von der Beschaf-

fenheit des Reizes selbst und des Organes von dem er aufgenommen wird, so überwiegt auch in jeder Gesichtsvorstellung vermöge der Construction des Organs ein bestimmter Eindruck alle übrigen an Klarheit, Bestimmtheit und somit an Stärke. Es ist nöthig sich dies vollkommen deutlich zu machen bevor man weitergeht. Wir erinnern deshalb hier an den wichtigen von den Physiologen gemachten Unterschied zwischen directem Sehen das mit den mittleren Theilen der Netzhaut geschieht, und indirectem welches durch die seitlichen Theile vermittelt wird. Man lasse das Auge ganz gewähren ohne einen einzelnen bestimmten Gegenstand wahrnehmen zu wollen, und man wird sich leicht davon überzeugen, daß die Bilder welche auf die Mitte desselben fallen vollkommen distinct und bestimmt, diejenigen dagegen welche mehr nach den Grenzen des Gesichtsfeldes hin liegen, weit ungenauer und verworrener sind, so daß es völlig unmöglich ist die letzteren so deutlich vorzustellen als die ersteren. Man muß dabei ohne die Stellung und Accomodation des Auges zu ändern die Aufmerksamkeit von den Bildern der Mitte langsam und sorgfältig zu denen der Grenze fortgehen und nach mehreren Richtungen sich bewegen lassen. Gehen wir jetzt zur weiteren Benutzung dieser Thatsachen fort.

Vor Allem ist zu bemerken, daß die betrachtete Eigenthümlichkeit des Auges die vollkommene Verschmelzung der gleichzeitigen auf verschiedene Fasern fallenden Gesichtseindrücke verhindert, sie selbst dann verhindert, wenn die Reize unter sich qualitativ gleich sind; denn die verschiedenen Grade der Fähigkeit des distincten Auffassens welche die einzelnen Nervenenden besitzen, bringt, wie durch obigen Versuch deutlich werden wird, eine wesentliche Differenz in der Perception der Partialvorstellungen hervor welche den auf die einzelnen Fasern geschehenen Eindrücken entsprechen. Noch weniger ist eine Verschmelzung möglich, wenn die Affectionen welche die einzelnen Fasern erfahren, unter sich qualitativ verschieden

sind. Das Letztere gilt auch für das Getast. Ein Auffassen gemischter Reize also durch die Seele von der Art wie es bei den drei übrigen Sinnen stattfindet, daß die Affectionen aller Fasern in der Perception zusammenfallen, ist für das Auge gar nicht, für das Getast aber nur dann möglich, wenn die verschiedenen Punkte der tastenden Oberfläche von ganz gleichen Reizen getroffen werden; wobei wir jedoch die Einschränkung nicht übersehen dürfen, daß eine gesonderte Auffassung der Bestandtheile gemischter Reize dann unmöglich wird, wenn die Elemente derselben noch kleiner sind, als die früher (§. 12) angegebene Grenze der Unterscheidungsfähigkeit dieser Sinne, d. h. daß sie unmöglich wird, wenn z. B. die auf die Mitte der Retina fallenden Elemente ein Netzhautbild hervorbrächten, das kleiner wäre als 0,''0000021, oder wenn sie auf der Zungenspitze einander näher lägen als 0,'''5. Außerhalb dieser Grenzen kann ein Zusammenschwinden zweier gleichzeitigen aber qualitativ verschiedenen Reize des Tastorganes oder je zweier gleichzeitigen Reize die das Auge treffen — mögen diese qualitativ gleich oder ungleich sein — in eine einzige Vorstellung (in einen Punkt) nicht stattfinden.

Beiläufig mag hier nochmals bemerkt werden daß diese Grenzbestimmungen nicht allein für jeden Menschen verschieden ausfallen, sondern auch überhaupt nur für den Erwachsenen gelten, während sie für das Kind wahrscheinlich sehr bedeutend größer sind, wofür unter andern die Erfahrung spricht, daß Kinder anfangs nur groß Geschriebenes oder Gedrucktes zu lesen im Stande sind. Damit man hiervon keinen Einwurf gegen das Folgende entnehme, ist nur zu erinnern, daß auf den Absolutwerth jener Grenzen für die allgemeine psychologische Theorie gar nichts ankommt, sondern das Wichtige lediglich dies ist, daß für jeden Menschen, für das Kind wie für den Erwachsenen, solche Grenzbestimmungen überhaupt vorhanden sein müssen.

Hiermit haben wir nun allerdings noch nicht den Raum, sondern nur simultane Empfindungen die nicht verschmelzen können. Es liegt dabei der Einwurf nahe daß diese Gleichzeitigkeit der heterogenen Reize in der Seele nichts erzeugen könne als eine dem Gemeingefühle ähnliche Verworrenheit der Auffassung — und in der That wird dies für die erste Periode des Lebens ohne Widerspruch zuzugeben sein. Doch ist hierbei zweierlei zu erinnern. Nämlich zunächst, daß diese Verworrenheit aufhören müsse, sobald sich bestimmte Organenempfindungen ausgesondert haben aus dem Gemeingefühl, das sie dann durch ihre überwiegende Stärke zeitweise zurückdrängen (was bei einem gesunden Menschen verhältnißmäßig früh geschehen muß), wodurch sie fähig werden allein aufzutreten und allmälich in Vorstellungen eines fest bestimmten Quale überzugehen. Ist dies geschehen (§. 10), so kann beim gleichzeitigen Eintreten verschiedener Empfindungsreize, deren Perceptionen mit verschiedenen bereits fertig gebildeten und fest stehenden Vorstellungen wegen der Gleichheit des vorgestellten Quale verschmelzen müssen (in der früher — §. 12. — erörterten Weise, so nämlich, daß die fertige Vorstellung den einzelnen gegenwärtigen Vorstellungsact appercipirt) eine Verworrenheit des Vorstellens nicht mehr vorkommen, sondern es ist in jedem Augenblicke entweder die eine der beiden Vorstellungen wirklich gegenwärtig oder die andere, sie verdrängen sich gegenseitig und wechseln mit einander ab. Für's Andere ist aber zu bemerken, daß das Vorstellen eines räumlich Ausgedehnten allerdings eine Art von Verworrenheit zeigt die dem Gemeingefühle nicht unähnlich ist. Sie unterscheidet sich von der des letztern nur dem Grade nach. Zur Erläuterung mag Folgendes dienen.

Es ist leicht zu beobachten daß wir die Vorstellungen des Räumlichen durch das Auge auf zwei wesentlich verschiedene Arten bilden, entweder durch Augenbewegung oder bei ruhen=

dem Auge durch den Versuch der Zusammenfassung des gleichzeitig auf der Netzhaut sich Abbildenden. Im ersten Falle denken wir den mit dem Auge überlaufenen Raum stets als noch vorhanden zu dem hinzu in welchem wir das Auge gegenwärtig sich beschäftigen lassen, wir ergänzen das wirklich Gesehene vermittelst der Reproduction durch das dem Gesicht schon Entschwundene. Wir nehmen, wie die Sprache des gemeinen Lebens sagen würde, die Phantasie zu Hülfe, construiren durch diese einen Raum, den wir als Raum, als nebeneinander sich Ausdehnendes, im Grunde gar nicht gesehen haben, da wir vielmehr nur successiv einen Punkt nach dem andern durchliefen. In diesem Falle würden wir also im Grunde gar nichts Räumliches sehen sondern es nur hinzu denken, wenn nicht auch bei diesem Sehen mit bewegtem Auge wenigstens theilweise eine zusammenfassende Wahrnehmung einträte wie beim Sehen des ruhenden Auges. Anschauung des Räumlichen kommt also streng genommen nur in dem zweiten Falle, in dem der Ruhe des Auges zu Stande; sei diese Ruhe auch nur eine momentane und übersteige nicht das oben angegebene Minimum der Dauer geläufiger Gesichtseindrücke die von uns noch aufgefaßt werden. Während desjenigen Zeitraumes muß das Auge jedenfalls sich als ruhend betrachten lassen, welcher die Grenze des deutlichen Sehens bezeichnet. Giebt es überhaupt eine solche, so folgt daraus daß die Wahrnehmung die das bewegte Auge macht nur aus Partialwahrnehmungen des ruhenden bestehen kann. Müssen aber alle Wahrnehmungen des bewegten Auges auf die des ruhenden zurückgeführt und aus ihnen erklärt werden, so ist dies vor Allem auch von der Anschauung des Räumlichen zuzugeben. Die Wahrnehmung des Räumlichen bei ruhendem Auge nun leidet stets an einer gewissen Dunkelheit, die im geraden Verhältnisse mit der Menge der beschäftigten Fasern, d. h. mit der Größe des Gegenstandes bei gleicher Entfernung oder im geraden Verhältnisse mit der Größe und im

umgekehrten der Entfernung, zu wachsen scheint. *) Es ist leicht sich hiervon durch den Versuch zu überzeugen. Will man vollkommen genau sehen, so muß man fixiren; je mehr dagegen die Schärfe des Fixirens nachläßt desto Mehreres wird wirklich gesehen, und umgekehrt. Es wird dies sehr auffallend wenn man vom Fixiren ziemlich rasch aber doch ohne einen plötzlichen Sprung zu machen zu jenem ungenauen Gesammtsehen übergeht. Hierin zeigt sich die Ähnlichkeit der Anschauung des Räumlichen mit dem Gemeingefühl. Der Unterschied beider liegt theils darin, daß bei der ersteren nur Affectionen desselben Organs, solche die einem und demselben Continuum angehören, in eine ungenaue Perception zusammengefaßt werden, beim Gemeingefühl dagegen das Heterogenste gleichzeitig zur Perception drängt, wodurch die Verworrenheit der Auffassung begreiflicher Weise aufs Höchste gesteigert werden muß; andern Theils unterscheiden sie sich durch die schon erwähnte Aussonderung fester Vorstellungen von bestimmtem Quale, welche der deutlicheren Wahrnehmung des Räumlichen vorhergegangen sein muß, während desjenigen Zeitraumes dagegen welchen das Gemeingefühl beherrscht, noch gar nicht stattgefunden hat. Dies letztere ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil es den Grund der verschiedenen Grade der Deutlichkeit enthält, mit welcher das Räumliche in der frühesten Zeit und mit welcher es später vom Erwachsenen aufgefaßt wird. Was der Erwachsene in jedem Augenblicke von räumlich ausgedehnten Dingen wirklich sieht ist auf sehr Weniges beschränkt, wie aufmerksame Selbstbeobachtung einen jeden lehren kann (vgl. §. 16 zu Anfang); aber er besitzt fertige Vorstellungen von Gestalten, Größen und Entfernungen die er beständig hinzudenkt. Er hat die Überzeugung, welche verhältnißmäßig nur in einer sehr kleinen

*) Ob ein anderer genauerer Ausdruck dafür möglich sei ist noch unermittelt.

Anzahl von Fällen durch die wirkliche Anschauung controlirt worden ist, daß es nur einer hinreichenden Augen- oder Körperbewegung bedürfe um immer Anderes und wieder Anderes sinnlich wahrnehmen zu können, und lediglich auf dieser Überzeugung, welche in allen Fällen bestätigt wird in denen wir die Erfahrung wirklich zu Hülfe nehmen, beruht die Vorstellung von einem feststehenden Raume der sich ins Unbestimmte ausdehne, das heißt sie beruht auf einer bloßen Imagination. So viel zur Vorbereitung. Wenden wir uns jetzt zur Erklärung des räumlichen Vorstellens selbst.

Werden einem Sinne zwei verschiedene Empfindungen gleichzeitig gegeben, die als Empfindungen wegen der Construction des Organes gesondert bleiben müssen, so können sie zunächst von der Seele nur verworren aufgefaßt werden. Diese Verworrenheit muß aber abnehmen und wenigstens theilweise weichen, wenn die Empfindungen einzeln genommen schon öfters mit Klarheit percipirt worden sind, so daß sich eine qualitativ bestimmte Vorstellung ihnen entsprechend gebildet und hinreichend befestigt hat. Die beiden Empfindungsreize können alsdann in der Perception nicht mehr zusammengehen in ein einziges Quale das nur dunkel und unbestimmt aufgefaßt würde, da das Quale einer jeden von dem einzelnen Acte der Wahrnehmung bereits unabhängig und zu einem festen Besitze der Seele geworden ist (§. 12); die Seele wird also blos successiv ihre percipirende Thätigkeit bald dem einen bald dem andern Empfindungsreize zuwenden müssen. Aber auch diese Art der Auffassung genügt offenbar den vorliegenden Bedingungen nicht und kann also auch nicht stattfinden, denn sie würde in directem Widerspruche mit dem sinnlich Gegebenen stehen, den beiden gleichzeitigen Nervenreizen, deren blos successive Perception deshalb ebenso unmöglich ist als eine unklare Perception dessen was bereits als verschieden wirklich auseinandergetreten ist. Was bleibt also noch übrig, was wird allein geschehen können? Sobald die

qualitativ bestimmten bereits fest gewordenen Vorstellungen deutlich genug auseinandergetreten sind um eine verworrene Auffassung unmöglich zu machen, wird zwar ein blos successives Vorstellen bald der einen bald der andern Empfindung eintreten, beide Vorstellungen werden sich fortwährend die Perception streitig machen und es wird bald die eine bald die andere allein wirklich in der Seele auftreten. Dieser Streit selbst aber muß erscheinen als nicht entsprechend dem was durch die sinnliche Empfindung in jedem Augenblicke von Neuem gegeben wird. Die Empfindung nun ist nicht etwas der sinnlichen Vorstellung nur Äußerliches, die Vorstellung ist nicht unabhängig von ihr, sondern wird vielmehr ihrem Inhalte nach lediglich bestimmt durch die Natur der Empfindungsreize selbst. Dieser Streit kann daher nicht dauern, sondern bedarf nothwendig einer Ausgleichung, da das durch ihn entstehende blos successive Vorstellen der verschiedenen Empfindungen der Art wie diese selbst gegeben sind, durchaus widerspricht. Die Nöthigung zu dieser Ausgleichung ist die Nöthigung die beiden Empfindungen als gleichzeitige bestehen zu lassen und als gleichzeitig bestehend aufzufassen, obgleich die Seele als eine reine Einheit dies vollkommen zu leisten nicht im Stande ist. Das Wesen der Seele widerspricht der gleichzeitigen Auffassung eines Mannigfaltigen und gerade das Unvermögen zu dieser ist es durch welche sie gezwungen wird das Mannigfaltige das ihr zugleich gegeben wird nebeneinander zu setzen. Hierin liegt der Ursprung der Raumvorstellungen.

Zugleich wird daraus klar warum das nebeneinander Gesetzte nach außen projicirt werden müsse. Denn da es der Natur der Seele widerstrebt ein Mannigfaltiges simultan aufzufassen, sie sich aber gleichwohl in jenem Falle genöthigt findet es nebeneinander bestehen zu lassen, so kann dasselbe ihr nicht mehr in der Form erscheinen in welcher dem Wesen der Seele gemäß alle ihre Thätigkeiten und Zustände auftre-

ten müssen (wie auch durch die Selbstbeobachtung bestätigt wird), als rein intensive Qualitäten, es kann sich ihr nicht mehr darstellen als in ihr selbst sich ereignend, sondern es muß als von ihr unabhängig ihr gegenüberstehen, als ein Fremdes, ein Extensives dessen adäquate (gleichzeitige genaue) Auffassung sie ihrem rein intensiven Wesen nach nie vollkommen zu Stande zu bringen vermag. Wir haben hiermit die Nothwendigkeit der Anschauung des Räumlichen und des Projicirens im Allgemeinen erklärt, doch ist dadurch unsere Aufgabe noch keineswegs vollständig gelöst, sondern es wird weiter zu verfolgen sein wie die Auffassung der hauptsächlichsten räumlichen Erscheinungen und das Projiciren derselben an eine bestimmte Stelle im Raume zu Stande komme. Vorher mögen jedoch noch einige kurze Betrachtungen hier Platz finden, welche zur weiteren Aufhellung des Bisherigen dienen.

In Bezug auf Gleichzeitigkeit und Qualität der Nervenaffectionen sind für das Auftreten mehrerer zwei Fälle möglich: 1) viele qualitativ gleiche Reize treten entweder gleichzeitig oder nacheinander auf; 2) qualitativ ungleiche Reize treten entweder gleichzeitig oder nacheinander auf. Der erste Fall bietet kein weiteres Interesse, da die Reize zu einem und demselben Quale der Vorstellung verschmelzen. Treten qualitativ ungleiche Reize nacheinander auf so wird entweder die eine Vorstellung durch die andere verdrängt oder doch in ihrem Sinken noch beschleunigt. Für die gegenwärtige Betrachtung ist nur der Fall von Bedeutung, daß qualitativ ungleiche Reize simultan auf uns einwirken. Die qualitative Ungleichheit der Empfindungen ist aber von doppelter, oder mit Rücksicht auf das Auge von dreifacher Art, nämlich entweder gehören die verschiedenen Empfindungen verschiedenen Organen an oder sie gehören demselben Organe zu und gestatten einen Übergang ineinander oder endlich sie unterscheiden sich nur durch den Grad der Deutlichkeit und Bestimmtheit bei übrigens gleicher Qualität (was nur beim Auge

stattfinden kann). Gehören die Empfindungen verschiedenen Organen an, so können aus einem später (§. 20) zu erörternden Grunde keine Raumvorstellungen aus ihnen entstehen, sondern es bilden sich Complicationen, die, wie sich zeigen wird, als äußere Gegenstände in den Raum projicirt werden, jedoch so, daß die miteinander complicirten Theile aus denen sie bestehen (z. B. Gestalt, Geruchs- und Geschmacksvorstellung), sich nicht selbst räumlich nebeneinander auszudehnen scheinen. In den beiden noch übrigen Unterfällen entstehen Raumvorstellungen, und zwar allein für Auge und Getast, weil für die übrigen Sinne ungleiche Empfindungsreize, wenn sie gleichzeitig gegeben werden, nicht als ungleiche nebeneinander bestehen bleiben, sondern zu einem gemischten Reize werden der alle Fasern gleichmäßig afficirt. Die Vollständigkeit der obigen Eintheilung verbürgt uns, daß wir keinen Umstand übersehen haben der für die Erklärung der sinnlichen Weltansicht von wesentlicher Bedeutung wäre. Wir werden daher in dieser Erklärung fortschreiten können, wenn wir noch einen Blick auf den Unterschied in der Bildung der Raumvorstellungen durch das Getast und durch das Gesicht werden geworfen haben.

Der Tastsinn ist zwar insofern dem Gesichte ähnlich eingerichtet als einige Partieen desselben zu genauen Wahrnehmungen weit geeigneter sind als andere, aber er ist anders construirt als das Auge, bei welchem alle gleichzeitigen Nebeneindrücke sich um einen Haupteindruck als ihren Mittelpunkt gruppiren. Die wesentlichen Unterschiede unter den Wahrnehmungen die durch beide Organe gemacht werden, liegen außerdem theils darin, daß beim Auge stets die sämmtlichen Nervenenden zugleich afficirt werden, obgleich durch den Willenseinfluß die Aufmerksamkeit ebensowohl auf die seitlichen Stellen des Bildes mit Vernachlässigung der mittleren gerichtet als ganz auf die letztern concentrirt werden kann wie beim Fixiren; theils darin daß die Fähigkeit zwei ein-

ander nahe liegende qualitativ verschiedene Affectionen zu unterscheiden, welche die einzelnen Partieen des Tastorganes in verschiedenen Graden besitzen, keineswegs dieselbe Fähigkeit ist wie die des Auges, die Reize durch die einzelnen Stellen der Netzhaut mit verschiedenen Graden der Bestimmtheit aufzufassen. Ein Nadelstich nämlich wird von jeder Stelle des Leibes qualitativ ganz bestimmt als Nadelstich gefühlt, während beim Auge für die seitlichen Stellen die qualitative Bestimmtheit aufhört oder wenigstens höchst schwankend wird. In diesen Umständen liegt die Ursache davon, daß der Tastsinn weit ungeschickter zur Bildung von Raumvorstellungen ist als der des Gesichts. Denn so lange die räumliche Ausbreitung des Tastorganes selbst nicht bekannt ist, müssen gleiche Affectionen mehrerer Fasern desselben in der Vorstellung verschmelzen, und es bleibt dann als einziges Mittel um eine Wahrnehmung räumlicher Ausdehnung zu Stande zu bringen nur noch die Bewegung des Organes übrig, deren psychologische Wirkung wir später (§. 27) betrachten werden. Soll bei ruhendem Tastorgane ein Vorstellen des Räumlichen entstehen, so würde dies nur, wie beim Auge, durch gleichzeitiges Auftreten qualitativ verschiedener Reize die auf mehrere Fasern fielen, möglich sein, nämlich dann wenn einzelne feste Tastvorstellungen durch vielfache successive Perception qualitativ gleicher Reize (mögen diese dieselben oder verschiedene Nervenfasern in Anspruch genommen haben) bereits vollkommen ausgebildet sind.

Man bemerkt leicht wie langsam die Entstehung der Raumvorstellungen gehen müßte und wie viele Schwierigkeiten sich ihr entgegenstellen würden, wenn sie auf diesem Wege allein geschehen sollte, da die Vorstellungen welche uns durch die Hautnerven (das Tastorgan) zugeführt werden, wenigstens von denjenigen welche des Gesichtssinnes nicht entbehren, in ihren einzelnen Nüancen minder bestimmt aufgefaßt und ausgeprägt zu werden pflegen (was wohl schwerlich in

der Gewohnheit allein, sondern eben so sehr in der Beschaffenheit des Organes selbst seinen Grund hat) und überdies ihrer Qualität nach so heterogen sind — Wärme und Kälte, die verschiedenen Arten des Druckes, des Schmerzes und der Lust –, daß sie nicht alle einen gegenseitigen Übergang ineinander zu gestatten scheinen und deshalb sich nicht als einem und demselben Continuum angehörig darstellen, wodurch ein Nebeneinandersetzen derselben im Raume allein möglich werden würde; denn was als ganz heterogen, als verschieden der Art nach erscheint, kann, wie wir später sehen werden, zwar eine Complication eingehen, nicht aber als vereinigt zu einer gemeinschaftlichen Raumerfüllung vorgestellt werden deren Elemente stets an- nicht aber ineinander liegen. Daher werden denn auch einige Empfindungen welche in den Tastnerven auftreten, nicht nach außen projicirt, während dies mit andern geschieht: es ist dieses Letztere nämlich mit allen denjenigen der Fall, welche unter sich gleich a r t i g sind, demselben Continuum angehören und trotz dieser Gleichartigkeit sehr häufig simultan auftreten. Dies sind die Tastempfindungen in engerem Sinne, während alle Empfindungen der Wärme und Kälte oder des Schmerzes, obgleich sie ein Continuum bilden, doch nur in seltenen Fällen gleichzeitig mit verschiedenen qualitativen Bestimmtheiten an verschiedenen Stellen des Leibes sich zeigen, daher sich aus ihnen aus demselben Grunde keine Raumvorstellungen entwickeln können welcher für die Geschmacksempfindungen gilt. Es können nämlich zwar verschiedene Wärme- und Kälteempfindungen oder verschiedene Schmerzempfindungen zugleich stattfinden an mehreren Stellen; da dies aber verhältnißmäßig nur selten geschieht, so kann ihre Gleichzeitigkeit nur eine verworrene Perception hervorbringen die sich dem Gemeingefühle nähert. Sind dagegen fertige Vorstellungen die diesen Reizen entsprechen schon in der Seele vorhanden, so wird auch in diesen Fällen ein Nebeneinandersetzen der gleichartigen Reize und mit diesem ein

Projiciren nach außen unfehlbar stattfinden, wenn nicht etwa einer derselben so übermächtig ist, daß er für sich allein die Perception in Anspruch nimmt (§. 10). Der Umstand, daß Wärme und Schmerz gleichwohl nicht als äußere Gegenstände vorgestellt werden, ist aber so weit entfernt gegen die von uns gegebene Erklärung der Raumvorstellungen einen Einwurf abgeben zu können, daß er dieselbe vielmehr bestätigt; denn entweder entsteht durch die Gleichzeitigkeit jener Reize eine verworrene Perception in Form des Gemeingefühls, oder sie werden wirklich als räumlich verbreitet aufgefaßt und nach außen projicirt, nämlich an verschiedene Stellen des Leibes, wenn die Kenntniß der Glieder desselben bereits erworben ist. Erst wenn letzteres geschehen ist, scheint die Verworrenheit des Gemeingefühls sich mehr und mehr aufzulösen. Nur die Tastvorstellungen im engern Sinne werden, weil sie weit häufiger gleichzeitig mit qualitativ verschiedenen Bestimmungen auftreten, auf äußere räumliche Gegenstände von uns bezogen.

Die allgemeine Ursache des räumlichen Vorstellens haben wir in der simultanen Affection homogener (demselben Organe angehöriger) Nervenfasern durch qualitativ verschiedene Reize gefunden. Da jede elementare Affection um adäquat aufgefaßt zu werden für sich allein die ganze Energie der percipirenden Seele in Anspruch nehmen würde, so muß alles Vorstellen des Räumlichen eine gewisse Dunkelheit haben, und es wird, wie gezeigt, die Seele zu dieser Art des Vorstellens lediglich genöthigt durch die Beschaffenheit ihrer Organe, im weiteren Sinne durch die Beschaffenheit ihres Nervensystems, oder wie es das gemeine Leben zwar richtig aber ungenau ausdrückt, durch ihre Verbindung mit dem Leibe. Das Projiciren zeigte sich als eine unmittelbare nothwendige Folge jener allgemeinen Ursache der Raumvorstellungen, denn was die Seele als ein Neben- und also Außereinander vorzustellen gezwungen wird, das muß sie außer sich verlegen, weil sie

ihrer Natur nach nicht im Stande ist die zwei oder mehreren Vorstellungsacte gleichzeitig zu vollziehen, welche durch die Gleichzeitigkeit der Reize ihr angemuthet werden, so daß sie dieser Anforderung gegenüber nichts thun kann als sie bestehen zu lassen (wie diese Forderung denn auch wirklich fortbesteht und stets erneuert wird durch die Fortdauer der simultanen Empfindungen), aber nicht in sich indem sie ihr vollkommen Genüge leistet, sondern außer sich als ein ihr Gegenüberstehendes und Gegenüberbleibendes das sie entweder nur successiv aufzufassen vermag, wenn sie nämlich wirklich alles Einzelne, alle einzelnen sichtbaren Punkte wahrnimmt, oder nur verworren, sich dem Gemeingefühle nähernd.

§. 19.

Befestigt wird das Nachaußensetzen der sinnlichen Vorstellungen, welche sich allmälig ganz in äußere Gegenstände verwandeln, durch die Unwillkürlichkeit des Vorstellungsverlaufes oder vielmehr durch die Unabhängigkeit desselben von den Lust- und Schmerzempfindungen mit denen er verbunden ist. Die sinnlichen Vorstellungen drängen sich uns auf, sie dringen vermittelst der Nervenreize auf uns ein auch wo sie uns stören und wehethun, so daß die Seele, und am meisten die des Kindes, sich ganz in der Gewalt der äußeren Eindrücke befindet. Besäße sie dagegen ein Vermögen die Nervenreize nach Neigung hervorzubringen, die Perception entweder ihnen ganz zu versagen oder doch wenn auch nur kurze Zeit zu verzögern, so würde sie, wenn sie sich überhaupt ihres Percipirens jemals bewußt würde, ohne Zweifel sich selbst für das Producirende der Vorstellungen halten, es würde eine Welt voll äußerer von ihr unabhängiger Gegenstände, die sie so in Anspruch nehmen daß ihr selbst nichts übrig bleibt als sich zu fügen, für sie gar nicht entstehen können oder diese Welt würde sich später in ein bloßes Product ihrer Selbstthätigkeit für sie verwandeln müssen. Dagegen

muß durch die Unfügsamkeit der sinnlichen Vorstellungen, durch den Widerspruch in den sie sich oft sehr energisch mit unsern sinnlichen Lustgefühlen setzen, die unabhängige Existenz eines Fremden das in unsern Empfindungs- und Vorstellungsverlauf gewaltsam eingreift, schon früh fühlbar werden. Als ein Fremdes steht aber, wie wir gesehen haben, das nach außen projicirte Räumliche der Seele bereits gegenüber; an dieses heftet sich daher das Gefühl jener Gewaltsamkeit und die schon entstandene Vorstellung eines Äußeren wird dadurch bestätigt, befestigt und verstärkt. Vollendet wird jedoch das Projiciren erst durch die Kenntniß der Glieder des eigenen Leibes als desjenigen, woran und wodurch die Empfindung gegeben wird, im Gegensatze zu demjenigen was nur mittelbar und durch jenen uns afficirt. Dies ist der Gegensatz des Innern (des empirischen Ich, obwohl keineswegs des reinen) und des Äußern. Die Entstehung desselben ist der nächste Gegenstand unsrer Untersuchung.

Jeder Nervenreiz tritt gleich anfangs an einer ganz bestimmten Stelle des Leibes auf, welche nach dem bekannten Gesetze der Excentricität vom Erwachsenen als die einzige wirklich empfindende Stelle aufgefaßt wird. Kommt die Empfindung zur Perception, so muß der Reiz zwar durch die Nervenfaser ihrer ganzen Länge nach sich fortpflanzen, aber der Prozeß des Empfindens selbst, das Afficirtwerden durch den Reiz geht nur an der Stelle vor, von welcher diese Fortpflanzung des Reizes ihren Anfang genommen hat; denn nur da empfinden wir wirklich wohin wir die Empfindung verlegen — mag übrigens die Ursache derselben in einem mittleren Theile derselben, ganz außerhalb des Organismus, im Gehirn, im Rückenmarke oder wo sonst liegen: wir empfinden nur in den Nervenenden *), mag der Reiz selbst in diesen wirklich er-

---

*) Von den großentheils unbestimmten Empfindungen die wir in's Innere unseres Leibes verlegen, wird hier natürlich abgesehen.

zeugt werden oder nicht, denn Empfindung heißt nicht die Wahrnehmung der wahren Erzeugungsstelle des Reizes, sondern die Affection durch diesen selbst. Daß jede Empfindung an und für sich örtlich ist, kann demnach nicht geleugnet werden, es fragt sich aber wie wir die Örtlichkeit derselben kennen lernen; denn das Vorgehen derselben an einer bestimmten Stelle ist offenbar noch sehr verschieden von dem Wissen um diese Stelle.

Die Kenntniß der Örtlichkeit der Empfindung setzt zweierlei voraus, nämlich theils daß eine Auffassung des Räumlichen geschehe theils daß gerade dieses aufgefaßte Räumliche es sei das als Empfindendes sich darstelle. Man täuscht sich hierin leicht, indem man den Vorgang für einfacher hält als er ist. Man sagt nämlich: jede Empfindung kann nur an einer bestimmten Stelle vorgehen und zwar so, daß eben diese bestimmte Stelle das Empfindende selbst ist; da also die Stelle ursprünglich durch die Empfindung selbst vollkommen bestimmt ist, so brauchen wir nicht erst nach ihr zu suchen, es ist uns also die Örtlichkeit der Empfindung unmittelbar gegeben. Es ist leicht das Unrichtige dieser Folgerung aufzudecken: allerdings ist die Stelle bestimmt, d. h. sie ist diese Stelle des Leibes und keine andere, aber damit sie uns bekannt sei und damit wir nicht nach ihr zu suchen brauchen, ist nicht allein dies erforderlich, sondern auch daß wir die Größe und Richtung der Muskelbewegung des Armes oder der Augenbewegung hervorzubringen verstehen welche nöthig sind um die Stelle, die freilich schon eine ganz bestimmte war noch ehe wir sie fanden, mit der Hand oder mit dem Auge zu erreichen. Kenntniß der Örtlichkeit unsres Leibes — dies ist ein wichtiger Punkt — besitzen wir nur dann wenn und so weit wir die einzelnen Theile desselben zu Gegenständen unsrer besondern Wahrnehmung durch die Hand (oder irgend ein anderes tastendes Glied) oder durch das Auge gemacht haben — zu Gegenständen unsrer besondern Wahrnehmung, sage ich, weil vermittelst jener einzelnen Theile uns eine unzählbare Man=

nigfaltigkeit von Empfindungen und Vorstellungen zugeführt werden könnte ohne daß wir dadurch das Geringste von der Örtlichkeit der Empfindungen selbst erführen. Soll diese uns bekannt werden, so ist das erste Erforderniß, daß wir unsre Glieder durch Gesicht und Getast als räumliche Gegenstände auffassen, und nur so weit namentlich die Gesichtsvorstellung genau ist, (denn der Tastsinn für sich allein giebt den Sehenden meist nur sehr unbestimmte Gestaltenvorstellungen) ist dies auch die Kenntniß unsrer Glieder, wovon man sich leicht durch Versuche an denjenigen Theilen des Leibes überzeugen kann von denen wir kein genaues Gesichtsbild haben. Die durch Übung erlangte Fertigkeit in der richtigen Schätzung der zur Erreichung einer empfindenden Stelle vorzunehmenden Muskelbewegung kommt bei einem solchen Versuche zu Hülfe, doch geht der Erreichung selbst meist ein kurzes Suchen vorher — ein Beweis, daß selbst der Erwachsene die empfindenden Stellen seines Leibes ihrer Örtlichkeit (Lage und Entfernung) nach keineswegs vollkommen genau kennt.

Ist es nun aus dem Obigen zwar erklärlich wie die Leibesglieder von uns aufgefaßt und kennen gelernt werden können als räumliche Gegenstände, so ist doch gerade die Hauptfrage noch unbeantwortet, wie wir dazu kommen jeder einzelnen Empfindung ihre bestimmte Örtlichkeit zuzuschreiben. Denn wenn wir auch z. B. eine schmerzende Stelle sehen und durch das Gesicht als etwas Räumliches auffassen, so liegt doch in dem empfundenen Schmerze so gar keine Beziehung auf die mit ihr gleichzeitig entstehende Gesichtsvorstellung und in dieser so gar keine Beziehung auf den gleichzeitig empfundenen Schmerz, daß es unbegreiflich zu sein scheint wie und warum man eine gesehene Stelle eher für den Sitz des Schmerzes halten könne als eine andere. Ebenso wenn etwa die Hand die übrigen Theile des Leibes betastete, so würde höchstens die räumliche Verbreitung des Betasteten, weder aber der betastete Ort noch das tastende Organ selbst

als Sitz der Empfindung dadurch uns bekannt werden, da wir auf diese Weise weder erfahren wie einer dieser Theile aussieht noch durch welche und wie große Muskelbewegungen wir ihn erreichen können. Was jedoch durch isolirten Gebrauch dieser beiden Sinne nicht geschehen kann, das findet sich durch den combinirten Gebrauch derselben von selbst ein. Man denke sich z. B. das Kind sehe seine Hand oder seinen Fuß ohne noch zu wissen daß diese Glieder die seinigen sind, und empfinde zugleich irgend einen Druck an denselben. Die Aufhebung dieses Druckes ist mit einer Veränderung des Gesichtsbildes der Hand immer und nothwendig verbunden. Kehrt dieselbe Empfindung des Druckes zurück, so wiederholt sich auch für das Auge dieselbe Wahrnehmung. Es wird also die Gesichtsvorstellung a mit der Tastvorstellung a′ aufs engste verknüpft und auf sie bezogen. Ist diese Erfahrung oft gemacht worden, so werden bei gewissen Lagen der Hand die dem Auge sich darstellen, gewisse Tastempfindungen erwartet, und das Kind besitzt alsdann die Kenntniß von der Örtlichkeit der Empfindungen der Hand; denn die Kenntniß dieser Örtlichkeit besteht eben darin, daß je zwei Empfindungsvorstellungen sich gegenseitig controliren und verificiren in der angegebenen Weise. Ich kenne meine Hand oder jedes andere Glied meines Leibes heißt nämlich nichts anderes als, ich halte das Gesichtsobject welches ich Hand nenne für identisch mit dem Organe das mir eine gewisse Art von Tastempfindungen zuführt. Diese Kenntniß wird erreicht durch das was man identificirende Wahrnehmungen von Gesicht und Tastsinn nennen kann.

Daß eine bestimmte Stelle es ist welche empfindet, läßt sich zwar nicht sehen, (denn gesehen werden kann immer nur die Stelle selbst, nicht aber ihr Empfinden) aber wenn z. B. die Fingerspitze eine gewisse Stelle eines äußeren Gegenstandes bedeckt und zugleich ein Widerstand gegen den nicht mehr sichtbaren Theil derselben von dem Gegenstande ausgeübt wird,

so muß dabei der geleistete Widerstand als von der bedeckten Stelle des Gegenstandes ausgehend erscheinen und auf die nicht mehr gesehene Fingerspitze bezogen werden, deren bisher freie und ungehinderte Fortbewegung über den Hintergrund in demselben Augenblicke plötzlich und unwillkürlich angehalten wird für die Gesichtsvorstellung, in welchem für den Tastsinn die Empfindung des Widerstandes entsteht. Das dem Gesichte als räumlich schon bekannte Tastorgan verdeckt, indem es den Widerstand erfährt, eine bestimmte Stelle, die mit dem Aufhören des Widerstandes wieder sichtbar wird: es wird daher das Verdecken dieser Stelle mit der bereits als räumlich dem Gesichte bekannten Stelle des Tastorgans auf den erfahrenen Widerstand bezogen, als stets mit ihm verbunden vorgestellt. Die Erfahrung fährt fort dies zu bestätigen und die Empfindung des Widerstandes wird nun in die dem Gesichte sich darstellende Hand verlegt, d. h. die Hand ist nun als Tastorgan ihrer Örtlichkeit nach bekannt. Die im Innern unseres Leibes vorgehenden Empfindungen (Schwere und Müdigkeit der Glieder, Hunger u. dergl.) bleiben ihrer Örtlichkeit nach sehr unbestimmt. Der Grund davon erhellt aus dem Vorigen; er liegt darin, daß für dieselben eine gegenseitige Controle von Gesicht und Getast nicht mehr in derselben Weise möglich ist wie für die meisten Punkte der Körperoberfläche. Noch sicherer als in dem angegebenen Falle wird diese Controle dann, wenn die Berührung zweier Theile der sensibeln Köperoberfläche vom Gesichte beobachtet wird. Es entstehen dadurch zwei Druckempfindungen die nicht mehr miteinander verschmelzen können, wenn die räumliche Verbreitung der empfindenden Oberflächen dem Auge schon bekannt ist. Wird etwa gar eine schmerzende Stelle betastet, so wird an dieser außer dem Schmerze noch ein gewisser Druck empfunden, welchen ebenso auch das tastende Organ selbst erfährt, so daß also zu drei gleichzeitigen Empfindungen der sensibeln Nerven noch eine Gesichtswahrnehmung kommt, wodurch die Örtlichkeit jener

um so sicherer aufgefaßt wird. — Auge und Ohr können als Emfindungsorgane durch das Getast kennen gelernt werden, welches die Empfindungsreize die auf sie eindringen zu intercipiren vermag, ebenso das Geruchs- und Geschmacksorgan, oder durch den Spiegel oder durch Belehrung die von Andern mitgetheilt wird.

Vielleicht wird man sagen es bedürfe aller dieser Weitläufigkeiten gar nicht, die Natur lehre das Kind von selbst die Benutzung seiner Organe und wer ein Organ zu benutzen wisse, der müsse doch wohl Kenntniß von der Örtlichkeit desselben schon besitzen. Hiermit können wir uns jedoch ganz und gar nicht einverstanden erklären. Denn benutzt werden auch die Organe der Verdauung auf zweckmäßige Weise ohne daß wir von Natur das Geringste über ihre Beschaffenheit wüßten, ja die sämmtlichen Thiere gebrauchen ihre Glieder im höchsten Grade zweckmäßig ohne daß es darum wahrscheinlicher würde daß sie von denselben einige Kenntniß besäßen. Es deutet vielmehr diese zweckmäßige Benutzung derselben nur auf das Vorhandensein eines von Natur angeordneten Systems von Reflex- oder von Instinctbewegungen hin, das durchaus keine Bekanntschaft mit der Örtlichkeit der Leibesglieder voraussetzt. Daß auch beim menschlichen Kinde dergleichen vorkommen darf man als gewiß annehmen. Wie weit oder eng die Grenze ihres Gebietes zu ziehen ist, wage ich hier um so weniger zu entscheiden, da es nicht nur an zuverlässigen, sondern überhaupt an allen Beobachtungen gänzlich fehlt die zu einer solchen Entscheidung erforderlich sein würden. Da ich diesen Gegenstand anderwärts so weit besprochen habe als er für jetzt einer Aufhellung fähig schien, enthalte ich mich hier auf ihn näher einzugehen. *)

Oder sollte es nicht weit einfacher sein die Kenntniß der Glieder auf den Willen zurückzuführen? Ich sehe Gliederbe-

*) Grundl. der Psychol. p. 158 ff.

wegungen und finde daß sie von meiner Willkür abhängen, während ich Alles was nicht zu meinem Leibe gehört, nur mittelbar und durch diesen in Bewegung setzen kann. Die einzige Schwierigkeit bei dieser Behauptung würde nur die sein, zu erklären wie ich dies finde. Es wird nämlich durch diese Erklärung nicht allein ein Wollen, sondern sogar das Bewußtsein dieses eigenen Wollens im Gegensatze zur Außenwelt, also der ganze erst durch die Kenntniß der Glieder sich bildende Gegensatz von Innerem und Äußerem, ohne welchen ein Wollen gar nicht würde zu Stande kommen können, zum Behufe der Erklärung jener Kenntniß selbst vorausgesetzt. Sind freilich so complicirte Erscheinungen wie das bewußte Wollen bereits vorhanden, so kann es nicht schwer sein zu zeigen, daß aus diesen die einfacheren Vorgänge würden entstehen müssen, wenn sie ihnen nicht schon vorausgegangen wären. Diese Art der Ableitung kann daher unmöglich auf den Namen einer Erklärung Anspruch machen. Allerdings wird durch die Ausführung des bewußt Gewollten die schon gewonnene Überzeugung daß die sichtbare Leiblichkeit der Sitz der Empfindungen ist, auf's Neue bestätigt und befestigt; wir können uns in jedem Augenblicke durch sie der bestimmten Örtlichkeit jeder Empfindung und der Richtigkeit unsrer Kenntniß derselben versichern, nicht aber auf diesem Wege erst jene Kenntniß selbst erwerben.

Nur eine triftige Einwendung scheint uns gegen das Obige gemacht werden zu können. Sie besteht darin, daß es unbegreiflich bleibt wie der Blindgeborene im Stande sei sich die Kenntniß der Örtlichkeit seines Leibes zu erwerben, da wir behauptet haben daß sie nur durch die gegenseitige Controle von Gesicht und Getast bewirkt werde. Diese Schwierigkeit löst sich auf folgende Weise.

Zuerst ist zu bemerken daß der Blindgeborene jedenfalls weit langsamer und mühseliger die Örtlichkeit der Empfindungen kennen lernt als der Sehende. Soll er sie aber über-

haupt kennen lernen können, so muß es noch einen zweiten Weg geben. Einen solchen giebt es allerdings auch, aber wir haben ihn bisher unerwähnt gelassen weil er wegen der minder scharfen Ausbildung des Tastsinnes beim Sehenden, für diesen nur von geringer Wichtigkeit ist. Dem Blinden muß der Tastsinn so viel als möglich das Gesicht ersetzen. Dies zeigt sich auch hier. Es kann nämlich für den Blinden die Kenntniß der Örtlichkeit der Empfindung überhaupt keine weitere Bedeutung haben als die, daß er eine Vorstellung von der Gestalt des Leibes durch das Getast besitze, zu der noch die Fertigkeit kommen muß die jedesmalige Stelle der Empfindung durch das Tastorgan aufzufinden. Ist er im Stande dies zu thun, so erscheint ihm eben dadurch die empfindende Stelle als eine bekannte, welche innerhalb der Tastvorstellung die er vom ganzen Leibe besitzt, so zu sagen einen bestimmten Ort einnimmt und eine bestimmte Lage hat zu allen übrigen Theilen dieser Gesammtvorstellung. Lassen wir hier die Gestaltenwahrnehmung, von der später die Rede sein wird, unerörtert, so bleibt blos die Frage übrig, wie die Oberfläche des Leibes als aus einzelnen sensibeln Stellen bestehend könne aufgefaßt werden. In Rücksicht darauf ist zuerst Folgendes zu beachten. Da die Tastvorstellungen des Blinden sich wegen des Mangels der Gesichtsvorstellungen schneller und schärfer ausbilden — denn beim Sehenden verdrängt und unterdrückt oder beherrscht wenigstens das Gesicht, dessen Wahrnehmungen die größte Mannigfaltigkeit, Genauigkeit und Bestimmtheit besitzen, alles andere sinnliche Vorstellen in den meisten Fällen und läßt die übrigen Sinne nur zu einem geringen Grade eigener Entwickelung kommen —, so müssen die zwei Empfindungen welche bei der Berührung eines Theiles der Körperoberfläche mit einem andern entstehen, sich schneller und deutlicher von einander absondern als beim Sehenden. Der eigene Leib wird dem Blinden zunächst als dasjenige bekannt was bei der Berührung zwei Empfindungen giebt, während alle übrigen

betasteten Gegenstände nur eine einzige Empfindung hervorbringen. Auf diese Weise wird zunächst die Unterscheidung des eigenen Leibes von allen andern äußeren Gegenständen möglich.

Die Fertigkeit in der Auffindung der einzelnen Empfindungsstellen ist der sogenannte Muskelsinn, der ebenso dem Blinden wie dem Sehenden dient, nur mit dem Unterschiede daß der letztere außer der Sensation welche jede Muskelbewegung begleitet, für die Schätzung der Größe der letzteren wenigstens in den meisten Fällen auch noch die gesehene Bewegung als Maaßstab benutzen kann. Mit jeder Gliederbewegung nämlich ist eine gewisse Affection sensibler Nerven verbunden, welche als solche zwar uns keine Kenntniß von der geschehenen Bewegung selbst verschafft; folgt aber auf jene Affection zu wiederholten Malen eine bestimmte andere Empfindung, z. B. die einer gewissen Art des Widerstandes gegen eine Stelle des Tastorganes, so werden beide Sensationen allmälig sich fest associiren und einander gerade so zur Controle dienen, wie wir oben von Gesicht und Getast gezeigt haben. In einer Reihe solcher fest gewordenen durch viele Erfahrungen bestätigten Associationen besteht der Muskelsinn, von welchem dadurch klar wird wie er uns zu einer allmälich sich vervollkommnenden Kenntniß der einzelnen Stellen unsres Leibes hinführen könne, ohne daß der Blinde dadurch von der ausgeführten Bewegung selbst unmittelbar etwas erführe (denn die allmälich wachsende oder nachlassende Anspannung der Muskeln kann nur die Empfindung eines wachsenden oder nachlassenden Druckes hervorrufen, der von der Wahrnehmung der Bewegung völlig verschieden ist). Dem Sehenden dagegen dient die Größe und Art der sichtbaren Bewegung wieder als Controle der Größe und Art der empfundenen Muskelspannung, obwohl auch für ihn auf die angegebene Weise eine Kenntniß der Örtlichkeit der Empfindungen ohne Beihülfe des Gesichtes zu Stande kommen kann. Der Sehende achtet

in der Regel nur wenig auf diese Muskelsensationen, weil sie fortwährend uns begleiten und verhältnißmäßig von geringer Stärke sind. Wie sicher sie aber gleichwohl unsre Bewegungen leiten, wenn einige Übung hinzukommt, beweist vorzüglich das Beispiel des fertigen Clavierspielers, der ohne einen Blick auf seine Finger oder die Tasten eine Folge von complicirten Bewegungen richtig ausführt. Ähnliches zeigt sich fast bei allen Handarbeiten.

Zum Schlusse dieser Untersuchung habe ich nur die Bemerkung zu wiederholen, welche für dieselbe von der größten Wichtigkeit ist und stets festgehalten werden muß, daß jede Empfindung ursprünglich an einer bestimmten Stelle und zwar in den Nerven vor sich geht, da wir sonst überhaupt nicht im Stande sein würden unsern Leib als Organ des Empfindens zu betrachten und den verschiedenen Empfindungen verschiedene Stellen desselben anzuweisen, und daß die Kenntniß der empfindenden Stellen deshalb lediglich in einer Recognition besteht, in einer Wiederkennung und Controle dessen was uns durch einen Sinn gegeben wird, durch das was wir durch einen andern erfahren. Eine solche gegenseitige Controle ist aber nur für diejenigen Organe möglich, die nicht auf eine kleine Stelle unsres Leibes eingeschränkt und an diese festgebannt sind, sondern entweder selbst eine große vielseitig bewegliche Oberfläche besitzen oder bei kleiner Oberfläche doch ihre Thätigkeit auf alles außer ihnen gelegene Räumliche das sie umgiebt, mit wenigen Ausnahmen hinerstrecken können. Daher sind Auge und Getast für die Kenntniß der Örtlichkeit der Empfindungen höchst brauchbar, Gehör, Geschmack und Geruch dagegen völlig unbrauchbar.

§. 20.

Unter den möglichen Fällen welche wir oben (§. 18) gefunden haben durch die Betrachtung daß mehrere Empfindungen entweder gleichzeitig oder ungleichzeitig, gleichartig oder

ungleichartig sein können, ist noch einer im Rückstande, nämlich der Fall daß mehrere durch verschiedene Organe gegebene, also völlig heterogene Empfindungen gleichzeitig auftreten. Es fragt sich in welcher Weise die Seele als einfaches Wesen diese wird auffassen müssen.

Eine verworrene Perception aller wird nur so lange entstehen können als sich noch keine festen qualitativ bestimmten Vorstellungen durch vielfältiges gesondertes Auftreten der einzelnen Empfindungsreize in der Seele gebildet haben. Sind dagegen solche fertige Vorstellungen bereits vorhanden, so ist es nicht möglich daß der frühere Zustand der gänzlichen Verworrenheit des Vorstellens wieder zurückkehre. Es würde demnach nichts übrig bleiben als daß die verschiedenen Empfindungen successiv die Perception erlangten. Aber auch dies widerspricht dem gleichzeitigen Fortdauern der Reize. Es scheint demnach hier dieselbe Nöthigung für die Seele vorhanden zu sein die gleichzeitigen Reize miteinander bestehen zu lassen, sie als ein Räumliches nebeneinander zu setzen und nach außen zu projiciren. Dennoch zeigt die Erfahrung, daß wir bei gleichzeitiger Entstehung einer Geschmacks-, Geruchs- und Gehörsempfindung keineswegs etwas räumlicher Ausdehnung Ähnliches wahrzunehmen glauben.

Was wir oben als den Ursprung der Raumvorstellungen kennen gelernt haben war nur das einfache Nebeneinander, das Element des Räumlichen, dessen Entstehung wir abstract betrachtet haben, um die Ursache derselben zu erforschen. Abstract nennen wir diese Betrachtung, weil sowohl die Gesichtsvorstellungen als die des Tastsinnes in der Wirklichkeit niemals zwei nebeneinanderliegende Raumpunkte allein uns darstellen, sondern stets gleichzeitig eine große Gruppe derselben umfassen. Dies wird bei der Entwickelung der Vorstellung der Fläche und der Continuität weiter zu verfolgen sein. Für jetzt mag es genügen als Thatsache herauszuheben, daß die Raumvorstellungen sogleich bei ihrem Entstehen nicht ein einfaches Ne-

beneinander, sondern eine ununterbrochene Fläche uns zeigen, in welcher für die Wahrnehmung selbst ein steter Übergang von einem Punkte zum andern möglich ist. Vergleichen wir diese Beschaffenheit der Raumvorstellungen, die als nothwendig erst noch nachzuweisen ist, mit der Art in welcher die Vorstellungen auftreten welche verschiedenen Organen angehören, so ist leicht zu bemerken daß die letzteren, auch wenn die Empfindungen durch die sie gegeben werden, gleichzeitig gegenwärtig sind, doch nicht als ein Räumliches erscheinen können, weil sie theils einzeln genommen als bloße Intensitäten sich darstellen (wie Geruch, Geschmack und Gehör) theils auch unter sich kein Continuum bilden und daher sich nicht an- oder nebeneinander setzen lassen obschon sie außereinander liegen. Wollte man nämlich eine Geruchs-, Geschmacks- und Gehörsvorstellung nebeneinandersetzen, so würden sie doch noch keinen Raum einnehmen, so wenig als drei mathematische Punkte, denen sie als bloße Intensitäten der Form nach gleichen, und so wenig das oben betrachtete abstracte Nebeneinander schon der Raum selbst ist. Es giebt keinen möglichen Übergang der Wahrnehmung von der einen zur andern, daher können sie nur auftreten als Erstes und Zweites, als sich gegenseitig verdrängend. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß alle sinnlichen Empfindungen welche von demselben Gegenstand erregt werden, nicht genau zu gleicher Zeit in den Organen auftreten können. Denn das was ich schmecke kann ich nicht zugleich betasten und sehen u. s. f. Es würden daher die von verschiedenen Organen zugleich gelieferten Empfindungsvorstellungen, wenn sie sich auch anfangs zu festen Gruppen associirten, doch die eingegangenen Verbindungen sehr bald wieder aufgeben müssen, da das verschiedenen Sinnen im strengen Sinne zugleich Gegebene sich in fast allen Fällen auf ganz verschiedene Gegenstände bezieht; die durch Auge oder Getast gewonnenen Vorstellungen des Räumlichen dagegen sind fest bleibende Zusammenfassungen vieler genau gleichzeitigen Eindrücke, oder

wechseln doch so langsam, daß der Wechsel selbst durch die Sinne verfolgt werden kann. Das Entscheidende ist endlich dies, daß es mit der Kenntniß der Örtlichkeit der Empfindungen oder der empfindenden Organe als solcher jedenfalls unmöglich werden muß Vorstellungen die durch verschiedene Organe uns zugeführt werden als ein räumliches Nebeneinander aufzufassen, da wir die Werkzeuge durch die sie uns gegeben werden an verschiedenen Stellen in bestimmter Entfernung voneinander suchen.

Gleichzeitige Empfindungen verschiedener Organe können demnach größtentheils keine Verbindungen eingehen als solche die schnell wieder sich auflösen; es giebt jedoch Umstände unter welchen dieselben bleibend sind. Es tritt z. B. der Fall ein, daß eine bestimmte Tastempfindung stets verbunden ist mit einer gewissen Gesichtsvorstellung. Zwar findet dies nie in der Weise statt, daß die betastete Stelle zugleich auch die gesehene wäre; denn jene wird während der Druckempfindung immer vom tastenden Organe für das Auge verdeckt, dem gleichzeitig nur das Nebenliegende sichtbar ist. Beide Empfindungen treten in derselben Weise häufig zusammen auf, und es verbinden sich deshalb die durch sie erzeugten Vorstellungen immer inniger. Es kann zu ihnen noch eine dritte und vierte Vorstellung stoßen die durch den Geruchs- oder Geschmackssinn uns zugeführt wird. Zwar sind diese nicht völlig simultan mit der Tast- und Gesichtsvorstellung, schließen sich aber doch ebenso fest an sie an wie die letzteren selbst sich miteinander verbunden haben, wenn sie zu wiederholten Malen ohne daß andere Vorstellungen sich dazwischen drängen, unmittelbar nach ihnen gegeben werden. Auch eine Gehörsvorstellung würde noch hinzutreten können, wenn das Gesichtsobject auf den Boden fiele oder sonst ein Geräusch immer in demselben Augenblicke gehört würde, in welchem jenes dem Auge sich darstellt. Das nächste Resultat dieser Vorgänge kann kein anderes sein als dieses, daß sich feste

Reihen sinnlicher Vorstellungen bilden, deren jede zunächst wenigstens zwei und höchstens fünf Hauptglieder besitzt.

Die Glieder dieser Reihen werden nicht stets in derselben Ordnung gegeben, sondern wie die Gesichtsvorstellung der Tast- und Gehörsvorstellung vorausgehen kann, so kann sie ebensowohl ihnen auch nachfolgen. Es kann daher keines der Glieder als ausschließlicher Anfangs-, Mittel- oder Endpunkt der Reihe betrachtet werden, d. h. die Reihe als bestimmte Reihe, als geordnete Folge der einzelnen Glieder wird wieder zerstört, da jedes derselben mit jedem andern gleich stark verbunden erscheint als mit allen übrigen. Die einzelnen Vorstellungen welche die Reihe gebildet hatten, bleiben demnach zwar zusammen — denn so oft eine derselben gegeben werden mag, treten die andern in der sinnlichen Erfahrung immer mit auf — aber ihre Ordnung erscheint als gleichgültig und zufällig. Solche Verbindungen nennen wir Complicationen. Äußere Dinge mit vielen Merkmalen werden aus ihnen auf folgende Weise.

Unter allen sinnlichen Vorstellungen haben die des Gesichtes bei weitem das Übergewicht über alle übrigen; denn das Gesicht trägt unter allen Sinnen in die weiteste Ferne und faßt unter allen die größte Menge von Einzelnheiten am schnellsten und zugleich am distinctesten auf, da es von allen Sinnen zur Unterscheidung je zweier Eindrücke die kürzeste Zeit bedarf und das räumliche Element seiner Wahrnehmungen unter allen das kleinste ist, weil es die feinsten Nervenfasern besitzt. Es ist daher weder eine Sache des Zufalls noch der Willkür, daß die Gesichtsvorstellungen vor allen andern sich hervordrängen und überall den Anknüpfungspunkt für die übrigen abgeben. Dies macht sich einerseits in der Controle geltend die sie über die Tastvorstellungen durchgängig ausüben, indem die Sehenden zu einer jeden derselben sich ein Gesichtsbild zu entwerfen genöthigt sind, wenn sie das Betastete sich deutlich vorstellen wollen ohne es wirklich

zu sehen, andrerseits in den Complicationen, in denen die Gesichtsvorstellung stets am stärksten hervortritt, weil sie unter allen die reichste und genaueste ist. Daher wird durch jede Vorstellung eines anderen Sinnes zunächst immer die zugehörige Gesichtsvorstellung reproducirt und es beginnt die Reproduction einer complicirten Vorstellung fast immer mit dem Auftauchen des Gesichtsbildes, an das sich dann alle andern Theile derselben anreihen. Dadurch wird die Gesichtsvorstellung für jede Verbindung die sie mit andern eingeht, der Mittelpunkt um welchen sich die andern gruppiren, die Hauptvorstellung welche die übrigen um sich sammelt, so daß die einzelnen Elemente aus denen die Complication besteht, nicht als gleichberechtigt sich darstellen, sondern als gehalten und getragen von der Gesichtsvorstellung, die durch ihre überwiegende Deutlichkeit und Stärke als das Wesentlichere erscheint: wir erhalten hier offenbar ein ähnliches Verhältniß als das zwischen der Substanz und ihren Accidenzen. Wir haben dabei einen wichtigen Punkt bis jetzt noch unberücksichtigt gelassen, nämlich den, daß die Gesichtsvorstellung als ein innerliches Mannigfaltige zum Projiciren nöthigt. Das Gesichtsobject erscheint dadurch als ein Räumliches, die andern sinnlichen Vorstellungen, die mit ihr verknüpft sind und sich an sie fester und unmittelbarer anschließen als sie untereinander verbunden sind, bleiben an ihr haften und müssen deshalb nun ebenfalls als objective Eigenschaften eines Dinges erscheinen, während sie früher als bloße Modificationen unsres Innern sich darstellten. So erhalten wir *äußere Dinge mit vielen Merkmalen*; denn die Vorstellungen aus denen die Complicationen bestehen, erscheinen, wenn sie auch ihre ursprüngliche und überhaupt jede bestimmte Reihenfolge verloren haben, doch als durchaus zusammengehörig, und es müssen deshalb, wenn eine derselben und zumal die hauptsächlichste unter ihnen nach außen gesetzt wird, alle andern ihr dahin nachfolgen. Je mehr von nun an das Auge, von wel-

chem die Bildung und weitere Ausprägung der Raumvorstellungen vorzüglich ausgeht, unsre ganze Weltansicht beherrscht und als Hauptcontrole aller übrigen Sinne dient (wie dies von der Erfahrung bestätigt wird), desto mehr wird es schwierig, ja unmöglich die Vorstellungen des Räumlichen je aus unsrem Denken ganz zu entfernen und selbst diejenigen Empfindungen die ursprünglich nur als reine Intensitäten auftreten konnten, noch ferner als bloße Zustände und Bestimmungen unsres eigenen Innern zu betrachten.

Anfangs würden die gebildeten Complicationen, so lange sie sich noch nicht hinreichend befestigt haben, durch neue Wahrnehmungen umgestoßen werden können, die uns zu andern Vorstellungsverbindungen nöthigten. Später ist dies nicht mehr möglich, wenn erst die Sprache durch ein Wort jene einmal gebildeten Complicationen fixirt hat; denn das Wort als feststehendes Zeichen verhindert die Ablösung einzelner Theile von der Complication, die, wenn sie einmal constituirt ist, nicht mehr völlig umgebildet, wohl aber durch neue Wahrnehmungen bereichert werden kann die sich an die alten schon verbundenen Vorstellungen erweiternd und berichtigend anschließen. Zwar werden uns, wie wir gesehen haben, die sinnlichen Eigenschaften des Dinges weder im strengen Sinne als gleichzeitig vorhanden noch als vollkommen identisch gegeben, da die Wahrnehmungen verschiedener Sinne (die Perceptionen) nur successiv geschehen können und die Empfindungsreize welche denselben Sinn zu verschiedenen Zeiten treffen, qualitativ nie ganz genau dieselben sind (§. 12). Dennoch behaupten wir die Einheit und Identität des Dinges mit sich, und wir behaupten sie nicht willkürlich, sondern werden zu dieser Auffassung genöthigt. Diese Nöthigung beruht ihrem letzten Grunde nach auf der Einheit der Seele selbst, ihrem nächsten Grunde nach aber theils auf den Verschmelzungen welche für beinahe gleiche Vorstellungen entstehen müssen, theils auf der schon besprochenen Nothwendig-

keit die dem Organe nach verschiedenen Vorstellungen als innerlich zusammengehörig aufzufassen, wenn nie eine derselben allein und ohne die andern, sondern stets mit ihnen auftritt, mag sie auch keine unveränderlich bestimmte Stelle in dieser Verbindung einnehmen.

Nach außen müssen die Complicationen, die man zusammengesetzte Vorstellungen der zweiten Ordnung nennen kann wenn die Raumvorstellungen zusammengesetzte Vorstellungen der ersten heißen, schon wegen der inneren Mannigfaltigkeit versetzt werden die sie enthalten. Um dieses Mannigfaltigen willen das zugleich vorgestellt werden sollte, müssen sie eine gewisse Dunkelheit besitzen, die jedoch von anderer Art ist als bei den Raumvorstellungen. Denn das Räumliche ist ein im strengen Sinne gleichzeitig gegebenes Vielfache, das eben deshalb gleichen Anspruch auf simultane Perception macht, die einzelnen Theile der complicirten Vorstellungen dagegen werden nicht wirklich zugleich gegeben, sondern nur als gleichzeitig gegeben vorgestellt; ihre Einheit ist in der Seele keine wirkliche Einheit vieler sinnlicher Vorstellungen, die nothwendig eine Verworrenheit des Vorgestellten zur Folge haben müßte, sondern eine in die Außenwelt verlegte, eine abstracte blos *hinzugedachte* Einheit, nichts weiter als eine Summe vieler qualitativ verschiedenen sinnlichen Vorstellungen, die gar kein inneres Band weiter besitzen durch das sie zusammengehalten werden als den Umstand, daß sie immer miteinander und nacheinander in zufälliger Ordnung, obwohl nie im strengen Sinne zugleich auftreten, da das Betastete nie zugleich das Gesehene und Geschmeckte sein kann. Die Dunkelheit der Vorstellung des Dinges mit vielen Merkmalen liegt daher nicht in der sinnlichen Anschauung, welche die einzelnen Merkmale in der That nur successiv auffaßt, sondern im abstracten Begriffe, der ohne von jener dazu berechtigt zu sein, sich bemüht sie in Einer Vorstellung durch einen einzigen Denkact als Ding zusammen zu fassen, was der Einheit der Seele

widerspricht. Wie die Natur unsrer Empfindungsorgane uns zur Bildung der Raumvorstellungen nöthigt, so nöthigt uns die specifische Verschiedenheit der Reize die in ihnen auftreten zu den Complicationen. Willkürlich ist demnach keine von beiden Vorstellungsweisen, die Behauptung aber daß die strenge Einheit des Dinges mit vielen Merkmalen im Begriffe des letzteren gegeben sei, ist insofern eine unberechtigte als dieser Begriff selbst sich nur auf die sinnliche Wahrnehmung stützen kann, in welcher nicht die Einheit des Dinges, sondern nur die Vielheit seiner Eigenschaften und diese successiv sich gegeben findet.

§. 21.

Mit der Entstehung und Ausbildung der Raumvorstellungen und Complicationen ist die Auffassung der Welt durch die äußeren Sinne erschöpft, denn diese Welt stellt sich uns nur dar als eine Menge räumlicher Dinge mit vielen Eigenschaften, die durch ihre Verbindung untereinander immer neue Dinge derselben Art zur Erscheinung bringen. Wir könnten daher hier diesen Abschnitt schließen, wenn wir nicht die ganze Auseinandersetzung darüber noch schuldig wären, wie die Wahrnehmung der complicirten räumlichen Erscheinungen zu Stande komme. Ein Eingehen in das Bestimmtere und Einzelne kann an dieser Stelle um so weniger erlassen werden, als es ein gewöhnlicher Fehler in der Behandlung der psychologischen Probleme ist, daß man sich in der Raumlehre mit vagen Allgemeinsätzen begnügt oder sie ganz unberührt läßt und nicht einmal als Aufgabe anerkennt um nicht den Vorwurf tragen zu müssen sie ungelöst gelassen zu haben. Die Hauptpunkte bei denen wir zu verweilen haben sind die Auffassung der continuirlichen Fläche, der Größe, Lage und Gestalt, der Körperlichkeit, der Bewegung und Ruhe. Wenden wir uns zunächst zur Fläche.

Anfangs ist das Auge des Kindes starr und ohne Bewe-

gung. Die Wahrnehmungen welche in dieser Zeit durch dasselbe gemacht werden, können nur höchst verworren sein, und sie sind dies um so mehr je mehrere verschiedene Farben sich ihm zugleich darstellen. Die Richtigkeit dieser Behauptung kann selbst der Erwachsene noch an sich erproben, obgleich er schon vollkommen deutliche Vorstellungen von den einzelnen gefärbten Dingen besitzt; sie gilt daher um so mehr für das Kind dem diese abgehen. Dächte man sich in dieser frühesten Zeit das ungeübte Auge in einem ganz einfarbigen Raume eingeschlossen und ohne alle Kenntniß seiner Verbindung mit andern empfindenden Organen und deren Affectionen, so würde es weder Raumvorstellungen erzeugen noch selbst die geringste Beweglichkeit erlangen können. Ersteres nämlich folgt aus dem was wir oben über den Ursprung der Raumvorstellungen gesagt haben, letzteres aber aus der leicht an Erwachsenen, noch besser aber am Kinde zu beobachtenden Thatsache, daß das Auge, wenn es sich selbst überlassen bleibt, d. h. wenn nicht der Wille seine Richtung und die Art seiner Thätigkeit bestimmt, stets dem stärkeren Reize folgt, und zwar in der Art, daß der Mittelpunkt desselben, durch welchen am genauesten gesehen wird, stets auf diesen Reiz gerichtet wird und sich unwillkürlich nach ihm hinbewegt. Treten nun statt der einen Farbe zwei im Gesichtsfelde auf, so muß zuerst eine verworrene Auffassung beider stattfinden, jedoch so, daß in derselben der stärkere von beiden Reizen, der also den Mittelpunkt des Auges beschäftigt und schon deshalb distincter wahrgenommen wird als der andere, verhältnißmäßig weniger vom andern leidet als der schwächere. Es wird sich demnach diese Art der Auffassung als eine ungenaue Wahrnehmung der lebhafteren Farbe bezeichnen lassen. Nach dem bekannten physiologischen Gesetze der abnehmenden Empfänglichkeit des Sehnerven für eine und dieselbe Farbe bei länger dauernder Betrachtung wird aber nach einiger Zeit der bisherige schwächere Reiz der die seitlichen Stellen der Netzhaut traf, den

Sehnerven stärker ansprechen. Deshalb muß eine Bewegung des Auges entstehen, durch die nun diesem andern Reize der Mittelpunkt des Auges zugewendet wird. So werden beide Wahrnehmungen, wenn nichts Neues im Gesichtsfelde erscheint, fortfahren abzuwechseln und sich gegenseitig zu stören bis sie endlich, wenn jede derselben für sich eine consolidirte Macht in der Seele geworden ist, in ein räumliches Nebeneinander übergehen (vgl. §. 18) und sich als gleichzeitig gegebene nach außen gesetzte Dinge, die nur durch ein ungenaues Gesammtsehen simultan aufgefaßt werden können, nicht mehr stören. Ebenso wird es fortgehen mit drei und mehreren Farben die gleichzeitig im Gesichtsfelde erscheinen. Nichts ist daraus klarer als die große Verwirrung in welche die Gesichtsvorstellungen des Kindes gerathen müssen, wenn gleich anfangs bunte Gegenstände in sein Auge fallen, so daß jede Farbe nur einen kleinen oder durch zwischenliegende andere Farben zerschnittenen Raum im Gesichtsfelde einnimmt.

Es wird aus dem Vorstehenden verständlich sein woher und wie es komme, daß mehrere Farben nebeneinander gesetzt werden; doch ist dieses Nebeneinandersetzen immer nur erst der eine Theil dessen was zur Vorstellung einer Fläche gehört, denn es muß zu ihm noch die Vorstellung der Ausdehnung und Verbreitung hinzukommen, die in der Wahrnehmung des bloßen Nebeneinander an sich noch nicht liegt. Vollständig bestimmt wird diese Verbreitung und daher auch die Vorstellung der Fläche erst vollendet durch die Auffassung der Größe und Gestalt, deren Entstehung wir später betrachten werden; denn eine Fläche ohne Rücksicht auf ihre Größe und Gestalt ist nichts als ein unbestimmtes Vielfaches des Nebeneinander. Jedenfalls aber muß man dieses Vielfache selbst erst haben bevor seine Größe und Gestalt kann kennen gelernt werden; daher haben wir hier erst zu untersuchen welche weiteren Fortschritte zur Vorbereitung einer solchen vollständigen Auffassung des Räumlichen vom Gesichtssinne gemacht werden. Sie sind

wesentlich bedingt durch die Construction des Auges und die allmälich zunehmende Bewegungsfähigkeit desselben.

Ist das Auge dahin gekommen, daß die verschiedenen Farben die sich ihm darstellen mit Leichtigkeit gesondert aufgefaßt werden und als nebeneinander bestehend, d. h. ohne sich gegenseitig zu stören und zu trüben, so daß nun keine verworrene Totalauffassung der gleichzeitigen Reize mehr stattfindet aus der nur eine qualitativ unbestimmte und schwankende Vorstellung hervorgehen könnte, so müssen allmälich in der Gesichtswahrnehmung auch diejenigen Unterschiede hervortreten, welche nicht im Quale des Reizes als solchen, sondern in der verschiedenen Fähigkeit des mehr oder minder genauen Sehens liegen die den einzelnen Theilen der Netzhaut eigen ist. Denken wir uns nämlich jetzt ein an Farbenunterschieden schon hinlänglich geübtes Auge dem eine einfarbige Fläche gegenübertritt, so wird vermöge der Construction des Auges ein einziger Punkt — nämlich derjenige dessen Bild auf den Mittelpunkt des Auges fällt — allein vollkommen genau gesehen, alle übrigen um ihn herliegenden Punkte dagegen werden minder scharf aufgefaßt werden müssen, da die Deutlichkeit des Sehens vom Mittelpunkte des Auges aus nach allen Seiten hin abnimmt. Betrachten wir die Fähigkeit der Auffassung welche die einzelnen Theile der Netzhaut besitzen für sich allein, d. h. wenn der Empfindungsreiz den alle erfahren, objectiv genommen, gleich ist, so sind doch die Empfindungen selbst verschieden an Genauigkeit. Es läßt sich dies durch das Gleichniß der Anschauung näher bringen, daß die Empfänglichkeit des ganzen Auges für die Auffassung desselben Reizes in seinen einzelnen Theilen sich ähnlich verhalte wie die durch einen in's Wasser geworfenen Stein erzeugten, vom Mittelpunkte aus sich verbreitenden, immer schwächer werdenden Wellen, oder wie die von einem Punkte im Innern ausgehende Erleuchtung die sich über eine Fläche verbreitet. (In welchem Verhältnisse die Empfänglichkeit der Nervenenden

nach der Seite hin abnehme, bleibt freilich dabei unbestimmt und würde durch weitere Untersuchungen erst festzustellen sein.) Diese Verschiedenheit der Empfänglichkeit bei objectiv gleichem Reize führt für das geübtere Auge eine Verschiedenheit der Auffassung herbei die nicht unbemerkt bleiben kann. Es muß daher auch das gleich Gefärbte allmälich auseinandertreten zu einer räumlichen Verbreitung, denn es kann das vollkommen scharf Aufgefaßte nicht mehr verschmelzen mit dem nur unbestimmt und undeutlich Gesehenen. Um einen scharf hervortretenden Mittelpunkt gruppiren sich nun eine Menge schwächer und schwächer werdender Nebeneindrücke, wie wir leicht durch den Versuch uns überzeugen können. Hierin liegt das Richtige in dem was Herbart (Psychol. II. p. 381) von den Raumvorstellungen sagt: »Wie das Licht von irgend einem leuchtenden Punkte ausgehen muß, so ist auch der Raum, psychologisch betrachtet eine Art von Ausstrahlung der Objecte«; obwohl wir die von ihm gegebene Erklärung keineswegs billigen können.

Wie in den Complicationen die Gesichtsvorstellung vor den übrigen mit ihr verbundenen hervorstechen mußte und ihnen als die bestimmteste zum Träger und Mittelpunkte diente, so bildet jetzt auch in der Gesichtsvorstellung selbst die am schärfsten aufgefaßte Stelle jederzeit den Mittelpunkt um welchen sich die schwächeren und undeutlicheren umherlagern. Je mehrere von ihnen zusammengefaßt werden, desto unbestimmter wird die Gesammtvorstellung. Die Zusammenfassung wird erleichtert, wenn das Seitliche das nicht scharf aufgefaßt wird, schon bekannt ist aus früheren Wahrnehmungen als ein räumliches Nebeneinander von bestimmter Färbung, nie aber kann dieses ungenaue Gesammtsehen die scharfe Bestimmtheit erlangen welche wir beim Fixiren erreichen. Auf diese Weise wird es begreiflich wie die Gesichtsvorstellung vom einfachen Nebeneinander ausgehend sich allmälich flächenartig verbreiten könne. Es stellt sich dabei heraus daß diese Ausbreitung zur Fläche

für das ruhende Auge — denn bloß von der Wahrnehmung welche dieses macht, war bis jetzt die Rede — nur durch die eigenthümliche Construction des Organes zu Stande kommt; denn besäßen die sämmtlichen Nervenfasern desselben durchgängig gleiche Empfänglichkeit, so würde bei qualitativer Gleichheit der Reize in der Perception stets die Affection der einen mit der der andern vollständig verschmelzen müssen.

Dieselbe Einrichtung des Auges welche ein Flächensehen auch ohne Bewegung des Organes möglich macht, wird auch Ursache der Ausbildung seiner Bewegungsfähigkeit, durch welche das Flächensehen weiter entwickelt und immer bestimmter wird. Von dem Gesetze daß der Mittelpunkt des Auges sich stets dem stärksten Reize zuwendet, ist schon die Rede gewesen. Nehmen wir an daß die Fähigkeit des scharfen Sehens vom Mittelpunkte aus nach der Seite hin im geraden Verhältniß der Entfernung abnimmt, so wird das Auge (abgesehen von der wechselnden Empfänglichkeit der Fasern für die Aufnahme verschiedener Reize) seinen Mittelpunkt der Stelle zu bewegen müssen, an welcher der Reiz mit der Intensität $= c$ auftritt, wenn $(a - m)c > ab$ ist — wobei wir den Grad der Fähigkeit des scharfen Sehens im Mittelpunkte des Auges $= a$, den der Fähigkeit irgend eines seitlichen Punktes $= (a - m)$, die objective Intensität (Lichtstärke) des im Mittelpunkte gegenwärtigen Reizes $= b$, die des im seitlichen Punkte gegenwärtigen $= c$ gesetzt haben. Besäßen mehrere Punkte zugleich diese Beschaffenheit, so würde sich der Mittelpunkt des Auges derjenigen Stelle zuwenden müssen, für welche das Product $(a - m)c$ am größten ausfiele, da an jeder andern der Mittelpunkt aus demselben Grunde nicht würde verweilen können, aus welchem er seine ursprüngliche Stellung verlassen mußte. Da der Horopter für die horizontale Richtung größer ist als für die vertikale und das Gesichtsfeld deshalb stets eine Ellipse bildet, so würde außer den bezeichneten Elementen auch noch die etwas größere Schwierigkeit in Anschlag zu bringen sein, mit welcher sich das Auge wahrscheinlich in vertikaler

Richtung als in horizontaler bewegt. (Auch kann durch die verschiedene Einrichtung der Augenmuskeln eine Art der Augenbewegung stärker erschwert werden als eine andere.) An eine wirkliche Rechnung ist, wie man sieht, auch hier noch lange nicht zu denken, obwohl wir Herbart beistimmen müssen, wenn er sagt (Psychol. II. p. 140): »Überhaupt ist kein Zweifel, daß es müsse a priori bestimmt und berechnet werden können, welche Bewegungen, welches Umherlaufen des Blickes einer jeden Gestalt zukomme, unter der Voraussetzung, daß das Auge sich der Gestalt hingebe und keinem fremden Antriebe folge«.

Die auf den angeführten Bedingungen beruhende Nöthigung des Auges sich zu bewegen trägt zur Ausbildung der Raumvorstellungen zunächst dadurch bei, daß in jedem Augenblicke der Bewegung nicht etwa blos eine beständige Veränderung der den Mittelpunkt des Auges treffenden Affectionen, sondern stets eine Verschiebung des ganzen Gesichtsfeldes stattfindet. Das vorher vollkommen scharf Gesehene wird allmälich undeutlicher und unbestimmter, während das was bisher nur ungenau aufgefaßt werden konnte in den Mittelpunkt des Auges fortrückt und dadurch mit der größten möglichen Schärfe hervortritt, bis es ebenfalls vor diesem vorübergeht und mehr und mehr wieder getrübt wird. Durch die Bewegung wird also das Auge fortwährend zu neuen Versuchen der Zusammenfassung des Mannigfaltigen genöthigt. Durch fortgesetzte und wiederholte Bewegung desselben über alle Theile des Gesichtsfeldes (wobei das Auge zu einigen Wahrnehmungen häufiger zurückkehren muß als zu andern, weil es für jede bestimmte Kopfstellung eine natürliche Stellung der Augen giebt, die sie immer wieder einnehmen, wenn sie nicht durch stärkere seitliche Reize abgelenkt werden), müssen einige Zusammenfassungen geläufiger werden als andere und dienen deshalb von nun an zur Orientirung. Zugleich bietet dies die Gelegenheit zur Erweiterung der Zusammenfassung des Mannigfaltigen, indem die Geläufigkeit derselben den Anschluß des Unbekannten und Neuen ebenso erleichtert, wie das einfache Nebeneinander

nur dadurch der Erweiterung fähig wurde, daß es durch vielfache Wiederholung immer bekannter und zu einer festen Vorstellung geworden war, die keine Vereinigung mit Verschiedenem zu einer verworrenen Totalvorstellung mehr zuließ. Wird aber selbst durch noch so häufige Wiederholung in der Wahrnehmung einer bestimmten zusammengefaßten Gruppe des nach außen gesetzten Mannigfaltigen nichts geändert, so haben wir hiermit einen festen Flächenraum, der um so genauer in einem einzigen Acte des Vorstellens aufgefaßt wird, je bekannter die Einzelnheiten sind die er enthält, weil durch die Reproduction dann um so sicherer und besser ergänzt wird was der wirklichen Wahrnehmung an Schärfe abgeht. Daß eine solche Ergänzung des wirklich Gesehenen durch die Reproduction in der That geschehe, läßt sich in der Erfahrung an unzähligen Beispielen nachweisen. Nur bei dem was uns völlig unbekannt ist pflegt unsere Anschauung zu verweilen, obgleich wir gerade das Bekannteste nur höchst ungenau aufzufassen pflegen. Denn wer vermöchte wohl nur die einzelnen Häuser der Straße die er bewohnt, und wie viel weniger die Stellung der Blätter an einer Pflanze die er täglich besieht oder deren Verschiedenheiten mit einiger Genauigkeit zu beschreiben? An jedem neuen Gegenstande der uns aufstößt suchen wir nur mit äußerster Schnelligkeit das Ungewöhnliche auf durch das er sich am auffallendsten von anderen Gegenständen derselben Art unterscheidet, bei allem Übrigen verweilen wir gar nicht, sondern ergänzen es aus dem Gedächtniß. Die Steigerung in der Ungenauigkeit dieser Gesammtauffassung wird höchst evident, wenn man zunächst ein Schriftzeichen aus einem unbekannten Alphabet, dann ein Wort aus einem wenig geläufigen, dann eine Zeile der bekanntesten Schriftzüge oder gar eine Seite, endlich eine ganze vor uns ausgebreitete Landschaft mit einem Blicke betrachtet. Wo uns die Reproduction des Bekannten nicht zu Hülfe kommt, da sind wir nie im Stande viele Eindrücke auf einmal aufzufassen. Sie kommt

aber dem Erwachsenen überall zu Hülfe, weil er fertige Anschauungsformen (Schemata) für Alles besitzt was seiner Anschauung gegeben werden kann und nur nöthig hat unter diese die einzelnen Gegenstände zu subsumiren, wenn es ihm um die punktuellen Einzelnheiten nicht zu thun ist.

So wesentlich demnach die Reproduction bei allem Vorstellen des Räumlichen ist, so können wir doch der Ansicht Herbart's nicht beitreten, nach welcher der Raum selbst lediglich ein System von Reproductionen ist (Psychol. II. p. 381). »Es bewege sich ein Gegenstand continuirlich vor einem bunten Hintergrunde vorüber. Da seine stets veränderte Umgebung immer mit ihm verschmilzt, so muß in der gesammten Reproduction aller Umgebungen sich endlich jede bestimmte Zeichnung und Färbung durch gegenseitige Hemmung auslöschen, aber das Gemeinsame aller dieser Reproductionen, nämlich die Ordnung des Zwischenliegenden, also die Räumlichkeit, muß dennoch bleiben. Daher nun der Raum selbst, in welchen wir jeden sichtbaren oder fühlbaren Gegenstand als in eine unbestimmte Umgebung hineinversetzen, sobald wir ihn denken. Was ist dieser Raum? Nichts anderes als eine unzählbare Menge höchst gehemmter Reproductionen, die von dem Gegenstande nach allen Richtungen ausgehen« (Ebendas. p. 143). »Das räumliche Vorstellen beruht auf einer abgestuften Verschmelzung einer Vorstellung mit einer Reihe anderer Vorstellungen.« »Jede Vorstellung weist allen ihre Plätze an, in denen sie sich neben und zwischen einander lagern müssen, während doch der Actus des Vorstellens rein intensiv bleibt« (p. 136 u. 127). Die Frage nach der Ursache des räumlichen Vorstellens ist hierdurch, wie mir scheint, keineswegs beantwortet. Denn, die abgestuften Verschmelzungen zugegeben, so liegt die Schwierigkeit eben darin, zu zeigen warum Verschmelzungen, die selbst eben so wenig etwas Extensives sind wie das Verschmelzende selbst, die Vorstellung des Neben- und Außereinanderseins für sich und außer uns beste-

hender Raumpunkte hervorbringen müssen. Verschmelzungen haben nur Grade, wenn man auch mit Herbart ein mehr oder minder vollkommenes Zusammengehen verschiedener Vorgestellten zu Einem zuläßt; auch die Abstufungen derselben können nur Grade sein die sich durch Zahlenverhältnisse ausdrücken lassen. Wir werden auf diese Weise zwar eine oder mehrere Reihen solcher Grade erhalten, es fragt sich aber, wie die Seele dazu komme diese Reihen als Reihen anzuschauen, wie sie dazu komme aus ihnen einen Flächenraum oder gar einen Körper zu construiren und sie nach außen zu setzen; denn Reihen laufen zwar ab, können aber, zumal wenn sie nach verschiedenen Richtungen von einem Punkte ausgehen, nicht gleichzeitig durchlaufen werden. Beim räumlichen Vorstellen aber werden die nach allen Seiten ausgehenden Richtungen als fest und gleichzeitig miteinander bestehend gedacht. Auch sieht man sich zu der Frage gedrungen, woher denn die am Ende der zuerst angeführten Stelle erwähnten Richtungen selbst kommen; denn Reihen von Vorstellungen als rein intensiven Seelenzuständen können für sich allein noch nicht die Vorstellung linearer Ausdehnung erzeugen. Diese selbst ist vielmehr wie »das Anweisen der Plätze« in den Reihen blos für die Reflexion des Psychologen vorhanden, in Rücksicht der Anschauung selbst bleibt aber immer das Räthsel wo die »Plätze« überhaupt herkommen, da, wie Herbart sehr richtig bei einer andern Gelegenheit bemerkt, »die Succession des Vorgestellten noch nicht die Vorstellung einer Succession ist« und ebenso ein abgestuftes Verschmelzen des Vorgestellten noch nicht die Vorstellung des abgestuft Verschmolzenen oder Verschmelzenden sein kann.

§. 22.

Die Beantwortung der Frage ob die gesehenen Flächen ursprünglich als continuirlich oder als discret erscheinen, scheint durch die Erfahrung zu Gunsten der Continuität zu

geschehen, da dem Erwachsenen jede gesehene Fläche nicht als zusammengesetzt aus einzelnen ursprünglich getrennten Punkten sich darstellt, sondern vielmehr jeder Punkt sogleich als integrirender Theil einer Fläche erscheint und als Punkt gar nicht isolirt werden kann; denn jeder Versuch ihn völlig zu isoliren würde ihn immer nur in eine andere und wieder andere Umgebung bringen, von der er sich eben so wenig absolut würde losreißen lassen als von derjenigen in welcher er früher sich befand. Für den Erwachsenen ist demnach alles Räumliche continuirlich, obwohl man diese Vorstellung der Continuität keineswegs für dieselbe halten darf mit dem mathematischen Begriffe derselben, welcher nur ein Resultat der Reflexion ist und die unendliche Theilbarkeit und unendliche Ausdehnung des Raumes nach allen Richtungen behauptet, die in der auf natürlichem Wege unmittelbar durch die Sinne erworbenen Vorstellung der continuirlichen Fläche keineswegs enthalten sind; vielmehr liegt in dieser letzteren nichts weiter als die Unmöglichkeit eine gefärbte Stelle von der andern durch Einschiebung eines nicht Gefärbten zu trennen. Es fragt sich ob diese letztere Vorstellungsweise die dem Erwachsenen nothwendig ist, in den Wahrnehmungen des Gesichts ursprünglich liege oder, wenn nicht, wie sie entstehe; wir haben es nämlich hier, wo von der Sinnlichkeit die Rede ist, mit der abstracten Vorstellung des Raumes und dessen Eigenschaften gar nicht zu thun, sondern lediglich mit den Wahrnehmungen erfüllter Räume und mit den Vorstellungsweisen die mit diesen nothwendig verbunden sind oder unmittelbar aus ihnen hervorgehen. Die Meinung daß der Raum als fertige ursprünglich bestimmte Vorstellungsweise mit den Merkmalen der Unendlichkeit und unendlichen Theilbarkeit der Sinnlichkeit gegeben sei, lassen wir hier bei Seite, da sie aller Erfahrung rücksichtslos widerspricht.

Die Erfahrung zeigt, daß das Kind anfangs jede Bewegung nur mit Mühe durch das Auge verfolgen kann, daß

es die schnelleren Bewegungen sogleich verliert und z. B. eine auf- und abschwingende glänzende Kugel nur am Anfangspunkte oder außer diesem nur noch am Endpunkte ihrer Bewegung aufzufassen im Stande ist. Die einzelnen lebhaften Eindrücke welche hierbei entstehen, können dabei nur als wenig gestört und getrübt durch diejenigen Reize erscheinen welche von den Umgebungen der Kugel auf die seitlichen Stellen der Netzhaut fallen; dagegen müssen sie als völlig unterbrochen sich darstellen wenn das Auge bei der Bewegung, zu welcher es durch den seitlich liegenden stärkeren Reiz genöthigt wird, über eine ganze Reihe von schwachen Reizen hinweggleiten muß die nicht im Stande sind es zu fesseln. Dasselbe muß bei jeder Augenbewegung und namentlich bei jeder größeren und schnelleren geschehen, wenn z. B. an einem weit seitlich liegenden Punkte ein brennendes Licht in den übrigens nur schwach erleuchteten Raum eintritt, und selbst der Erwachsene kann sich leicht davon überzeugen, daß ihm bei rascher Bewegung der Augen das Zwischenliegende, obgleich es sich im Auge abbilden muß, und mit diesem die Continuität des Gesehenen verloren geht. Zwar denkt er sie hinzu, imaginirt sie, aber dem Auge stellt sie sich nicht dar. Ebenso geht es dem Kinde, und es muß ihm um so mehr so ergehen, weil es in der Bildung seiner Raumvorstellungen nicht ausgeht vom Fixiren eines Punktes — denn dieses könnte bei ihm nur stattfinden wenn die Stärke eines punktuellen Reizes alle anderen umliegenden völlig zu unterdrücken im Stande wäre — sondern zuerst entstehen ihm qualitativ unbestimmte, verworrene Gesichtsvorstellungen, die noch nichts Räumliches an sich haben; allmälich treten qualitative Unterschiede bestimmter hervor, wenn in vielfach wiederholten Gesichtswahrnehmungen eine und dieselbe Farbe so vorherrscht, daß die umliegenden Punkte jenen Haupteindruck nicht wesentlich stören; sind mehrere Farben als verschieden bekannt, so tritt die Nothwendigkeit ein sie nebeneinander zu setzen, wenn sie gleichzeitig gegeben werden,

und dieses Nebeneinander bildet sich dann weiter zur Flächen- vorstellung aus, wie wir gesehen haben. Ist diese Darstellung richtig, so folgt unmittelbar aus derselben daß das Gesichts- feld dem Kinde ursprünglich nicht als continuirliche Fläche erscheinen könne, obwohl es sich ihm eben so wenig als discrete Größe darstellen kann, denn dazu würde das wirkliche Ein- schieben einer Lücke, eines überhaupt nicht Sichtbaren zwischen das Gesehene nöthig sein. Vielmehr sind beim Kinde zwei deutliche und kräftige Vorstellungen (im obigen Beispiele die Vorstellungen der in verschiedener Umgebung oder von verschie- denen Seiten gesehenen Kugel) nur getrennt durch ein zwi- schenliegendes verworrenes Vorstellen, wodurch nicht eine Lücke im Vorstellen selbst entstehen kann, die, wenn sie entstände, nicht bemerkt werden könnte, und wenn sie bemerkt zu werden scheint, nur erschlossen sein kann, sondern nur ein Einschieben eines Fremdartigen zwischen Bekanntes, wie etwa zwei gleich- artige Gehörsvorstellungen durch eine ungleichartige unterbro- chen werden können. Es wird hieraus verständlich sein wie die Gesichtswahrnehmungen ohne ursprünglich discret zu sein, dennoch ebensowenig gleich anfangs als continuirlich erschei- nen, weil das Sehen von Flächen und Linien erst nach und nach gelernt wird. Ist dies jedoch geschehen, so muß jede gesehene Fläche nothwendig als continuirlich sich darstellen. Die Gründe davon werden wir sogleich aufsuchen.

Denken wir uns die Netzhaut aus einzelnen für sich be- stehenden Nervenenden zusammengesetzt, so wird allerdings jedes Bild das auf sie fällt, einer Mosaik gleichen, weil alle einzelnen empfindenden Punkte durch andere nicht empfindende voneinander getrennt sind. Mag sich dies aber wirklich so verhalten oder mögen schlechthin alle Punkte empfinden, so daß die Netzhaut ein Continuum im streng mathematischen Sinne wäre, keines von beiden würde auf die Bildung der Vorstellung der Continuität irgend einen Einfluß haben; denn die Gesichtsvorstellung ist nicht etwa wieder ein Abbild des

Bildes das sich auf der Netzhaut darstellt, sondern eine rein intensive Thätigkeit der Seele, welche durch die Nervenaffectionen veranlaßt wird, aber keineswegs ihnen gleicht. Daher ist die Vorstellung von einer Fläche selbst nichts Räumliches, denn sie ist kein Bild äußerer Gegenstände wie das auf der Netzhaut (und jedes das im eigentlichen Sinne ein Bild heißt), durch Lichtreflexe zu Stande gebracht. Die nicht empfindenden Stellen der Netzhaut welche die empfindenden unterbrächen, könnten auf die Seele (eben weil sie nicht empfänden) auch nicht fortwirken: sie würden für das Gesicht und dessen Function, das Sehen selbst, so gut als gar nicht vorhanden sein und also in keinem Falle in der Vorstellung der Fläche eine Veränderung hervorbringen, denn diese besteht nicht in der Perception der gegenseitigen Lage der unter sich continuirlichen oder discontinuirlichen Empfindungsstellen, sondern in dem Versuche der Zusammenfassung der gleichzeitigen Reize durch die Perception, mögen diese auf der Netzhaut eine Lage haben welche sie wollen; nicht diese, sondern die Gleichzeitigkeit der Reize bewirkt die Vorstellung der Fläche. Man wird jetzt bemerken wie das Flächensehen die Vorstellung des Continuirlichen nothwendig herbeiführt; denn jede gesehene Fläche ist nichts anderes als ein Quantum des Nebeneinander, jedes Nebeneinander aber muß continuirlich sein, weil Nichtgesehenes zwischen Gesehenes nie eingeschoben werden kann, da in der Vorstellung des Einschiebens und des Zwischen selbst wieder die Vorstellung eines Nebeneinander liegt, nur eines andern von demjenigen verschiedenen, das durch das Einschieben des Neuen getrennt werden sollte. Eine Trennung ist also unmöglich ohne die Erzeugung neuer Raumelemente die den ersten gleichartig sind, und diese Unmöglichkeit ist es welche zu der ganz unbegründeten Vorstellung von der unendlichen Theilbarkeit des Raumes Veranlassung gegeben hat. Zwar kann die Grenze des Sichtbaren für das menschliche Auge, da dieses vermittelst künstlicher Instrumente diese Grenze selbst zu

überschreiten im Stande ist, kein Argument zu Gunsten der atomistischen Naturansicht abgeben, aber schon die Leichtigkeit und Bequemlichkeit die es hat jede Grenze zu leugnen, muß Mißtrauen und den Verdacht der Denkfaulheit erregen, da nach einer sehr richtigen Bemerkung des Aristoteles alles Unbegrenzte sich unsrer weiteren Forschung entzieht und, weil es ihr stillzustehen gebietet, von ihr geflohen werden muß.

Es mag erlaubt sein hier noch eine kurze Betrachtung über den vorhin ausgesprochenen leicht paradox erscheinenden Satz hinzuzufügen, daß das Gesehene auch dann uns continuirlich erscheinen müsse wenn die empfindenden Theile der Netzhaut durch unempfindliche unterbrochen wären, zumal da diese Betrachtung noch einiges Licht auf den Grund der Entstehung der Continuität in unseren Raumvorstellungen werfen wird. Es sind unter der obigen Voraussetzung zwei Fälle möglich, entweder daß die unempfindlichen Stellen überall kleiner wären als das Minimum der Entfernung zweier kleinsten Netzhautbilder (das wir wie oben = 0,0000021 setzen wollen) oder theilweise wenigstens größer als dieses. Daß im ersten Falle gar keine Veränderung in der als continuirlich sich darstellenden Fläche sich zeigen könne, fällt in die Augen; denn nur gerade so viel als die Netzhautbilder mindestens von einander entfernt sein müßten um unterschieden werden zu können, würde dann durch jene unempfindlichen Stellen unsichtbar gemacht werden. Im zweiten Falle verhält sich dagegen die Sache so. Die einzelnen Punkte welche gesehen würden, müßten zusammenrücken, so daß z. B. ein Gegenstand von einem Fuße Länge auf dieselbe Entfernung einem solchen Auge nur halb so groß erschiene, indem bloß beide Enden desselben, die sich auf empfindenden Stellen der Netzhaut abbildeten, ihm wahrnehmbar wären. Es müßte für ein solches Auge Alles weit kleiner erscheinen und überdieß der Übelstand eintreten, daß bei jeder Fortbewegung des Gegenstandes oder des Auges beide vorher gesehenen Punkte zugleich dem Gesichte ver-

schwänden, wenn die unempfindlichen Stellen der Netzhaut symmetrisch sich über diese verbreiteten. Es würde durch äußere Bewegung anfangs eine Reihe vorher unsichtbarer Punkte sichtbar werden, bis endlich der in der ersten Wahrnehmung links liegende Theil sich auch auf der links liegenden Empfindungsstelle abbildete, wenn die Bewegung von links nach rechts, oder der rechts liegende auch auf der rechts liegenden Empfindungsstelle sich darstellte, wenn sie von rechts nach links ginge. Diese an sich unzweckmäßige Einrichtung des Auges würde also, wie man sieht, der Vorstellung der Continuität ebensowenig schaden als der Mariottesche Fleck die Continuität unsrer Wahrnehmungen unterbricht, obwohl sie die gesehenen Gegenstände verkleinern und die Orientirung im Raume bedeutend erschweren müßte, weil wegen der unempfindlichen Stellen ein solches Auge nicht von allen Reizen, die auf ein besser construirtes gleichzeitig wirken, zu gleicher Zeit afficirt werden könnte. *)

---

*) Diese ganze Deduction würde unhaltbar sein, wenn es allgemein richtig wäre was Volkmann (Art. »Sehen« in Wagner's Handwörterb. der Physiol. p. 265) behauptet, daß absolute Dunkelheit nicht Negation des Sehens, sondern ein Sehen eigener Art sei. Als Beweis führt er Halbsichtigkeit durch Apoplexie und das Schließen des Auges an. Das in beiden Fällen sich darstellende Schattenfeld wird aber im strengen Sinne offenbar ebensowenig gesehen als Pausen gehört und eine Lücke oder ein Loch durch den Tastsinn unmittelbar wahrgenommen wird. Es geschieht dies nur durch die getäuschte Erwartung einen Reiz von einer gewissen Stärke und an einer bestimmten Stelle zu erfahren, der sich nicht einstellt. Tritt aber keine Erwartung ein, wie in dem oben angenommenen Falle einer gewissen natürlichen Construction des Auges, so kann auch keine Täuschung erfolgen. Es soll dabei nicht geleugnet werden (und dies ist das Richtige in Volkmann's Behauptung), daß durch die Erwartung selbst, wenn sie gespannt genug ist, das Organ auf welche sie sich bezieht, von Seiten der Seele eine gewisse Einwirkung erfahre durch die es ebenfalls in eine eigenthümliche Thätigkeit versetzt

Das Resultat der vorstehenden Überlegung besteht demnach darin, daß mit der Vorstellung der Fläche zugleich auch die der Continuität entstehen muß. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Tonlinie und der Farbenreihe: mögen sie objectiv continuirlich sein oder nicht, uns müssen sie jedenfalls als continuirlich erscheinen, weil alle Differenzen die unterhalb der Grenzen unsrer Unterscheidungsfähigkeit liegen, von uns nicht mehr als Differenzen wahrgenommen werden und deshalb den Schein einer Lücke nicht mehr hervorbringen können. Jenes Differente würde in unsrem Vorstellen gänzlich verschmelzen und also den Schein der Continuität nicht stören.

§. 23.

Das Flächensehen wird um so besser von Statten gehen, je weniger ein einzelner Reiz vor allen übrigen gleichzeitigen vorwiegt und das Auge zu einer dem Fixiren ähnlichen Thätigkeit nöthigt, oder genauer gesprochen, je mehr die geringere Fähigkeit der seitlichen Theile zum scharfen Sehen durch verhältnißmäßige Stärke der auf sie fallenden Reize so ersetzt wird, daß die oben als Bedingung der Bewegung des Auges aufgestellte Ungleichung $(a - m)c > ab$, die sich also für das ruhende Auge in $ab > (a - m)c$ verwandelt, für alle Punkte der Netzhaut sich möglichst der Gleichheit nähert. Erleichtert wird außerdem das Flächensehen hauptsächlich durch die schon erworbene Kenntniß der Einzelnheiten welche das Gesichtsfeld enthält; denn sobald diese gehörig bekannt sind, tritt die Re-

---

wird, nur ist der Sprachgebrauch nicht zu billigen, der dies ein Sehen nennt. Überdies ist zur Erklärung der Wahrnehmung der Dunkelheit daran zu erinnern, daß der Gesichtsnerv auch dann sich noch keineswegs im Zustande *absoluter* Ruhe befindet, wenn die äußeren Reize zeitweise intercipirt werden. Außer den stärkeren oder schwächeren Erregungen denen er von Seiten der Seele und des Gehirns ausgesetzt bleibt, wirken auch seine eigenen Residuen in ihm fort.

production an die Stelle des wirklichen Sehens und die Zusammenfassung verliert dadurch, obwohl nur scheinbar, ihre Ungenauigkeit und Verworrenheit, da man das wegen der Construction der Netzhaut nur undeutlich Sichtbare vollkommen distinct zu sehen glauben muß, wenn es aus früheren Wahrnehmungen hinreichend bekannt ist und vermittelst einer neuen Anschauung das fertige Gedächtnißbild sich zu jeder Zeit als richtig aufgefaßt bestätigen läßt. Eine weitere Verdeutlichung der Flächenwahrnehmungen, die, so weit wir sie jetzt kennen, noch nichts enthalten als eine in Rücksicht der Menge noch sehr unbestimmte Zusammenfassung eines gewissen Quantum des Nebeneinander, entsteht mit den Größenvorstellungen die wir jetzt näher zu betrachten haben.

Die Größe eines Gegenstandes kann nicht unmittelbar gesehen, sondern nur beurtheilt, geschätzt werden. Es bedarf dazu stets eines Maaßes, das mehr oder weniger genau sein kann. Eine Größe allein kann daher als Größe gar nicht vorgestellt werden, sondern dies kann nur geschehen durch Vergleichung der einen mit einer anderen. Die wirkliche Messung unterscheidet sich von dieser Vergleichung nur durch den Grad der Genauigkeit. — Was wir im Vorigen erhalten haben, waren Flächenvorstellungen als Zusammenfassungen eines Mannigfaltigen. Würde in diesen Zusammenfassungen ursprünglich das Mannigfaltige als ein Mannigfaltiges vorgestellt, so bedürfte es einer weiteren Untersuchung über die Entstehung der Größenvorstellungen gar nicht. Würde das Netzhautbild selbst als ausgedehntes Quantum gesehen, von der Seele percipirt und vorgestellt, so wäre die Entstehung der Größenvorstellungen so einfach wie Volkmann (Beiträge zur Physiol. des Gesichtssinns) angiebt: die Größe der Objecte würde nur nach der Größe des Netzhautbildes geschätzt, größere Augen sähen größer, kleinere kleiner. Allein das Netzhautbild und seine Beschaffenheiten sind nicht das Vorgestellte selbst und da es einen andern Ort, eine andere Größe und Lage, ja sogar

eine andere Gestalt hat als die gesehenen (vorgestellten) Gegenstände, weil es im Hohlraume des Auges liegt, und da es überdies doppelt ist, diese aber nur einfach, so kann ein unmittelbarer Schluß von jenem auf unser Vorstellen offenbar gar nicht gemacht werden.

Die zusammenfassenden Vorstellungen welche durch das Flächensehen entstehen, enthalten zwar für sich betrachtet kein Mannigfaltiges in sich — denn als Acte der einfachen Seele lassen sie sich nicht zerlegen — aber sie besitzen verschiedene Grade der Deutlichkeit, die theils von der Menge des Zusammengefaßten und seiner Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit, theils von der Genauigkeit und Bestimmtheit der schon erworbenen Kenntniß der zusammengefaßten Einzelnheiten abhängen; denn je größer die Menge des Zusammengefaßten, je ungleichartiger in sich es ist und je mehr Mühe die Auffassung des Einzelnen macht, so lange es wegen seiner Neuheit noch keine fertigen Vorstellungen in unserm Innern vorfindet an die es sich sogleich anschließen kann, desto verworrener und unbestimmter muß die Totalauffassung werden. Hierin liegen die Ursachen der Entstehung der Größenvorstellungen.*) Ein Gegenstand wird für um so größer gehalten, je mehr Mühe die Zusammenfassung seiner einzelnen Theile beim Gesammtsehen verursacht, je unvollkommener die Zusammenfassung gelingt, je undeutlicher sie bleibt.

So lange noch keine einzelnen Gestalten vom Auge distinct aufgefaßt werden, müssen demnach die Größenvorstellungen die durch dasselbe erworben werden, höchst mangelhaft, ja entschieden unrichtig sein; denn sowohl die Ungleichartigkeit der einzelnen Reize als auch die Ungewohnheit derselben würden nach dem Obigen zu ganz falschen Schätzungen Veranlassung geben. Man wird dies vielleicht unwahrscheinlich finden und

---

*) Wir reden hier natürlich nur von Flächengrößen, da im Vorhergehenden nur von den Flächen gehandelt worden ist.

davon einen Einwurf gegen die oben angegebene Erklärung hernehmen. Zur Beseitigung desselben muß hauptsächlich daran erinnert werden, daß die Entstehung der Raumvorstellungen in der Wirklichkeit begreiflicher Weise nicht so vor sich geht, daß die einzelnen Bildungen isolirt nacheinander sich entwickeln, obwohl die Psychologie sich genöthigt sieht sie successiv darzustellen. Diese kann freilich nur eines nach dem andern behandeln und zuerst von der Fläche, dann von der Größe, Gestalt, Lage, Richtung, Körperlichkeit sprechen, und es entsteht daraus der unvermeidliche Übelstand, daß sie in der Seele nacheinander entstehen zu lassen scheint was miteinander auftritt. Die Ausbildung der Größenvorstellungen z. B. wird wesentlich unterstützt durch die Gestaltenwahrnehmung, von der wir erst später reden können, und umgekehrt diese durch jene, sie wird wesentlich verändert durch die Wahrnehmung der Körperlichkeit der Dinge, die ebenfalls erst später erörtert werden kann.

Die Irrthümer welche anfangs in der Größenschätzung durch das Auge allein dem Kinde entstehen müssen, weil ihm die Zusammenfassung des Unbekannten schwerer wird als die des Bekannten, die des Bunten schwerer als die des Einfarbigen, werden sich mit der fortgehenden Übung des Auges theils von selbst immer mehr verbessern, theils sind sie von gar keiner Wichtigkeit, da die Größenschätzung etwas Secundäres ist, erst aus vielfachem Flächensehen allmälig sich herausbildet, einige Genauigkeit und Sicherheit aber nie früher erlangen kann als bis dem Auge das Tastorgan zu Hülfe kommt. Dies geschieht auf doppelte Weise. Zunächst nämlich dient die Hand selbst als unmittelbares Größenmaaß. Wird ein Theil eines Gegenstandes durch die Hand verdeckt, so bleibt dem Auge weniger übrig zu sehen, die Gesichtsvorstellung erlangt größere Deutlichkeit. Wird die Hand vom Gegenstande hinweggenommen, so wächst die Undeutlichkeit des Sehens, die Größe des Gegenstandes nimmt zu. Die Hand selbst ist für

das Auge ein zusammengefaßtes Quantum des Nebeneinander, das stets mit demselben bestimmten Grade der Deutlichkeit aufgefaßt wird. Hierin liegt für das Auge eine Veranlassung zur Größenschätzung, welche dann durch das Betasten der Gegenstände controlirt und berichtigt wird. Die Schwierigkeit der Zusammenfassung durch das Auge allein muß daher jetzt als ein trügerischer Maaßstab für die Größe der Gegenstände erscheinen, da das Bunte, für welches sie größere Mühe kostet als für das Einfarbige, vom Getast nicht immer als das Größere bestätigt wird. Ebenso wird der Irrthum in der Größenschätzung welcher aus der Ungewohnheit des Gesehenen entspringt, durch das Getast verbessert, oder fällt schon vorher für das Auge von selbst hinweg, sobald es eine Reihe von Farben und elementaren Gestalten kennen gelernt hat, denen sich alles Neue leicht unterordnet und anschließt, weil es sich stets nur aus bekannten Elementen zusammensetzt.

Die andere Art auf welche das Tastorgan der Größenschätzung zu Hülfe kommt, beruht auf dem schon oben (§. 19 zu Ende) besprochenen Muskelsinne. Sie findet hauptsächlich auf solche Gegenstände ihre Anwendung, die vom Tastorgane nicht auf einmal umfaßt werden können oder sogar das Gesichtsfeld überschreiten. Wie dies geschehe, findet am besten seine Erläuterung da wo von der Wahrnehmung der Körperlichkeit und von dem Abschlusse die Rede sein wird, zu welchem die Raumvorstellungen in ihrer Ausbildung gelangen (§. 26).

§. 24.

Bei weitem das Wichtigste für die Auffassung des Räumlichen sind die Gestalten; denn durch ihre Gestalt erst treten uns die Dinge als feste in sich abgeschlossene äußere Ganze gegenüber, erst als Gestalten bilden sie zusammen eine sinnliche Welt, die von dem Verlaufe der Zustände unseres Inneren sich völlig unabhängig zeigt. Hier ist es wo sich der

Ursprung alles menschlichen Denkens aus sinnlich gegebenen Elementen ungesucht und klar ergiebt. Vergebens strengen wir uns an die Elemente der materiellen Welt gestaltlos zu denken: bleiben wir nicht beim abstracten Begriffe derselben stehen, so schiebt sich unvermerkt immer ein Gestaltenbild unter von größerer oder geringerer Schärfe. Vergebens bemühen wir uns physische oder metaphysische Kräfte ohne Gestaltenumrisse uns vorzustellen: entweder denken wir sie als unwirksam, gebunden u. dergl. oder wir schreiben ihnen Richtungen und Lagen gegeneinander zu. Alle psychischen Erscheinungen ohne Ausnahme knüpfen sich an die Menschengestalt, für eine jede derselben suchen wir einen bestimmten Sitz, wie für die Seele selbst, und schreiben ihr also eine räumliche Begrenzung zu. Selbst in unseren abstractesten Überlegungen können wir der Analogieen mit der äußeren Gestaltenwelt so wenig entbehren, daß Ordnung und Zusammenhang in ihnen ganz und gar auf Verzweigungen von Begriffen beruhen, deren Verhältnisse nach Umfang oder Inhalt ohne Gestaltenbilder die wir uns entwerfen, gar nicht auffaßbar sind. Vollends unsere Gefühle und Begierden vermögen wir uns nur als gegeneinander arbeitende, gegen einen Druck ankämpfende Kräfte vorzustellen unter den Bildern der Spannung, der Expansion, Contraction u. s. f. Deshalb fordert jede Wissenschaft ihre eigenthümlich gebildete Phantasie; denn bei aller Verschiedenheit der Gegenstände vermag die Seele ein innerlich Mannigfaltiges sich nur unter dem Bilde des Räumlichen und jedes bestimmte Mannigfaltige nur unter dem Bilde einer geschlossenen Gestalt zu denken. Je genauer und tiefer in's Einzelne man diese beiläufigen Andeutungen verfolgen wird, desto mehr wird allmälig jeder Zweifel darüber schwinden, daß es ein völlig vergebliches Bemühen des Menschen ist, sich seiner sinnlichen Auffassungsweise in irgend einer Beziehung gänzlich zu entschlagen, daß jeder Versuch dazu auf einem Mißverständnisse seiner eigenen Natur beruht,

und weit entfernt ihn über das Irdische zu erheben, ihn zu nichts führt als zu ebenso unklaren als leeren Fictionen. Kehren wir jedoch zurück zu unserer jetzigen Aufgabe, zur Entstehung der Flächengestalten für unsre Anschauung.

Gestalten sind Abgrenzungen eines gewissen Quantum des Nebeneinander. Was hierbei zur Wahrnehmung des Quantum hinzukommt, ist die Vorstellung der Abgrenzung. Zu dieser gehört wesentlich dreierlei: das Sehen von Farbengrenzen überhaupt, die Kenntniß ihrer Richtungen und Lagen, endlich die Wahrnehmung ihres Insichzurücklaufens, durch welche uns eine in sich geschlossene Figur als Ganzes entsteht.

Was zuerst die Farbengrenzen als solche betrifft, so können sie nicht da wahrgenommen werden, wo Farbennüancen stetig in einander übergehen oder auch nur überzugehen scheinen, sondern lediglich da wo Farben die als verschieden bereits bekannt sind, nebeneinander auftreten. Sollen daher Grenzen gesehen werden, so müssen Farbenverschiedenheiten bereits bemerkt und also fertige Vorstellungen von mehreren Farben schon vorhanden sein. Die Grenze selbst ist die Stelle an welcher die eine Farbe aufhört und die andere anfängt. Das Aufhören und Anfangen kann aber vom Auge nicht gesehen werden, denn es ist weder selbst etwas Gefärbtes noch dem Gefärbten ähnlich. Wie soll also die Vorstellung der Grenze zu Stande kommen können? — So lange ein Gesammtsehen stattfindet wie wir es bei der Entstehung der Flächenvorstellung kennen gelernt haben, ist Grenzenwahrnehmung unmöglich. Um diese machen zu können muß sich vielmehr das Auge bewogen finden seine Thätigkeit der Gesammtauffassung dessen was im Gesichtsfelde sich darstellt, zu entziehen und auf Einzelnes zu concentriren. Wodurch es hierzu bestimmt werden könne, ist nach dem Vorigen nicht mehr zweifelhaft: es kann dies nur geschehen durch die überwiegende Stärke einzelner Reize die das Auge für sich vorzugsweise in Anspruch nehmen und es nöthigen sich in sie zu vertiefen. Schon durch

die länger fortgesetzte Beschäftigung des Auges mit einer und derselben Farbe schwindet bekanntlich nach und nach die Empfänglichkeit desselben für sie, andere gleichzeitig im Gesichtsfelde gegenwärtige Reize erlangen das Übergewicht und das Auge wird dadurch zu diesen fortgetrieben. Zunächst muß es zwar hierbei über die Grenze selbst hinweggleiten, aber es ist einleuchtend, daß es unter Umständen ebensowohl genöthigt werden könne bei dieser stehen zu bleiben. Tritt dieser Fall ein, so stellt sich heraus daß trotz noch so häufiger Wiederholung der Versuch je zwei verschieden gefärbte Stellen auf einmal scharf aufzufassen beständig mißlingt. Es brauchen diese Stellen keineswegs zwei Punkte zu sein im strengen Sinne, d. h. zwei Stellen die nur die Größe des Minimum zweier distinct sichtbarer Netzhautbilder besäßen, sondern es reicht hin, wenn das Auge sich genöthigt findet bei dem Versuche der Zusammenfassung aus der einen Farbenfläche in die andere hinüber- und wieder herüberzugehen. Je mehr sich das Sehen dabei dem Fixiren nähert, desto schärfer wird natürlich die Grenzwahrnehmung, doch ist zur Entstehung derselben nichts weiter nöthig als daß das Auge nur nicht mehr bei der ungenauen Gesammtauffassung größerer Partieen des Gesichtsfeldes stehen bleibe. Warum jener Versuch mißlingen müsse sobald er mit einiger Schärfe gemacht wird, wissen wir bereits: das als verschieden Erkannte kann in einen einzigen Vorstellungsact nicht mehr zusammengefaßt werden, so lange die Verschiedenheit selbst noch festgehalten wird. Diese festzuhalten werden wir aber fortwährend genöthigt durch die festen Farbenvorstellungen die wir bereits besitzen, da deren Verschiedenheit beim Übergehen des Auges von einer Farbe zur andern recht scharf herausgehoben wird. Je mehr sich das Auge in's Einzelne vertieft, desto weniger ist ein verworrenes Gesammtsehen möglich, und es kann daher nichts entstehen als ein beständiges Mißlingen des Versuchs zugleich zu sehen was doch nicht zu verschmelzen vermag, sondern durch den Fortgang der

Wahrnehmung selbst streng auseinander gehalten wird, so daß es sich nur gegenseitig verdrängen kann. Dieses Mißlingen ergiebt die Vorstellung der Grenze, deren Wahrnehmung begreiflicher Weise ebenso durch abstechende Licht- und Schattenvertheilung bei gleicher Färbung zu Stande kommen kann als beim Aneinanderstoßen verschieden gefärbter Flächen. Jenes wird besonders wichtig für die Perspective und wird später (§. 26) noch einmal zur Sprache gebracht werden. Die Grenze selbst ist die Stelle an welche das Mißlingen der Zusammenfassung verlegt wird. Daß ein solches Projiciren derselben nach außen stattfindet, bedarf keiner weiteren Erklärung, da die Vorstellungen deren Zusammenfassung mißlingt selbst als äußere Gegenstände bereits betrachtet werden.

Es kann hierbei zwar der Fall vorkommen daß die beiden Flächen welche die Grenze bilden, nur mit einem einzigen Punkte, etwa dem Scheitel eines Winkels aneinanderstoßen, während alles Umliegende völlig dunkel oder doch nur schwach beleuchtet wäre; dies ist jedoch verhältnißmäßig selten, gewöhnlich erscheint die Grenze als Linie. Es wird daher die Entstehung dieser Vorstellung hier nachzuweisen sein.

Sobald die zwei Flächenräume welche einander begrenzen als Summen des Nebeneinander einigermaßen bekannt sind, so daß eine wenn auch noch sehr ungenaue und trügerische Größenschätzung stattfindet, so muß auch die Vielheit der Grenzelemente selbst bemerkt werden. Dies geschieht hauptsächlich dadurch, daß das ungenaue zusammenfassende Sehen größerer Partieen des Gesichtsfeldes abwechselt mit einzelnen Grenzwahrnehmungen, durch welche jenes immer mehr bestimmt, bereichert und berichtigt wird. Die Mehrheit der Grenzstellen kann nur durch eine zusammenfassende Wahrnehmung, wie die Vorstellung der Fläche selbst, hervortreten. Diese ist nur möglich für Einzelnheiten die als verschieden unter sich schon bekannt sind und deshalb nicht mehr verschmelzen können. Die Grenzstellen zeigen aber untereinander die wesentliche

Verschiedenheit, daß zwei derselben (das obere und untere Ende der Linie) nicht eingeschlossen sind von anderen Grenzstellen derselben Art, sondern andere Umgebungen zeigen als die übrigen. Die Wahrnehmungen dieser können daher mit denen der übrigen, die sich untereinander äußerst ähnlich sind, nicht verschmelzen, ja in den meisten Fällen werden sie auch sehr bald als verschieden unter sich erkannt werden, weil entweder die Farben mit denen sie zusammenstoßen oder die Beleuchtung die sie erhalten verschieden ist. Hat die Wahrnehmung der Verschiedenheit dieser drei Grenzstellen oder vielmehr dieser drei Arten der Grenze (das Mittlere, das Oben und Unten der Linie) hinreichenden Bestand gewonnen, so ist ein zusammenfassendes Sehen der Linie als einer Vielheit möglich, da das Charakteristische einzelner Stellen fest gefaßt worden ist.

Hiermit ist jedoch die Vorstellung der Linie noch nicht vollendet; denn sie wird jetzt zwar als eine Zusammenfassung mehrerer und unter sich verschiedener Grenzstellen gesehen, aber es fehlt ihr noch der fortlaufende Zusammenhang. Obgleich sie nämlich nicht unterbrochen erscheinen kann, so fehlt ihr doch bis jetzt noch der continuirliche Übergang einer Stelle in die andere, welcher der Linie ganz wesentlich ist. Dieser wird nur dadurch herbeigeführt, daß beim Fortlaufen des Blickes über die Linie die eine der bereits bekannten Stellen (es sei dies das Unten) zuerst vollkommen distinkt und allein gesehen wird, allmälig immer undeutlicher gesehen wird, indem das Bild derselben auf seitliche Stellen der Netzhaut fortrückt, während die mittleren Punkte der Linie scharf gesehen werden, bis sie endlich ganz verschwindet. Je mehr sie aber dem Verschwinden sich nähert, desto schärfer tritt allmälig der andere Endpunkt der Linie hervor und die mittleren Theile der Linie schließen sich, indem das Auge über sie hingleitet, mit abgestufter, anfangs steigender dann wieder sinkender Klarheit dem untern Endpunkte und, wenn dieser nach dem Übergang über

die Mitte der Linie vor dem obern Endpunkte zurücktritt, dem oberen an. Dieser Anschluß verhindert, weil er mit verschiedenen Graden der Klarheit für jede Stelle geschieht, das Verschmelzen der mittleren Punkte, und dieser Vorgang ist es der die Vorstellung der Linie als einer Mehrheit unter sich continuirlicher Grenzstellen herbeiführt. Sie ist nichts Anderes als das continuirliche nach außen gesetzte Mißlingen der Zusammenfassung je zweier Grenzelemente.

Man könnte sich wundern daß die Grenze welche zwei Flächen miteinander bilden, da sie ebenfalls eine Vielheit des Nebeneinander und überdies continuirlich ist, nicht selbst als Fläche sich darstellt. Der Grund davon liegt in der Vorstellung der Grenze selbst. Wäre nämlich die Grenze der Fläche selbst wieder eine Fläche, so müßte für diese (die Grenzfläche) auch wieder eine Zusammenfassung des Gleichartigen an jeder ihrer einzelnen Stellen möglich sein, was der Vorstellung der Grenzstelle selbst widersprechen würde, da die Grenze eben diejenige Stelle ist an welcher der Versuch einer solchen Zusammenfassung mißlingt. Kommt diese dagegen zu Stande, so erhalten wir die Vorstellung flächenhafter Verbreitung, also nicht die einer Grenze. Bei scharfer Auffassung einzelner Punkte einer einfarbigen Fläche mißlingt ebenfalls die Zusammenfassung; gerade in so weit sie aber mißlingt, hört auch das Flächensehen auf und geht in ein Fixiren einzelner Punkte über, die sich bei regelmäßiger Fortbewegung des Auges zu einer Linie zusammenordnen. Besitzen wir Linien, so tritt unter ihnen, wie unter den Flächen und ganz in derselben Weise, eine Größenvergleichung dadurch ein, daß die Gesammtauffassung derselben bald von größerer bald von geringerer Deutlichkeit ist. Dies führt auf den Unterschied gerader und krummer Linien.

Die Größenschätzung der Linie giebt die erste Vorstellung der E n t f e r n u n g; denn die Linie, abgesehen von ihrer psychologischen Entstehung und als fertiges Ganze aufgefaßt, ist

die Menge des Zwischenliegenden das sich zwischen zwei ausgezeichnete Punkte oder Stellen (denn man darf hier nicht an die mathematischen Bestimmungen der Linie denken) eingeschaltet findet. Die krumme Linie bietet eine größere, die gerade eine kleinere Menge desselben dar. Es fragt sich wie wir dazu kommen beide durch das Auge zu unterscheiden.

Die gerade Linie zeichnet sich vor der krummen für das Auge sogleich dadurch aus, daß nie ein mittlerer Punkt derselben bei seiner Zusammenfassung mit einem der beiden Enden geringere Deutlichkeit gewährt als die Zusammenfassung der Enden selbst, sondern die Deutlichkeit der gleichzeitigen Auffassung der letzteren stets unter allen die geringste ist. Die zusammenfassende Vorstellung der geraden Linie steht in Rücksicht ihrer Deutlichkeit immer im umgekehrten Verhältnisse der Menge der zusammengefaßten Punkte, so daß die Größe der Linie stets nach dem Grade dieser Deutlichkeit geschätzt werden kann, was bei der krummen nicht immer stattfindet. Bei einem Kreisbogen z. B. der größer als 180° ist, macht die deutliche Zusammenfassung des Anfangs- und Endpunktes geringere Schwierigkeit (sie liegen einander näher) als die des Anfangs- oder Endpunktes mit vielen der mittleren Punkte. Diese Unterscheidung krummer Linien von geraden würde jedoch nur für diejenigen unter ihnen gelten deren Endpunkt sich dem Anfangspunkte wieder nähert. Da überdies das Auge von seiner eigenen Bewegung ursprünglich nichts weiß, so wird auch keine Schätzung des von ihm zurückgelegten Weges eintreten können, sondern der Unterschied gerader und krummer Linien wird von ihm in der Regel auf eine andere Weise gewonnen werden. Wie dies geschieht ergiebt sich aus Folgendem.

Das Auge folgt nur dann einer krummen Linie, wenn die Reize welche von den einzelnen Punkten derselben ausgehen, stark genug sind um es an jeder einzelnen Stelle zu fesseln, während jede Augenbewegung die von einem einzigen

seitlich liegenden Reize veranlaßt wird, stets in gerader Linie fortgeht. Die natürliche Augenbewegung ist stets die gerade, oder vielmehr wir nennen gerade was die Richtung der natürlichen Augenbewegung hat. Warum jede andere eine künstliche ist, wird aus der Construction des Auges zu erklären sein, und fällt daher nicht der Psychologie sondern der Physiologie anheim. Daß es sich so verhält, ist für jene von Wichtigkeit; denn es ergiebt sich daraus warum nur zwei Arten von Linien möglich sind, gerade und krumme; deshalb nämlich weil jede Augenbewegung entweder nur von einem Reize zum andern auf dem Wege übergeht, welchen die Natur des Auges vorschreibt, oder über eine Reihe von zwischenliegenden Reizen hinwegzugehen genöthigt wird, die insofern eine künstliche Reihe genannt werden kann, als sie von dem Auge nicht würde durchlaufen worden sein, wenn dieses nicht gezwungen worden wäre den Weg zu verlassen den es ohne Störung beim Übergang von einem Punkte zu einem andern entfernten stets einschlägt. Auch das was wir hier künstliche Augenbewegung genannt haben, ist freilich in einem andern Sinne wieder eine natürliche, da sich das Auge stets nach der Natur der Reize und nach seiner eigenen richten muß. Es wird aber von selbst einleuchten daß diese Zweideutigkeit eine unschädliche ist, da wir unter einer künstlichen Augenbewegung hier keine andere verstanden wissen wollen als eine solche, bei welcher das Auge in seinem Übergange von a nach e durch die Natur und Anordnung der äußeren Reize genöthigt wird von dem Wege durch die Punkte b c d, welchen es genommen haben würde, wenn für e allein die §. 21 angeführte Ungleichung stattfände, abzuweichen und statt dessen irgend einen andern einzuschlagen. Ferner liegt im Obigen sowohl der Grund davon daß es nur eine Art der geraden, aber unendlich viele Arten der krummen Linie giebt, als auch der Grund des Satzes, daß die gerade Linie durch zwei Punkte bestimmt ist; denn sie ist diejenige welche das Auge von einem seitlichen Reize an-

gezogen beschreibt, wenn es nicht gestört wird. Der Reiz selbst ist hierbei der zweite bestimmende Punkt. Für das Getast verhält sich dies wesentlich anders: krummlinige Bewegungen sind ihm häufig natürlicher als geradlinige. Es bedarf daher um diesen Unterschied durch das Getast aufzufassen besonderer Betrachtungen, die zum Theil ziemlich complicirt ausfallen.

Die gerade Linie giebt zugleich die Vorstellung der Richtung, denn sie selbst ist die Richtung in welcher das Auge sich bewegt beim Übergange von einem Punkte zum andern. Auch die krumme Linie kann nur zu Stande kommen durch Zusammensetzung einer großen Menge solcher gerader Übergänge. Eine Richtung läßt sich krummen Linien nur insofern zuschreiben als sie mit geraden verglichen und nach ihnen beurtheilt werden. Erst diese Controle des Krummen durch das Gerade, indem wir den Blick in der Richtung aller möglichen Sehnen sich bewegen lassen, vollendet die Kenntniß des ersteren. Wie man größere und geringere Krümmung allmälig unterscheiden lerne, bedarf demnach keiner weiteren Erläuterung. Ist das Auge schon einigermaßen an Linien geübt, so dienen einige derselben die fest sind, stets zur Controle für die übrigen und zur Orientirung. Wie die Richtung ist auch die Länge unmittelbar mit der Vorstellung der Linie gegeben. Durch Länge und Richtung ist die Linie als solche bestimmt. Der nächste Gegenstand unserer Betrachtung ist daher ihr Verhältniß nach außen, ihre Lage.

Die Lage welche eine Linie gegen einen Punkt außer ihr hat ist bekannt, wenn es die Linien sind die sich von jenem Punkte aus nach allen ihr selbst angehörigen Punkten ziehen lassen. So viele Linien dieser Art das Auge zieht, so viele Versuche macht es den gegebenen Punkt mit der Linie zu combiniren, auf sie zu beziehen und durch eine möglichst genaue Zusammenfassung, ähnlich dem Flächensehen, mit ihr zu vereinigen. Daraus wird klar wie die Lage zweier Linien gegen-

einander gesehen werde, nämlich durch die Beziehung jedes Punktes der einen auf jeden Punkt der andern und zuletzt durch den Versuch beide Linien durch eine Gesammtwahrnehmung zugleich aufzufassen. Das Neue und Wesentliche das hierbei gewonnen wird ist die Vorstellung der Neigung und des Winkels.

Die Vorstellung der Neigung ist die der allmäligen Näherung zweier Linien, die bemerkt wird wenn man gleichzeitig auf beiden nach derselben Seite hin fortgeht. Wie diese Näherung bemerkt werden könne ist leicht ersichtlich, da bei jenem Fortgange des Blickes welcher beide Linien gleichzeitig festzuhalten sucht, die Schwierigkeit dieser Zusammenfassung nach der einen Seite fortwährend abnimmt (Convergenz) während sie nach der andern hin fortwährend wächst (Divergenz). Jenes Abnehmen auf objective Linien nach außen übertragen ist Näherung, dieses Wachsen der Schwierigkeit Entfernung. Die Schwierigkeit der Zusammenfassung verschwindet gänzlich an dem Punkte an welchem beide Linien zusammenfallen und einen Winkel bilden. Die Erzeugung der Vorstellung des letzteren kann entweder auf dem eben angegebenen Wege geschehen, oder so, daß vom Scheitelpunkte aus die divergirenden Richtungen möglichst gleichmäßig festgehalten und gleichzeitig verfolgt werden, oder endlich drittens indem von dem einen Schenkel allein ausgegangen wird. Der psychologische Vorgang ist alsdann folgender.

Man denke sich etwa ein breites Lineal auf einem Blatte Papier liegend. Das Auge verfolge es der Länge nach an der Grenze die es mit dem Papiere bildet und sei noch unbekannt mit der Gestalt desselben. Je länger das gleichmäßige Fortlaufen des Blickes am Rande des Lineales anhält, desto sicherer wird das Auge in seiner Bewegung, es entsteht durch die gleichmäßige Fortdauer derselben ein Gefühl der Erwartung des Ähnlichen für die Zukunft, dessen Erklärung in den folgenden Abschnitt fällt. Dieses Gefühl wächst mit jedem

Punkte durch die Befriedigung die es erfährt, plötzlich aber wird es getäuscht, wenn nämlich das Auge an dem Winkelpunkte angekommen ist. Das Vorstellen ging bisher gleichmäßig und ohne Unterbrechung fort, jetzt erfährt es durch die getäuschte Erwartung gleichsam einen Stoß. Die Reihe der Wahrnehmungen ist plötzlich abgebrochen und das Auge bedarf um sich nicht zu verirren einer Orientirung an schon Bekanntem, bevor es an dem Punkte wieder anzuknüpfen im Stande ist an welchem jenes Abbrechen stattfand. Dieser Punkt selbst muß erst dem Auge hinreichend geläufig, es muß mit ihm vertraut werden um von ihm aus seine Betrachtung fortsetzen zu können. Ist dies geschehen, so kann ihm die Bemerkung nicht entgehen daß die bisher verfolgte Grenzenwahrnehmung von dort aus zwar nicht gleichmäßig fortgehe, aber doch auch keineswegs an diesem Punkte ganz beendigt sei, sondern vielmehr sich fortsetzen lasse, aber mit veränderter Richtung. Der Punkt an welchem das Abbrechen der Wahrnehmung stattfand ist, sobald die Fortsetzung derselben nach einer andern Seite hin gelingt, als ein Winkelpunkt aufgefaßt und hiermit der Anfang gemacht zur Wahrnehmung der geschlossenen Gestalt, zu welcher wir jetzt fortzugehen haben.

Erleichtert wird das Gestaltensehen, wenn die Farbe der Gestalt gegen den Hintergrund möglichst stark absticht; günstiger als eine matte Farbe auf lebhaftem Grunde ist der umgekehrte Fall, da die Beschäftigung des Auges im Innern der Figur ganz gehindert oder wenigstens gestört wird, wenn die Farbe des Hintergrundes eine größere Anziehung auf dasselbe ausübt. In den Wirkungen der gleichzeitig das Auge in Anspruch nehmenden Farben bei verschiedenen Graden ihrer Lichtstärke auf die Bewegung und wechselnde Empfänglichkeit desselben liegt ein wesentlicher Theil der Bedingungen, durch welche sowohl dem Kinde das Lernen des Gestaltensehens als auch dem Erwachsenen die Ausübung desselben erleichtert oder erschwert wird. Diese Bedingungen würden, so schwierig dies

auch sein mag, auf experimentalem Wege genauer zu ermitteln sein — eine Untersuchung die gleich wichtig für die Pädagogik wie für die Ästhetik ist und sicherlich wenigstens versucht werden wird, sobald man lebhaft das Bedürfniß zu fühlen anfängt sich in diesen beiden Wissenschaften über den Standpunkt des schönen Hin- und Herredens ohne sichere Anhaltspunkte der Forschung und feste Begriffsbestimmungen zu erheben.

Die einfachsten Gestalten sind das Dreieck und der Kreis. Um sie als geschlossene Gestalten kennen zu lernen ist theils Beschäftigung des Auges im Innern der Figur theils Verfolgung ihrer Grenzen so lange erforderlich, bis es gelingt das Innere und die Grenzen gleichzeitig als abgeschlossenen Flächenraum in einer zusammenfassenden Wahrnehmung festzuhalten. Geht das Auge z. B. bei der Betrachtung des Dreiecks von einem Winkelpunkte zum andern fort, so wird es an dem zweiten angelangt durch das Abbrechen der Wahrnehmung zunächst in das Innere der Figur zurückgetrieben werden, wenn der Reiz welcher von da ausgeht im Vergleich mit der Umgebung stark genug ist um den Blick zu fesseln. Ist dieser in seiner Betrachtung über den ersten Winkelpunkt hinausgekommen und verfolgt die Grenze weiter, so wird der Stoß welchen das Vorstellen bei der Ankunft des Blickes an der Spitze des zweiten Winkels erfährt, schon weit geringer sein und sich bei der Rückkehr zum Anfangspunkte noch schwächer zeigen. Soll dieser Punkt der Rückkehr mit demjenigen als identisch vorgestellt werden von welchem die Betrachtung ausging, so muß er sich von den übrigen Winkelpunkten unterscheiden lassen. Am einfachsten geschieht dies wenn er durch seine Umgebung von ihnen verschieden ist oder wenn er der Scheitel eines Winkels ist, dessen Schenkel Längenverhältnisse oder eine Größe der Neigung gegeneinander zeigen welche so auffallend gegen die der übrigen Winkel abstechen, daß eine Verwechselung selbst für ein nur noch wenig geübtes Auge

nicht mehr möglich ist. Eine wesentliche Hülfe leisten hierbei Punkte und Linien welche außerhalb der Figur gelegen und schon als fest bekannt sind, so daß ihre Zusammenfassung mit den einzelnen Theilen der Figur, zu denen sie eine verschiedene Lage besitzen, bequem zur Orientirung dienen kann. Für größere regelmäßige Gestalten auf einfarbigem Hintergrunde ist dies fast das einzige Hülfsmittel. Im Innern der Gestalt beschäftigt überzeugt sich das Auge von der Geschlossenheit derselben hauptsächlich dadurch daß es von jedem Punkte nach einer beliebigen Richtung fortgehend stets an eine Grenze gelangt. Hierzu kommen noch die Durchschnittslinien die von dem Auge in jeder Richtung von einem Punkte der Grenze nach der gegenüberstehenden gezogen werden. Sie dienen nicht sowohl der Auffassung der Gestalt als der Schätzung der Größe ihres Inhaltes. Diese mannigfaltigen Vorgänge wechseln beständig ab mit vielfachen Versuchen des zusammenfassenden Sehens, das bald sich nur an kleinere Theile hält, bald sich mehr erweitert und die ganze Figur zugleich umfaßt; erst durch die Beschäftigung mit dem Einzelnen aber, wie wir sie geschildert haben, wird eine Totalauffassung von einiger Deutlichkeit möglich. Das Ganze mußte sich zwar gleich anfangs dem Auge darstellen, aber was zunächst an ihm unterschieden wurde war nichts als die vom Hintergrunde abstechende Farbe und das ganz unbestimmte Mannigfaltige, das sich als Quantum von einem andern verschieden gefärbten Quantum sonderte ohne eine feste Abgrenzung des Einzelnen hervortreten zu lassen; das Ganze mußte zuerst als eine formlose Masse erscheinen ohne Gliederung in scharf bestimmte Absätze, die es erst dadurch erhält, daß das Auge fähig geworden ist die Einzelnheiten abgesondert zu betrachten um dann das Ganze aus bekannten Einzelnheiten größtentheils aus der noch lebhaften Erinnerung wieder zusammenzusetzen, wodurch allmälig für das Gesammtsehen die Verworrenheit verschwindet an der es früher leiden mußte. Wie weit durch Übung ein verhältniß=

mäßig sehr genaues Gesammtsehen erlangt werden könne, zeigt das gebildete Auge des Erwachsenen, dem ein schnelles Überlaufen der Grenzen und einige wenige für die vorliegende Gestalt charakteristische Durchschnittslinien genügen um selbst da wo sehr bedeutende Schwierigkeiten vorliegen, eine ziemlich scharfe Anschauungsvorstellung zu Stande zu bringen. Um dies erklärlich zu finden braucht man sich jedoch nur zu erinnern, daß der Anschauung des Erwachsenen höchstens neue Gruppirungen derjenigen Formelemente begegnen mit welchen er sich seit seiner Kindheit fortwährend beschäftigt hat. Er beschränkt sich daher darauf nur das wahrhaft Neue herauszusuchen und denkt alles Übrige als das Gewöhnliche hinzu.

Obgleich bei der ersten Auffassung geschlossener Gestalten die Unregelmäßigkeit derselben eine nicht unerhebliche Hülfe leistet, weil alsdann eine Verwechselung der einzelnen Theile verhütet wird, so wirkt doch umgekehrt die Regelmäßigkeit wesentlich erleichternd für das Gestaltensehen sobald diese erste Stufe einmal verlassen ist. Der Grund liegt darin, daß die regelmäßige Gestalt wirklich Wenigeres zu sehen bietet als die unregelmäßige; jene besitzt eine geringere innere Mannigfaltigkeit, weil sie durch eine weit kleinere Anzahl gegebener Stücke vollständig bestimmt ist. Die Anschauung hat daher, wenn sie diesen für die Übersicht der Gestalten so vortheilhaften Unterschied des Regelmäßigen vom Unregelmäßigen nur erst bemerkt hat, nichts weiter zu thun als die bestimmenden stets in derselben Lage wiederkehrenden Stücke der Figur ein für allemal fest aufzufassen. Die Figur construirt sich dann fast von selbst weiter, wenn nur ein kleiner Theil derselben betrachtet worden ist. Was von den Vielecken in dieser Beziehung gilt, gilt ebenso auch für den Kreis, der für den Anfang nur deshalb schwer aufzufassen sein muß, weil die Peripherie nirgends einen ausgezeichneten Punkt bietet an dem sich die Anschauung orientiren könnte. Diese geräth bei der Betrachtung desselben in die Verlegenheit fast ganz und gar

an die zusammenfassende Wahrnehmung gewiesen zu sein, da die Radien und Durchmesser ebenfalls nicht voneinander unterschieden werden können als an festen außerhalb des Kreises liegenden Punkten oder Linien, zu denen jene verschiedene Lagen und Abstände zeigen. Im Innern des Kreises bleiben außer dem Fortgange des Blickes von einem beliebigen Punkte innerhalb nach der Peripherie nur die anfangs zu- und dann wieder abnehmenden Sehnen übrig die vom Auge gezogen die Auffassung einigermaßen erleichtern. Sind dagegen die einfachsten Gestalten bereits bekannt, so muß die Regelmäßigkeit derselben aus den angegebenen Gründen der Auffassung eine Hülfe sein. — Die ästhetische Wirkung welche auf dieser Regelmäßigkeit beruht, indem die Wahrnehmung ohne gestört und zerrissen zu werden sanft und befriedigt an den Umrissen fortgleitet, ist schon angedeutet worden, ihre nähere Erläuterung aber kann sie erst im folgenden Abschnitte finden.

Die Ausbildung des Auges für die Gestaltenwahrnehmung weiter zu verfolgen liegt außerhalb der Grenzen unsrer jetzigen Aufgabe. Die Anfänge derselben sind ihrer Möglichkeit so wie ihrer Nothwendigkeit nach, wenn äußere Reize in mannigfaltiger Verwickelung dem Auge gegeben werden, im Obigen aufgezeigt. Die Fortsetzung dieser Untersuchung würde entweder eine specielle Vorarbeit für den Anschauungsunterricht ergeben, wenn wir von den einfachsten und günstigsten Bedingungen für die Gestaltenwahrnehmung ausgehend den Weg und die Methode suchten, welche zu befolgen sind um eine Fähigkeit möglichst schneller und scharfer Auffassung des Räumlichen hervorzubringen, eine Fähigkeit deren Entwickelung in der Kindheit ganz vernachlässigt zu werden pflegt, so unerläßlich auch deren Besitz für gedeihliches Studium der Naturwissenschaften und der Künste ohne Zweifel ist; oder wir würden das Gebiet der Ästhetik betreten, wenn wir die psychologischen Wirkungen erforschen wollten, welche die Auffassung der Gestalten als abgeschlossener Grenzen auf den Gemüths-

zustand des Betrachtenden ausüben müssen; oder endlich wir würden eine philosophische Begründung der Geometrie versuchen, wenn wir durch eine psychologische Deduction aus den im Obigen als nothwendig aufgezeigten Vorstellungsweisen die nothwendige Gültigkeit dessen nachwiesen was von der Geometrie als Axiom oder Definition angenommen und also hypothetisch gelassen wird. So müßte es z. B. aus der Psychologie — denn aus welcher andern Wissenschaft sollte dies möglich sein? — als eine unsrem Denken nothwendige Vorstellungsweise nachgewiesen werden, daß eine Fläche nicht durch einen oder durch mehrere nicht nebeneinander liegende Punkte oder durch eine oder zwei gerade Linien allein, wohl aber durch eine krumme vollständig begrenzt werden könne, daß zwei gerade Linien nur einen einzigen Punkt miteinander gemein haben können u. dergl.; denn die Berufung auf den Augenschein kann einer Wissenschaft die darauf Anspruch macht allen andern durch Präcision und Systematik als Muster zu dienen, unmöglich gestattet werden. So bieten die obigen Untersuchungen nach mehreren Seiten hin Anknüpfungspunkte für neue Forschungen dar, von denen wir uns leider gestehen müssen daß sie noch nicht einmal angefangen sind. Auch wir müssen diese für jetzt bei Seite lassen um in der Entwickelung der Raumvorstellungen weiter fortschreiten zu können.

§. 25.

Kann auch die Gestalt als abgeschlossen erkannt werden so lange sie auf ihrem Hintergrunde ruht, so erlangt sie ihre volle Selbstständigkeit für unser Vorstellen doch erst dadurch, daß sie vom Hintergrunde sich ablöst indem sie sich vor ihm vorbeibewegt. Es ist daher zu untersuchen wie Bewegung und Ruhe gesehen werden können. Es sind hierbei zwei Fälle zu unterscheiden, welche eine gesonderte Behandlung verlangen; denn es macht für die psychologische Betrachtung einen wesentlichen Unterschied, ob sich ein Gegenstand vor einem festen

Hintergrunde vorbeibewegt oder ob das ganze Gesichtsfeld in Bewegung ist. Der erste Fall allein leistet dem Gestalten-sehen eine wesentliche Hülfe, während der zweite für die Ausbildung der Raumvorstellungen selbst von keiner weiteren Bedeutung ist.

Wenn sich ein Gegenstand allein im Gesichtsfelde bewegt, so ändert sich fortwährend seine Umgebung während seine eigene Größe und Gestalt sich völlig gleich bleibt. Dies ist das Wesentliche das bemerkt werden muß, wenn das Sehen der Bewegung zur Befestigung der Gestaltenvorstellungen beitragen soll. Der Gegenstand muß als mit sich identisch aufgefaßt werden trotz der Veränderlichkeit seiner Umgebung, d. h. die vielen Perceptionen des Gegenstandes müssen vollkommen mit einander verschmelzen — denn den abstracten Begriff der Identität besitzt das Kind auf dieser Stufe seiner Entwickelung noch nicht, daher es unrichtig sein würde ihn zur Erklärung der Wahrnehmung von Bewegungen herbeizuziehen. Diese Verschmelzungen werden jedoch verhindert oder wenigstens gestört durch den Wechsel der Umgebung; denn so lange der Gegenstand auf seinem Hintergrunde ruhte, konnte er zwar als in sich abgeschlossene Gestalt wahrgenommen werden, aber das wodurch diese Gestalt begrenzt wurde war mit der Auffassung derselben zugleich gegeben und blieb daher im einzelnen Falle mit ihr um so enger verbunden, je nöthiger es sich machte feste Punkte oder Linien die außerhalb der geschlossenen Gestalt selbst liegen, zur Orientirung über die Lage der einzelnen Theile der Gestalt hinzuzunehmen. Je sicherer und fester die Totalauffassung derselben durch eine zusammenfassende Wahrnehmung geworden ist, desto leichter wird sie in einer veränderten Umgebung als dieselbe wiedererkannt werden. Vollkommen gesichert wird jedoch diese Wiedererkennung (Verschmelzung der gegenwärtigen Perception mit einer fertigen und feststehenden Vorstellung) erst durch die Verfolgung der Bewegung selbst mit dem Auge. — Um Bewegung

zu sehen ist nicht allein erforderlich daß der gesehene Gegenstand immer festgehalten werde als identisch mit sich selbst, sondern es muß zugleich eine continuirliche Verschiebung seiner nächsten Umgebung bemerkt werden; denn wenn ein Gegenstand der sich bewegt wegen gleichzeitiger und verhältnißmäßig schnellerer Bewegung des Hintergrundes oder des betrachtenden Auges stets dieselbe Stelle des Hintergrundes verdeckte, so würde er auf dieser zu ruhen scheinen. Es entsteht die Frage wie jene Verschiebung gesehen werde und warum sie als continuirlich erscheine.

Bei der Gesammtauffassung einer Gestalt wird diese immer mit ihrer Umgebung zusammengefaßt, da die Umgebung es ist durch welche sie begrenzt und also erst zu einer geschlossenen Gestalt wird. Bewegt sich der Gegenstand, so wird die geschehene Zusammenfassung des Gegenstandes mit seiner Umgebung für jeden folgenden Augenblick unrichtig, sie mißlingt fortwährend oder vielmehr sie ändert sich durch die Bewegung so, daß jede eben geschehene Zusammenfassung sogleich wieder dem inadäquat wird was durch die äußeren Reize dem Auge gegeben wird, diese nöthigen das Auge zu immer neuen und andern Zusammenfassungen. Diese immer fortschreitende Incongruenz der in jedem Augenblicke geschehenen Zusammenfassung des Gestaltenbildes mit seiner Umgebung zu der neuen Perception die sich uns aufdringt, ist es die als äußere Bewegung gesehen wird. Ist die Gestalt für sich fest aufgefaßt, so verschmelzen zwar die Perceptionen vollständig die sich auf sie allein beziehen, aber die Verschmelzung der Totalvorstellungen, des Gegenstandes mit seiner jedesmaligen Umgebung zusammengenommen, bleibt stets gehindert. Dieser rein innerlich in der Seele stattfindende Vorgang wird nach außen versetzt, sobald der Gegenstand und seine Umgebung dahin verlegt worden ist; und als continuirlich muß die Bewegung erscheinen, weil der Gegenstand nicht plötzlich in eine ganz neue Umgebung tritt, sondern allmälig. Es

verschwindet nicht die eine Umgebung und wird durch eine andere völlig unbekannte ersetzt, sondern sie verschiebt sich nach und nach, d. h. was der einen Grenze der Gestalt anfangs entfernter war und deshalb undeutlicher mit den weiter seitlich liegenden Stellen der Netzhaut gesehen wurde, tritt dieser Grenze näher, nimmt eine deutlicher gesehene Stelle des Gesichtsfeldes ein, verschwindet dann und kommt an der entgegengesetzten Grenze der Gestalt wieder zum Vorschein, von wo dann derselbe Vorgang sich wiederholt, nur in umgekehrter Ordnung, indem der deutlicher gesehene Theil der Umgebung allmälig wieder undeutlicher und trüber wird bis er zuletzt völlig aus dem Gesichtsfelde verschwindet. Als continuirlich kann demnach die Bewegung erst dann gesehen werden, wenn der Gegenstand nicht bloß mit seiner nächsten Umgebung zusammengefaßt, sondern auch die Lage seiner Grenzen zu den entfernteren Theilen des Gesichtsfeldes beachtet und beständig mit diesen verglichen wird. (Vergl. §. 22.) Die gesehene Bewegung erscheint dann auf der einen Seite des Gegenstandes (auf der nach welcher er sich hinbewegt) als ein fortlaufendes Ineinanderschieben der Grenze des Gegenstandes und seiner nächsten Umgebung, auf der andern dagegen als ein fortwährendes Auseinanderziehen beider.

Um Bewegungen zu sehen ist demnach zuerst erforderlich daß Gestaltenbilder mit der Lage ihrer Farbengrenzen gegen die Umgebung in einer Gesammtauffassung festgehalten werden. Ist dies geschehen und werden wir durch die auf das Auge wirkenden Reize genöthigt diese Gesammtauffassung stufenweise zu verändern, so sehen wir äußere Bewegung. Stufenweise muß diese Veränderung fortschreiten, weil sonst selbst eine theilweise Verschmelzung des früher Gesehenen mit dem später Wahrgenommenen unmöglich werden und wir selbst nicht mehr dieselben Gegenstände in Bewegung, sondern ganz neue und andere vor uns zu haben glauben würden. Die Entstehung der Vorstellung der Ruhe liegt hiermit ebenfalls

vor Augen. Sie kann nur zu Stande kommen durch den Gegensatz zur Bewegung, zunächst und am einfachsten durch die getäuschte Erwartung der Fortsetzung einer Bewegung bei deren plötzlichem Abbrechen oder später durch Vergleichung sich verändernder Zusammenfassungen von Farbengrenzen und Lagen mit bleibenden — eine Vergleichung die sich durch die Beobachtung intermittirender Bewegungen von selbst macht, da bei denselben bleibende Zusammenfassungen derselben Gegenstände unmittelbar neben den wechselnden auftreten. Jene gestatten alsdann eine fortwährende Verschmelzung des Wahrgenommenen, wodurch dasselbe eben als bleibend, ruhend erscheint, während diese die vollständige Verschmelzung fortwährend verhindern.

Geht man im Zimmer auf und ab, so gleiten die darin befindlichen Gegenstände vor ihrem festen Hintergrunde, der Wand, vorüber und es ist nicht schwer sich davon zu überzeugen, daß man die Gegenstände selbst für bewegt halten würde, wenn man nicht aus andern Gründen schon die Meinung in sich befestigt hätte daß sie ruhen während man sich selbst vor ihnen vorbeibewegt. Es wird dies um so deutlicher je weniger man einzelne Punkte der Gegenstände fixirt und je mechanischer und unbewußter die eigene Körperbewegung vor sich geht; auch überzeugt man sich davon leicht, wenn man den Finger sich ziemlich nahe und nicht zu tief so vor das Auge hält, daß das Bild desselben nur auf den oberen Theil der Netzhaut fällt, während man einen entfernten Punkt zu fixiren sucht. Bei jeder Kopfbewegung entsteht dann der Schein einer Bewegung des Fingers. Dies berechtigt uns zu dem Schlusse daß das Kind welches getragen wird den Vordergrund bewegt sehen müsse. Dasselbe bestätigt sich dem Erwachsenen beim Fahren im Wagen oder auf dem Schiffe an der Küste hin. Unsere eigene unbemerkt bleibende Fortbewegung muß demnach ursprünglich immer als eine Bewegung der Gegenstände erscheinen und dieser Schein

wird um so täuschender je näher die Gegenstände des Vordergrundes unserm Auge sind (wenn z. B. der Wagen durch eine Allee fährt), weil mit der Nähe derselben auch der Parallaxenwinkel wächst den die von ihnen aus nach verschiedenen Punkten des Hintergrundes gezogenen Linien bilden. Der Hintergrund stellt sich dabei als ruhend dar, wenn er nicht etwa nahe genug und die Bewegung schnell genug ist um auch ihn als vor einer noch entfernteren und deshalb verhältnißmäßig unbewegt erscheinenden Reihe von Gegenständen, z. B. den Wolken, vorbeigleitend erscheinen zu lassen.

Dieses letztere führt uns auf eine neue Frage, nämlich auf die, wie es möglich sei Bewegung zu sehen wenn keine Vergleichung mit ruhenden Gegenständen im Gesichtsfelde möglich ist. Wechseln nämlich die sämmtlichen Gegenstände die sich uns darstellen, auch die des entferntesten Hintergrundes, schnell genug (z. B. beim Fahren auf dem Carrousel), so erscheint Alles als bewegt und zwar die entferntesten Gegenstände als am schnellsten bewegt. Auf diesen Fall, (die Bewegung des ganzen Gesichtsfeldes) der ebenso beim Tanzen, bei der Verschiebung des Gesichtsfeldes durch einen äußern Druck des Auges oder durch Bewegung der Brille, bei der Bewegung eines Spiegels in den wir sehen u. s. f. vorkommt, paßt unsre obige Erklärung offenbar nicht und es ist deshalb nöthig außer jener noch nach einer andern zu suchen.

Man hat wohl gesagt daß Bewegung dann gesehen werde, wenn die Reize welche das Auge aufnimmt ihre Stellen auf der Netzhaut continuirlich verändern, auf ihr fortrücken. Daß damit die Vorstellung der Bewegung ihrer Entstehung nach nicht erklärt wird, leuchtet sogleich ein; denn die Frage *wie* durch dieses Hingleiten der Bilder über die Netzhaut jene Vorstellung erzeugt werde, ist dabei noch gar nicht einmal aufgeworfen worden. Die räumliche Ausdehnung der Netzhaut ist uns nicht von Natur, sondern nur aus der Anatomie bekannt, wir wissen also auch ursprünglich nichts von der Ver-

schiedenheit der Stellen welche das Bild des bewegten Gegenstandes auf ihr einnimmt. Es ist also keineswegs von selbst klar wie wir Bewegung sehen, wenn wir die Verschiebung des Bildes auf der Netzhaut nicht nur nicht sehen (percipiren), sondern von ihr nur erst durch wissenschaftliche Reflexion etwas erfahren. Jene Verschiebung ist nicht selbst die Vorstellung der Bewegung, obgleich sie deren entfernte Ursache unter Umständen sein kann — unter Umständen, denn auch jede Augenbewegung bewirkt eine Verschiebung der sämmtlichen Netzhautbilder ohne den Schein äußerer Bewegung hervorzubringen. Gehen wir der Sache näher.

Für jede bestimmte Kopfstellung giebt es eine bestimmte Stellung des Auges die von ihm nicht verlassen wird (abgesehen vom Willenseinflusse) außer wenn es durch äußere Reize dazu genöthigt wird. Weder in diesem letzteren Falle noch durch Veränderung der Kopfstellung selbst entsteht der Schein von Bewegung, weil alle Verhältnisse der Größe und Lage die sich im ganzen Gesichtsfelde darstellen trotz ihrer gesammten Veränderung doch untereinander immer vollkommen dieselben bleiben. Durch die Augenbewegung treten zwar, wenn sie z. B. von der rechten Seite nach der linken geht, links neue Gegenstände im Gesichtsfelde auf während die äußersten zur Rechten verschwinden, was auf der linken Seite vorher undeutlicher gesehen wurde mit den seitlichen Stellen der Netzhaut tritt allmälig deutlicher hervor, während es auf der rechten sich umgekehrt verhält, aber Alles behält unter sich dieselben Verhältnisse und es kann daher, wenn wir die Außenwelt schon mit festen und bestimmt von einander sich abschließenden Gegenständen bevölkert haben, selbst kein Schein von Bewegung sich zeigen. Beim Drücken des Auges nach oben verkleinert sich dagegen das Bild in vertikaler, beim Drücken nach innen oder außen zieht es sich zusammen oder dehnt sich aus in horizontaler Richtung, es werden die Farbengrenzen also dabei wirklich geändert. Ganz ähnlich ver-

hält es sich bei Bewegung des Spiegels oder der Brille: die Bilder welche sich darstellen, verschieben zwar nicht ihre Grenzen unter sich, aber sie ändern ihre Lage gegen den Theil des Gesichtsfeldes der am Rande des Spiegels oder der Brille anfängt. Dies ist *ein* Umstand, aus welchem der Schein der Bewegung erklärlich wird. Es wird nämlich auch hier, wie in den schon besprochenen Fällen, die durch das Auge in jedem Augenblicke gegebene Wahrnehmung, obgleich die Gegenstände dieselben bleiben, jeder früheren inadäquat, da sich die Art der Zusammenfassung welche sich nöthig macht continuirlich ändert, und dies giebt den Schein äußerer Bewegung. Aber, wird man sagen, auch diese Erklärung, obwohl sie zeigt wie Bewegungserscheinungen für uns auch ohne Vergleichung des Bewegten mit einem Hintergrunde auf dem es fortgleite, zu Stande kommen können, ist doch nicht ausreichend für die Fälle wo sich das ganze Gesichtsfeld auf einmal zu bewegen scheint, wie beim Tanzen und Carrouselfahren, und es wiederholt sich dabei überdies die schon erwähnte Schwierigkeit, daß die Augenbewegung, obgleich durch sie ebenfalls das ganze Gesichtsfeld gleichzeitig sich ändert, dennoch die Gegenstände als ruhend erscheinen läßt. In Rücksicht darauf ist Folgendes zu beachten.

Wenn dem Erwachsenen durch veränderte Kopfstellung oder durch Körperbewegung kein Schein äußerer Bewegung entsteht, so ist dies lediglich seiner schon fertig ausgebildeten und befestigten Überzeugung zuzuschreiben daß die Gegenstände ruhen. Der Beweis dafür liegt theils in dem oben angegebenen Versuche bei welchem man den vor das Auge ruhig gehaltenen Finger bewegt sieht, theils darin, daß auch für den Erwachsenen der Schein äußerer Bewegung sich ebenfalls immer noch einstellt, wenn seine eigene Bewegung nur einen hinreichend schnellen Wechsel der Bilder ihm zeigt, wie beim Tanzen oder jeder andern Kreisbewegung, während beim Laufen in gerader Linie gar keine Bewegungserscheinung entsteht

und selbst beim Fahren auf der Eisenbahn der äußerste Hintergrund, wenn er nicht sehr nahe ist, noch nicht schnell genug wechselt um als bewegt erscheinen zu können. Mit der Augenbewegung verhält es sich etwas anders. Aus der Erfahrung des von Dr. Franz operirten Blindgebornen, der anfangs jede Bewegung der Augen als äußere Bewegung sah (Philos. Transactions 1841 p. 63), ist man versucht zu schließen, daß dies auch beim Kinde der Fall sei; allein es findet dabei der wesentliche Unterschied statt, daß das Kind den Gegensatz zwischen sich selbst und der Außenwelt nicht ursprünglich kennt, jener Blindgeborene aber durch das Getast eine verhältnißmäßig sehr reiche Kenntniß der Außenwelt schon besaß. Sah er Bewegung, so konnte er diese nur auf die ihm schon bekannten Außendinge beziehen. Beim Kinde ist dies anders. So lange nämlich jener Gegensatz zwischen Eigenem (zu dem die Leibesglieder namentlich gehören) und Fremdem im Vorstellen noch nicht vollkommen ausgeprägt ist, kann auch von äußerer Bewegung im strengen Sinne noch gar nicht die Rede sein; denn es kann diese überhaupt nicht wahrgenommen werden so lange wir noch keine bestimmten äußeren Gegenstände kennen, die als bleibende Gestalten an bestimmte Stellen im Raume verlegt werden. Um Vorstellungen solcher äußeren Gegenstände zu gewinnen, waren aber Augenbewegungen erforderlich, nur mit Hülfe dieser war es überhaupt möglich die Einzelnheiten kennen zu lernen, welche dann in einer zusammenfassenden Wahrnehmung zu Gestalten vereinigt wurden; die äußeren Gegenstände nämlich konnten als gesonderte und bestimmte nur dadurch von uns erkannt werden, daß wir sie vermittelst der Augenbewegungen öfters in derselben Umgebung wiederfanden, daß wir zu dem einmal Gesehenen zurückkehrten und die früheren Wahrnehmungen durch neue bestätigten, so oft der äußere Reiz dem sich das Auge hingab, diese Rückkehr verlangte: durch die Bewegungen der Augen kamen also, wenn nicht allein, doch hauptsächlich

äußere Gegenstände erst für uns zu Stande, jene mußten daher der Wahrnehmung äußerer Bewegung als solcher vorausgehen und es kann deshalb auch für den Erwachsenen durch die unwillkürliche lediglich vom äußeren Reize gelenkte Augenbewegung der Schein äußerer Bewegung nicht entstehen, sondern immer liegt dann dem Auge, mag es ruhen oder sich bewegen, eine feste Welt voll äußerer Gegenstände vor. Soll die Vorstellung entstehen daß sich die in dieser Welt befindlichen Gegenstände bewegen, so kann dies nur dadurch geschehen, daß das Auge gezwungener Weise aufhört sich seiner Natur nach lenken zu lassen vom größeren Reize oder aus dem Innern der Seele durch den Willen, und daß es anstatt sich dauernd den verschiedenen Reizen in dem Grade abwechselnd hinzugeben, welchen die Verhältnisse derselben untereinander und die Natur des Organes erfordern würden, sich vielmehr zu einem raschen Wechsel gezwungen findet, der eine distincte Auffassung des Einzelnen ihm unmöglich macht. Der durch alle Bewegungen dieser Art so leicht herbeigeführte Schwindel, welcher vermieden werden kann, wenn man einen einzigen festen Punkt des übrigens schwankenden Gesichtsfeldes vollständig zu fixiren vermag, wodurch der Schein der Bewegung fast ganz aufhört, liefert durch die Betäubung des Organes gleichsam den factischen Beweis des ihm angethanen Zwanges, der von äußeren Gegenständen ihm auferlegt wird.

Ist im Obigen der Grund dafür enthalten warum die Augenbewegung als solche nicht als äußere Bewegung erscheinen kann, so ist nur noch übrig zu zeigen, wie durch die raschere Veränderung des ganzen Gesichtsfeldes die Vorstellung der Bewegung hervorgebracht werde. Es geschieht dies dadurch, daß das anfangs vollkommen deutlich Gesehene allmälig sich trübt für die Auffassung, während Anderes was früher nur weniger distinct gesehen werden konnte nach und nach, indem es auf den mittleren Theil der Netzhaut fortrückt, eine genaue Auffassung gestattet, bis auch diese wieder un=

genauer und bald gar nicht mehr möglich wird. Auch bei diesem Vorgange findet dasselbe statt was wir schon früher als psychologische Ursache der Bewegungserscheinung gefunden haben, nämlich daß jede neue dem Auge aufgedrungene Zusammenfassung jeder vorigen stufenweise incongruent wird. Die Verschmelzung wird dadurch verhindert, obgleich dieselben Gegenstände, jedoch mit verschiedenen Graden der Deutlichkeit, eine Zeit lang dem Gesichte gegenwärtig bleiben. Ruht dabei das Auge, so findet es sich genöthigt die verschiedensten Affectionen über sich ergehen zu lassen; sucht es dagegen eine bestimmte Stelle festzuhalten um sich mit ihr zu beschäftigen, so muß es selbst der Bewegung folgen. Dasselbe findet statt bei der Bewegung des Spiegels oder der Brille und dies ist der zweite Umstand der uns nöthigt die durch sie gesehenen Gegenstände für bewegt zu halten: sie halten dem betrachtenden Auge nicht Stand, sondern entziehen sich ihm, werden trotz der fixirenden Betrachtung die sie festhalten will, undeutlicher indem ihre Bilder auf die seitlichen Stellen der Netzhaut fallen, die unmittelbar nacheinander auftretenden Gesichtserscheinungen werden continuirlich einander incongruent und deshalb werden sie als bewegt gesehen, gerade so wie sich uns schon früher gezeigt hat.

Mit der Vorstellung der Bewegung ist ein äußerst wesentliches Moment der sinnlichen Weltansicht gewonnen. Sie bewirkt, wie wir gesehen haben, zunächst daß die Gegenstände sich von ihrem Hintergrunde ablösen, sich isoliren und als für sich bestehende Ganze auftreten, welche verschiedene Lagen gegeneinander annehmen können. Diese Lagen sind veränderlich während die Gegenstände dieselben bleiben, jene erscheinen demnach als zufällig und unwesentlich gegen diese selbst, welche als das Wesentliche aufgefaßt werden. Obgleich aber so auf der einen Seite die Gegenstände als das Feste und Bleibende gedacht werden, zeigt doch ebenfalls die Bewegung daß sie sich ändern in Rücksicht ihrer Größe und Gestalt.

(Man denke z. B. an Drehung, Biegung, Theilung u. dergl.) Auch diese Veränderungen sind im Grunde nichts weiter als Veränderungen der Lage, aber sie gehen an Zusammenfassungen vor, die in unsrem Vorstellen sich als feste Ganze ausgesondert haben. Diese Aussonderung selbst hat freilich nur darin ihren Grund, daß die räumlichen Veränderungen welchen die von uns als fest betrachteten Ganzen unterliegen, weder ebenso häufig noch ebenso rasch und in die Augen fallend sind als diejenigen welche in den größeren aus vielen räumlichen Dingen (wie wir sagen) bestehenden Gruppen in Rücksicht der Lage stattfinden. Streng genommen berechtigt uns demnach die Erfahrung ebensowenig ein einzelnes Ding seiner Größe und Gestalt nach für bleibend und fest zu halten als sie uns berechtigt dies von den Verhältnissen der gegenseitigen Lage in größeren Gruppen anzunehmen. Weil aber diese Veränderungen an dem was wir einzelne Dinge nennen großentheils so langsam stattfinden, daß sie sich unsrer Beobachtung ganz entziehen, so müssen uns mit psychologischer Nothwendigkeit Vorstellungen von festen immer mit sich identisch bleibenden Einzeldingen entstehen. Diese Vorstellungen müssen jedoch eben so gewiß in sich widersprechend werden sobald der Wechsel ihrer sinnlichen Qualitäten bemerkt wird, den die genauer beobachtete Erfahrung uns nicht verbergen kann. Dieser Wechsel wird nämlich besonders auffallend dadurch, daß in den Complicationen, deren Hauptvorstellung und Mittelpunkt, wie wir wissen, immer die Gesichtsvorstellung ist, mit der meist langsam und continuirlich fortschreitenden Veränderung der Größe und Gestalt häufig auch Veränderungen aller sonstigen Eigenschaften derselben sich einstellen: die schärfer beobachtete Erfahrung zeigt demnach lauter veränderliche Einzeldinge; denn es kann eine Complication auf die angegebene Weise nach und nach alle ihre Theile ändern, aber gleichwohl kann sich die neue ganz verschiedene Complication von der vorigen nicht losreißen

wegen der Continuität dieser Änderung. In dieser Continuität liegt die psychologische Nothwendigkeit das sich verändernde Ding für identisch zu halten mit dem als bleibend und unveränderlich vorgestellten (auch die Sprache thut durch feste Bezeichnung der Dinge hierzu das Ihrige), und so entsteht der Widerspruch im Begriffe der Veränderung, welcher zwar, wie Herbart mit Recht behauptet, ein nothwendiger ist, aber, wie aus dem Obigen hervorgeht, nur ein nothwendiger insofern, als unsrer genauen Auffassung des erfahrungsmäßig Gegebenen eine ungenauere stets vorausgehen muß. In dieser ungenaueren Auffassung, nicht im erfahrungsmäßig Gegebenen als solchem, liegt jener Widerspruch, da derselben wegen der Continuität und der anfangs unbemerkbaren Langsamkeit eines großen Theiles der vorgehenden Veränderungen die Einzeldinge als mit sich identisch fortbestehend erscheinen müssen, obgleich auf der andern Seite die Bemerkung sich uns aufdrängt, daß an die Stelle einer Complication nicht selten eine neue von der vorigen ganz verschiedene tritt. In der schärfer beobachteten Erfahrung aber liegt der erwähnte Widerspruch überhaupt gar nicht, weil sie auch in dem was die gemeine Weltansicht Einzeldinge nennt, nicht fest bleibende Gegenstände sieht, die sich gleichwohl verändern, sondern (wie sich an dem Beispiele der Chemie leicht erläutern läßt) wechselnde Erscheinungen welche aus dem wechselnden Zusammentreten qualitativ verschiedener Dinge hervorgehen und so zu erklären sind, daß jede Veränderung in dem erfahrungsmäßig Gegebenen durch eine Veränderung in dem Zusammensein der zum Grunde liegenden Elemente wesentlich bedingt ist, welche die Erscheinung hervorbringen. Hiermit soll keineswegs geleugnet werden, daß dieses wechselnde Zusammensein und Zusammenwirken einer weiteren Erklärung bedürfe, sowohl in Rücksicht seiner Möglichkeit als in Rücksicht seiner Bedeutung (wodurch wir auf den Causalbegriff hingewiesen werden, dessen Entstehung später zu erörtern ist), aber es soll allerdings

in Abrede gestellt werden daß in der Erfahrung als solcher, wenn sie scharf aufgefaßt wird, der Begriff der Veränderung als widersprechend gegeben sei. Zwar liegt ein Widerspruch in diesem Begriffe nach der gemeinen Auffassung und wir haben sogar die psychologische Nothwendigkeit gezeigt durch die er entsteht, aber er verschwindet aus demselben auch wieder ebenfalls mit psychologischer Nothwendigkeit durch schärfere unbefangene Auffassung des erfahrungsmäßig Gegebenen. Der Causalbegriff nach streng naturwissenschaftlicher Fassung ist keineswegs widersprechend. Wenn scharfe Naturbeobachtung uns widersprechende Begriffe lieferte, so würde kein menschliches Denken im Stande sein dieselben zu überwinden *), wenn es wahr ist, was wir in unsrer ganzen bisherigen psychologischen Entwickelung nur voraussetzten, durch den Verlauf derselben aber vollständig sicher zu stellen streben, daß das psychische Leben mit allen seinen Erscheinungen aus dem erfahrungsmäßig durch die Sinne Gegebenen allein hervorwächst ohne irgend welche Zuthat a priori.

§. 26.

Wir kommen zu dem letzten Hauptpunkte in der Entwickelungsgeschichte der Raumvorstellungen — zu der Entstehung der Vorstellung von der dritten Dimension. Vor Allem ist dabei zu erinnern, daß hier nicht die Rede sein könne von der Entstehung der abstracten Vorstellung (denn diese wird, ebenso wie die der beiden andern Dimensionen, immer erst durch den Unterricht in der Mathematik und also auf künstlichem Wege erzeugt), sondern daß hier nur zu zeigen ist wie Flächenräume und Flächengestalten für unsere Anschauung in körperliche Dinge sich verwandeln, die sich dann perspectivisch gezeichnet unsrem Auge darstellen, wodurch unsre sämmtlichen

---

*) Dasselbe macht Benecke (Erläuternde Aufsätze zur 2ten Aufl. seines Lehrb. der Psychol.) mit Recht gegen Herbart geltend.

Vorstellungen von Raumgrößen und namentlich von Entfernungen eine bedeutende Berichtigung oder völlige Umbildung erfahren.

Die physiologischen Erklärungen der angegebenen Vorstellungsweise sind unbefriedigend; denn selbst zugegeben daß man die Größe des Winkels den die beiden Seharen miteinander machen zur Schätzung der Entfernungen benutze und auf diese Weise die Vorstellung der dritten Dimension erlange, so ist die Frage eben die, wie aus einem Winkel dieser Art eine Vorstellung von etwas hervorgehen könne, das mit einem solchen ganz und gar keine Ähnlichkeit hat. Man sieht ja den Winkel nicht selbst, weder seinen Scheitel noch seine Schenkel oder gar deren Länge, noch weniger das Perpendikel welches vom Scheitel auf die Grundlinie des gleichschenkligen Dreiecks gezogen erst die Größe der Entfernung angeben würde. Zwar geht Berkeley zu weit, wenn er (Alciphron or the minute philosopher, 3d ed. Lond. 1752. Dial. IV. §.8) über diese Erklärungsweise bemerkt, daß sie deshalb nicht gelten könne, weil sonst nur diejenigen Entfernungen kennen könnten welche etwas von Winkeln wüßten, aber es macht diese Bemerkung gleichwohl seinem Scharfsinne alle Ehre. — Der Blindgeborene kann durch das Getast allein sich die Vorstellung von der Körperlichkeit der Dinge erwerben, und wenn dies auch kein Grund dafür ist, daß der Sehende sie durch das Auge allein zu erlangen unfähig sei, so wird es doch dadurch wahrscheinlich, daß auch diesem das Getast bei der Entstehung dieser Vorstellungsweise wesentlich behülflich sei, zumal da es eine ganz handgreifliche Erdichtung ist, die zur strengen Empirie sehr schlecht paßt, daß wir »ein Bewußtsein hätten von der Convergenz der Seharen.« Man frage nur das Kind darüber und jeden Erwachsenen der von der Construction des Auges nichts weiß. Sollte denn überdies die Tiefe der Körper, wenn sie nach dem Winkel der beiden Seharen beurtheilt würde, nicht ebensowohl durch die ver-

schiedene Accomodation des Auges uns bekannt werden können? Denn von der letzteren wissen wir zwar aus unmittelbarer Erfahrung ebenso wenig etwas als von jenem Winkel, aber es wird ja zugestanden, daß sie sich ebenso wie dieser ändere mit den verschiedenen Entfernungen in welche das Auge hinaussieht, und einen bessern Grund dafür, daß die Entfernungen durch den Winkel der beiden Seharen wahrgenommen werden, wird man wohl schwerlich auffinden können. Wenden wir uns zur Erklärung selbst.

Bei jeder Tastempfindung die wir durch das Auge controliren und verificiren, ist immer irgend eines unsrer tastenden Glieder (meistentheils die Hand oder ein Theil derselben) betheiligt und erscheint deshalb als constanter Factor bei diesem Vorgange. Hierdurch eben geschieht es, daß wir jenes Glied als das Organ betrachten durch welches uns die Tastempfindungen zugeführt werden, im Gegensatze zu irgend einer bestimmten Stelle eines äußeren Gegenstandes die so gut wie jede andere uns eine Tastempfindung geben kann, wenn nämlich jenes Glied mit derselben in Berührung gebracht wird. Das gesehene Glied bleibt bei allen Tastempfindungen, der Gesichtsvorstellung nach die wir von ihm besitzen, dasselbe, während die betasteten Gegenstände wechseln, d. h. als verschiedene gesehen werden. Auf diese Weise wird die Unterscheidung unsrer Leibesglieder als der ständigen Organe der Empfindung von den äußeren Gegenständen als den Objecten derselben vollständig: der Gegensatz zwischen unsrem empirischen Ich und der Außenwelt wird hierdurch vollkommen ausgeprägt.

Fängt nun die Hand an nach den gesehenen Flächen zu greifen, deren Kenntniß nach Größe und Gestalt vom Auge bereits erworben ist, obwohl zum Theil noch unrichtig und mangelhaft, so erfährt sie bei diesen identificirenden Wahrnehmungen an jeder Stelle eine bestimmte Art des Widerstandes. Jede einzelne Tastempfindung dieser Art complicirt

sich, wie wir oben gesehen haben, mit der Gesichtsvorstellung des jedesmal von der Hand verdeckten Theiles der Gestalt, weil sie stets auftritt wenn und so lange jener Theil der Wahrnehmung durch das Auge entzogen wird, d. h. weil die betreffende Gesichtsvorstellung stets durch die entsprechende Tastvorstellung verdrängt wird. Für den verdeckten Theil der Fläche giebt die Hand oder der angewendete Theil derselben zugleich das Maaß und vermittelt die Größenschätzung. Ist die Fläche nicht eben, so ändern sich die Arten des Widerstandes gegen die Hand, wenn jener Vorgang weiter fortschreitet und es compliciren sich die Vorstellungen dieser verschiedenen Arten mit den verschiedenen Gesichtsvorstellungen. An den Grenzen der Gestalt welche dem Auge als solche bekannt sind, hören auch die Tastempfindungen auf und es wird daher hierbei dem Tastsinn etwas ganz Ähnliches begegnen müssen wie das was wir oben beim Gestaltensehen gefunden haben, nämlich ein plötzliches Abbrechen einer Reihe von Tastwahrnehmungen, die wider Erwarten eintritt. Dieses Abbrechen tritt an derselben Stelle ein an welcher es für das Auge geschieht, und die Vorstellungen von den Stellen an denen dies begegnet compliciren sich abermals. Sind diese Erfahrungen häufig gemacht, so muß für jedes Flächenbild das dem Auge erscheint eine entsprechende Reihe von Tastvorstellungen im voraus erwartet werden.

Ehe wir weiter gehen sei uns eine beiläufige Bemerkung über die bekannte von Molineux an Locke (S. des letzteren Essay concerning human understanding II. chap. 9) gerichtete Frage erlaubt, ob ein Blindgeborener der plötzlich sehend würde, im Stande sein würde durch das Gesicht einen Würfel von einer Kugel zu unterscheiden, wenn er bisher beide nur durch das Getast kannte. Wir antworten darauf daß dies allerdings möglich sein müsse, obwohl nur auf dem Wege einer äußerst scharfen Beobachtung der inneren Vorgänge welche sich dabei ereignen und durch genaue Verglei-

chung der gewonnenen Tastvorstellungen mit denen des Gesichts. Beim Sehen des Würfels nämlich bricht an den Winkelpunkten, besonders wenn nur eine Fläche desselben sichtbar ist, die Empfindungsreihe gerade so unerwartet ab, die fortlaufende Wahrnehmung erhält ebenso plötzlich einen Stoß, wie bei der schon erworbenen Tastvorstellung, während dies bei der Auffassung der Kugel in gleicher Weise weder für den einen noch für den andern Sinn geschieht. Dagegen ist unbedingt zuzugeben, daß wenn Würfel und Kugel vom Gesichte nicht nach und nach durch sorgfältiges Umlaufen ihrer Grenzen, sondern durch ein ungenaues Gesammtsehen aufgefaßt werden, dann eine Unterscheidung beider durch das Auge ganz unmöglich ist. Eine völlige Bestätigung dieser Behauptungen findet sich in den Beobachtungen die Dr. Franz an seinem glücklich operirten Blindgeborenen machte (Philos. Transactions 1841). Dieser erkannte Vierecke und Kreise ohne sie zu betasten, aber nicht augenblicklich, sondern »nach einigem Nachdenken« und gab an daß ein Gefühl welches ihm in den Fingerspitzen entstehe, bei seinem Urtheile über die Gestalt ihn leite, d. h. er verglich seine gegenwärtige Gesichtsvorstellung sorgfältig mit den verschiedenen Reihen von Tastvorstellungen die er bereits besaß und fand dabei die vorhin bezeichnete Ähnlichkeit *).

*) Die Erfahrungen welche an der erwähnten Stelle mitgetheilt werden, sind ein so schlagender Beweis für einen großen Theil der im Obigen aufgestellten Ansichten, daß ich das Wichtigste aus ihnen hier beifüge. Zuerst sah der achtzehnjährige Mensch nur eine trübe (dull) verworrene bewegte Masse. Einzelne Gegenstände konnte er erst allmälig unterscheiden. Diese Unterscheidung war aber zuerst nichts als eine Wahrnehmung der Verschiedenheit ohne nähere Bestimmtheit. Scharfe Betrachtung einzelner Gegenstände verursachte ihm Schmerzen. Pyramide und Kugel sah er wie alles Andere als eben und hatte Mühe sich dies abzugewöhnen. Von Perspective und Entfernungen hatte er unmittelbar keine Vorstellungen, lernte erst nach und nach ohne Suchen die Gegenstände ergreifen und

Denken wir uns jetzt einen Körper etwa von der Gestalt eines rechtwinkligen Parallelepipedum dem Auge des Kindes mit einer seiner Kanten zugewandt, so wird der Tastsinn, der bis jetzt nur Flächen kennt und auch hier eine solche erwartet, weil dem Auge, sobald die erste Verworrenheit der Wahrnehmung überwunden ist, Alles als Fläche gegeben wird, eine sehr bedeutende Täuschung erfahren, da die berührte Kante nicht den gewohnten Widerstand der Fläche ihm leistet; sondern einen völlig verschiedenen bloß linearen. Hierzu kommt überdies die neue Erfahrung, daß bei Drehung der Hand (d. h. bei Veränderung des gegenwärtigen Gesichtsbildes der Hand) nach der einen oder andern Seite die alte und bekannte Tastempfindung der flächenhaften Verbreitung sich wieder einstellt. Aber dies ist noch nicht Alles; denn der Theil des Gesichtsbildes welchen die Hand zu bedecken vermag ist ganz ungewöhnlich klein, so lange die Kante dem Auge zugekehrt bleibt, da die Seitenfläche alsdann dem Auge bedeutend verkürzt erscheinen muß. Es entsteht also eine neue Täuschung, welche die durch viele Erfahrungen sich vollkommen bestätigende Lehre giebt, daß die Größe der Flächen sehr häufig unrichtig geschätzt wird, wenn das Auge allein und ohne das controlirende Getast die Angaben zu dieser Schätzung liefert.

---

glaubte sie meist weit näher als sie wirklich waren. (Trinchinetti hat neuerdings im Giornale dell' J. R. Istituto Lombardo di scienze lettere ed arti Tomo XVI. Milano 1847. p. 56 die von Cheselden aufgestellte, von Daviel, Janin und Duval aber geleugnete Behauptung wieder bestätigt, daß der glücklich Operirte die Gegenstände zuerst auf seinem Auge liegend glaubt. Derselbe theilt die Erfahrung mit, daß an Bildern anfangs nur die Hauptfarben, nicht aber die dargestellten Gestalten erkannt wurden, was auf die weit größere Complicirtheit des zum Gestaltensehen erforderlichen psychischen Vorganges hinweist.) Bewegte Gegenstände schienen ihm größer, wahrscheinlich weil die Nachempfindungen ziemlich lange anhielten. In volkreichen Straßen wurde er noch nach längerer Zeit verwirrt und schwindelig.

Jetzt erinnere man sich der unwillkürlichen gespannten Aufmerksamkeit die das Kind stets zeigt, wenn ein ihm nicht ganz bekannter Gegenstand sich bewegt, und wie es sich bemüht selbst Bewegungen aller Art hervorzubringen sobald es nur einige Male zu bemerken Gelegenheit gehabt hat, daß unter diesen oder jenen Umständen über die es gebieten kann, Bewegungen entstehen. Am belehrendsten ist für seine Betrachtung ein allmäliges Auffassen desselben Gegenstandes von mehreren Seiten durch Gesicht und Getast zugleich. Wird nämlich das Parallelepipedum aus seiner früheren Lage in eine solche Stellung gebracht, daß es dem Auge eine Seitenfläche allein zukehrt, so macht das Getast an demselben (wenn der Körper groß genug ist daß von den übrigen Seitenflächen gar nichts mehr sichtbar bleibt) ganz die Erfahrung welche es an jeder Fläche macht, oder es erscheinen dem Auge (wenn der Körper kleiner ist) alle übrigen Seitenflächen von denen überhaupt etwas sichtbar ist, in der größten möglichen Verkürzung und das Tastorgan muß die größte Beugung auf beiden Seiten vornehmen um einen flächenhaften Widerstand zu erfahren, nachdem es über die Kante (die aber noch nicht als Kante gesehen wird) hinweggegangen ist. Jede noch so kleine Drehung des Körpers giebt bei der Controle der Gesichtsvorstellung durch das Getast eine neue Erfahrung: die dem Gesicht verkürzt erscheinenden Seitenflächen vergrößern sich allmälig bis zu ihrem Maximum, mit dessen Eintritt die gesehene Größe der vom Getast erwarteten vollkommen entspricht, dann fangen sie wieder an sich zu verkürzen bis zu ihrem Minimum u. s. f. Das Tastorgan für sich allein findet dabei dieselbe Seitenfläche stets gleich groß, nur mit dem Unterschiede, daß es bald sich direct auf dieselbe ausbreiten kann, bald eine Bewegung vornehmen muß um den erwarteten Widerstand zu erfahren. Sind die Seitenflächen von verschiedener Größe oder gar von verschiedener Farbe, so werden sie nicht miteinander verwechselt werden können.

Die Folge in der sie dem Auge sich darstellen bleibt stets dieselbe wenn der Körper nach derselben Seite hin gedreht wird: es entsteht demnach aus diesen verschiedenen Wahrnehmungen eine Vorstellungsreihe, die nach außen versetzt und auf einen und denselben Gegenstand bezogen werden muß, weil eine jede dieser unter sich fest verbundenen Wahrnehmungen stets so gegeben ist, daß jede andere die derselben Reihe angehört unmittelbar oder mittelbar nach ihr auftreten kann und zwar an derselben Stelle im Raume, obwohl nie mit ihr zugleich. Es ist hier eine Identification der zuerst gesehenen Seitenfläche mit sich selbst bei ihrer zweiten Erscheinung ebenso nöthig und geschieht auf dieselbe Weise, wie bei der Betrachtung einer Flächengestalt die Rückkehr zu dem Punkte von welchem das Auge ausging und die Wiedererkennung desselben als des Anfangspunktes der Betrachtung. Außerdem haben wir hier ein ganz ähnliches Verhältniß unter mehreren Complicationen, wie wir es oben unter den Bestandtheilen jeder einzelnen Complication kennen gelernt haben. Auf diesem Wege erhält das Kind die Vorstellung von verschiedenen Seiten eines und desselben Gegenstandes: dies ist die erste Vorstellung der Körperlichkeit. Ihre Ausbildung zu befördern ist, wie man leicht bemerkt, die Hand insofern ganz vorzüglich geeignet als ihre vielfache Gelenkigkeit verstattet daß sie mit Leichtigkeit alle möglichen Stellungen gegen die zu betastenden Oberflächen einnimmt, nicht allein nacheinander, sondern sogar gleichzeitig mehrere umspannend die nicht in derselben Ebene liegen, und daß überdies die einzelnen Theile derselben sowohl gesondert als auch in theilweise willkürlicher Verbindung miteinander angewendet werden können.

Mit der Correctur der Gesichtsvorstellungen durch den Tastsinn, mit der Erfahrung, daß die scheinbare Größe des Flächenbildes keinen sichern Maßstab für das Quantum und die Beschaffenheit des Ausgedehnten abgiebt das der Tastsinn vorfindet, stellt sich unmittelbar eine zweite Erfahrung ein

durch welche die Gesichtswahrnehmungen sehr wesentlich verändert werden, nämlich die, daß die Beurtheilung von Größe und Gestalt durch das Auge, wenn sie richtig ausfalleu sollen, nicht nach dem Farbenquantum allein geschehen könne, sondern sich wesentlich modificiren müsse nach der jedesmaligen Licht- und Schattenvertheilung. Diese letztere nämlich verändert sich bei der Drehung des Gegenstandes continuirlich nach bestimmten Gesetzen, deren Erörterung nicht hierher gehört. Daß diese Gesetze äußerst einfach und leicht für das Auge sein müssen ergiebt sich unmittelbar daraus, daß wir gar kein Mittel besitzen um die körperliche Gestalt der Dinge durch das Gesicht wahrzunehmen — abgesehen natürlich von dem was etwa durch Schlüsse nach der Analogie und durch die ergänzende Hülfe der Reproduction zu dem wirklich Gesehenen hinzukommt — als jene Vertheilung von Licht und Schatten. Auf diese Weise wird aus dem Flächensehen ein perspectivisches Sehen, d. h. ein solches, das uns die gesehenen Gegenstände (früheren Erfahrungen gemäß über das Verhalten ihrer Oberfläche gegen den Tastsinn bei einer gewissen Art der Licht- und Schattenvertheilung) sogleich mit den Correcturen zeigt die der Tastsinn durch seine Controle über sie an ihnen anbringen würde. Merkwürdig ist dabei nur dies, daß diese Art des Sehens, obgleich sicherlich nicht ursprünglich, uns durch vielfache Übung so zur andern Natur wird, daß es für den Erwachsenen unmöglich scheint Körperliches als flächenhaft zu sehen, ja daß es ihm sogar nicht leicht gelingt eine unschattirte Zeichnung als bloße Fläche sich vorzustellen.

Es würde uns von unserm Hauptgegenstande zu weit entfernen, wenn wir die Betrachtung einzelner Gestalten die der Anschauung allmälig zu Körpern werden, verfolgen wollten; denn es kommt uns hier zunächst nur auf das Princip der Erklärung und die allgemeine Methode an. Gleichwohl aber dürfen wir nicht unterlassen darauf aufmerksam zu ma-

chen, daß auch von dieser Stelle eine Specialuntersuchung wird ausgehen können über die allmälige Ausbildung der Vorstellungen körperlicher Räume, eine Untersuchung rein experimenteller Art, von der man sich nicht allein theoretische Aufschlüsse sondern auch praktische Erfolge würde versprechen dürfen, da im Jugendunterrichte die Bildung der Phantasie für körperliche Räume im Verhältniß zu ihrer Wichtigkeit auffallend vernachlässigt wird. Wann wird man anfangen in der Philosophie Untersuchungen zu machen anstatt sich heute etwas und morgen wieder etwas einfallen zu lassen?

Die Vorstellung der Körperlichkeit ist zunächst nur die Vorstellung verschiedener unter sich zusammenhängender Oberflächen. Daß hinter diesen noch etwas Anderes, ein Inneres zu suchen sei, liegt in ihr noch nicht und es kann dies überhaupt erst dann erwartet werden, wenn durch das Auseinandernehmen der Oberflächen diese Erfahrung schon öfter gemacht worden ist. Es wird alsdann nach der Analogie für jeden Gegenstand ein nicht sichtbares Innere hinzugedacht, und so vervollständigt sich diese Vorstellung zu derjenigen welche sich von der Körperlichkeit der Dinge im gemeinen Bewußtsein findet.

Wie sich nun von hier aus die Vorstellungen von der Größe körperlicher Räume und von Entfernungen weiter entwickeln ist unschwer zu sehen. Daß Entfernungen nicht unmittelbar durch das Gesicht wahrgenommen werden, obgleich der Erwachsene nicht vermag sie hinwegzudenken, beweist schlagend die Thatsache, daß das Kind nach Allem greift ohne Rücksicht auf dessen Erreichbarkeit. Ohne eigene selbstthätige Bewegung um diejenigen Gegenstände herum welche nicht mit Leichtigkeit zu handhaben sind, ohne Bewegung auf sie zu und von ihnen hinweg ist es nicht im Stande sich nur annähernd richtige Vorstellungen von ihren Dimensionen, Gestalten und Entfernungen zu bilden. Bei der Bewegung nach dem Gegenstande hin wird zweierlei Neues gewonnen, nämlich erstens die Er=

fahrung, daß die Mannigfaltigkeit der dem Gesichte zugleich sich darstellenden Gegenstände allmälig immer mehr abnimmt und der einzelne Körper auf welchen die Betrachtung vorzugsweise gerichtet ist, nach und nach einen immer größeren Theil des Gesichtsfeldes bedeckt, obgleich dabei die Umgebung und der Hintergrund desselben oft nur eine geringe und unmerkliche Veränderung erleiden, die qualitativen Bestimmungen und Verhältnisse aber die dem betrachteten Gegenstande selbst angehören trotz seiner scheinbaren Vergrößerung im Ganzen doch völlig dieselben bleiben; zweitens die Bemerkung, daß der Verlauf dieses Vorganges stets sich verbunden zeigt mit einem Muskelgefühle das durch die Körperbewegung hervorgebracht ist, wodurch diese Sensation zum Maße der Entfernung wird.

Es zeigt sich auch hier, daß die Größe des Netzhautbildes keineswegs unsre Vorstellung von der Größe des Gegenstandes unmittelbar bestimmt; denn ist z. B. das Bild eines Möbels im Zimmer in einer geringen Entfernung etwa von der Größe des halben Gesichtsfeldes, einige Schritte weiter aber nur den vierten Theil so groß, so sehen wir es doch nicht im geringsten kleiner als vorher. Auch wird man schwerlich glauben einen Finger dicht vor dem Auge etwa sechsmal größer zu sehen als in einer Entfernung von einem Fuß — ein augenscheinlicher Beweis daß Größen nicht unmittelbar gesehen sondern nur beurtheilt werden. Die scheinbare Größe der Gegenstände, d. h. die Größe des Netzhautbildes dient zwar außer andern Daten (vergl. §. 23) dem Kinde auch als ein Anhaltspunkt bei der Größenschätzung, doch wird sie bald nur noch unter Berücksichtigung der Entfernung und Umgebung dazu angewendet, wenn diese bekannt sind, für sich allein aber dient sie dem Erwachsenen nur noch bei der alsdann ganz unsichern Größenschätzung von Gegenständen deren körperliche Ausdehnung und Entfernung unbekannt sind. Die Entfernung eines Gegenstandes wird bei einiger Erfahrung hauptsächlich

beurtheilt nach dem Grade der Verundeutlichung des Netzhautbildes und nach der scheinbaren Größe desselben, wenn der Gegenstand bekannt ist; nach der Umgebung, wenn deren Größenverhältnisse bekannt sind; nach der Menge des Zwischenliegenden das uns vom Gegenstande trennt. Diese Beurtheilungen entwickeln sich erst theils durch eine große Summe von Erfahrungen die wir unbewußt uns aneignen, theils auf dem Wege der bewußten Reflexion, und gehören deshalb nicht mehr in diesen Abschnitt.

Zum Schlusse dieser Untersuchung stehe hier nur noch die schon oben gemachte Bemerkung welche für die Beurtheilung des Ganzen von der größten Wichtigkeit ist, daß bei der Darstellung nur ein psychischer Vorgang nach dem andern erklärt und für sich abgeschlossen werden kann, während sie in der Wirklichkeit großentheils zusammenwirken. Die Reihenfolge derselben ist im Obigen mit Vorsicht so gewählt worden, daß die vorhergehenden wenigstens einigermaßen geläufig ausgeführt werden müssen, wenn die Entstehung der nachfolgenden möglich sein soll. So kann z. B. die Vorstellung der Körperlichkeit gar nicht gebildet werden, wenn nicht schattirte Gestalten, Größen und Bewegungen durch das Auge bereits wahrgenommen sind, womit jedoch natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese Wahrnehmungen beim Kinde alsdann schon zu der Genauigkeit und Schärfe der Unterscheidung gelangt sein müßten, welche sie beim Erwachsenen besitzen. Ist ferner z. B. die Gestalt für das Kind noch nicht distinct wahrnehmbar, so würde eine Bewegung derselben im Gesichtsfelde schon bei sehr mäßiger Geschwindigkeit als eine Bewegung einer verworrenen Masse ihm erscheinen, und wenn es genöthigt wird sie zu verfolgen, ihm sogar Schwindel verursachen können, also vielmehr zum Gemeingefühl mitwirken anstatt eine Gesichtsvorstellung zu erzeugen.

§. 27.

Die Entstehung der Raumvorstellungen ist ihren Hauptzügen nach erklärt, aber sie ist es noch nicht vollständig, so lange nicht nachgewiesen ist wie sich diese Vorstellungsweisen gestalten, wenn derjenige Sinn mangelt welcher gewöhnlich bei der Ausbildung derselben die Hauptrolle spielt, das Gesicht. Daß Raumvorstellungen überhaupt zu Stande kommen können durch das Getast allein und wie dies möglich sei, ist zwar schon oben im Allgemeinen gezeigt worden (§. 18), desgleichen wie auch der Blinde zur Kenntniß der Örtlichkeit seines Leibes gelangt (§. 19); aber es ist noch unerörtert geblieben wie er die Vorstellungen der continuirlichen Fläche, der Größe, Richtung, Lage, Gestalt, Bewegung, Entfernung und Körperlichkeit sich zu erwerben vermöge. Soll unsre Untersuchung einen Abschluß gewinnen, so müssen diese Fragen noch beantwortet werden.

Die nächste Bemerkung die sich uns hierbei aufdrängt ist diese, daß die Ausbildung der Raumvorstellungen des Blinden nicht allein weit langsamer von Statten gehen und Belehrung von Andern in ihrem Fortgange zu Hülfe nehmen muß, sondern auch überhaupt weit beschränkter bleiben muß als die welche durch das Gesicht möglich ist. Die Basis von welcher alle weitere Entwickelung der Raumvorstellungen des Blinden ausgeht ist die Kenntniß seiner Leibesglieder. Er erlangt sie, wie wir gesehen haben, durch die Doppelempfindungen welche entstehen, wenn ein Glied mit dem andern in Berührung kommt, und lernt die einzelnen Glieder finden vermittelst des Muskelsinnes. Hiermit ist jedoch noch keineswegs die räumliche Verbreitung derselben gegeben, sondern nur eine Unterscheidung dessen was Organ der Empfindung ist von demjenigen was außerhalb und unabhängig von ihm als ein Fremdes existirt. Es sind hiermit erst empfindende Punkte gegeben — Punkte; denn viele völlig gleichartige Affectionen,

wie z. B. bei einem gleichmäßigen Druck auf eine empfindende Fläche, müssen in der Vorstellung vollständig verschmelzen. Ein räumliches Nebeneinander entsteht erst dann wenn entweder qualitativ oder nur graduell verschiedene Empfindungen gleichzeitig an solchen Stellen des Leibes auftreten, die durch den Muskelsinn als verschiedene schon bekannt sind. Es versteht sich von selbst daß hierbei nur von den Tastempfindungen im engeren Sinne die Rede sein kann mit Ausschluß aller Schmerzempfindungen, also nur von den verschiedenen Arten des Druckes; denn theils können nur diese als einem und demselben Continuum angehörig wirklich nebeneinander gesetzt werden, theils würde jeder Schmerz die Perception sogleich so stark für sich allein in Anspruch nehmen, daß alle übrigen gleichzeitigen Empfindungen ganz und gar von ihm verdrängt werden würden (vergl. §. 18 gegen Ende und §. 20 zu Anfang).

Am günstigsten für die Bildung der Flächenvorstellung ist eine bloß graduelle Verschiedenheit der gleichzeitigen Empfindungen, z. B. wenn auf eine einzige Stelle ein verhältnißmäßig starker Druck wirkt, während alle umliegenden einen schwächern erfahren, der mit der Entfernung von jener Stelle allmälig immer mehr abnimmt. Es geschieht dies z. B., wenn man mit dem Finger auf einen harten Gegenstand drückt, da die Berührungsfläche elastisch ist. Wir haben alsdann ähnliche Verhältnisse unter den Reizen als solchen, wie sie durch die Construction des Auges bei durchgängig gleicher Affection aller Stellen der Netzhaut gegeben sind. Der Erfolg wird daher auch derselbe sein, es wird eine Flächenvorstellung entstehen müssen, wenn nämlich (denn dies ist schon Bedingung der Wahrnehmbarkeit des einfachen Nebeneinander) die graduell verschiedenen Reize in der Seele bereits fertige unter sich verschiedene Vorstellungen antreffen die ihnen entsprechen und das Zusammengehen derselben zu einer verworrenen Perception verhüten. Treten so günstige Bedingungen als wir so-

eben angenommen haben, nicht ein, so wird, bevor eine Flächenvorstellung entstehen kann, die Vorstellung des zwei-, drei- und mehrfachen Nebeneinander dadurch erst ausgebildet werden müssen, daß verschiedene Empfindungen, die früher oft einzeln gegeben und dadurch vollkommen bekannt geworden sind, gleichzeitig gegeben werden an verschiedenen Stellen, die nicht einmal unmittelbar nebeneinander zu liegen brauchen. Die verschiedene Schärfe der Empfindungen deren die einzelnen Theile der Haut fähig sind — mag diese Fähigkeit durch die natürliche Construction des Organs oder durch die Gewohnheit oder endlich, was noch wahrscheinlicher ist, durch beide bedingt sein — trägt zur Ausbildung der Flächenvorstellung, wie schon früher gezeigt worden ist (§. 18 gegen Ende) wenig oder nichts bei, weil nicht die Qualität der Reize selbst, wie beim Auge, dadurch modificirt wird, sondern nur die Fähigkeit zwei nächstliegende Reize als zwei verschiedene voneinander zu unterscheiden.

Auf die eben erörterte Weise wird zunächst und hauptsächlich die Hand kennen gelernt als ein Quantum des Nebeneinander, das um so eher als Summe erscheint, je besser die einzelnen Theile derselben allmälig einzeln und verschieden combinirt gebraucht werden. Diese Kenntniß ist für den Blinden der Anknüpfungspunkt für alle weitere Ausbildung der Raumvorstellungen. Sie zu erwerben geben die verschiedenen Intensitäten des Druckes gegen eine Oberfläche in verschiedenen, von ungleichen Muskelgefühlen begleiteten und dadurch unterscheidbaren Lagen der Hand, mit mehreren, combinirt oder einzeln und successiv gebrauchten Gliedern derselben, vielfache Gelegenheit. Ohne die Gelenkigkeit der Hand würden daher die Raumvorstellungen des Blinden auf einer so niederen Stufe der Ausbildung stehen bleiben müssen, daß sie sich nicht viel weiter als auf die Wahrnehmung des bloßen Nebeneinander verschiedener Reize erstrecken würden.

Ist die Hand als ein flächenhaft ausgedehntes Organ

bekannt, so verbindet sich aus denselben Gründen die wir oben (§. 22) geltend gemacht haben, mit dieser Flächenvorstellung unmittelbar auch die der Continuität, da diese letztere ganz und gar nicht von dem objectiven räumlichen Nebeneinander der empfindenden Punkte abhängt, sondern lediglich von der Nöthigung gleichartige simultane Reize die nicht verschmelzen können unter der Form der Ausdehnung zu denken. Eine Lücke zwischen ihnen, in die sich etwas einschieben ließe, ist deshalb nicht möglich, weil das Gleichartige, das allein eingeschoben werden könnte, nur die Fläche vergrößern, sie erfüllen, nicht aber das schon Vorhandene auseinanderreißen würde.

Es ist von nun an ein doppelter Gebrauch der Hand wohl zu unterscheiden, nämlich erstens der Gebrauch derselben als Größenmaaß, wenn sie entweder ihrer ganzen Fläche nach oder linear spannend oder Körperliches umspannend angewendet wird, und zweitens als Tastorgan im engeren Sinne, wenn durch die Fingerspitzen (ähnlich dem Fixiren durch das Auge) einzelne Punkte vorsichtig und genau untersucht werden. Beide Arten des Gebrauchs wechseln miteinander ab und werden combinirt.

Die Vorstellung der Größe beruhte für den Sehenden auf den verschiedenen Graden der Deutlichkeit welche den zusammenfassenden Wahrnehmungen eigenthümlich waren. Eine je größere Menge unter sich verschiedenen Details dem Auge gleichzeitig gegeben wurde, als desto größer mußte ursprünglich das Gesichtsobject beurtheilt werden. Wenden wir dies auf das Getast an, so ergiebt sich Folgendes. Die Zahl der unterscheidbaren Tastempfindungen ist bei weitem nicht so groß als die der möglichen Nüancen der Farben, zu denen noch die verschiedenen Grade der Beleuchtuug hinzukommen. Die Gruppirungen der gleichzeitigen Reize (Gestalten) sind daher für das Auge ganz ungleich mannigfaltiger als für den Tastsinn, vor welchem jenes noch überdies den schon öfter erwähnten

Vorzug einer eigenthümlichen Construction besitzt, durch die es nicht allein fähig, sondern sogar fortwährend genöthigt wird Vieles, was überdies in verschiedenen Entfernungen liegt, zugleich aber mit verschiedenen Graden der Deutlichkeit aufzufassen. Auf die Größenvorstellungen hat dies einen sehr bedeutenden Einfluß (vgl. §. 18 gegen Ende). Da diese nämlich lediglich auf den Zusammenfassungen des Verschiedenen beruhen das gleichzeitig gegeben wird, der Tastsinn aber weder überhaupt so viele Verschiedenheiten der Reize besitzt noch gleichzeitig so viele verschiedene Affectionen jemals erfahren kann als das Gesicht, so muß er — da Verschmelzungen eintreten wo Verschiedenheiten nicht wahrnehmbar sind — im Vergleich zu diesem alle Gegenstände als weit kleiner auffassen. Denken wir uns eine Scheibe dem Tastsinn gegeben, so findet dieser, wie überall, außer der Gestalt nur noch die Art des Widerstandes aufzufassen welche von jedem einzelnen Punkte ausgeht. Das Auge findet daran weit mehr zu thun, weil wegen der größeren Feinheit seiner einzelnen Nervenfasern die Elemente seiner Gesammtvorstellung, deren Verschmelzung überdies durch seine eigenthümliche Construction verhindert wird, weit kleiner sind als beim Getast. Daher muß das Gesehene größer erscheinen als das Betastete, doch kann dieser Unterschied begreiflicher Weise gar nicht bemerkbar werden, wenn Gesicht und Getast sich zugleich ausbilden und fortwährend eine gegenseitige Controle ausüben. Beim Blindgeborenen des Dr. Franz fand es sich wirklich so (Philos. Transactions 1841 p. 66): er sah Alles weit größer als er dem Getaste nach erwartet hatte. Es liegt, wie man sieht, in dieser Erfahrung wiederum eine vollkommene Bestätigung dessen was wir oben über die Bildung der Größenvorstellungen gesagt haben. Nicht größere Augen sehen größer und kleinere kleiner, sondern jedes Organ (denn es gilt dies nicht etwa vom Auge allein) empfindet um so größer — wenn dieser uneigentliche Ausdruck erlaubt ist — je mehrere Nervenprimitivfasern es besitzt die

gleichzeitig qualitativ verschiedene Affectionen erfahren können, d. h. je feiner die einzelnen Fasern sind und je besser schon durch die natürliche Construction des Organes die Verschmelzung gleichartiger Affectionen verhindert wird. *) Diese Bestimmung trifft jedoch nur den absoluten Werth der Größe, oder das Quantum des Mannigfaltigen welches gleichzeitig durch einen Sinn aufgefaßt werden kann; der relative Werth dagegen bleibt derselbe, d. h. die Größenverhältnisse in welchen die Wahrnehmungen desselben Sinnes untereinander stehen, werden durch jene Bestimmung gar nicht verändert: eine betastete Oberfläche kann eben so gut zehn und hundertmal so groß sich darstellen im Vergleich zu einer andern, wie eine gesehene Fläche im Vergleich mit einer andern. Nur ist dabei noch zu bemerken, daß dieselbe Fläche welche dem Getast im Verhältniß zu einer andern sehr viel zu thun giebt, nicht immer auch dem Gesicht in dem nämlichen Verhältnisse zu der andern größer zu erscheinen braucht. Die Irrthümer in der Größenschätzung durch das Getast allein welche hieraus entstehen könnten und sicherlich anfangs auch wirklich entstehen — ganz analog den Irrthümern in der Größenbeurtheilung durch das Gesicht allein, das noch nichts von Entfernung und

*) Das Paradoxe des aufgestellten Satzes verschwindet gänzlich, sobald man sich gehörig deutlich macht, daß nicht die Ausbreitung des Nerven es ist — weder die einer Primitivfaser noch die eines Nervenbündels — welche empfunden und percipirt wird, sondern nur der Nervenreiz selbst, der jede Primitivfaser trifft, als *rein intensives Quale*. Man hat sich hier dessen zu erinnern was §. 12 über die Elemente der Empfindung und Vorstellung gesagt worden ist, die selbst ganz und gar nichts Räumliches sind, sondern bloße Intensitäten. Die Wahrnehmung zeigt uns daher jedes Ausgedehnte als so groß, als die Menge der gleichzeitig gegebenen homogenen Empfindungsreize erfordert die nicht miteinander verschmelzen können; denn jeder einzelne Reiz ist dabei als ein für sich unräumliches »Raumatom« zu betrachten, wie wir dies oben nannten.

Perspective weiß — werden jedoch bald beseitigt, wenn nämlich der Muskelsinn vom Blinden bei dieser Schätzung mit angewendet wird. Dies ist etwas näher zu betrachten.

Mit jeder Stellung der Hand und ihrer einzelnen Theile gegeneinander ist ein gewisses Muskelgefühl verbunden. Dasselbe ist der Fall mit jeder Lage des Arms gegen die übrigen Körpertheile. Diese mit jeder Bewegung der tastenden Glieder wechselnden Sensationen allein können den Blinden bei der Größenschätzung mit einiger Sicherheit leiten. Es entstehen ihm nämlich eine Menge verschiedener Reihenvorstellungen durch die bei der Gliederbewegung continuirlich wachsenden oder abnehmenden Grade der Muskelspannung. Diese Reihen verhindern die Verschmelzung der einzelnen Perceptionen der Tastempfindungen auch wenn diese qualitativ gleich sind, weil sich mit jeder Perception eine wenigstens dem Grade nach stets wechselnde Sensation der Muskelspannung complicirt. Auf diese Weise wird demnach die Vorstellung eines extensiven Mannigfaltigen entstehen müssen, das jedoch nicht wie beim Auge gleichzeitig dem Sinne gegenwärtig ist, sondern nur successiv ihm gegeben werden kann. Es fehlt also dieser Vorstellungsweise noch gerade dasjenige was der Auffassung des Räumlichen wesentlich ist, nämlich die Vorstellung des gleichzeitigen Nebeneinanderfortbestehens der allmälig zur Wahrnehmung gekommenen Einzelheiten. Für das Getast, dem größere Flächen überhaupt nicht simultan gegeben werden können, wird die Entstehung dieser letzteren Vorstellung nur vermittelst der Reproduction möglich, welche den vom Getast durchlaufenen Raum blos deshalb als ein Ganzes auffaßt, das unabhängig von der einzelnen jedesmal gegenwärtigen Wahrnehmung (die stets auf einen sehr kleinen Theil desselben beschränkt bleibt) und außerhalb derselben fortbesteht, weil jede der Partialwahrnehmungen aus denen die durchlaufene Reihe sich zusammensetzt, in jedem Augenblicke von Neuem sinnlich gegeben, beliebig oft wiederholt werden kann ohne ihre Ver-

hältnisse zu allen übrigen zu ändern — d. h. aus derselben Ursache aus welcher, wie wir (§. 26) gesehen haben, die verschiedenen Seiten desselben Gegenstandes, obgleich nur nacheinander wahrnehmbar, doch in die Vorstellung eines einzigen Objectes vereinigt werden mußten. Außerdem ist noch zu beachten daß die Größenschätzung, obwohl schwieriger und nur nach mehrfacher Übung, auch dadurch zu Stande kommen kann, daß der zu schätzende Gegenstand in beiden Händen gehalten oder doch seine Enden durch diese berührt werden, wobei die zweifache Muskelsensation berücksichtigt wird die durch die gegenseitige Näherung oder Entfernung der Hände voneinander an jedem Punkte erzeugt wird.

Man bemerkt hiernach leicht den wesentlichen Unterschied zwischen den Raumvorstellungen des Sehenden und denen des Blinden, da die des letzteren, wenn sie die Ausdehnung dessen überschreiten sollen was sich mit dem Tastorgane selbst bedecken läßt, nur in Reproductionen bestehen, auf deren Unvollkommenheit wir schon bei der Betrachtung der durch das Gesicht gebildeten Raumvorstellungen aufmerksam gemacht haben, und überdieß immer die Reihenform behalten müssen in die sie sich bei ihrer Entstehung zusammengeordnet haben. Für den Sehenden nimmt der Raum eine solche Form die zum successiven Durchlaufen nöthigt, natürlicher Weise nur da an, wo die Größen und Entfernungen die er vorstellen will, die Fähigkeit seiner gleichzeitigen Gesammtauffassung durch das Auge übersteigen: die Größe eines Landes, die Entfernung einer Stadt kann er nur durch die Meilenzahl sich einigermaßen vorstellig machen, welche selbst wiederum nur als ein zurückzulegender Weg für ihn faßlich wird. Beim Blinden dagegen tritt die Nothwendigkeit räumliche Größen und Entfernungen als Wege (Reihen) zu denken schon dann ein, wenn sie beträchtlicher sind als die Dimensionen seiner Hand. Der Sehende weiß aus Erfahrung wie wenig anschaulich und übersichtlich eine solche Reihe ist wie die in den angeführten

Beispielen, und es ist darnach nicht schwer sich annähernd zu denken wie wenig distinct das Räumliche auseinandertreten kann das der Blinde kennt, obwohl dabei zu berücksichtigen ist daß für sein besser ausgebildetes Tastorgan das Detail kleiner Gegenstände weit weniger sich verwirren und zusammenschwinden wird als für den Tastsinn des Sehenden.

Gäbe es weder Farbenverschiedenheiten noch eine verschiedene Vertheilung von Licht und Schatten, so würde das Gesicht keine Gestalten auffassen können, sondern wir wären ganz an das Getast gewiesen um uns Vorstellungen von Gestalten zu bilden. Es entsteht die Frage auf welche Weise dieselben alsdann zu Stande kommen würden. Zwar kann der Tastsinn wie das Gesicht zunächst nur Flächen auffassen, aber während das Gesichtsfeld sich unmittelbar als eine Ebene darstellt, weil nicht ursprünglich perspectivisch gesehen wird, kann es beim Tastorgan gleich anfangs geschehen, daß die berührten Flächen als nicht in einer Ebene liegend erscheinen. Die Bildung der Gestaltenvorstellungen durch das letztere nimmt daher von Natur einen ganz anderen Weg als die durch das erstere. Sie geht nicht aus von der Vorstellung der Grenze, die nach allen Seiten umlaufen wird bis ein Combiniren der Gestalt als eines Ganzen gelingt, sondern vom Anfassen und Umspannen des Gegenstandes mit einer oder auch mit beiden Händen. Durch vielfache Versuche dieser Art, bei welchen ein Drehen des Körpers in den Händen wesentlich ist, erhalten wir eine zunächst noch sehr unbestimmte und rohe Vorstellung von der Größe der Gesammtoberfläche. Je besser nicht allein die einzelnen Glieder, sondern namentlich auch die Stellungen derselben bekannt sind, die mit jeder einzelnen selbst noch so kleinen Nüance einer Muskelsensation eintreten — die Sehenden pflegen auf diese Nüancen weniger zu achten, weil das Gesicht diese Achtsamkeit in den meisten Fällen unnöthig macht — desto richtiger wird jene allgemeine Vorstellung von der Oberfläche des Gegenstandes ausfallen.

Denken wir uns als Beispiel hier wieder ein Parallelepipedum, so muß der genaueren Betrachtung die verschiedene Größe des Umfangs auffallen, die sich beim Versuche den gedachten Körper von allen Seiten zu umfassen, zeigen muß; die Gesammtoberfläche zerfällt dadurch bald in verschiedene einzelne Flächen, deren jede für sich untersucht sein will. Sind diese hinreichend klein, so bieten sich hierzu von selbst die Fingerspitzen dar, durch welche theils die Art des Widerstandes den der Körper an verschiedenen Punkten leistet, theils die Grenzen desselben genauer ermittelt werden. Das Tasten der Fingerspitze nämlich ist ein punktuelles Tasten, d. h. ein solches, bei welchem zwar nicht etwa eine Nervenprimitivfaser allein thätig ist, aber doch die Affectionen aller gleichzeitig thätigen Fasern in der Vorstellung vollkommen verschmelzen. Durch die Bewegung derselben an einer Kante hin entsteht die Vorstellung einer Linie, indem die punktuellen Wahrnehmungen von der Verschmelzung gerade so abgehalten, gleichsam auseinandergezogen werden durch die mit ihnen associirten Muskelsensationen, wie wir oben bei der Fläche schon erläutert haben. Durch die Kante selbst ist der ganze Weg vollständig vorgezeichnet den die Fingerspitze nehmen muß, wenn sie dieselbe Wahrnehmung mit der sie begonnen hat, nicht verlieren soll. Weicht sie nach der einen oder der andern Seite hin ab, so stellt sich statt des punktuell fortlaufenden Tastens sogleich die Wahrnehmung einer kleinen Fläche ein. Diese Kenntniß ist von besonderer Wichtigkeit, denn durch dieselbe entsteht die Vorstellung der Kante als einer solchen Linie an deren jedem Punkte zu beiden Seiten Flächen liegen, welche als verschiedene aufgefaßt werden, weil die Betastung der einen eine andere Stellung der Hand erfordert als die der andern. Vollendet wird diese Vorstellung erst durch die zusammenfassende Wahrnehmung welche von der gebeugten Hand ausgeht, die zugleich die Kante mit einem Theile der durch sie begrenzten Flächen umfaßt. Wie in diesem Falle, so dient überall die zusammenfassende

Wahrnehmung die durch die ganze Hand oder doch durch einen größeren Theil derselben vermittelt wird, zur Controle für die successiv durch den Gebrauch der Fingerspitzen aufgefaßten punktuellen Einzelnheiten; und wo selbst die ganze Hand nicht ausreichen will, da muß die Reproduction auf die vorhin bezeichnete Weise die Unfähigkeit des Organes alles gleichzeitig Gegenwärtige auch gleichzeitig aufzufassen, wieder gut machen, so weit dies möglich ist.

An einer Ecke des Körpers angelangt muß die bisher continuirlich fortschreitende Wahrnehmung der tastenden Fingerspitze plötzlich abbrechen: der Erfolg ist derselbe den wir schon aus der Entstehung der Raumvorstellungen durch das Gesicht kennen und bedarf daher keiner weiteren Erläuterung. Von der Ecke gehen mehrere Kanten aus, deren Verschiedenheit abgesehen von ihrer verschiedenen Länge durch die verschiedenen Reihen von Muskelgefühlen, mit denen die Auffassung derselben durch den Tastsinn sich associirt, kenntlich und durch die Gesammtwahrnehmung vermittelst der umspannenden Hand controlirt wird, von der sie simultan aufgefaßt werden. Auf diese Weise wird die Vorstellung von verschiedenen **Richtungen** erzeugt, die nun als Anhaltspunkte zur Orientirung dienen um die Vorstellung der geschlossenen Gestalt zu vollenden, wobei nur noch nöthig ist, daß das successiv aufgefaßte Detail so lange wiederholt werde, bis es eine solche Geläufigkeit erlangt, daß es vermittelst der Reproduction zu einem räumlichen Ganzen combinirt wird, welches zwar als Ganzes nicht gleichzeitig vom Tastsinne aufgefaßt werden kann, aber dennoch als äußerlich zugleich fortbestehend gedacht wird.

Wir begnügen uns die Gestaltenwahrnehmung durch das Getast bis hierher zu verfolgen, da die Art auf welche sie zu Stande kommt jetzt deutlich genug in die Augen fällt. Die ganze Hand oder ihre einzelnen Theile bilden beim Tasten die Gestalt des vorliegenden Körpers entweder auf einmal oder allmälig nach. Es kommt daher nur darauf an die jedesma=

lige Handstellung zu kennen und das successiv Auftretende zu combiniren. Auf diese Weise lernt der Blinde Oberflächen von Körpern kennen, an denen sich sogleich die Lage der einzelnen Theile gegeneinander durch die verschiedenen Grade der Beugung zu erkennen giebt, welche sich für die tastende Hand bei gleichzeitiger Berührung der Körperoberfläche nöthig machen, während Alles was in einer und derselben Ebene liegt gar keine solche Beugung sondern bloß ganz einförmige Ausbreitung der Hand zuläßt. Die Körper welche dem Blinden so entstehen, sind für ihn nichts als Summen von Widerständen die zu festen Gruppirungen zusammengetreten sind. Der Sehende hat Mühe sich in diese Vorstellungsweise nur einigermaßen hineinzudenken. Aggregatzustand, Beschaffenheit der Oberfläche, Gestalt, Größe, Geruch, Geschmack und Schall in den verschiedenen Combinationen ihrer Nüancen sind das Einzige wonach die Identität oder Verschiedenheit der Körper ohne Hülfe des Gesichts unmittelbar beurtheilt werden kann. Die Vorstellung der Solidität ist, wenn nicht Belehrung durch Andere sie entwickelt, besonders schwierig; denn alle Raumerfüllung besteht für den Blinden nur in der Abgeschlossenheit in sich zurücklaufender Flächen die dem Eindringen verschiedene Grade des Widerstandes entgegensetzen. Die Veränderungen welche in der Außenwelt vorgehen, entziehen sich großentheils der Wahrnehmung, und nur einen kleinen Ersatz für das Gesicht bietet in dieser Rücksicht das Gehör.

Die Vorstellung äußerer Bewegung kann wie durch das Gesicht, so auch durch das Getast erst dann erworben werden, wenn äußere Gegenstände nach ihrer Gestalt und gegenseitigen Lage schon bekannt sind. Die continuirliche Veränderung der Lage zwingt alsdann zu continuirlich wechselnden Zusammenfassungen der gleichzeitig gegebenen Tastvorstellungen. Die Bewegungen der eigenen Glieder über die Oberflächen der Gegenstände hin, können aus demselben Grunde wie für das Gesicht die Augenbewegungen, nicht als Bewe-

gungen äußerer Dinge aufgefaßt werden, weil sie nämlich als Bedingung der Möglichkeit für die Wahrnehmung der Außenwelt überhaupt dieser Wahrnehmung selbst vorausgehen müssen und eine äußere Nöthigung zum Wechsel der zusammengefaßten Vorstellungen bei der Gliederbewegung gar nicht stattfindet. Diese stetig fortschreitende Nöthigung ergiebt die Vorstellung der Bewegung; denn nur die Zusammenfassung, nicht der Inhalt des Vorgestellten selbst (das Zusammengefaßte, der äußere Gegenstand) ändert sich, da der Gegenstand, wenn er einmal als Ganzes von uns aufgefaßt ist, als mit sich identisch festgehalten wird, mag er über verschiedene Theile des Körpers fortgleiten deren räumliche Ausbreitung bekannt ist, oder derselben empfindenden Stelle successiv seine einzelnen bereits bekannten Theile darbieten. Hat sich auf diese Weise der Gegensatz von Bewegung und Ruhe erst ausgebildet, so wird durch den Vergleich mit den als ruhend vorgestellten Gegenständen der Außenwelt die Gliederbewegung endlich selbst als Bewegung vorgestellt und von der äußeren, selbst abgesehen von dem Mangel der erwähnten Nöthigung, mit Leichtigkeit durch die immer wechselnden Muskelsensationen unterschieden, von denen sie in mannigfaltiger Weise begleitet ist. Auch wird die Wahrnehmung der eigenen Gliederbewegung als Bewegung außerdem durch die Controle begünstigt welche die Hand über den größten Theil der übrigen Glieder auszuüben vermag.

Daß das Ohr Raumvorstellungen liefern könne, haben wir zwar im Obigen geleugnet, aber es bezog sich dies nur auf die Unmöglichkeit das gleichzeitig Gehörte als einen Raum erfüllend nebeneinander zu setzen, d. h. auf die Unmöglichkeit daß das Gehör für sich allein ein Vorstellen des Räumlichen bewirken könne. Dagegen ist zuzugeben daß dasselbe zur Fortbildung schon gewonnener Raumvorstellungen allerdings wesentlich beizutragen im Stande sei, obwohl es auch in diesem Falle nur eine Angabe liefert, nach welcher das Urtheil sich richtet, indem bewußt oder unbewußt das Gehörte auf eine äußere Er-

scheinung bezogen und diese nach der Analogie vielfacher älterer Erfahrungen räumlich geschätzt wird. Es wird dadurch dem Blinden das Ohr zu einem Sinne der in die Ferne reicht, so daß ihm wenigstens ein kleiner Theil der äußeren Vorgänge zugänglich wird, die theils dem Getast überhaupt nicht erkennbar theils ihm nicht erreichbar sind. So geschieht es daß die Richtung des Schalles, die Entfernung aus der er kommt, wenn die Ursache desselben bekannt ist, die Größe des Zimmers nach der Resonanz des Bodens durch den Tritt oder der Wände durch das Sprechen u. dergl. m. ziemlich genau geschätzt werden können. Da jedoch diese Vorgänge lediglich durch Schlüsse nach der Analogie zu Stande kommen, so gehören sie nicht in diesen Abschnitt; auch ist es so leicht sie zu analysiren, daß es unnöthig scheint länger bei ihnen zu verweilen. In Rücksicht auf die Theorie ist dabei nur zu bemerken, daß es höchst ungenau gesprochen ist, wenn man Richtung und Entfernung des Schalles als unmittelbare Gehörsobjecte bezeichnet; denn wenn es auch richtig ist daß die Einrichtung des äußeren Ohres allein uns befähigt jene Unterscheidungen zu machen, so bleibt es doch unrichtig diese Einrichtung für sich als die einzige Ursache derselben zu betrachten, da man alsdann der sinnlichen Wahrnehmung unmittelbar zuschreiben würde was nur durch die Beurtheilung des durch sie als verschieden Gegebenen zu Stande kommen kann.

Dritter Abschnitt.

Das Gemüth.

§. 28.

Das gesammte innere Leben des Menschen theilt sich für die Selbstbeobachtung in zwei große Gebiete die sich ziemlich scharf voneinander absondern lassen: das eine umfaßt alle diejenigen psychischen Vorgänge welche sich auf Objecte beziehen die wir vom Verlaufe unsrer individuellen Thätigkeiten und Zustände für unabhängig halten, das andere begreift diejenigen psychischen Phänomene in sich die wir ganz und gar als unsre eigenen subjectiven Producte, als gerade unsrem Innern eigenthümlich angehörig betrachten. Die ersteren sehen wir als nothwendige Erzeugnisse des menschlichen Geisteslebens überhaupt an, die letzteren als unser persönliches Eigenthum. Jene beziehen sich entweder unmittelbar auf die uns gegenüberstehende Außenwelt und werden vom gemeinen Bewußtsein für die wahren und unzweideutigen Abbilder des objectiv Existirenden selbst genommen (die sinnlichen Vorstellungen) oder sie treten bloß mittelbar in Beziehung zu der wirklichen Welt, welche in ihrem inneren Zusammenhange durch sie erkennbar sein und wirklich erkannt werden soll (die Be=

griffe); diese dagegen können zwar auch äußere Beziehungspunkte besitzen, aber es pflegt ihnen dabei gleichwohl keine Allgemeingültigkeit zugeschrieben zu werden, und daher dienen solche Beziehungen, wo sie an ihnen hervortreten, als blos subjective Anknüpfungspunkte für das Verhältniß in welches sich das Individuum zur Außenwelt setzt. Diese letzteren Phänomene sind es, die in diesem Abschnitte untersucht werden sollen.

Der Begriff des Gemüthes ist vieldeutig und schwankend: bald hat man ihn so weit gefaßt, daß man die Gesammtheit aller Erscheinungen des inneren Lebens in ihn aufgenommen wissen wollte, bald so eng, daß man unter allen Nationen vorzüglich nur der deutschen Gemüth zusprechen zu dürfen glaubte. Keines von beiden geschieht hier, sondern wir bezeichnen mit diesem Worte den Inbegriff derjenigen psychischen Vorgänge, die dem Innern des Subjectes als solchem angehören und nicht über dasselbe hinausweisen. Das Gemüth in diesem Sinne steht dem Vermögen des Wahrnehmens und Erkennens entgegen, das entweder durch die Sinne oder durch den Verstand, wie man sagt, gewisse Objecte ihrem Wesen und Zusammenhange nach auffassen und begreifen will. Das Gemüth will nichts erkennen, weiß gar nichts von Gegenständen, von Objecten die es sich gegenüber hätte, sondern es lebt ganz und gar in sich, und wenn die Zustände in die es geräth bisweilen auch auf Gegenstände hinweisen die nicht im Innern des Menschen liegen, oder sogar durch solche veranlaßt werden, so sind sie doch nur insofern Phänomene des Gemüths als sie unabhängig von äußeren Dingen durch den inneren Vorstellungsverlauf als solchen vorbereitet worden sind, sich entwickelt haben und durch ihren Fortgang und Abschluß auf den Gesammtzustand des inneren Menschen zurückwirken. Das Gemüth ist in dieser Bedeutung der tiefste unveräußerliche Kern des individuellen inneren Menschen, der Complex dessen was für ihn persönlich charakteristisch und deshalb nicht direct

mittheilbar ist, im Gegensatze zu dem was als ein mehr äußeres Gut durch unwillkürliche oder absichtlich herbeigeführte Erfahrung irgend welcher Art, durch Eifer und Fleiß ebenso erworben werden kann wie es durch Nachlässigkeit bisweilen wieder verloren geht.

Die individuellen Charaktereigenschaften der Einzelnen zu erklären kann die Psychologie nicht unternehmen, da sie es nur mit denjenigen Producten des menschlichen Geisteslebens zu thun hat, in deren Bildung eine allgemeine Gesetzmäßigkeit nachweisbar ist. Wir werden uns daher in diesem Abschnitte darauf beschränken müssen diejenigen Phänomene des Gemüthslebens nach allgemeinen Gesetzen zu erklären, welche wir beim cultivirten Menschen unsrer Zeit durchgängig antreffen. Uns auf diese zu beschränken sind wir theils dadurch berechtigt, daß abnorme Bildungen im Einzelnen zu begreifen überhaupt nicht Zweck einer Wissenschaft sein kann und daß die Möglichkeit sie zu verstehen nur auf dem Verständniß der normalen Gebilde beruht, theils dadurch daß die complicirten Gemüthszustände des gebildeten Menschen den nöthigen Aufschluß über die einfacheren von selbst darbieten müssen. Überhaupt aber ist überall im Auge zu behalten, daß es der Psychologie, zumal solange sie noch in ihrem Kindesalter steht, nicht auf erschöpfende Erklärung der Mannigfaltigkeit alles dessen ankommen kann was in den Gemüthern der Menschen vorgeht, noch weniger auf eine bloße Beschreibung seiner Nüancen die sich hier und da zeigen, auf ein naturgeschichtliches Fachwerk zum Zwecke der Menschenkenntniß für Halbgebildete, sondern auf die Erforschung der Nothwendigkeit der überall im menschlichen Geistesleben wiederkehrenden Typen, auf die Nachweisung der allgemeinen Gesetze nach denen mit gleicher Regelmäßigkeit überall dieselben Formen der sinnlichen und begrifflichen Auffassung der Dinge wie des Gemüthslebens entstehen müssen.

Der Umfang dessen was dem Gemüthsleben angehört ist

nach dem Obigen leicht zu verzeichnen. Die Art der Auffassung der äußeren Welt ist dem Menschen durch die Sinne gegeben, seine theoretischen Kenntnisse und Ansichten hängen von der Ausbildung und den Verbindungen seiner Begriffe ab. Mit Ausschluß seiner sinnlichen und intellectuellen Kräfte sind uns daher als dasjenige was ganz und gar in seinem Innern eingeschlossen bleibt, nur seine Gefühle und Interessen übrig, in denen sich seine Individualität ihrem Wesen nach ausspricht und von andern unterscheidet. Was er fühlt und was er will, wie er es will, wie er seine Interessen geordnet hat, welchen Einfluß er seinem Willen auf seine Gefühle gestattet und umgekehrt, wie gleichmäßig oder wechselnd, wie klar oder verworren, wie oberflächlich oder durchgreifend, wie sanft oder wild sein Fühlen und Streben ist und welcher Grundtypus durch das Zusammenwirken aller Gefühle und Strebungen in Verbindung mit dem Temperamente als allgemeiner Charakter seines inneren Lebens sich darstellt, dies ist dasjenige was wir als besondere Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Menschen sein Gemüth nennen. Die Untersuchung über dasselbe knüpfen wir am besten an die zwei Grundphänomene des Fühlens und Begehrens an, die mit ihren sämmtlichen Modificationen hierher gehören, nämlich den rein subjectiven, den ästhetischen und sittlichen Gefühlen auf der einen, dem Begehren und Wollen nebst den Affecten und Leidenschaften auf der andern Seite.

Die innere Zusammengehörigkeit dieser Vorgänge zeigt sich vor Allem darin, daß wir die Gefühle sämmtlich als angenehm oder unangenehm und demnach als begehrte oder verabscheute zu bezeichnen pflegen, so daß also, wie es scheint, kein Gefühl überhaupt für sich allein, sondern nur in Begleitung einer Begehrung auftreten kann. Umgekehrt sagt man auch vom Begehren, daß es auf dem Gefühle eines Mangels beruhe. Lassen wir hier die Frage bei Seite wie ein Mangel als etwas Negatives gefühlt werden könne und ob dieses

Gefühl des Mangels die Ursache der Begehrung, nicht diese selbst sei, oder ob umgekehrt durch das Begehren erst der Mangel fühlbar werde, so geht doch so viel aus dieser Betrachtung hervor, daß Fühlen und Begehren aufs innigste miteinander zusammenhängen und deshalb von der Psychologie nicht auseinandergerissen werden dürfen; ja es wird überdies durch sie höchst evident, daß Fühlen und Begehren nicht zwei verschiedenen Vermögen der Seele zugeschrieben werden dürfen, da das eine (wir lassen hier unentschieden welches von beiden) aus dem andern hervorgeht und ohne dasselbe gar nicht denkbar ist. Verhalten sich aber zwei Phänomene wie Ursache und Wirkung, so lassen sich zwar beide, wenn es auf eine bloße Beschreibung ankommt, für die abstracte Betrachtung, nicht aber in der Erklärung voneinander absondern.

Es ist dies einer der Fälle an welchen die Untauglichkeit der Theorie von den Seelenvermögen zur Erklärung des Geisteslebens sehr klar hervortritt, indem sich zeigt, daß ihre Begriffe höchstens dazu dienen können eine Übersicht über die Gesammtheit der psychischen Erscheinungen zu geben bei welcher von ihrem inneren Zusammenhang gänzlich abgesehen wird *). Wären Fühlen und Begehren primitive Zustände

*) Wenn man in neuerer Zeit hier und da es als ein Verdienst Hegel's gepriesen findet die Mangelhaftigkeit der Theorie von den Seelenvermögen erkannt und nachgewiesen zu haben, so beruht solche Behauptung entweder auf Unkenntniß oder auf vorurtheilsvoller Betrachtung der Geschichte der Philosophie. Denn Hegel bezeichnet zwar in der Philosophie des Geistes im Allgemeinen jene Theorie als unhaltbar, ohne sie jedoch durch Angabe und Ausführung bestimmter Gründe im Einzelnen zu widerlegen. Fast in allen seinen übrigen Schriften aber hält er den Gegensatz einzelner Seelenvermögen so fest, daß sich derselbe vielmehr als ein seinem Philosophiren nothwendiger herausstellt; denn seine ganze Philosophie beruht wesentlich auf der Voraussetzung daß der bloß abstrahirende und reflectirende Verstand zum speculativen Denken untauglich und von der Vernunft verschieden sei, welche die von jenem in ihrer Tren-

der Seele, so bedürften sie so wenig einer weiteren Erklärung als das einfache Vorstellen, von dem sich (da jede Erklärung desselben selbst eine directe oder indirecte Anwendung bereits fertig gebildeter einfachen Vorstellungen sein müßte) weiter nichts sagen läßt als daß es die durch einen oder mehrere homogene Nervenreize veranlaßte Seelenthätigkeit ist. Wären Fühlen und Begehren primitive Zustände unsres Innern, so müßten sie wegen der Einheit und Einfachheit der Seele entweder besondere Arten des Vorstellens sein (wie Sehen, Hören, Schmecken), oder sie müßten einem andern Wesen als der Seele angehören und ganz außerhalb der letzteren fallen, so daß diese nur durch eine neue Thätigkeit, die eine Art des Vorstellens sein müßte, etwas von ihnen erfahren könnte; denn sie besondere Richtungen der Seelenthätigkeit, eigenthümliche Phasen oder Seiten des Geisteslebens, Vermögen zu nennen, ist für die Erklärung bedeutungslos und bringt diese um keinen Schritt weiter. Dies sind Metaphern, auf die früher angedeutete Weise aus dem Gebiete der sinnlichen Anschauung auf die psychischen Vorgänge ungeschickt übertragen (vergl. p. 218), Gleichnisse von denen untersucht werden muß was hinter ihnen steckt. Sie sind nicht der adäquate Ausdruck für das was wirklich geschieht in unsrem Innern und die Erkenntniß kann sich in Rücksicht auf sie nicht für befriedigt erklären, da die Seele weder Arme und Beine hat, noch sich dreht nach Ost oder West. Kein Naturwesen geräth von selbst, d. h. ohne Ursache in einen ihm ursprünglich fremden Zustand, auch kann es nicht ohne Ursache einen Zustand in

---

nung festgehaltenen Gegensätze in einer höhern Einheit aufzuheben und so zu vereinigen wisse — eine Voraussetzung deren Rechtfertigung der Urheber wie die Anhänger des Systems schuldig geblieben sind und schuldig bleiben werden. Die Theorie von den Seelenvermögen hat Hegel durch die That unterstützt und nur zum Scheine angefochten. Herbart dagegen hat sie zuerst vollständig und gründlich widerlegt.

dem es sich gegenwärtig befindet mit einem andern vertauschen: wo liegen also, fragt die Psychologie, die Ursachen des Fühlens und Begehrens, unter welchen Umständen und auf welche Veranlassung entsteht in der Seele ein Fühlen und Begehren?

§. 29.

Bevor wir an die Lösung dieser Aufgabe selbst gehen, ist es nöthig das Gemüthsleben im Allgemeinen zu betrachten, und zwar zuerst in seinem Gegensatze zu der intellectuellen Seite des Menschen, um uns die Probleme etwas näher zu bringen mit denen wir es hier zu thun haben.

Nichts im Innern des Menschen ist einem schnelleren und auffallenderen Wechsel unterworfen als seine Gemüthszustände. Ungestört sich selbst überlassen erheben sich die Gefühle oft von einem kaum merklichen Anstoße aus zu einer Macht die den ganzen innern Menschen mit sich fortreißt. Diese Erhebung geht bald plötzlich bald langsam, aber dann um so sicherer zunehmend von Statten. Auf der höchsten Höhe angelangt halten sie sich nicht lange. Dem stürmischen Aufbrausen des Gefühls folgt nicht selten ebenso rasche Beruhigung und Zerstreuung, der allmäligen Erhebung eine lange und intensive Spannung des Gemüthes, die nur allmälig wieder nachläßt oft aber bis zur völligen Abstumpfung fortgeht. Im Begriffsleben findet sich zwar etwas Ähnliches, indem es dem anhaltenden Nachdenken oft nur zeitweise und auf Augenblicke gelingt den höchsten Grad der erstrebten Klarheit und Evidenz festzuhalten, der sich dann ebenso wieder mehr und mehr in ein Dunkel vergräbt das wir nicht zu entfernen im Stande sind, wie er sich nur langsam aus einem solchen emporgearbeitet hatte. Wir bemerken ferner an der Beschäftigung des Denkens mit einzelnen Gegenständen verschiedene Grade der Vertiefung, ein Steigen und Sinken, ein Anwachsen und Fallen der Energie unsrer Thätigkeit, ähnlich

wie bei den Gemüthszuständen, aber die wesentlichen Verschiedenheiten zwischen dem Denken und Fühlen treten bei dieser Gleichheit nur um so stärker hervor. Das Denken steigt zum Maximum seiner Klarheit und Energie nur durch fortgesetzte Willensanstrengung, die Erhebung und der Ablauf der Gefühle kann durch den Willenseinfluß fast nur gestört werden; die Gefühle ergreifen uns, in den Begriffen erscheinen wir uns als selbstthätig; die Klarheit und Tiefe des Denkens können wir fesseln lernen und fortdauernd gebrauchen, das Fühlen und Begehren stumpft sich nach der Befriedigung von selbst ab und läßt sich nur auf indirectem Wege lenken und fortbilden. Unsre Überzeugungen richten sich zwar großentheils nach unseren Begriffen und sind insofern nichts weniger als willkürlich, vielmehr je fester sie sind, desto bindender sind sie auch, aber es ist lediglich von unsrem Entschlusse abhängig ob wir durchdachte Überzeugungen besitzen wollen oder nicht, dagegen etwas zu fühlen oder zu begehren ist weder direct noch indirect eine Sache unsrer Entschließung.

Wegen dieser Verschiedenheit des Willenseinflusses auf unsre Gemüthszustände und auf unsre intellectuelle Ausbildung pflegen die Resultate der letzteren und überhaupt Alles was dem Gebiete des Vorstellens und Erkennens angehört als Gegenstände bezeichnet zu werden die von allen Menschen auf gleiche Weise aufgefaßt werden sollten, als Gegenstände des Streites, die richtig erforscht ein allgemeingültiges und einem jeden durch Anstrengung des Denkens zugängliches Besitzthum werden können; denn Alle, sagt man, besitzen denselben Verstand, auf dessen richtigen Gebrauch es allein ankommt, da die Wahrheit nur Eine ist wie jenes Vermögen der Menschen selbst durch das sie erfaßt werden soll. Vom Gemüthsleben behauptet man gerade das Gegentheil. Das Gefühl soll sich der Bestreitung durch Gründe gänzlich entziehen — was allerdings wenigstens insofern richtig ist, als die Gefühle selbst von der vollständigsten Einsicht die gegen

sie spricht, sich nicht unmittelbar zum Schweigen bringen lassen. Die Gefühle und Interessen der Menschen pflegt man in einem solchen Grade für unwillkürlich und unabänderlich zu halten, daß man sie dem Einzelnen nicht als Schuld oder Verdienst anrechnet, sondern sie als Naturproducte betrachtet die sich in uns bilden ohne unser Zuthun und deshalb ohne eine Verantwortlichkeit für sie von unsrer Seite. Gleichwohl spricht man anderntheils — und hierin zeigt sich die Mangelhaftigkeit und völlige Unhaltbarkeit dieser ganzen Ansicht — von einer Wahrheit und Gesundheit des Gefühls, von einem richtigen und verkehrten Geschmack, ja von Begehrungen die nicht allein beherrscht werden, sondern überhaupt gar nicht in uns entstehen sollten. Einigen unter den Gefühlen legt man einen gewissen Werth bei und beurtheilt sogar ganz gewöhnlich den Werth des Menschen überhaupt nach seinem Gemüthsleben. Die Widersprüche in dieser Ansicht liegen am Tage. Sind unsre Gefühle und Interessen *unwillkürlich* in uns emporwachsende Mächte, so kann von einer Unrichtigkeit derselben die von uns verbessert werden sollte, so wenig die Rede sein als ihren Erfolgen ein sittlicher Werth oder Unwerth beigelegt werden kann. Geschieht dagegen letzteres mit Recht, so müssen sie von unsrem Denken in vielfacher Weise sich abhängig machen lassen, ja schon in einer natürlichen und nothwendigen Abhängigkeit von ihnen stehen.

Dies zeigt sich bei genauerer Betrachtung auch in der That. Vergleichen wir Menschen miteinander die auf sehr verschiedenen Stufen der intellectuellen Bildung stehen, so wird sich im Allgemeinen der Unterschied ihrer Gemüthsbildung als ein nicht geringerer zeigen, wenn man nur bei dieser Vergleichung gehörig im Auge behält, daß die intellectuelle Bildung eines Menschen nicht nach der einseitigen Thätigkeit des theoretischen Verstandes auf einem kleinen Felde zu beurtheilen ist, auf welchem freilich gerade durch die Beschränkung und Mißbildung Unglaubliches geleistet werden kann, sondern

nach der gleichmäßigen Übersicht die er über alle Kreise der Natur- und Menschenwelt besitzt und nach der scharfen Ausprägung und Consequenz die er seiner gesammten Lebensansicht zu ertheilen gewußt hat. Zwar ist es bisweilen wunderbar wie weit die Vernachlässigung der Gemüthsbildung bei fortschreitender Erkenntniß gehen kann, allein die allseitige Fortbildung der Einsicht würde nothwendig eine Anzahl von Interessen schaffen, wenn sie dieselben nicht schon vorfände, die vorgefundenen aber wird sie zum Theil umbilden. Mit der Veränderung des Gedankenkreises erfährt immer auch die Gefühlswelt des Menschen eine gewisse Umwandlung: einige seiner Gefühle werden durch den fortgehenden Umschwung seiner Gedanken allmälig stumpfer und schwächer, während ganz neue zum Vorschein kommen. Das gewöhnliche Leben liefert hierzu eine große Menge von Beispielen.

Daß mit dem Fortgange der intellectuellen Entwickelung und großentheils wesentlich durch ihn die Interessen wechseln, daß Begierden unterdrückt und theilweise für immer unmöglich gemacht werden, während andere gleichzeitig entstehen, dies zeigt sich an jedem Kinde so deutlich, daß es unnütz wäre länger dabei zu verweilen. Das Kind begehrt im Allgemeinen am heftigsten und fühlt am oberflächlichsten, die Gemüthszustände wechseln bei ihm äußerst grell und schon die Ausdruckslosigkeit seines Gesichtes zeigt daß kein Gefühl und keine Begierde lange sich hält und einen festen Platz im Gemüthe einnimmt. Erst im Mannesalter consolidiren sich die Interessen vollständig und das Gesicht nimmt einen stehenden Ausdruck an. Wie die verschiedenen Altersstufen, so zeigen auch die verschiedenen Stände sehr bedeutende Unterschiede in ihrem Gemüthsleben, die durchgängig denen des Verstandeslebens parallel laufen. Durch den Stand dem wir angehören und die Lebensverhältnisse in denen wir stehen, deren plötzliche oder allmälige Veränderung die Lebensansichten und Interessen der Menschen oft gänzlich umbilden, wird eine

Reihe regelmäßig wiederkehrender Thätigkeiten, Gewohnheiten, Erholungen, eigener Einwirkungen auf Andere im Umgang und Anderer auf uns bedingt, deren jede ihre eigenthümlichen Gefühle mit sich führt und ihre besonderen Begehrungen erregt; die gleichmäßige häufige Wiederkehr derselben macht uns eine gewisse Gemüthslage habituell und theilt so unsrem ganzen Gemüthsleben eine mehr oder weniger constante Färbung mit. Was den ganzen Stand oder jede größere Gemeinschaft trifft der wir angehören, das trifft uns mit und wirkt ein auf unsern gegenwärtigen Gemüthszustand und durch diesen auf alle zukünftigen. Den Einflüssen der Natur und der Menschen, der bürgerlichen Verhältnisse aller Art, der Weltbegebenheiten, herrschenden Ansichten und Zeitinteressen geben wir uns entweder unbefangen hin oder leisten ihnen einen mehr oder weniger kräftigen Widerstand. In beiden Fällen wird unsre Gemüthslage wesentlich modificirt, denn alle diese Einflüsse sind entweder wohlthuende oder widerwärtige oder gemischte, unsre bereits gebildeten Ansichten und Interessen erfahren durch sie eine Bestätigung und Befestigung, unsre jedesmalige Thätigkeit eine Förderung, oder jene werden gezwungen gegen sie anzukämpfen und diese wird durch sie gestört. Es wird hieraus einigermaßen die unendliche Verwickelung der Bedingungen klar werden von denen der Eintritt eines einzelnen Gemüthszustandes oder einer gewissen Gemüthslage abhängt und modificirt wird, wenn man bedenkt, daß die Resultate aller früheren Gemüthszustände auf alle späteren fortwirken. Zugleich ergiebt sich wie vielfach abhängig das Gemüthsleben des Menschen von seinen intellectuellen Thätigkeiten ist, da es in allen jenen Fällen wesentlich modificirt wird durch die Art und Weise wie er Welt und Menschenleben mit Allem was darin vorgeht, auffaßt und versteht. — Ein fernerer Beweis dieser Abhängigkeit liegt in Folgendem.

Es ergeht von Seiten des Sittengesetzes das Gebot an

uns die Begierden zu beherrschen. Wir anerkennen dieses Gebot und mit ihm die Möglichkeit durch unser Denken — denn nur Gedanken gehorchen dem Willen unmittelbar — den Verlauf unsrer Gemüthszustände zu lenken. Mehr noch als den Begierden pflegt man den Gefühlen Unabhängigkeit von den Thätigkeiten des Verstandes zuzuschreiben, ja man behauptet wohl gar daß sie eine Beherrschung durch diesen nicht einmal dulden *sollen*. Die Entscheidung über das Letztere gehört der praktischen Philosophie, in Rücksicht des Ersteren aber ist leicht zu bemerken, daß jedes Gefühl, mit einziger Ausnahme der ganz verworrenen, bei seiner Entstehung und in seinem ganzen Verlaufe anknüpft an Gedanken, die ihrem Inhalte nach bisweilen schwankend und unbestimmt sind, ohne deren Gegenwart aber das Gefühl selbst gar nicht würde fortbestehen können. Ohne zu denken können wir auch nichts fühlen, wenn wir unter Fühlen (was hier ein für allemal erinnert werden mag) nicht eine leibliche Affection, eine Empfindung, eine Beklemmung, Hunger, Müdigkeit, sondern einen psychischen Vorgang verstehen. Es bedarf nur geringer Selbstbeobachtung um sich davon zu überzeugen, daß die Schwankungen der Gefühle, wenn sie nicht durch körperliche Zustände hauptsächlich veranlaßt und getragen werden, von dem Verlaufe der Gedanken abhängen die sie begleiten. So kann z. B. die Reflexion auf die Folgen, die vorausgehenden und begleitenden Umstände einer That die Reue über sie bald steigern bald schwächen. Wird der Gedanke an die That selbst verdrängt, so verschwindet augenblicklich auch das Gefühl der Reue, dessen Intensität offenbar großentheils sich nach dem Grade der innern Bildung des moralischen Gedankenkreises richtet welcher durch die That verletzt worden ist.

Diese letztere Betrachtung ist von besonderer Wichtigkeit und muß wohl im Auge behalten werden.; denn sie ist geeignet uns dem Wesen des Gefühles näher zu führen. Stellen wir jetzt das Fühlen mit dem Begehren zusammen.

Gefühle werden häufig durch zergliederndes Nachdenken zerstört. Das Dunkle und Schwankende was ihnen fast durchgängig eigen ist, kann sich beim Auftreten bestimmter Begriffe nicht halten. Gleichwohl giebt es Gefühle die durch die Reflexion zwar leiden, aber nie vollständig durch sie beseitigt werden können, vielmehr verbürgt gerade die Schärfe des Denkens das sich auf sie richtet, obwohl sie der Innigkeit und Wärme des Gefühls für den Augenblick schadet, die Wiederkehr derselben und sichert ihnen ihren Bestand: es sind dies die ästhetischen und sittlichen Gefühle. Zu den Begehrungen verhält sich das Nachdenken das sich ihnen zuwendet, anders. Nie vermag es sie unmittelbar und vollkommen zu zerstören, wenn sie nur einigermaßen heftig sind. Viele unter ihnen erhalten durch dasselbe eine bedeutende unmittelbare Verstärkung oder nehmen es ganz in ihren Dienst und gebrauchen es für ihre Zwecke. Untereinander gehen Gefühle und Begehrungen äußerst mannigfaltige Verbindungen ein, Gefühle rufen Begehrungen und diese jene hervor, aber sie können auch in sehr verschiedener Weise miteinander in Streit gerathen.

Einer besondern Erwähnung bedarf es, daß beide und somit das ganze Gemüthsleben überhaupt einem sehr entschiedenen Einflusse von Seiten der Sinnlichkeit ausgesetzt ist. Dieser Einfluß ist theils ein ständiger, mit der Geburt und weiteren leiblichen Entwickelung unmittelbar gegebener, das Temperament, theils ein durch zufällige Umstände und Einwirkungen bedingter und fortwährend wechselnder, die Nervenstimmung. Habituell gewordene Stimmungen modificiren das Temperament und können es allmälig sehr bedeutend ändern. Temperament und Stimmung entscheiden über den allgemeinen Charakter der Gefühle und Begehrungen, hauptsächlich ob sie rasch steigen und sinken im Verhältniß zu ihrer Dauer oder nicht; denn die meisten gemüthlichen Affectionen sind von körperlichen Zuständen begleitet, deren Ablauf eine gewisse Zeit verbraucht, die letzteren werden theils von den ersteren erregt,

theils unterstützen sie selbst wiederum deren Fortdauer. Am deutlichsten wird dieser äußerst wichtige Punkt an den Affecten und Leidenschaften, daher wir ihn zu Ende dieses Abschnitts wieder aufnehmen werden. Hier ist es uns nur darum zu thun die Einflüsse nachzuweisen unter denen der Wechsel der Gefühle und Begehrungen steht. Um nur Weniges zu erwähnen erinnern wir daran wie überhandnehmende Kränklichkeit das ganze Gemüthsleben wesentlich ändern kann, wie einzelne Krankheiten sogar die Lebensansichten der Menschen vollständig umzubilden im Stande sind, so daß es nichts weniger als eine Übertreibung scheint wenn man behauptet, daß Menschen die mit verschiedenen Temperamenten geboren werden und fast durchgängig verschiedenen Stimmungen ausgesetzt sind, völlig verschiedene Charaktere im Laufe des Lebens erhalten müßten, selbst wenn alle Einflüsse der Erziehung und eigenen Erfahrung bei ihnen vollkommen dieselben gewesen wären: wir stehen hier dem nahe was man angeborene Gemüthsanlagen zu nennen pflegt, und es scheint hiernach in Rücksicht auf das Gemüth unbedenklich alles Angeborene in körperlichen Dispositionen gesucht werden zu können, welche jede gemüthliche Erregung bald erschweren und ganz unmöglich machen bald in hohem Grade begünstigen. Diesen Einfluß leiblicher Dispositionen auf die Gemüthszustände kennen zu lernen bedarf es nur einiger Aufmerksamkeit in der Selbstbeobachtung, die uns bemerken läßt, daß ohne nachweisbare Veranlassung durch psychische Vorgänge die Gefühle welche in uns durch dieselben äußeren Gegenstände oder Ereignisse erregt werden — so schlimm dies für schöne Seelen auch lauten mag — vor Tische und nach Tische keineswegs dieselben sind; ja wir dürfen nicht verschweigen, daß dieser Unterschied sich besonders auffallend dann zeigt wenn man nach ungewöhnlich langer Nüchternheit besser ißt als gewöhnlich. Der Wechsel der ganzen Gemüthslage ist alsdann unverkennbar, und so demüthigend es für den sentimentalen Moralisten auch sein mag, so fordert doch die Wahr-

heit das Geständniß, daß das theilnehmende Herz Anderen offener ist nach einer guten aber mäßigen Mahlzeit als Vormittags, wo der Mensch mehr in und mit sich allein lebt, abstracter ist und sein Gemüth nicht leicht aufthut. Es ist überflüssig noch vom mäßigen Genuß der Spirituosen zu sprechen der dem minder erregbaren Menschen zeitweise zu der leichten Beweglichkeit der Glieder und Gedanken, zu der vielseitigen Empfänglichkeit verhilft, die dem Sanguiniker von Natur eigen sind als eine angeborene Tugend seines Temperamentes: so viel geht ohne Zweifel aus diesen Thatsachen hervor, daß es erlaubt ist die Gemüthsanlagen die man als angeboren betrachtet vielmehr als Temperamentsanlagen anzusehen, solange nicht wenigstens nachgewiesen ist auf welche Weise und in welchem Sinne psychische Dispositionen für Naturgaben gehalten werden können.

§. 30.

Eine scharfe Scheidung des Antheils der sowohl bei der Erregung als beim Beharren gewisser Gemüthszustände organischen Dispositionen zuzuschreiben ist und desjenigen Antheils welchen psychische Vorgänge daran haben, ist meist ganz unausführbar, aber dies kann nicht hindern daß wir die Betheiligung beider anerkennen. Es hat dieser Umstand für die Psychologie die üble Folge gehabt, daß völlig verschiedene Dinge miteinander vermischt worden sind. So nennt man z. B. den Hunger und die Dankbarkeit in gleicher Weise Gefühle. Die Bemerkung daß dergleichen Phänomene gar nichts miteinander gemein haben war zwar leicht genug, aber sie wurde gleichwohl nicht mit der nöthigen Schärfe festgehalten und gab nur zu der unnützen Unterscheidung zwischen sinnlichen und geistigen Gefühlen Veranlassung, durch welche doch der Schein bewahrt wurde als hätten beide Phänomene einen gemeinsamen Grundcharakter als Gefühle. Es zeigt sich hier wie viel eine schlechte Terminologie verderben kann. Sie verhinderte

nämlich in diesem Falle die so leichte Analyse, daß der Hunger nichts ist als ein Nervenreiz, eine Empfindung, die von der Seele percipirt nach rein organischen Gesetzen (d. h. instinctmäßig) gewisse Gliederbewegungen veranlaßt welche jene Empfindung hinwegzuschaffen und den indifferenten Lebensverlauf wiederherzustellen geeignet sind, während die Dankbarkeit als solche weder von einem Empfindungsreize ausgeht noch Gliederbewegungen veranlaßt, sondern ein rein psychischer Vorgang ist, den wir nach unsrem Sprachgebrauche ein Gefühl nennen. Ebenso ist jede Art körperlicher Schmerzen ein physiologischer Vorgang in den Nerven, eine Empfindung, die mit geistigen Schmerzen ganz und gar keine Ähnlichkeit hat. Der Sprachgebrauch verleitet hier überall zu Verwechselungen, und dies hauptsächlich ist der Grund warum die Lehre von den Gefühlen von jeher verworren gewesen und der Zufluchtsort und Sammelplatz alles desjenigen geworden ist was sich in ein fertiges psychologisches Fachwerk nicht unterbringen lassen wollte.

Durch die Selbstbeobachtung läßt sich allerdings oft so wenig als durch die Reflexion über das Beobachtete die Empfindung von dem Gefühl genau absondern, weil in sehr vielen Fällen beide zusammenwirken und sich gegenseitig stützen — dies ist äußerst wichtig für die Selbstkenntniß und moralische Selbstprüfung des Menschen, denen es auf möglichst genaue Analyse einzelner vorliegender Fälle ankommt, aber es ist von geringerer Bedeutung für die psychologische Theorie, welche mit den sinnlichen Empfindungen, außer insofern sie zur Bildung der Raumvorstellungen mitwirken und einen bestimmten Einfluß auf die (psychischen) Gefühle ausüben, gar nichts zu thun hat, sondern die Erklärung derselben ganz der Physiologie überläßt, die Gefühle dagegen als Zustände der Seele allerdings einer Untersuchung unterwerfen muß. Die Psychologie hat sich daher nur zu hüten daß sie die Mischzustände aus Empfindungen und Gefühlen, die man gemischte Gefühle nennen kann, nicht

für rein psychische Vorgänge halte, als solche sie behandle und auf psychologischem Wege allein zu erklären suche. Sie muß vielmehr sich darauf beschränken auf diese gemischten Phänomene aufmerksam zu machen und lediglich dasjenige in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen was sich seiner Entstehung nach aus rein psychologischen Principien erklären läßt. Es sind aber, wie der genaue Beobachter leicht findet, alle Gemüthserregungen mehr oder weniger gemischter Natur — denn wie es mit dem Schmerz sich verhält, so auch mit der Lust: günstige Stimmungen der Nerven erheben und beleben das Gemüth, erleichtern den Druck der auf ihm lastet, erheitern den Trübsinn, ungünstige schaffen schwierige und düstre Gemüthslagen auch ohne innern psychischen Grund (jeder kennt den Einfluß der nebligen Herbsttage und der Stubenluft im Vergleich mit dem der Frühlingssonne und der Blüthenbäume), daher wir ebenso von Stimmung und Verstimmung der Nerven wie des Gemüths reden, obwohl beide trotz ihrer innigen Wechselwirkung sehr verschiedene Phänomene sind. Beide zu verwechseln ist also hinreichende Gelegenheit und sowohl Physiologen als Psychologen pflegen sich derselben zu bedienen, ein jeder zu Gunsten seiner Wissenschaft, indem sie diese gemischten Gefühle entweder nur für eine Art sinnlicher Empfindungen gehalten wissen wollen, die sie dann ganz allgemein Gefühle nennen, wenn sie keinen äußeren Gegenstand abbilden, oder für eine Art psychischer Zustände die den Körper nur in Mitleidenschaft ziehen. Der große Umfang dieser gemischten Gefühle scheint eine rein psychologische Theorie des Gefühls unmöglich zu machen, da jede Affection des Gemüths auf den Körper zurückwirkt und dann von hier aus selbst wieder eine Hülfe erfährt deren Größe und Einfluß auf den psychischen Vorgang bei der Betrachtung des letzteren wesentlich mit zu berücksichtigen sein würde. Wir erhalten, wie es scheint, eine Summe von physiologischen Einwirkungen, welche wir jedoch in die Psychologie nicht mit aufnehmen können, weil ihre

psychologischen Einflüsse sowohl der Art nach als in Rücksicht ihrer Ausdehnung unbestimmbar sind. Dies ist allerdings zuzugestehen, da über die Art der Verbindung und Wechselwirkung zwischen Leib und Seele sich beim jetzigen Stande der Wissenschaft auch noch nicht einmal eine Vermuthung mit einem Grunde der Wahrscheinlichkeit aufstellen läßt; jedoch ist auf der andern Seite die Bemerkung zu machen, daß die Psychologie für sich allein so weit gehen könne die Entstehung der Gefühle nachzuweisen, abgesehen von den Hülfen die diese durch leibliche Vorgänge erfahren. Unsre Erklärung der Gemüthszustände wird also zwar wesentlich unvollständig sein müssen, da sie sich auf rein psychologischem Gebiete halten wird; da jedoch diese Unvollständigkeit jeder Psychologie für jetzt unvermeidlich ist, so wird man sie einerseits schon deshalb nicht als Beweis für die Mangelhaftigkeit unsrer psychologischen Principien geltend machen dürfen, andrerseits aber werden auch die Aufschlüsse die sich uns darbieten bedeutend genug sein um jene Principien in ihrem Rechte zu schützen.

Nach einem viel gepriesenen Ausspruche Hegel's ist das Fühlen »das dumpfe Weben des Geistes in sich«. Daß dies kein wissenschaftlicher Ausdruck, sondern nur eine stumpfe Metapher ist, durch welche weder das Wesen noch die Entstehung des Gefühls begriffen wird, bedarf für den Denkenden nicht der Erinnerung. So viel scheint jedoch auch durch diese nebelige Bezeichnung richtig angedeutet zu werden, daß das Gefühl stets ein eigenthümliches Schwanken und eine Unklarheit von der Art in sich trage, daß es nie in Vorstellungen und Begriffe vollständig auflösbar sei, die sich immer streng voneinander absondern lassen. Der Unterschied desselben vom Vorstellen und Begreifen ist schon im Vorhergehenden dahin angegeben worden, daß es sich nie wie diese unmittelbar auf äußere reale Gegenstände als Objecte der psychischen Thätigkeit beziehe. Obgleich aber die Gefühle nicht selbst Vorstellungen sind, so lehrt doch die Erfahrung daß sie durch

Vorstellungen theils genährt theils verdrängt und zerstört werden können, ein Beweis dafür daß sie mit diesen in demselben Innern, in der Seele zusammen sind, denselben Ort haben als diese. Nicht alle Vorstellungen erregen Gefühle, ja dieselben Vorstellungsreihen können unter verschiedenen Umständen reproducirt, bald Gefühle und Begehrungen veranlassen bald ohne dieselben auftreten: die Erinnerung an frühere Erlebnisse, eine Geschichte die erzählt wird, ruft zu einer Zeit nicht nur andere Gemüthszustände in's Leben als zu einer andern, sondern wird auch einmal rein objectiv als Factum von uns aufgefaßt, während sie ein anderes Mal uns gemüthlich ergreift und unsre ganze Gemüthslage wesentlich verändert. Der Eine hört als Richter denselben Vorgang ohne alle innere Bewegung an, den der Andere als Partei mit großer gemüthlicher Spannung verfolgt. Der Inhalt des Vorgestellten an und für sich ist es also sicherlich nicht der die Entstehung der Gefühle bedingt. Nur was wir in specielle Beziehung zu unsern Lebensansichten und zu den Zwecken setzen die wir gegenwärtig verfolgen, erregt Gefühle und Begehrungen, verändert unsern Gemüthszustand.

Es kann ferner, wie schon bemerkt, kein Zweifel darüber sein, daß alle unsre Gefühle von Vorstellungsthätigkeiten begleitet sind, die bald größere bald geringere Klarheit besitzen. Wo dies nicht der Fall ist, fühlen wir nicht, sondern empfinden. Die Unterscheidung beider Fälle wird klar an folgendem Beispiel. Das Aufhören einer angenehmen sinnlichen Empfindung wird selbst nicht empfunden, sondern gefühlt, es entsteht dadurch in dem Gemüthe eine Leere; ebenso durch das Aufhören einer unangenehmen Empfindung fühlt man sich erleichtert, aber man empfindet sich nicht erleichtert, wie der Sprachgebrauch hier sehr richtig vorschreibt. Fühlen bezeichnet die Gemüthslage die aus sinnlichen Affectionen hervorgeht, das Empfinden ist die sinnliche Affection selbst. Kopfschmerz wird empfunden, das geistige Mißbehagen aber zu dem er die Ver-

anlassung giebt, indem er unsre Thätigkeiten stört, wird gefühlt und zwar hauptsächlich erst dann gefühlt, wenn wir dieser Störungen uns bewußt werden, sie uns vorstellen, auf sie reflectiren. Ist es richtig daß ohne Vorstellen kein Fühlen zu Stande kommt, so kann die Frage deren Beantwortung uns hier vorliegt, nur die sein, ob sich das Fühlen aus einem Zusammenwirken von Vorstellungen allein werde genügend erklären lassen oder ob dazu ein eigenthümliches Princip, ein außer den Vorstellungen selbst liegendes Element angenommen werden müsse. Bis jetzt kennen wir nichts als Vorstellungen welche durch die Wechselwirkung der Seele mit ihrem Nervensysteme in dieser entstanden sind und sich miteinander associirt und complicirt haben in äußerst mannigfaltiger Weise. Es sind auf diese Art Reihen von einfachen und zusammengesetzten Vorstellungen entstanden die nacheinander ablaufen, wenn sie von außen oder durch irgend welche inneren Ursachen erregt werden, und bei diesem Ablaufe vielfach ineinander eingreifen. Dieses Letztere wird hauptsächlich vermittelt durch die partiellen Verschmelzungen durch welche ein Übergehen der zusammengesetzten Vorstellungen ineinander möglich wurde. Besonders ist es nöthig der Reproductionshülfen sich hier zu erinnern welche durch die Gegenwart einer Vorstellung im Bewußtsein gleichzeitig einer großen Menge von andern ertheilt werden, und der gegenseitigen Hemmungen welche entstehen müssen, wenn vermittelst der Reproductionshülfen auf der einen und der vielen Nervenreize auf der andern Seite die fortwährend auf uns eindringen, verschiedene Vorstellungen gleichzeitig die Thätigkeit der Seele für sich in Anspruch zu nehmen streben.

Sind die Gefühle — wenigstens großentheils, denn von den rein ästhetischen und sittlichen gilt dies allerdings nicht, wie sich zeigen wird — nicht an den qualitativen Inhalt des Vorgestellten gebunden, so kann die Ursache ihrer Entstehung nur in der Form des Vorstellens liegen, in der Art wie vorgestellt wird, in den Arten des Producirens der Vorstellungen.

Die Erfahrung selbst zeigt, daß bei allen lebhafteren Gefühlen so weit sie sich beobachten lassen, ein eigenthümliches Drängen und Widereinanderarbeiten der kommenden und gehenden Vorstellungen stattfindet, welches ein Festhalten der einzelnen nicht gestattet. Die Bewegungen der Vorstellungen sind dabei zwar nicht die Gefühle selbst, aber die Art dieser Bewegung, die unruhige Eile der Vorstellungen, die momentane Überwältigung der einen durch eine andere die sich doch auch nicht im Bewußtsein halten kann, die beständige Wiederkehr eines Hauptgedankens der aber nicht ausgedacht wird und es zu keiner ruhigen Erwägung kommen läßt, weil der Wechsel der mit ihm verbundenen Nebengedanken zu unstät und rasch ist — dies alles deutet darauf hin, daß wir den Ursprung der Gefühle in der Art und Weise zu suchen haben wie die Vorstellungen in der Seele auftreten und in den gegenseitigen Hebungen und Hemmungen die sie untereinander ausüben.

Auf den ersten Blick nun scheint es als sei trotz dieser Verschiedenheiten der Umstände beim Eintritt und Wechsel der Vorstellungen im Bewußtsein für das Fühlen und Begehren kein Platz mehr übrig; denn das Eintretende und Wechselnde sind immer nur Vorstellungen welche die Seele in Anspruch nehmen, diese ist ein nur vorstellendes Wesen, und wenn das Fühlen und Begehren auf Verhältnissen unter den Vorstellungen selbst beruhen soll, so fragt es sich ob und wie Verhältnisse unter den Zuständen der Seele von dieser selbst percipirt werden können. Diese Schwierigkeit hebt sich auf folgende Weise. Denken wir uns zwei Vorstellungen welche die Thätigkeit der Seele gleichzeitig zu bestimmen streben oder sich um die Gegenwart im Bewußtsein streiten, weil sie ihrem Gehalte nach voneinander verschieden sind und durch verschiedene Ursachen emporgebracht sich beide gleichzeitig mit voller Kraft hervordrängen — mögen diese Ursachen in einfachen Reproductionshülfen, in partiellen Verschmelzungen oder in Nervenaffectionen liegen. Nehmen wir an die Stärke mit der sie

hervorgetrieben worden sei völlig gleich, so würde es zu gar keinem wirklichen Vorstellen kommen können; denn jede würde alsdann im Stande sein die andere vollständig unwirksam zu machen in Rücksicht des vorzustellenden Quale, sie gänzlich zu neutralisiren. Gleichwohl könnte dabei die Seele sich nicht in demselben Zustande befinden, welcher ihr zukommen würde wenn überhaupt keine Vorstellung sich hervorzudrängen gestrebt hätte, ebensowenig als ein vollkommen unelastischer Körper sich innerlich ebenso befinden kann, wenn er frei an einem Faden aufgehängt oder durch eine Unterlage unterstützt ist oder von allen Seiten einen gleichmäßigen oder einen ungleichmäßigen Druck von der Art erfährt, daß die sämmtlichen Kräfte die an ihm arbeiten, sich das Gleichgewicht halten. Der Zustand der Seele selbst würde in dem obigen Falle ganz und gar nicht abhängen von dem qualitativen Inhalt der Vorstellungen welche gegeneinander wirken, sondern nur von dem Grade der Stärke den sie besitzen. Sind beide nur schwach, so wird auch der Druck den die Seele von ihnen auszuhalten hat ein geringer sein; sind beide sehr kräftig, so wird auch dieser Druck bedeutend sein, den wir jetzt uns erlauben wollen ein Gefühl zu nennen, und zwar ein Gefühl der geistigen Spannung überhaupt. — Das erste sich darbietende Beispiel ist das Gemeingefühl, dessen Erklärung durch das Vorstehende vervollständigt wird, indem sich zugleich ergiebt mit welchem Rechte wir dasselbe nicht als eine bloße Perception, als eine reine Vorstellungsthätigkeit der Seele, sondern als ein Gefühl bezeichnet haben.

Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß der oben angenommene Fall, daß zwei Vorstellungen von vollkommen gleicher Stärke zu gleicher Zeit allein einander entgegenstreben, eine bloße Fiction war. Es ist in dieser Rücksicht von Wichtigkeit Folgendes zu bemerken. Jede Vorstellung für sich allein betrachtet befindet sich in fortwährendem Steigen oder Sinken. Die Zeit daher, während welcher jenes Gefühl der Spannung

dauern würde, könnte nur ein Augenblick sein, wenn nicht etwa beide Vorstellungen von diesem Augenblicke an ganz gleichmäßig stiegen oder sänken, wenn sie nicht eine ganz gleichmäßig fortgehende Kraftvermehrung oder Kraftverminderung erführen. Dieser Fall aber wird im Allgemeinen nur höchst selten oder gar nicht vorkommen, zumal da er überdies voraussetzen würde, daß das Gegeneinanderwirken jener beiden Vorstellungen die sich gegenseitig paralysiren, wenigstens eine Zeit lang nicht gestört werde durch das Emporstreben und Auftauchen anderer Vorstellungen. Es scheint demnach die obige Annahme zur Erklärung des Gefühls unzureichend zu sein; denn sobald die Kräfte der einander widerstehenden Vorstellungen nur im mindesten ungleich werden, muß die eine derselben die andere völlig unterdrücken und mit dem Reste ihrer Stärke in's Bewußtsein wirklich eintreten. Gleichwohl darf uns dies nicht bestimmen den eingeschlagenen Weg zu verlassen. Wie nämlich die Seele in welcher noch gar keine Vorstellungen vorhanden wären, weder steigende noch sinkende, weder abwesende noch gegenwärtige, sich in einem andern Zustande befinden würde als diejenige in welcher mehrere widereinanderarbeitende sich vollkommen das Gleichgewicht hielten, so muß auch der Seelenzustand welcher stattfindet, wenn eine Vorstellung mit der Stärke a vorgestellt wird ohne allen Widerstand, ein andrer sein als derjenige welcher entsteht, wenn dieselbe Vorstellung von der Stärke $(a + d)$ eine andere gleichzeitig in's Bewußtsein strebende von der Stärke d unterdrückt hält, so daß ihr selbst nur noch eine Kraft des wirklichen Vorstellens $= a$ übrig bleibt. Im ersten Falle steht die Vorstellung frei, im zweiten ist ihr Auftreten im Bewußtsein nur Resultat eines Streites, der ebenso wie das wirkliche Vorstellen selbst in der Seele vor sich gegangen ist und deshalb den Zustand derselben in gewisser Weise modificiren muß. Es wird daher der gegen die obige Erklärung des Gefühls gemachte Einwurf vielmehr zu einer Bestätigung und Erweiterung derselben, indem sich zeigt,

daß selbst jede Unterdrückung einer Vorstellung durch die andere von einem gewissen Gefühle begleitet sein müsse, dessen Größe sich stets nach der Stärke der unterdrückten Vorstellung richtet: je größer das d im obigen Beispiele, desto merklicher wird das Gefühl sein von welchem die erste Vorstellung begleitet ist, die sich noch mit der Kraft a im Bewußtsein erhält. Der qualitative Inhalt, das Vorgestellte ändert sich, wie man sieht, hierbei nicht im geringsten, das Gefühl ist völlig unabhängig von demselben und beruht blos auf der Art und Weise auf welche und den Umständen unter welchen die Vorstellung wirklich in's Bewußtsein tritt.

§. 31.

Ein nicht unerheblicher Einwand gegen diese Ansicht ließe sich daher nehmen, daß unser Vorstellungsverlauf keineswegs fortwährend sich von so vielen Gefühlen begleitet zeigt als jener Erklärung zufolge zu erwarten sein würde, da alsdann jeder Vorstellungswechsel die Entstehung eines Gefühls bedingen müßte. Die Folgerung ist richtig, aber die Einwendung zu welcher sie benutzt wird, verliert schon dadurch ihre Kraft daß gerade die Gefühle, welche unser Vorstellen fortwährend begleiten und uns nie verlassen, für die Selbstbeobachtung ganz unbemerkbar werden müssen, so lange sie nicht aus dem Kreise des Gewöhnlichen heraustreten. Bei jedem lebhaften Vorstellungswechsel tritt aber in der That ein Gefühl der geistigen Spannung immer ein, dessen geringere Grade sogar sich dem scharfen Beobachter bemerkbar machen. Das Ungewohnte und Neue einer Menge sowohl sinnlicher Wahrnehmungen, deren gleichzeitige vollständige Auffassung erstrebt wird, als abstracter Gedanken, deren passende Verknüpfung erreicht werden soll, bringt stets ein Gefühl der Anstrengung mit sich wie jede geistige Arbeit überhaupt, indem die Vorstellungen fortwährend gegeneinanderdrängen, so daß bald die eine bald die andere ein momentanes Übergewicht erlangt, das sich jedoch

nicht halten kann, bis endlich die gewünschte Zusammenfassung gelingt. Der Grad der Deutlichkeit und Geläufigkeit welchen die letztere allmälig sich erwirbt, steht alsdann immer im umgekehrten Verhältniß des Gefühls der Mühe welche sie kostet. Dieses Gefühl der Mühe muß sich beim Kinde das noch mit der Ausbildung der Raumvorstellungen beschäftigt ist, in Bezug auf diese ebenso stark zeigen als beim Erwachsenen, der etwa seine mathematischen Begriffe zum Beweise eines Lehrsatzes zu combiniren strebt. Vorstellungen dagegen die vollkommen fertig, in bestimmte Reihen geordnet und in dieser Ordnung so geläufig geworden sind, daß sie sich dem willkürlichen Gebrauche mit Leichtigkeit zur Benutzung darbieten, können keine bemerkbaren Gefühle der geistigen Spannung bei ihrem Ablaufe mehr erzeugen, da sich vielmehr wegen der öfteren Wiederholung der Reihen mit der Gegenwart jedes einzelnen Gliedes ein Gefühl der Erwartung des folgenden einstellen müßte, das jedoch ebenfalls unmerklich wird, weil es stets augenblickliche und vollständige Befriedigung findet. Jede sinnliche Wahrnehmung bekannter Gegenstände namentlich erhält, wie sich im vorigen Abschnitte gezeigt hat, eine bedeutende Hülfe durch die Reproduction, die uns glauben macht daß wir eine ungeheure Summe von Gesichtseindrücken wirklich percipiren die wir blos hinzudenken. Obgleich daher die Mannigfaltigkeit und der Wechsel des Vorstellens in diesem Falle ungemein groß ist, so kann doch ein Gefühl der geistigen Spannung sich nicht einstellen, weil nur vollkommen geläufige Zusammenfassungen auftreten und vollständig befestigte Reihen sich gegenseitig unterstützend unsrer Erwartung gemäß ablaufen. Wir dürfen jedoch nur etwa durch äußere Bewegungen genöthigt werden diese Reihen schneller sich evolviren zu lassen als es gewöhnlich geschieht (man denke z. B. an das Fahren im Wagen oder auf der Eisenbahn), so stellt sich sogleich das Gefühl der Mühe und Anstrengung ein, wenn die einzelnen Vorstellungen dabei an Deutlichkeit nicht verlieren sollen. Der

Grund davon liegt darin, daß die Verhältnisse in denen die Vorstellungen jetzt aufeinander zu wirken genöthigt werden, andere sind als diejenigen welche sich unter ihnen bereits ausgebildet und festgestellt haben; die Zusammenfassungen und einzelnen Wahrnehmungen verdrängen sich schneller als gewöhnlich, die Summen des Druckes welchen die einzelnen Vorstellungen ausüben müssen um die unmittelbar vorhergehenden zu verdrängen, ist innerhalb desselben Zeitraumes jetzt größer als gewöhnlich: es entsteht daher das Gefühl der Anstrengung. Man begreift leicht daß dieses Gefühl bald in hohem Grade spannend, bald aber auch so unbedeutend sein kann daß selbst die schärfste Aufmerksamkeit auf den Verlauf der inneren Vorgänge es nicht mehr zu bemerken im Stande ist.

Ob sich Gefühle bemerkbar machen oder nicht, hängt dem Obigen zufolge in sehr vielen Fällen von dem gewohnten Rythmus ab in welchem sich das Vorstellungsleben eines jeden Menschen zu bewegen pflegt. Wie wir nämlich die sinnlichen Empfindungen die mit jeder Lage und mit jeder, auch der kleinsten Bewegung des Körpers verbunden sind, ganz und gar zu übersehen pflegen, obgleich jeder Augenblick unsres Lebens sie in sehr großer Anzahl mit sich bringt, so gehen auch eine große Menge von Gefühlen an uns völlig unbemerkt vorüber, wenn der gewohnte Rythmus unsres Vorstellungsverlaufes sie stets in gleicher Weise wiedererzeugt. Nur ungewöhnlich gute Unterhaltung wird als wohlthuend, nur ungewöhnlich schlechte als langweilig gefühlt; nur ein seltener Grad geistiger Anstrengung erzeugt (abgesehen von körperlichen Bedingungen) das Gefühl der Mühe und Schwierigkeit u. dergl. Gehen die Thätigkeiten im gewohnten Rythmus vor sich, so bedarf es schärferer Beobachtung um die mit ihnen verbundenen Gefühle zu entdecken. Sobald Hindernisse sich ihnen entgegenstellen, entstehen Gefühle. Zwar ist jede gegenwärtige Vorstellung stets ein Hinderniß für jede andere in's Bewußt-

sein aufstrebende, aber die Dauer desselben ist oft zu kurz um sich beobachten zu lassen und es hört auf als Hinderniß gefühlt zu werden, wenn es an der erwarteten Stelle eben so schnell überwunden wird und wieder verschwindet als es hervortrat. Was daher in diesen Fällen in's Bewußtsein eintritt, kann nur der Inhalt der Vorstellungen, das Vorgestellte selbst sein, nicht aber die Art ihres Gegeneinanderwirkens, welche den Wechsel des Inhaltes herbeiführt; vielmehr kann ein Gemüthszustand wie das Fühlen nur dann sich zeigen, wenn entweder der Wechsel der Vorstellungen selbst zu rasch und gewaltsam ist als daß die Seele den Inhalt des Vorgestellten vollständig zu fassen und ihm zu folgen vermöchte, oder zu langsam und schleichend als daß sie von dem Inhalte der in's Bewußtsein tritt, hinreichend (d. h. in dem Maaße, welchen der gewohnte Rythmus des Vorstellungsverlaufs erfordert) beschäftigt würde. Gefühle können sich daher nur dann bemerkbar machen, wenn die Seele an irgend einem Punkte ihre Vorstellungsthätigkeit gehemmt findet, wenn sie gehindert wird sich in das Vorgestellte zu vertiefen und sich ihm ganz hinzugeben, sei es weil ihr zu viel gegeben wird als daß sie es bewältigen könnte, oder zu wenig als daß sie davon genügend in Anspruch genommen würde. Hierin liegt der Grund weshalb ein großer Theil der Gefühle welche der gewohnte Rythmus des Vorstellungsverlaufs mit sich führen muß, gar nicht wahrnehmbar sind für die Selbstbeobachtung.

Gefühle sind der oben gegebenen Erklärung zufolge Seelenzustände die im Vorstellungsverlaufe und durch ihn zwar nothwendig erzeugt werden, aber sich doch nicht als Modificationen des Vorstellens betrachten oder in Vorstellungen auflösen lassen. Es ergiebt sich daraus warum alles Fühlen in Bezug auf seinen Inhalt eine gewisse Dunkelheit zeigt, denn »klar« und »deutlich« sind nur Prädicate von Vorstellungen und mittelbar alles dessen was durch die weitere Verarbeitung des Vorgestellten entsteht. Die Gefühle müssen oft, ja soweit

wir sie bis jetzt kennen, immer unaussprechlich sein, weil sie gar keinen positiven Inhalt besitzen, der in Worten darstellbar wäre, da sie sonst in Vorstellungen irgend welcher Art oder Begriffe zerlegbar sein müßten. Es entstehen stets Gefühle bei den mehr oder weniger gehemmten Acten des Producirens der Vorstellungen und Begriffe. Durch die Begünstigungen und Hemmungen welche diese Acte erfahren, werden Gefühle erzeugt und eben deshalb lassen diese sich nicht auflösen in Vorstellungsreihen. Trotz dieser specifischen Verschiedenheit von den letzteren aber können und dürfen sie, wie jetzt klar sein wird, gleichwohl nicht aus einem besondern Vermögen zu fühlen erklärt werden, das man freilich mit ebenso leichter Mühe erdenken konnte als unter tausend andern Vermögen auch das des Magneten das Eisen zu sich herbeizuziehen — wenn nur das erfundene Wort hier wie überall nicht den falschen Schein einer wirklichen Erklärung des Phänomenes veranlaßt hätte.

Wie nahe man der richtigen Ansicht sein kann ohne doch sie bestimmt zu ergreifen beweist unter andern folgende Stelle von Fries (Reinhold, Fichte und Schelling Lpz. 1803 p. 290), einem der hauptsächlichsten Vertreter der psychologischen Vermögenstheorie: »Wenn mir die Prämissen alle im Gemüthe zusammenfallen, so daß ich mir ihrer zwar nicht einzeln bewußt werde, doch aber aus der dunkeln Vorstellung derselben einen richtigen (vielleicht auch einen falschen) Schlußsatz ziehe, so wird dieser alsdann ein Ausspruch des Gefühls genannt.« Es wird demnach von Fries zugegeben, daß das sogenannte Wahrheitsgefühl keineswegs ein besonderes Vermögen zu fühlen voraussetze, sondern dadurch zu Stande komme, daß ein Schlußsatz in's Bewußtsein trete ohne deutliche Vorstellung seiner Prämissen, was ja bei weitem in den meisten Fällen selbst des scharfen wissenschaftlichen Denkens geschieht und bei complicirteren Beweisen ganz unvermeidlich ist, weil wir nie im Stande sind ein längeres Räsonnement mit einem Blicke

zu überschauen, wohl aber fühlend es zusammenzufassen, worin dann freilich wenigstens eine vollkommene Bürgschaft für seine Richtigkeit gegeben ist. Diejenigen Prämissen welche dabei uns nicht in vollkommener Deutlichkeit gegenwärtig sind, sondern vergebens darnach ringen sich ganz in's Bewußtsein emporzuarbeiten, bewirken dann das Gefühl, welches sich begreiflicher Weise an den Schlußsatz anlehnt der allein wirklich vorgestellt wird, und auf ihn bezogen wird als eine Bestätigung desselben. Indem wir einen ganzen Beweis rasch durchlaufen, verfolgen wir meistens die einzelnen Schlüsse die er erfordert, nicht mit hinreichender Schärfe, sondern wir rechnen darauf, daß das Gefühl uns die Stelle eines etwa darin begangenen Fehlers anzeigen, uns bei ihr festhalten werde. Wir besitzen nämlich durch Übung und Erfahrung ein allgemeines und deshalb nicht vollkommen scharfes nur typisches Bild der Form der Fortschreitung in bündigen Schlüsseu. Nur mit diesem vergleichen wir das im einzelnen Falle uns vorliegende Räsonnement und halten es für richtig, wenn durch den Einklang seiner Form mit jenem Typus in uns das Gefühl der Befriedigung entsteht. Von diesem sogenannten Wahrheitsgefühl wird weiter unten noch die Rede sein. Hier genügt die Bemerkung, daß unklares Vorstellen stets Gefühle herbeiführen muß, da die Unklarheit des Vorstellens eben darin besteht, daß der vorzustellende Inhalt entweder unrichtig im Einzelnen oder unvollständig oder nicht lebhaft und scharf genug in's Bewußtsein tritt. Verworrenheit der Gedanken kann immer nur gefühlt werden. Wird dagegen das bisher Verworrene in Vorstellungen wirklich aufgelöst, so hört das Gefühl auf und es tritt zugleich Klarheit des Denkens ein. So lange wir z. B. bemüht sind den Inhalt eines bestimmten Begriffes mit völliger Schärfe aufzufassen ohne daß uns dies vollkommen gelingt, bleiben die Verhältnisse in denen er zu andern steht noch im Dunkeln. Es entstehen daraus mannigfaltige Gefühle deren Inhalt gar nicht angegeben werden

kann. Sie lassen sich blos als größere oder geringere Grade der Unklarheit charakterisiren, die sich um so mehr verlieren je bestimmter allmälig die Hülfsbegriffe hervortreten, die wir als Mittelglieder zwischen den zu untersuchenden Begriff und die mit ihm verwandten einzuschalten haben. Ist dies durchgängig gelungen, so entweichen die Gefühle vollständig und Einsicht tritt an ihre Stelle. So lange die Begriffsverbindungen noch nicht ganz fest gefaßt sind, wechseln momentane Lichtblicke der Einsicht mit unklaren Wahrheitsgefühlen ab. Es erhellt daraus daß diese letzteren immer nur unsichere Stützen des theoretischen Wissens sind und daß die Einsicht stets darauf ausgeht und darauf ausgehen muß diese Producte eines rein subjectiven Bildungsganges völlig zu zerstören.

§. 32.

Wir wenden uns jetzt zur näheren Betrachtung der ersten Klasse der Gefühle, welche alle diejenigen umfaßt die an keinen qualitativ bestimmten Inhalt ausschließlich gebunden sind. Es kann ein solcher in die Gefühle überhaupt nur dadurch kommen daß sie an bestimmte Vorstellungen sich anschließen, denn diese sind allein qualitativer Bestimmtheit fähig. Es lassen sich daher die Gefühle dieser ersten Klasse als solche bezeichnen, die einen rein subjectiven Charakter an sich tragen, insofern nämlich ihr Entstehen lediglich von der Art abhängt wie die Vorstellungen im Innern des Subjectes zusammentreffen und von den besonderen Verhältnissen in denen dies geschieht — bei jedem Subjecte in anderer dem Inhalte der Vorstellungen selbst zufälliger Weise: sie sind bloß von der Form des Vorstellungsverlaufs abhängig und können daher auch formale Gefühle heißen. Die Psychologie ist noch nicht so weit vorgeschritten daß es uns in der Aufzählung derselben auf Vollständigkeit ankommen könnte, vielmehr handelt es sich auch hier nur um die Richtigkeit des Erklärungsprincips,

die wir in der Anwendung auf einzelne Beispiele nachzuweisen haben.

Das einfachste und wichtigste Gefühl dieser ganzen Klasse ist das der Erwartung. Es entsteht auf folgende Weise. Haben sich feste Vorstellungsreihen gebildet, so wird durch das Auftreten des ersten Gliedes das folgende, durch dieses das nächste und so fort in's Steigen gebracht und hervorgetrieben, bis die ganze Reihe vollständig abgelaufen ist. Stellt nun diese Reihe z. B. den äußeren Verlauf eines Naturereignisses dar, so werden, wenn dasselbe sich wirklich so begiebt daß die bereits fertige Vorstellungsreihe ihm durchgängig correspondirt, die einzelnen Glieder der letzteren durchgängig von der sinnlichen Wahrnehmung bestätigt. Wie nämlich die sinnliche Wahrnehmung a′ durch die völlige Gleichheit ihres Inhalts mit der schon gebildeten Vorstellung a, welche das Anfangsglied der Reihe ist, verschmilzt, und dadurch zunächst das zweite Glied und mittelbar die ganze Reihe in's Steigen bringt, so verschmilzt auch b′ mit b, c′ mit c u. s. w. Stellt sich dagegen an irgend einer Stelle eine sinnliche Wahrnehmung n′ ein, welche nicht gleichartig ist mit dem Gliede n der Vorstellungsreihe das zu gleicher Zeit in's Bewußtsein gehoben wird, so entsteht zwar wiederum der bisher gelungene Versuch zur Verschmelzung des durch die sinnliche Wahrnehmung Gegebenen mit dem gleichzeitig auftretenden Gliede n der Vorstellungsreihe, aber er mißlingt und es entsteht dadurch das Gefühl der Täuschung. Es tritt die Vorstellung n mit voller Kraft in's Bewußtsein, aber sie ist unvereinbar mit dem durch die sinnliche Wahrnehmung aufgedrungenen n′. Das Bestreben zur Identification beider hat keinen Erfolg, der Widerspruch des blos Vorgestellten gegen das Percipirte bewirkt ein wechselndes Verdrängen des einen durch das andere. Der Versuch zur Verschmelzung wird wiederholt, aber er führt nur eine vergebliche Bemühung, ein gegenseitiges Abarbeiten

beider Vorstellungen aneinander herbei und dieses ist das Gefühl der Täuschung.

In gleicher Weise wird aus dem Vorstehenden auch die Erwartung begreiflich. Läuft nämlich die Reihe der sinnlichen Wahrnehmungen langsamer ab als die der Vorstellungen, so wird jedes Glied der letzteren angehalten, zum Verweilen gezwungen. Ist die Wahrnehmung m' mit der Vorstellung m verschmolzen, so wird die darauf folgende Vorstellung der Reihe n in's Bewußtsein gehoben. Zögert nun das sinnlich Gegebene sie zu bestätigen, so wird sie zugleich hervor- und zurückgetrieben, jenes durch die Reproductionsgesetze, dieses durch die sinnliche Wahrnehmung, und sie wird dadurch zum Sitze des spannenden Gefühls der Erwartung. Es entsteht ein solches, wie man leicht bemerkt, im Allgemeinen überall da, wo der Mechanismus des Vorstellens eine Anticipation irgend eines Erfolges herbeiführt — mag dieser nun im äußeren Naturverlaufe liegen oder auch Endglied einer Reihe blos innerer Thätigkeiten sein. Ein äußerer Erfolg ist zunächst nichts Anderes als ein Endglied einer Reihe nach außen gesetzter Vorgänge, das sinnlich gegeben wird (entweder unmittelbar oder mittelbar durch einen Schluß der sich an das sinnlich Wahrgenommene als an das Zeichen des wirklich eingetretenen Erfolges anschließt); einen Erfolg anticipirend abwarten heißt das Endglied einer ablaufenden Vorstellungsreihe zu identificiren suchen mit dem Endgliede einer Reihe von Vorgängen die nach außen gesetzt werden: das Gefühl der Erwartung ist der Seelenzustand welcher entsteht, wenn das Endglied der ersten Reihe fortfährt uns innerlich zu beschäftigen ohne jedoch die Stärke einer percipirten gegenwärtigen Sinnesvorstellung (sinnlichen Wahrnehmung) von gleichem Inhalte erlangen zu können mit der es zu verschmelzen strebt. Träte während dessen statt der wirklichen sinnlichen Wahrnehmung eine blos subjective Sinneserscheinung ein, so würde

das Gefühl der Erwartung dadurch ebenfalls vollständig befriedigt werden: es beruht also die Erwartung lediglich darauf, daß die Vorstellung des Erfolgs für sich allein trotz der kräftigsten Reproductionshülfen nicht im Stande ist die Stärke einer gegenwärtigen Wahrnehmung zu erlangen. Erst durch dieses Gefühl tritt der Unterschied des bloßen Vorstellungsbildes von dem äußeren sinnlich gegenwärtigen Objecte vollkommen scharf hervor. (Damit man jedoch gegen diese letztere Behauptung keinen ungegründeten Einwurf erhebe, ist hier die abermalige Einnerung nöthig, daß das was die Psychologie nacheinander zu erklären genöthigt ist, nicht ebenso successiv und unabhängig voneinander in der Seele vor sich geht. Die Raumvorstellungen des vorigen Abschnittes sind nicht etwa sämmtlich schon fertig, wenn die einfachen Gefühle eintreten von denen hier die Rede ist, sondern auch diese letzteren unterstützen die Ausbildung jener, namentlich das Projiciren, auf die angegebene Weise.)

Es ist jetzt ersichtlich warum die Erwartung mit einem eigenthümlichen Drängen und Wogen der Vorstellungen verbunden zu sein pflegt: die steigende Vorstellung wird durch das sinnlich Gegebene stets auf das vorige Glied der Reihe wieder zurückgetrieben, sie wird wieder von neuem hervorgetrieben, bald mit geringerer bald mit größerer Energie, aber stets stellt sich auch der Rückfall von neuem ein. Beim Gefühle der Täuschung ist der ganze Vorgang nur insofern ein anderer als durch sie das Vorstellen nicht auf das vorige Glied der Reihe zurückgeworfen, sondern durch einen positiven Widerstand gegen die Verschmelzung des blos Vorgestellten mit dem sinnlich Wahrgenommenen, durch ein völlig neues in der ablaufenden Reihe der Vorstellungen gar nicht liegendes Glied das die sinnliche Wahrnehmung aufdrängt, zu mehreren vergeblichen Versuchen der Identification genöthig wird, weil die in's Steigen gerathene Vorstellung zu mächtig geworden ist um sich durch das ihr widersprechende sinnlich

Gegebene sogleich vollständig und für immer verdrängen zu lassen. Die Erwartung wird um so sicherer je öfter sie schon bestätigt worden ist, und daher auch die Täuschung um so größer; denn je stärker wegen der öfteren Wiederholung eine Vorstellung hervorgetrieben wird, desto energischer wird sie auch zurückgedrängt werden müssen durch die versagte Bestätigung. Es kann daher sehr verschiedene Grade der Erwartung sowohl als der Täuschung geben.

Wie durch den Ablauf der Vorstellungsreihen in Verbindung mit der sinnlichen Wahrnehmung und in Beziehung auf sie Erwartungen und Täuschungen entstehen, so auch durch die Complicationen, da diese ebenfalls Reihen sind nur mit willkürlicher Ordnung ihrer Glieder. Wo sich das eine Merkmal einer Complication findet, werden die übrigen erwartet. Die sicherste Erwartung wird durch die Gesichtsvorstellung begründet, da diese als Mittelpunkt der ganzen Gruppe das Übergewicht über die andern hat. Man denke z. B. an die Täuschung welche der Geschmack erfährt, wenn eine Pflaume von Wachs für eine wirkliche gehalten wird. Die nothwendige Folge davon ist, daß eine Partialvorstellung aus der schon fertigen Complication herausgerissen wird — ein Umstand auf den wir wegen seiner Wichtigkeit für die Entstehung des Urtheils im folgenden Abschnitte wieder zurückkommen müssen.

Das wohlthätige Gefühl der Befriedigung durch erfüllte Erwartung erklärt sich aus dem Obigen durch das Weichen der vorher vorhandenen Hemmung. Je heftiger der Druck war welchen die noch gespannte Erwartung ausübte, desto wohlthuender ist seine Lösung. Es entsteht hier die Frage, wie denn das Aufhören desselben könne gefühlt werden, ob ein solches Fühlen einer weichenden Hemmung oder eines mangelnden Druckes als etwas Negativen, nicht mehr Vorhandenen, überhaupt möglich und ob es zum Gefühle der befriedigten Erwartung erforderlich sei. Um dies zu entscheiden, müssen wir vorher eine nothwendige Distinction machen.

Wird das Endglied der Vorstellungsreihe welche bei ihrem Ablaufe auf die Bestätigung durch das sinnlich Gegebene wartet, mit einer sinnlichen Lustempfindung (die zu erklären ganz und gar nicht die Sache der Psychologie, sondern der Physiologie ist) verbunden gedacht, so ist die Erfüllung der Erwartung mit einem Interesse verknüpft dessen Entstehung von psychologischen Bedingungen gar nicht abhängig war. Die Vorstellung der anticipirten sinnlichen Lust, nicht etwa diese selbst, tritt in diesem Falle in die Reihe der psychologischen Bedingungen ein und es entsteht durch sie das Gefühl des Mangels, wenn sie als Endglied einer Reihe erscheint ohne durch die sinnliche Wahrnehmung wie die vorhergehenden Glieder der Reihe bestätigt zu werden. Wie das Gefühl des Mangels in diesen Fällen entstehen könne, hat also gar keine Schwierigkeit, da ein sinnliches Interesse bereits vorhanden ist, eine Begierde die vorhandene Erwartung erfüllt zu sehen, die von der Erwartung selbst völlig verschieden ist. Fügt sich alsdann die Wirklichkeit der Neigung nicht, so ist eben dies das Gefühl des Mangels.

Diese Betrachtung mußte der Erklärung des Gefühls der befriedigten Erwartung vorausgeschickt werden um Fehler zu vermeiden in die wir an dieser Stelle leicht verfallen könnten. Es bedarf hier nämlich einer scharfen Unterscheidung zwischen den Lustgefühlen welche aus rein psychologischen Ursachen entstehen und denen welche durch ein sinnliches Interesse an dem Materialen der Empfindung und dessen Befriedigung herbeigeführt werden. Die letzteren lassen wir hier billiger Weise ganz bei Seite, wie die sinnlichen Lust- und Schmerzempfindungen selbst, die Herbart, wie mir scheint, ganz unrichtig auf psychologischem Wege zu erklären gesucht hat (vgl. Psychol. II. p. 112 ff., 413), da die Empfindung als Nervenreiz angenehm oder schmerzhaft ist, nicht aber die Perception derselben durch die vorstellende Seele. Oder sollte man wirklich geneigt sein selbst z. B. die cholerische Erregung des Büffels

durch die rothe Farbe auf psychologischem Wege zu erklären? Die Consequenz scheint dies zu fordern; auf der andern Seite aber ist wohl zu bedenken, daß das Zuvielerklären leicht Verdacht und Mißtrauen erregt gegen die wirklichen Aufschlüsse welche die Psychologie zu geben im Stande ist. — Wie durch die Vorstellung einer Lust- oder Schmerzempfindung deren Eintritt am Ende einer ablaufenden Reihe erwartet wird, die Erfüllung der Erwartung vermittelst des Interesse an der sinnlichen Empfindung selbst eine gemischte Färbung schon im voraus erhalten muß, welche dem sinnlich Angenehmen oder Unangenehmen noch als Steigerung dient, dies bedarf nach dem Obigen keiner weiteren Erläuterung. Wir sind durch diese Betrachtung auf eine bestimmtere Fassung der vorliegenden Frage geführt worden — bestimmter nämlich ist sie, weil die Zweideutigkeit des Angenehmen und Unangenehmen jetzt leicht vermieden werden kann, durch welche diese ebenso sinnlichen Empfindungen wie rein psychischen Gefühlen als Prädicate beigelegt werden — die Frage lautet jetzt so: wie kann durch bloßen Vorstellungswechsel (ohne Einmischung eines sinnlichen Interesse) das angenehme Gefühl der Befriedigung und das unangenehme des Gegentheils entstehen und kommt jenes erst durch das Gefühl eines aufgehobenen Druckes zu Stande?

Wir kennen aus dem Vorigen die Gefühle der noch schwebenden und der getäuschten Erwartung. Die erstere bestand in einer gewissen Art der Spannung des Vorstellens, indem eine mit voller Kraft aufstrebende Vorstellung durch die sinnliche Wahrnehmung immer wieder zurückgeworfen wurde. Es kann diese Spannung, wenn sie nicht etwa selbst durch ein Vorstellen von ganz heterogenem Inhalte verdrängt wird, sondern beharrt, nur auf zweierlei Weise gelöst werden, nämlich entweder dadurch daß die Hemmung weicht oder dadurch daß sie permanent wird. Man denke z. B. an einen Faden den man bis auf eine gewisse Länge ausdehnen, an ein glimmendes Feuer das man zur Flamme anfachen will, oder besser

noch (um alles eigene Begehren und Wollen aus dem Spiele zu lassen) man denke sich als unbetheiligten Zuschauer bei einem derartigen Handeln eines Andern. Der Erfolg wird von uns alsdann anticipirt und man nehme an, daß die sinnliche Wahrnehmung zu Anfang des Vorganges das Erwartete bestätige. Je mehr sich das Ende der Reihe nähert, mit desto größerer Sicherheit eilt das Vorstellen wegen der bisherigen Bestätigung desselben durch die sinnliche Wahrnehmung der Wirklichkeit voraus, und die endliche Ankunft am letzten Gliede der Reihe löst die Spannung des Vorstellens auf und bringt den ganzen Vorgang zu demjenigen Abschluß, auf welchen die ablaufende Vorstellungsreihe selbst hinstrebte. Deshalb ist das Gefühl der Befriedigung nothwendig ein angenehmes, da der ganze Vorgang dann einen solchen Ausweg genommen hat wie ihn der innere Vorstellungsverlauf verlangt. Die äußeren von ihm unabhängigen Vorgänge haben ihn nicht gezwungen die Richtung zu verlassen in der er sich bewegte, sondern scheinen vielmehr ihm nachgegeben zu haben und den von ihm vorgezeichneten Weg fortgegangen zu sein. Der mangelnde nicht mehr vorhandene Druck wird hierbei gar nicht gefühlt, sondern kann nur durch vergleichende Reflexion (deren Möglichkeit wir bis jetzt noch gar nicht kennen) zu unserer Kenntniß kommen und das wohlthuende Gefühl der Befriedigung entsteht nur deshalb, weil die Lösung der vorhergegangenen Spannung vollständig ist und in der Weise geschah, welche das Vorstellen für sich herbeizuführen bestrebt war — vollständig nämlich ist sie, weil jetzt keine Gefahr eines möglichen Rückfalls in die Spannung selbst mehr vorhanden ist. Im zweiten Falle, wenn die Hemmung permanent wird (indem der Faden zerreißt, der glimmende Funke völlig verlöscht), wird die Reihe des Vorstellens plötzlich abgebrochen durch eine Wahrnehmung, welche von jetzt an eine fernere Bestätigung derselben durch das sinnlich Gegebene völlig unmöglich macht. Wie der Faden

zerreißt, so zerreißt durch ihn die Reihe der sinnlichen Vorstellungen, nur mit dem Unterschiede, daß die letztere nicht in zwei feste Stücke zerfällt, sondern von nun an als Reihe ganz und gar zerstört ist. Es wird in diesem Falle das Vorstellen gezwungen plötzlich die Richtung zu verlassen in der es sich fortzubewegen strebte, die sinnlichen Erscheinungen verweigern sich nach ihm zu richten und werfen es gewaltsam heraus aus seiner Bahn: daher muß das Gefühl der Täuschung ein unangenehmes sein.

Ruht auf den betreffenden Vorstellungen schon ein bestimmtes festes Interesse, sei es ein sinnliches oder ein intellectuelles, so bedarf es keiner weiteren Erklärung weshalb die eintreffende Erwartung mit einem angenehmen Gefühle und die getäuschte mit einem unangenehmen verbunden sei; denn das Interesse selbst ist es, das sich dann entweder im Einklang oder im Widerspruch mit dem Verlaufe der Ereignisse befindet, welche sich nicht nach unsrem subjectiven Vorstellungsverlaufe richten wollen. Ursprünglich besitzt der Mensch lediglich sinnliche Interessen, theils unmittelbar durch den Instinct, theils mittelbar durch die Empfindungen die ihn Schmerz und Lust kennen lehren. Wie die intellectuellen vermittelst der ästhetischen und sittlichen Gefühle sich ausbilden wird sich später zeigen. Hier war unsre Aufgabe nur die, zu zeigen wie angenehme und unangenehme Gefühle zu Stande kommen können abgesehen von den sinnlichen Trieben und ohne die Annahme irgend welcher angeborenen psychischen Interessen, Neigungen, Triebe. Ist diese Aufgabe für den vorliegenden speciellen Fall von uns richtig gelöst worden, so wird, wenn dies auch ferner gelingt, für uns (um dies gleich hier zu bemerken) später wo vom Begehren zu reden ist, der Cirkel in der Erklärung keine Schwierigkeit machen der zwischen dem Angenehmen und dem Begehrten stattzufinden scheint. Die Begehrung kann nur entstehen wenn und soweit das Angenehme als solches, sei es physisch

oder psychisch, Empfindung oder Gefühl, schon bekannt ist — mit Ausschluß der Instincterscheinungen die überhaupt mehr der Physiologie als der Psychologie angehören.

Es würde von keinem Interesse sein eine weitere Auseinandersetzung darüber zu geben, wie sich beim Erwachsenen die Gefühle der Erwartung und Täuschung weiter ausbilden, da die Grundphänomene die im Obigen erläutert sind, dabei ganz dieselben bleiben. Es mag daher nur noch bemerkt werden daß das Gewicht jeder befriedigten und jeder getäuschten Erwartung um so größer wird, je bedeutender das Interesse ist welches auf der Vorstellungsgruppe ruht, die dadurch entweder aus dem Zustande der Spannung in Ruhe übergeht oder durch den auf einen einzelnen Theil geschehenen Angriff in Bewegung geräth. Diese Bewegung kann von größerer oder geringerer Bedeutung sein, sich mehr oder weniger weit verzweigen. Greift sie tief ein und erschüttert gewaltsam das Gemüth, so ist meist längere Zeit nöthig bis die Vorstellungen zu einem dauernden Zustande relativer Ruhe wieder zurückkehren können. Wir stehen hier an der Übergangsstufe von den Gefühlen zu den Affecten, wollen sie jedoch nicht überschreiten, sondern nur noch kurz uns mit einigen Modificationen des Gefühls beschäftigen, welche als einzelne Punkte hervorragen auf dem weiten Felde der Mitte zwischen der einfachen begierdelosen Erwartung und der concentrirten Spannung aller Interessen auf einen einzigen Erfolg, zwischen der schmerzlosen Täuschung und der dumpfen Niedergeschlagenheit die den Menschen sich selbst stiehlt und zum brütenden Träumer macht.

§. 33.

Zunächst gehört hierher die Gemüthslage des Zweifels. Bezweifelt wird nur was nicht unmittelbar von unserm Willen abhängt. Diese Unabhängigkeit selbst bedingt die Möglichkeit des Zweifels, denn sie ist die Bedingung der Möglichkeit

eines Conflicts zwischen unsrem subjectiven Gedankenzusammenhang und dem objectiven Zusammenhang der Naturbegebenheiten oder der Handlungen Anderer. Wer keine Täuschungen erfahren hat, der kann nicht zweifeln. Die Erfahrung daß unsre Erwartungen nicht immer sich erfüllen, erregt den Zweifel. Das Endglied der Vorstellungsreihe deren Bestätigung durch die sinnliche Wahrnehmung erwartet wird, zerfällt dann in zwei oder mehrere Fälle, die mit verschiedenen, ja vielleicht unter sich wechselnden Graden der Wahrscheinlichkeit vorgestellt werden, je nachdem aus früheren Erfahrungen bald diejenigen hervortreten welche das Eintreffen des einen Falles, bald andere welche vielmehr den Eintritt eines andern erwarten lassen. Die verschiedenen möglichen Erfolge schließen sich aber gegenseitig aus, d. h. den Grad der Wahrscheinlichkeit welchen jeder für sich hat, hat zugleich jeder andere gegen sich. Hierdurch sind sie aneinander gebunden. Nur einer der möglichen Fälle kann wirklich werden: sie vereinigen sich demnach in der Vorstellung des wirklichen Erfolgs die deshalb der Sitz eines Gefühls wird, da entgegengesetzte Kräfte an ihr arbeiten; denn die Hebung der Vorstellung des einen der möglichen Fälle wirkt zugleich als Unterdrückung der andern. Sie alle sind miteinander complicirt, ihre Entgegensetzung vermag die Complication nicht zu hindern und deshalb bringt sie das Gefühl des Zweifels hervor, einen besondern Fall des Contrastes, den wir bald kennen lernen werden, obwohl sich derselbe in Rücksicht des entscheidenden Erfolgs der ihn auflöst durch Befriedigung oder Täuschung, auch unter das Gefühl der Erwartung subsumiren läßt.

Ein sehr bedeutendes Gewicht erhält der Zweifel dann, wenn auf dem Objecte desselben ein schon consolidirtes Interesse ruht. Man will z. B. die Handlungsweise eines Menschen unter gewissen Umständen oder die Allgemeingültigkeit eines theoretischen Satzes ergründen. Die einzelnen möglichen Fälle welche im Laufe der Überlegung sich uns darstellen,

werden alsdann zu Anknüpfungspunkten für einzelne Vorstellungsreihen oder ganze Gewebe die ihnen zur Stütze dienen. Diese gerathen miteinander in einen Streit, der von einer großen Menge sehr verwickelter Gefühle begleitet sein muß. Die Verzögerung der Entscheidung, besonders in den Fällen in welchen diese weder von Erfahrung noch von Autorität abhängig gemacht werden kann, scheint den Zweifel verewigen zu wollen und die quälende Unruhe die er mit sich führt, verleitet den Ungeduldigen ihm unvorsichtig ein willkürliches Ziel zu setzen durch eine Entscheidung nach Gefühlen.

Unruhe und Ungeduld liegen der Gemüthslage des Zweifels nahe, besonders leicht aber treten sie ein in Folge des sinnlichen Begehrens. Die durch das gegenwärtige Bedürfniß immer von neuem wieder hervorgetriebene Vorstellung des Genusses wird ebenso stets wieder zurückgedrängt. Die verschiedenen Versuche das Begehrte zu erreichen setzen die Entstehung eben so vieler Vorstellungsreihen voraus, deren letztes Glied stets mit der Vorstellung des erstrebten Lustgefühles oder des sinnlich Angenehmen complicirt war. Einem jeden dieser Versuche folgt eine Täuschung. So entsteht allmälig eine ganze Summe von Täuschungen die sich im Gemüthe ansammeln, da die vorige immer mittelbare Ursache der folgenden wird, indem sie die Erneuerung des Versuches hervortreibt. Die Möglichkeit neuer Versuche schwindet mehr und mehr, da die Combinationen von Vorstellungen und Vorstellungsreihen die auf das gewünschte letzte Glied hinführen, sich allmälig erschöpfen. Jeder neue Versuch fordert künstlichere und weitläufigere Combinationen. Die früher vergebens in Thätigkeit gesetzten Vorstellungsreihen liegen noch bereit und werden in Ermangelung anderer von neuem durchlaufen, eben so schnell aber auch wieder fallen gelassen, da sich das Gefühl der früheren Täuschung mit ihnen sogleich reproducirt. Sie werden nicht bis zu Ende gedacht, sondern abgebrochen. Andere und wieder andere treten an ihre Stelle, jedoch mit gleich ungün-

stigem Erfolge. Die Bemühungen drehen sich im Kreise, schon gestattet die Raschheit des Vorstellungswechsels nicht mehr das Aufkommen eines neuen Gedankens, schon ist die Täuschung sicher, aber der Zweifel und die obwohl nur noch schwache Hoffnung des Gelingens treibt immer noch neue Versuche hervor, an deren Anfangsglied schon sich die zweifelnde Erwartung wiederholter Täuschungen knüpft. So stellt sich ein Vorgefühl der Erfolglosigkeit ein, das sich mit jeder einzelnen Vorstellungsthätigkeit verbindet und fortwährend verstärkt. Die Unruhe der Gemüthslage bedarf kaum noch der Hülfe körperlicher Unbequemlichkeiten, des Blutandranges, der gehemmten Athembewegung u. dergl., um in den Affect der Ungeduld und des Mißmuthes überzugehen, die zu erneuerten Bestrebungen in derselben Richtung unfähig machen durch die Unordnung und Verwirrung welche sich des ganzen Gedankenlaufs auf die angedeutete Weise allmälig bemächtigt haben.

Ganz ähnlich ist der Vorgang welcher stattfindet bei jeder mißlingenden Thätigkeit, sei sie eine rein intellectuelle oder eine körperliche oder eine gemischte — denn die körperlichen Bewegungen setzen, abgesehn von Gewohnheit und Instinct, je complicirter und mannigfaltiger die Reihe derselben ist, eine desto verwickeltere Reihe von geistigen Thätigkeiten voraus. Der Erfolg der Thätigkeitsreihe wird stets anticipirt durch das Vorstellen, obwohl es dabei nicht nöthig ist daß er vollkommen klar gedacht werde, vielmehr zeigt es sich in den meisten Fällen als hinreichend daß er uns vorschwebe als ein ungenaues und schwankendes Bild, von welchem nur wenige Beziehungen mit völliger Bestimmtheit hervortreten, wie dies mit den unbekannten Größen einer Gleichung der Fall ist. Unsre Handlungen und Überlegungen, zu denen das Rechnen selbst mit gehört, suchen sämmtlich einen Fortschritt des Vorstellungsverlaufs von der Art zu bewirken, daß von unsern gegenwärtigen Gedanken aus als den Anfangspunkten, eine Vorstellungs- oder Thätigkeitsreihe ausgehe, die durch gewisse

Mittelglieder hindurch, theils bekannte theils unbekannte, zu einem Resultate fortschreite, dessen allgemeiner Charakter uns bekannt und theilweise wenigstens mit Bestimmtheit vorausgesehen worden ist. Das Handeln unterscheidet sich von der theoretischen Überlegung dabei theils darin, daß mit den einzelnen Gliedern der Vorstellungsreihe Gliederbewegungen associirt sind, was für den psychologischen Vorgang völlig gleichgültig sein würde, wenn die freie oder gehinderte Ausführung derselben nicht auf den Gedankengang selbst wieder zurückwirkte, theils darin, daß der Endpunkt des Handelns, weil er vom Willen fixirt ist, vollständiger bestimmt zu werden pflegt als der des theoretischen Nachdenkens, das wenigstens da wo es auf ein Erkennen ausgeht, stets befangen und gänzlich unbrauchbar werden würde wenn es seinen Zielpunkt mit voller Bestimmtheit im voraus festsetzte. In beiden Fällen ist das was erstrebt wird das ungehinderte Durchlaufen einer Reihe vom ersten bis zum letzten Gliede. Es fehlen dazu die Mittelglieder. Die verschiedenen Versuche sie zu produciren steigern die Spannung, theils jeder für sich, da mit jedem Gliede das Resultat näher rückt und daher die Erwartung steigt, theils alle zusammen, weil jeder neue Ansatz von den Nachwirkungen der Gefühle zu leiden hat die durch alle früheren erregt worden sind.

Setzen wir jetzt den Fall daß der Druck endlich vollständig weiche welcher jedes einzelne Glied der versuchsweise durchlaufenen Reihen, vorzüglich aber die Vorstellung des letzten Gliedes belastete und das Vorstellen immer wieder auf seinen Anfangspunkt zurücktrieb, so werden die aufstrebenden Thätigkeiten frei von dem Gefühl der zweifelnden Erwartung mit dem sie complicirt waren und nehmen nun ungehindert ihren Fortgang, der jetzt vom Gefühle der gelingenden Thätigkeit begleitet ist, welches letztere (abgesehen von dem Interesse am Resultate) um so bedeutender sein muß, je größer die Spannung war in welcher sich das letzte Glied befand.

Die Größe dieser Spannung hängt lediglich ab von dem Gefühl der Mühe welche die Lösung gekostet hat, und dieses Gefühl wird hauptsächlich durch die Intensität der Beschäftigung mit dem Probleme bestimmt: daher lehrt denn auch die Erfahrung daß Unterbrechungen durch ungehörige Zwischengedanken die Freude des Gelingens bedeutend vermindern, da sie der Concentration der Thätigkeit nachtheilig sind; daß die Intensität der Freude an der Arbeit sich nach der Intensität der Anstrengung richtet; daß rein mechanische Arbeit wegen der sichern Voraussicht des Erfolgs, und besonders wenn ihr Ziel nicht in ihr selbst liegt sondern nur ein Mittel ist zu andern Zwecken, eine Freude des Gelingens nicht gewähren kann. Wie körperliche Zustände auch diesem Gefühle eine besondere Färbung geben bemerkt man leicht, wenn man an die vergeblichen oder gelingenden Anstrengungen denkt die z. B. gewaltsames Öffnen einer Thür erfordert. Überdies ist es bei diesem Gefühle als eine merkwürdige Mitwirkung des Körpers wenigstens beiläufig hier zu erwähnen, daß durch mäßige Körperbewegung theils eine Erhöhung des Gefühles welches durch gelungene Anstrengung des Geistes entsteht, theils eine Erleichterung der Gemüthslage während der Anstrengung herbeigeführt wird.

§. 34.

Von der Ungeduld des Erwartenden dem die Zeit lang wird, ist sehr verschieden das Gefühl der Langweile. Der Erwartende ist gefesselt, gespannt; der Gelangweilte ist unaufmerksam, ermüdet. Beide Gemüthslagen sind wichtig für die Entstehung des Zeitbegriffs, und wir werden deshalb im folgenden Abschnitte wieder auf sie zurückkommen, aber für sich betrachtet sind sie weit verschieden. Zwar haben sie als unangenehme Gefühle dies gemeinsam, daß dem Ablaufe der aufstrebenden Vorstellungsreihen Zwang auferlegt, Gewalt angethan wird von außen, während die angenehmen Gefühle

auf Begünstigungen beruhen welche dem natürlichen Vorstellungsverlaufe zu Hülfe kommen, aber der Druck den die Vorstellungen des ungeduldig Erwartenden erleiden, ist von wesentlich anderer Art als derjenige welcher auf dem Gelangweilten lastet. Jenen drückt was er vermißt, diesen was ihm gegenwärtig geboten wird. Beide wollen weiter, aber der eine strebt auf einen ganz bestimmten Punkt hin den er noch zu erreichen hofft, der andere erwartet gar nichts mehr das ihn noch befriedigen könnte, er hat gar keinen positiven Wunsch, sondern nur den negativen die Last los zu werden die auf ihm liegt. In dem einen Falle wird der Druck ausgeübt nur gegen eine Hauptvorstellung oder Vorstellungsreihe, welcher die Verschmelzung mit der sinnlichen Wahrnehmung versagt wird zu der sie hinstrebt, in dem andern lastet er auf dem ganzen Vorstellungsleben überhaupt, oder doch auf ganzen Vorstellungskreisen und Massen; obwohl sich auf der andern Seite auch eine Verwandtschaft beider Gemüthslagen darin zeigen wird, daß es eine Art der Langweile giebt die aus einer Reihe von getäuschten Erwartungen entspringt.

Es ist eine gewöhnliche Erfahrung daß dieselben geistigen Thätigkeiten dem Einen schwerer, dem Andern leichter werden, den Einen früher den Andern später ermüden. Man giebt im gemeinen Leben dafür Gewohnheit und Übung als Grund an ohne die weitere Frage zu erheben, wie diese es machen um jene Wirkungen hervorzubringen. Hier ist es uns insbesondere um das Gefühl der Ermüdung zu thun — abgesehen natürlich von allen leiblichen Empfindungen die mit demselben Namen bezeichnet werden, obwohl sie oft genug einen prädisponirenden Einfluß auf das Gemüth für das gleichnamige psychische Gefühl ausüben.

Jeder Gedanke für sich und daher auch jede Gedankenreihe die der Seele zur Auffassung dargeboten wird, findet in ihr eine andere Aufnahme. Zuerst kommt es darauf an ob die gegenwärtigen Vorstellungen welche verdrängt werden

müssen, wenn das Neue Platz gewinnen soll, die Seele mit großer Intensität beschäftigen oder nicht, dann ob sie allein stehen oder Verbindungen mit andern besitzen welche ihrer Unterdrückung mächtige Widerstände entgegensetzen und ob diese Verbindungen fest oder locker, ob sie weit verzweigt sind oder nur aus wenigen Gliedern bestehen. Ist das Neue nun wirklich eingetreten in's Bewußtsein, so entsteht die zweite Aufgabe für dasselbe, daß es sich im Bewußtsein halte. Ob dies geschehe oder nicht, hängt hauptsächlich von den fertigen Producten ab welche das Neue in der Seele schon vorgebildet findet. Sind nämlich größere Vorstellungsgruppen oder ganze Gedankenkreise bereits vorhanden an die es sich mit Leichtigkeit anschließen kann, von denen es appercipirt wird, so wird es vollständig, sicher und leicht aufgenommen, es entsteht dadurch weder eine Unordnung noch irgend eine merkliche Bewegung und Aufregung unter den älteren Vorstellungen. Ebensowohl ist jedoch auch der Fall möglich, daß die auftretende Vorstellung oder Vorstellungsreihe gar nichts vorfindet woran sie sich halten könnte. Ist ihre eigene Stärke dann nicht so bedeutend, daß sie sich wider große Widerstände einige Zeit zu behaupten vermag, so wird sie fast spurlos und unbemerkt vorübergehen müssen. Es ist einleuchtend, daß die beiden angegebenen Möglichkeiten nur die Extreme sind für eine große Menge von zwischenliegenden Fällen, die verhältnißmäßig weit häufiger in der Wirklichkeit eintreten als jene selbst, ausgenommen etwa den zuerst angeführten Fall, daß das Dargebotene mit Leichtigkeit aufgenommen und appercipirt wird von älteren gleichartigen Vorstellungen ohne eine bemerkbare Bewegung unter ihnen zu veranlassen; denn er findet überall statt wo uns das Bekannte umgiebt das eben deshalb kaum noch von uns bemerkt wird. Für das Kind geschieht dies seltner, für den Erwachsenen fortwährend. Denn es appercipiren und subsumiren sich die fertigen Vorstellungskreise des letzteren fast alles Neue was seiner Wahrnehmung gegeben wird

mit Leichtigkeit, außer wo künstliche Veranstaltungen für absichtliche Belehrung ihn zu neuen Begriffsbildungen und Gedankenverbindungen nöthigen.

Man vergegenwärtige sich jetzt die verschiedenen Grade der inneren Bildung der einzelnen Gedankenkreise welche auf den verschiedenen Altersstufen und in den verschiedenen Ständen der Menschen vorkommen. Verschieden ist diese innere Bildung sowohl dem Umfang als dem Inhalt nach. Der Reichthum von mehr oder minder scharf nüancirten Einzelnheiten welche zu einem Ganzen zusammengefaßt worden sind, kann größer oder kleiner, die Festigkeit mit welcher die Vorstellungen sich untereinander verbunden haben stärker oder schwächer sein, sie können in Rücksicht ihres Zusammenhanges mehr einem bloßen Aggregat oder einem durchgängig geordneten scharf ausgeprägten Systeme ähnlich sein. Auf den einzelnen Gedankenkreisen ruhen ferner (wie sich später zeigen wird) verschiedene Interessen von größerer oder geringerer Intensität, durch die sie vertreten werden. Dies Alles kommt in Frage bei der Aufnahme des Neuen das der Seele dargeboten wird. Nicht immer vermag das Alte es sich mit Leichtigkeit anzueignen, sondern bisweilen greift das Neue auf eine solche Weise in die schon gebildeten Vorstellungsreihen ein, daß innerhalb der letzteren Bewegungen entstehen die sich weiter und weiter verbreiten und die Wiedergewinnung der Ruhe auf's äußerste erschweren: einzelne schon ausgebildete und befestigte Vorstellungsverbindungen werden durch den Eintritt des Neuen angegriffen und zerrissen, sie suchen sich zu halten, es gelingt ihnen mit Hülfe anderer, aber nur momentan, sie werden von neuem gestört und die Störung pflanzt sich fort auf andere, bis sie entweder auf Widerstände stößt die kräftig genug sind den Fortgang der Bewegung vollständig zu hindern oder die älteren Vorstellungen zwingt, sich nach ihr zu richten, ihre früheren Verbindungen aufzugeben und sich in neue zu fügen. Begreiflicher Weise werden diese Störungen um so geringer sein, je größer

die innere Bildung des Vorstellungslebens überhaupt und derjenigen Gedankenkreise insbesondere ist, welche von ihnen getroffen werden. Das Kind dagegen, so lange es noch gar keine consolidirten und einigermaßen geordneten Vorstellungsmassen besitzt, kann auch keine nachhaltigen weit um sich greifenden Störungen seiner Gemüthslage erfahren, da dessen noch zu wenig ist was in unruhige Bewegung versetzt werden könnte: seine Gefühle haben noch keine Tiefe und sind dem grellsten Wechsel unterworfen, sie bewegen sich in Sprüngen, obgleich die Heftigkeit seiner Begehrungen dadurch nicht gemäßigt wird; vielmehr stehen Heftigkeit und Tiefe der Gemüthsbewegungen gewöhnlich im umgekehrten Verhältniß.

Im Vorstehenden liegen die Gründe warum Gewohnheit und Übung die geistigen Thätigkeiten erleichtern. Je länger man sich nämlich innerhalb eines gewissen Gedankenkreises beschäftigt, desto mehr consolidiren sich die einzelnen ihm angehörigen Vorstellungsverbindungen, desto sicherer und fester schließen sie sich allmälig untereinander zusammen zu größeren Reihen und Gruppen, von denen nur ein einziges Glied in's Bewußtsein gehoben zu werden braucht um die übrigen sogleich zur Fortsetzung des Gedankenganges in geeigneter Weise zu disponiren. Das Neue was sich darbietet, findet sogleich Verwandtes von dem es ohne Mühe ergriffen und in einen schon fertigen Zusammenhang eingeordnet wird. Ein Zerreißen des Früheren und eine gewaltsame Umbildung des Alten findet hierbei nirgends statt, und wenn auch bisweilen der Anschluß des Neuen eine kurze Anstrengung kostet, so bleiben doch die Hauptstützen des ganzen Gedankenkreises stets ruhig und unangefochten stehen. Wir versagen uns hier die naheliegende Anwendung auf den didaktischen Theil der Pädagogik, so wie die andern auf die Unerschütterlichkeit eingewurzelter Vorurtheile, die Pedanterie aller Art, und gehen fort zur Betrachtung des Gegenfalles um zur Erklärung des Gefühls der Langweile zu kommen. Ist das Neue das sich uns aufdrängt

von der Art, daß es entweder keine Anknüpfungspunkte in unsrem Innern findet oder feste Vorstellungsverbindungen auseinanderreißt, so ist der Erfolg ein entgegengesetzter. Im ersten Falle nämlich kostet es bedeutende Anstrengung dasselbe überhaupt nur fest zu halten, vollends dann wenn es mit großer Schärfe aufgefaßt sein will — man denke z. B. an mathematische Abstractionen — im zweiten dagegen erfährt es Hemmungen und Widerstände von Seiten dessen was in der Seele schon vorgebildet ist, das Neue setzt sich mit dem Alten nicht sogleich in's Gleichgewicht, sondern ruft Störungen in demselben hervor die mehr oder weniger um sich greifen und andere Vorstellungsreihen mit in die Bewegung hineinziehen. In beiden Fällen kann das Gefühl der Langweile entstehn, nämlich auf folgende Weise.

Wird des Neuen das keine Anknüpfungspunkte findet, zu viel geboten, ist seine Folge zu rasch als daß es vollständig aufgefaßt werden und feste Verbindungen eingehen könnte, so entsteht ein Gefühl welches dem Schwindel ähnlich ist. Es verwirrt sich das Frühere mit dem Späteren, ein fortlaufendes Verständniß wird unmöglich und an alles zu schnell Vorübergehende, das sich der Auffassung schon wieder entzieht während wir uns noch mit demselben zu beschäftigen und in es zu vertiefen streben, muß sich ein unangenehmes Gefühl knüpfen, welches durch den Zwang entsteht der unsrem Vorstellungsverlaufe angethan wird, indem dieser genöthigt wird Alles wieder fallen zu lassen bevor es gelingen konnte es aufzufassen und zu verstehen. Dieses Gefühl des erzwungenen Abbrechens braucht sich nur zu wiederholen und anzuhäufen, so entsteht die Langweile, welche es gar nicht mehr unternimmt sich das Neue zuzueignen, weil sie die unangenehmen Gefühle des Mißlingens anticipirt die ihr durch neue Versuche entstehen würden. Das unfaßliche Neue nämlich hört nicht auf sich hereinzudrängen, wenn man sich nicht etwa zur Flucht aus der Lehrstunde entschließt; zwar nöthigt es schon nicht

mehr zu neuen Versuchen, aber es stört auch jede anderweitige Beschäftigung. Fremde Gedanken die auftauchen wollen werden zurückgehalten, zu neuen Gedankenbildungen kann es nicht kommen, es bleibt daher nichts übrig als das Gefühl der innern Anstrengung ohne Gedankeninhalt, das Gefühl der inneren Leere, dessen Peinlichkeit nur einigermaßen gemildert wird durch schnell wieder verschwindende Zwischengedanken, deren Hervortreten durch den sich gegenseitig aufhebenden Widerstand der gegeneinanderarbeitenden Vorstellungen auf einen Augenblick gestattet wird. Ganz ähnlich ist der Vorgang dann, wenn an alten bereits befestigten Gedankenverbindungen fortwährend gleichsam gezerrt wird ohne daß jedoch neue entstehen oder wenn sie entstanden sind, sich mit jenen in's Gleichgewicht setzen könnten. Es tritt hier das Gefühl der geistigen Ermüdung in Folge der vielen vergeblichen Versuche ein das Neue mit dem Alten auszugleichen. Den angeregten Bewegungen der Vorstellungen wird nicht gestattet zu Ende zu kommen, sondern es kommen immer noch neue Störungen zu den schon vorhandenen hinzu bis allmälig, wenn sie groß genug sind, eine völlige Verwirrung unter den Vorstellungen entsteht, eine gänzliche Desorientirung in unsern eigenen Gedanken, die unfehlbar angerichtet wird, wenn wir längeren Entwickelungen unklarer Gedanken mit Aufmerksamkeit zu folgen bestrebt sind. Unordnung ohne festen Gedankeninhalt ist davon die nothwendige Folge, doch man gewöhnt sich auch an diese. Ersparen wir uns die Beispiele.

Feste Vorstellungsverbindungen welcher Art sie sein mögen, lassen sich nicht auf einmal gewinnen. Sie verbrauchen Zeit um sich zu befestigen, weil dies nur geschehen kann durch vielfältig bestätigende Wiederholung und durch weite Verzweigung verwandter, an die sie sich anlehnen und von denen sie gleichsam getragen werden. Neue können ohne Gefahr der Verwirrung nur dann hinzugefügt werden, wenn die früheren, durch welche sie bedingt sind und vorbereitet sein müssen um

selbst faßlich zu werden, sich mit einiger Freiheit handhaben lassen. Auch alte Vorstellungen die momentan aus ihren Verbindungen gerissen werden, verbrauchen Zeit um in den Zustand der relativen Ruhe oder des Gleichgewichts wieder zurückzukehren. Wird diese Zeit im ersteren Falle den neuen Vorstellungsverbindungen oder im andern den alten nicht gelassen, so entsteht in beiden Fällen auf die angegebene Weise das Gefühl der Langweile, das sich Verdauungsbeschwerden vergleichen läßt, weil der Zeitmangel die Verarbeitung des zu reichlich gebotenen Materials unmöglich macht — mag dies an unzureichender Bildung des Gelangweilten selbst oder an Unbrauchbarkeit des Stoffes liegen den er in sich aufzunehmen genöthigt werden soll.

Das Gefühl der Langweile kann jedoch auch auf ganz anderem Wege entstehen, nämlich wenn zur Verarbeitung zu wenig geboten wird. In diesem Falle hängt die Langweile mit der Erwartung sehr nahe zusammen, ja man kann sagen, daß die Erwartung alsdann zur Langweile disponire oder sie abhalte, je nachdem sie bei einer gewissen Gelegenheit uns auf einen mehr oder minder lebhaften und mehr oder minder anstrengenden Vorstellungswechsel rechnen läßt. Jederman weiß wie leicht man sich mit einem Buche oder in Gesellschaft langweilt, wenn man hohe Interessen von ihnen befriedigt zu erhalten hofft, während sie nur auf abspannende Erholung berechnet sind. Hierher gehört auch die Langweile die uns ergreift, wenn wir eine bekannte Erzählung öfters wieder zu hören bekommen oder einem Vortrage folgen müssen dessen Inhalt nur Triviales bringt. Unser Denken wird alsdann gezwungen länger bei den vorgeführten Einzelnheiten zu verweilen als es Stoff zur Beschäftigung an ihnen findet. Der natürliche Rythmus desselben wird fortwährend gestört, es eilt fort zu dem Folgenden, anticipirt die ganze noch übrige Reihe in kürzester Zeit, findet sich aber durch die langsamer sich bewegende Erzählung immer wieder auf das Alte zurückgewor-

fen und dabei festgehalten. Die Summe dieser Störungen wächst mit jedem Augenblick: daher das allmälig steigende Gefühl des Überdrusses und der Ermüdung. Es gesellt sich dasselbe zur Ungeduld des Erwartenden leicht hinzu, ist aber gleichwohl von dieser selbst wesentlich verschieden; denn die Ungeduld ist noch auf ein zukünftiges Ereigniß mit Spannung gerichtet, während der Überdruß sich wider Willen fortdauernd an das Gegenwärtige gefesselt und von ihm gestört findet.

Die zuletzt betrachtete Art des Gefühls der Ermüdung, welche entsteht wenn das Dargebotene uns nicht ausreichend beschäftigt, läßt sich von einer andern Seite her ansehen als eine Verminderung der psychischen Empfänglichkeit für einzelne Reize oder ganze Reihen derselben und bestimmte Arten der Beschäftigung überhaupt.

Schon im vorhergehenden Abschnitte hat sich gezeigt daß die Wahrnehmung der räumlichen Erscheinungen vielfach durch die Reproduction ergänzt wird. Es beruhte dies darauf, daß unsre Vorstellungen sich in Reihen und Gruppen zusammenordnen, die zu bestimmten feststehenden Formen der äußern Welt allmälig ausgeprägt, den psychologischen Gesetzen gemäß sogleich von uns reproducirt werden, sobald nur einige wenige ihnen angehörige Glieder die sich der sinnlichen Wahrnehmung darstellen, hierzu die Veranlassung geben. Wie für die Auffassung einzelner Gegenstände eine solche Vervollständigung des Wahrgenommenen vermittelst der Reproduction sich einstellt, so geschieht dies auch für ganze Reihen von Phänomenen, wenn sie uns hinreichend geläufig geworden sind. Wir anticipiren das Zukünftige, unser Vorstellen eilt den Begebenheiten voraus und findet sich aufgehalten und auf einen früheren Punkt zurückgewiesen, wenn es am Ende der reproducirten Reihe angelangt zu dem Ablaufe der äußeren Vorgänge zurückkehrt der weit langsamer fortschreitet. Die psychologischen Gesetze ließen die ganze Reihe der Vorstellun-

gen sehr ungleich rascher an uns vorübergehen als das sinnlich Gegebene erlauben will. Dieses wirft uns vermittelst der Wahrnehmungen die sich uns aufdringen, fortwährend auf einen früheren Punkt der Reihe zurück und erzwingt eine Stagnation in unsrem Vorstellen, aus welcher sich das Gefühl der Langweile und mittelbar unsre Interesselosigkeit und Unaufmerksamkeit für die Beobachtung alles dessen erklärt was uns schon oft vorgekommen ist und uns für hinreichend bekannt gilt, selbst wenn in der That noch gar Vieles daran zu entdecken wäre das uns bei früheren Wahrnehmungen ganz entgangen ist.

Daß die vorstehende Erklärung der Abnahme der Empfänglichkeit nicht für die Auffassung einer zeitlichen Reihe von Ereignissen allein gilt, sondern ebensowohl für die Auffassung einzelner Gegenstände, für deren Einzelnheiten wir in der Regel keine Aufmerksamkeit mehr besitzen, sobald die Subsumtion derselben unter ältere ausgeprägte Vorstellungen gelungen ist, wird keines weiteren Nachweises bedürfen, wenn man sich daran erinnert, daß alle Vorstellungen von einzelnen Gegenständen aus einer unzählbaren Menge von Reihen einfacher Vorstellungen bestehen die zu größeren Ganzen zusammengetreten sind. Werden wir genöthigt bei der Anschauung desselben Gegenstandes stehen zu bleiben, so ist das Vorstellen in jedem Augenblicke fertig mit dem Gesammtbilde, während die Wahrnehmung uns zwingt bei Einzelnheiten zu verweilen die wir in jenem alle schon enthalten glauben.

Die Erneuerung der Empfänglichkeit beruht auf dem Sinken der einzelnen Vorstellungen und der ganzen Gruppen, durch das sie sich wieder verdunkeln und an Geläufigkeit für uns verlieren. Doch darf dabei nicht unbemerkt bleiben, daß sowohl die Erneuerung als die Erschöpfung derselben wesentlich mitbedingt ist durch den uns habituell gewordenen Rythmus des Vorstellungswechsels, welcher bei Menschen von verschiedener Höhe der Bildung oder von verschiedenem Temperament

sehr ungleich ist. Beispiele dafür finden sich in dem Erfahrungskreise eines jeden. Um nur eins zu erwähnen mag an den pädagogisch wichtigen Umstand erinnert werden, daß künstliches vielförmiges Spielzeug, wenn es dem Kinde in Menge geboten wird, am leichtesten eine Übersättigung herbeiführt, die blos auf Verwöhnung beruht: große Mannigfaltigkeit und vielfacher Wechsel machen dann Langweile und Ermüdung um so unvermeidlicher.

Endlich ist noch der organischen Einflüsse auf die psychische Empfänglichkeit zu gedenken. Daß nämlich die jedesmaligen besonderen Dispositionen (Stimmungen) des Nervensystems auf sie keinen geringen Einfluß haben, beweist die Erfahrung vielfältig: dem angestrengten Auge erscheint die Complementärfarbe, das Ohr wird unempfänglich für feinere Nüancen bei länger fortgesetztem Stimmen musikalischer Instrumente und eine ähnliche Abnahme in der Schärfe der Wahrnehmungen zeigt sich bei allen Sinnen; jedoch muß man sich hüten über diese Änderung der sinnlichen Empfänglichkeit die der geistigen zu vergessen oder umgekehrt. So wenig beide für identisch ausgegeben werden dürfen, so gewiß ist es doch daß sie in engem, obwohl noch nicht näher untersuchtem Zusammenhange stehen. Die Betrachtung eines Kunstwerkes, das wir zu verschiedenen Zeiten zwar gleich scharf sehen, aber doch mit sehr verschiedenen Graden der Theilnahme, zeigt die Nothwendigkeit beide Arten der Empfänglichkeit von einander zu scheiden, obschon nicht zu leugnen ist, daß nicht selten die Ermüdung des Auges dazu mitwirkt unser Interesse am Bilde abzustumpfen.

Der ersten Art der Langweile, die auf Überhäufung oder auf Unfaßlichkeit dessen beruht was in unser Vorstellungsleben sich eindrängt, steht die zweite, welche aus Mangel an Stoff für das Denken oder aus zu großer Trivialität des Dargebotenen entspringt, direct gegenüber. Zwischen beiden in der Mitte liegen eine große Menge von Gemüthszustän-

den die nur dem Grade nach unter sich verschieden sind. Diese Mittelzustände sind für die psychologische Theorie größtentheils von keinem weiteren Interesse, weil sie wenig Ausgezeichnetes besitzen und wegen der unendlich kleinen Nüancen durch welche der Übergang von der größten geistigen Anstrengung bis zum leichtesten Spiele der Unterhaltung geschieht, keine scharfen Abgrenzungen zulassen. Gemeinsam ist ihnen allen daß sie einen mehr oder weniger raschen Vorstellungswechsel zeigen, der je nach dem gewohnten Rythmus der geistigen Beschäftigung, nach der jedesmaligen Stimmung für den Vorstellungskreis in welchem sie stattfindet, nach dem Bildungsgrade des letzteren und nach dem Interesse sich richtet das auf dem Gegenstande der Beschäftigung ruht. Besonders ist es dieses Interesse, das zugleich durch den Willenseinfluß fortwährend gehoben und gehalten den Gefühlen der Langweile und der Ermüdung auf lange Zeit zu verbieten vermag sich geltend zu machen, selbst wenn das Denken fast ganz auf einem und demselben Punkte bewegungslos zu beharren scheint.

Am leichtesten muß es dem Obigen zufolge sein den noch wenig gebildeten Gedankenkreis des Kindes so in Anspruch zu nehmen daß keine Langweile eintritt, da man um Neues nicht verlegen sein kann durch das er in hinreichende Bewegung versetzt wird; nur macht sich dabei oft die Schwierigkeit fühlbar geeignete Anknüpfungspunkte für das Fortschreiten des kindlichen Denkens zu finden, das dem Erwachsenen großentheils verschlossen und unbekannt bleibt, weil er es nicht mehr aus der Erinnerung, sondern nur noch an den wenigen äußeren Zeichen zu erkennen im Stande ist die sich ihm darstellen. Will dagegen eine ganze Gesellschaft zugleich beschäftigt sein, in welcher jeder eine ausgezeichnet gebildete Vorstellungsmasse besitzt, und zwar jeder eine andere, so würden als Anknüpfungspunkte dazu nur noch diejenigen Vorstellungen brauchbar sein, die bei allen wenigstens einen nahe gleichen Grad

der Klarheit oder Dunkelheit und ein nahe gleiches Interesse haben; denn je systematisch einseitiger die Einzelnen sich gebildet haben, desto weniger Gemeinsames besitzen ihre Gedankenkreise. Dies führt uns auf die jetzt näher zu erörternden Bedingungen der Unterhaltung.

Was bei der Unterhaltung vor Allem vermieden werden muß, ist die Unfaßlichkeit auf der einen, der Stillstand des Vorstellungswechsels und die vollständige Anticipation des Nachfolgenden auf der andern Seite. Soll eine Beschäftigung unterhaltend sein, so dürfen keine neuen Begriffsbildungen vorgenommen werden — denn diese machen stets Mühe — sondern nur alte schon geläufige Vorstellungen müssen veranlaßt werden neue Verbindungen einzugehn ohne jedoch die älteren bedeutend zu stören. Diese neuen Verbindungen müssen ferner eben so leicht wieder löslich sein als sie sich bildeten: weder dürfen wir durch Mangel des Wechsels uns gezwungen finden bei ihnen stehn zu bleiben, wenn das Interesse das wir an ihnen nehmen nur ein vorübergehendes und oberflächliches ist, noch darf es überhaupt gestattet sein ein dauerndes tiefes Interesse zu fassen und zu verfolgen, denn die Vertiefung führt sogleich Anstrengung und Spannung herbei. Daher dürfen die fortgehenden Veränderungen der neu gegebenen Vorstellungsverbindungen, wenn sie unterhaltend wirken sollen, nirgends Zeit übrig lassen für das Eindrängen fremder Vorstellungen die unser Interesse unwillkürlich in einem höheren Grade beanspruchen und daher den Gedankenlauf selbständig bestimmen. (Man denke z. B. an ethische Überlegungen, Reflexionen auf uns selbst, Verlegenheit in Gesellschaft.) Endlich müssen sie, ohne jedoch vollständig anticipirt werden zu können, unter sich einen solchen Zusammenhang besitzen, daß sie in einer ununterbrochenen Reihe fortlaufen, deren vorhergehende Glieder stets auf die nachfolgenden hinweisen, sich als die präformirten Keime der letzteren darstellen und insofern Erwartungen erregen, diese letzteren

dürfen jedoch weder ungestüm und bis zum Affect gesteigert noch ihrem Inhalte nach vollständig im Einzelnen bestimmt sein. Man begreift hiernach warum das Kind dem Alles noch neu ist, am leichtesten zu unterhalten ist, wie es auch am schnellsten ermüdet sowohl bei der Arbeit als in der Unterhaltung, am schwersten dagegen denjenigen zu unterhalten, der überall feste ernste Interessen mitbringt, auf welche er sich immer wieder zurückgeführt findet. Am besten wird im Allgemeinen stets da unterhalten, wo zugleich Gefühle gelingender Thätigkeit uns entstehen. Dies setzt voraus daß uns ein gewisser Grad geistiger Selbstthätigkeit angemuthet werde — auch die körperliche spielt dabei oft eine sehr wesentliche Rolle —, der jedoch bei den einzelnen Menschen sehr verschieden zu sein pflegt, wenn er den Zweck der Unterhaltung wirklich erreichen soll. Es zeigt sich dies namentlich an der verschiedenen Wirkung der Unterhaltung auf verschiedene Individuen. Diese ist entweder eine belebende und erhebende oder eine abspannende, jenachdem die Stimmung welche nach der Unterhaltung als ihr Resultat uns zurückbleibt, entweder mehr oder weniger günstig oder ungünstig ist für die Fortsetzung unsrer gewohnten geistigen Beschäftigung. Es hängt dies, abgesehen von körperlichen Dispositionen und dem gewohnten Rythmus von Arbeit und Erholung, hauptsächlich ab von der Länge der letzteren, dem Interesse an dem Gegenstande derselben, seinem Verhältnisse zu den festen Interessen die wir bereits besitzen und der Art wie sie ineinander eingreifen. In letzterer Rücksicht vergleiche man z. B. das Kartenspiel, das zwar einen mäßigen Grad von Selbstthätigkeit in Anspruch nimmt, gleichwohl aber als in sich selbst werthlos nur Unlust zu geistiger Anstrengung zur Folge haben kann, mit einem gehaltreichen Gespräche, das bei aller Verschiedenheit seines Inhaltes von den Gegenständen unsrer Arbeit, doch den Willen und das Interesse für die letztere schärft und stärkt, Erschlaffung verhütet und durch die Belebung ethischer oder ästheti-

scher Interessen, die bei jeder ernsten sittlichen Thätigkeit wenn auch oft unerkannt im Hintergrunde liegen, eine neue allgemeine Regsamkeit in die Gedankenwelt bringt. Die Genüsse welche die Kunst durch ihre Darstellungen bietet mag es genügen hier nur zu nennen.

Sind alle Bedingungen einer guten Unterhaltung erfüllt, so sollte man glauben daß Ermüdung nur durch Erschöpfung des Körpers, nie aber von Seiten der Seele würde eintreten können. Gleichwohl zeigt die Erfahrung das Gegentheil. Der Grund dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß die wechselnde Mannigfaltigkeit des Vorstellens welche zu jeder Unterhaltung erfordert wird, keiner einzelnen Vorstellungsverbindung erlaubt sich für sich allein zu consolidiren oder sich dauernd und fest an die alten Vorstellungskreise anzuschließen. Ruht auf dem Gegenstande der Unterhaltung selbst kein Interesse, wie bei den meisten Spielen der Fall ist, so ist sie nur dadurch Unterhaltung, daß sie keinen Stillstand, keinen Mangel an Vorstellungswechsel eintreten läßt, und sie muß dann um so schneller ermüden, je rascher dieser Wechsel abläuft den sie darbietet; denn es wird dabei unsern eigenen Vorstellungsreihen nie Zeit gelassen sich zu evolviren, sondern der Gedankenlauf den die psychologischen Gesetze in unsrem Innern für sich allein herbeizuführen streben, wird immer um so mehr gestört, je geringer der Grad von Selbstthätigkeit ist welchen die Unterhaltung von uns verlangt, d. h. je mehr wir bloße Zuschauer dabei sind. Den älteren Vorstellungen und ihren Verbindungen wird die Reproduction nicht gestattet, es kommt zu keiner Sammlung der Gedanken, zu keiner geordneten Überlegung, das Neue regt uns an, aber bevor es mit dem Alten sich in's Gleichgewicht setzen kann, wird es durch Anderes schon wieder verdrängt. Daher bedarf es allmälig immer stärkerer Reize um der Ermüdung vorzubeugen, die zuletzt doch nicht ausbleiben kann, da die Steigerung jener nicht in's Unendliche fortgehen kann. Bei der gehaltvollen

Unterhaltung verhält sich dies etwas anders. Sie nähert sich in dem Grade der geistigen Anstrengung, in welchem sie Vertiefung in das Einzelne gestattet je nach dem verschiedenen Interesse das darauf ruht; Unterhaltung ist sie aber nur insofern, als sie ein solches Eindringen in den Inhalt wenigstens nicht vollständig zu Stande kommen läßt. Deshalb werden durch sie fortwährend Gedanken erregt die mit einem Interesse verknüpft sind, dieses Interesse wird aber nicht vollkommen befriedigt. Die Gedankenreihen werden abgebrochen bevor sie zum Abschlusse gelangen. Dies wiederholt sich öfter und es wird dadurch Ermüdung um so leichter herbeigeführt, wenn die Unterhaltung von Gegenständen welche ein hohes Interesse anregen herabsinkt zu unbedeutenderen.

§. 35.

Es ist noch übrig von den Gefühlen des Contrastes zu reden, namentlich insofern dieselben nicht auf getäuschter Erwartung beruhen. Eines derselben haben wir schon oben kennen gelernt, dasjenige nämlich welches dadurch entstand, daß aus einer bereits fertigen und festen Complication durch sinnliche Wahrnehmung eine Partialvorstellung herausgerissen wird. So wird z. B., wenn wir Salz statt des Zuckers, Essig statt des Weins genießen, eine und dieselbe Geschmacksvorstellung zugleich hervor- und aufs heftigste zurückgetrieben, jenes durch die Erwartung, dieses durch die sinnliche Empfindung. Dies ergiebt das Gefühl des Contrastes, das zwar verstärkt wird durch das Hinzutreten der widrigen Geschmacksempfindung, mit dieser selbst aber, von der es völlig verschieden ist, nicht verwechselt werden darf; denn der Nervenreiz hat mit dem Contraste gar nichts zu thun und das Gefühl des letzteren würde dasselbe bleiben, wenn man etwa Zucker für Salz gehalten hätte, als im umgekehrten Falle.

Der Contrast zeigt verschiedene Formen, unter denen wir besonders das Wortspiel und den Widerspruch hervor-

heben wollen. Das Wort ist mit der Vorstellung innig complicirt, und zwar häufig nicht mit einer einzigen allein, sondern mit mehreren verschiedenen, die als entgegengesetzte wirken wenn sie im Denken zusammentreffen. Das Wort ist ihr Vereinigungspunkt. Werden die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes nacheinander aufgezählt, so bleiben sie nebeneinander liegen, jenes erscheint blos als ihr äußeres gemeinsames Zeichen und an eine mögliche Vereinigung seiner Bedeutungen in einen einzigen Vorstellungsact wird gar nicht einmal gedacht. Wird dagegen z. B. ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber dem Parlamente zum Minister dadurch empfohlen daß ihm a stable mind zugeschrieben wird, oder ein dramatischer Dichter, dessen Tragödien häufig mit Vergiftungen endigen, vor der Academie als coryphée de l'art scénique (arsenic) gepriesen, so tritt der Doppelsinn dieser Ausdrücke sogleich schlagend hervor. Beide Bedeutungen concentriren sich auf den einen Ausdruck und es entsteht das Gefühl des Contrastes durch den Versuch sie im Denken zu vereinigen. An sich kann das Gefühl welches durch diese mißlingende Verschmelzung entsteht nur ein unangenehmes sein, es hört jedoch auf zu belästigen, sobald sich die Einsicht einstellt daß die Anmuthung beides als Eins zu denken nicht ernstlich gemeint sei. Das Gefühl welches sich beim Verständniß der Zweideutigkeit erst etwas später einfindet, wenn sie einiges Nachdenken erfordert, ist dann dasselbe was bei Auflösung eines Räthsels entsteht durch die Hinwegräumung der Schwierigkeiten die man zum voraus als blos scheinbar kannte. Es fehlt nämlich beim noch ungelösten Räthsel an dem gemeinsamen Beziehungspunkt, von dem aus die einzelnen Vorstellungen ihr Licht erhalten müssen, wenn der Druck beseitigt werden soll welchen sie bisher gegeneinander ausübten durch die Unverständlichkeit ihrer Beziehungen und Verbindungen. Dabei ist es wesentlich daß wir selbst diesen Beziehungspunkt finden; denn wird uns die Auflösung von einem Andern

gegeben, so ist unser Vorstellen noch nicht vorbereitet genug, ist noch nicht auf diejenigen Beziehungen aufmerksam geworden, deren Berücksichtigung erfordert wird, damit die Lösung wohlthätig wirken könne, sondern es bedarf dann erst noch einer besondern Revision der einzelnen Theile, um die Richtigkeit der Auflösung zu erproben. Finden wir sie selbst, so werden dadurch die bisher gehemmten und dunkeln Beziehungen der in der Aufgabe gegebenen Vorstellungen plötzlich und wider Erwarten in Freiheit gesetzt, sie werden durch den aufgefundenen gemeinsamen Beziehungspunkt plötzlich erhellt, gehoben und getragen: daher das Lustgefühl. Ähnliches geschieht beim Wortspiele. Das Lächerliche desselben liegt jedoch nicht im Gefühle des Contrastes als solchen, sondern in der besondern Beschaffenheit des Entgegengesetzten das im Denken für einen Augenblick als Eins und dasselbe erscheint.

Mit dem Widerspruche verhält es sich anders als mit dem Wortspiel. Es wird bei demselben verlangt, daß zwei nicht allein heterogene, sondern sogar durch ihren Inhalt einander vollständig sich ausschließende Vorstellungen in einen einzigen Denkact vereinigt werden sollen. Eine und dieselbe Vorstellung soll zugleich zur höchsten Höhe im Bewußtsein gehoben und ihrem ganzen Inhalte nach aus demselben verdrängt werden. Der Widerspruch kann deshalb überhaupt nicht gedacht, er kann nur gefühlt werden; denn das Gedachte ist unvermögend sich so zu verknüpfen wie durch ihn gefordert wird. Wenn man daher jemand den Vorwurf macht Widersprechendes zu denken, so heißt dies eben daß er nicht scharf denke, sondern nur halb denke und halb fühle. Das Gefühl welches durch den Versuch jene in sich verkehrte Aufgabe zu lösen herbeigeführt wird — wenn die beiden gegebenen Glieder einander wirklich widersprechen, so daß der Widerspruch weder erdichtet noch durch Distinction zu lösen ist — ist kein andres als das Gefühl vergeblicher Anstrengung, bei welchem es zu einem bestimmten Gedankeninhalte gar nicht kommen

kann und darf; denn das Entgegengesetzte muß sich, so lange es wirklich gedacht wird, fortwährend die Wage halten. Die gefühlte Unklarheit des Denkens, welche das einzige mögliche Resultat dieses Prozesses ist, läßt sich nun mit Leichtigkeit an eine dritte den beiden ersten verwandte Vorstellung anknüpfen, die auf diesem Wege begriffen zu haben man sich um so lieber überzeugt, je quälender die Mühe war welche man auf den mißlungenen Vereinigungsversuch wenden mußte. Man bemerkt leicht, daß das Vorstehende die psychologische Deduction desjenigen Vorganges ist, welchen die sogenannte speculative Methode Hegels einem jeden zumuthet. Was ist aber wohl sichrer als die Absurdität jedes Streites mit denen welche behaupten daß Widersprüche denkbar sind, ja daß sie in der Wirklichkeit existiren? Müssen sie nicht immer Recht haben? Sie würden nie untereinander gestritten haben, wenn sie sich selbst und Aristot. Metaphys. I. cap. 4. verstanden hätten.

§. 36.

Die erste Klasse der Gefühle, mit welcher wir uns bisher beschäftigt haben, umfaßte alle diejenigen deren Entstehung nicht auf der besonderen Beschaffenheit des Vorstellungsinhaltes, sondern auf der besonderen (subjectiven) Form des Vorstellungsverlaufs beruhte. Wir haben gefunden daß sie sämmtlich abhängen von dem Drucke den die Vorstellungen einzeln genommen oder in ihren Verbindungen bei ihrem Zusammentreffen gegeneinander ausüben. Die verschiedene Größe und Art der Spannung unter ihnen ergiebt die verschiedenen Arten der unangenehmen Gefühle, die angenehmen dagegen entstehen entweder blos dadurch, daß diese Spannung weggeschafft, das Gemüth erleichtert wird — wobei es nicht gleichgültig ist ob die Hemmung plötzlich weicht oder allmälig — oder dadurch, daß aufstrebende Vorstellungen in ihrem Emporsteigen unerwartete Hülfen und Begünstigungen erfahren und daß jeder heftigeren Spannung vorgebeugt wird durch

einen mäßig raschen Vorstellungswechsel der weder Langweile noch Vertiefung zuläßt.

Dieselben Charaktere des Gefühls werden sich durchgängig wiederfinden bei den Gefühlen der zweiten Klasse zu denen wir uns jetzt wenden. Ihr wesentlicher Unterschied von den bisher betrachteten wird von Herbart dahin angegeben, daß sie »an der Beschaffenheit des Gefühlten (richtiger wohl: des Vorgestellten) haften«. Es ist ihnen nämlich zu ihrer Entstehung ein qualitativ bestimmter Vorstellungsinhalt nöthig, der zwar nicht unmittelbar selbst Object des Gefühls ist, auf welchen aber dieses stets projicirt, an welchen es angeknüpft werden muß. Das Gefühl erhält dadurch selbst einen bestimmten Inhalt, es wird dadurch ein Gefühl von irgend etwas, nämlich der Wahrheit, der Schönheit, der Sittlichkeit, oder näher z. B. des Rechts, der Billigkeit, der Dankbarkeit, der Reue, der Lust an Gestalten, Bewegungen, Rythmen, Harmonie, Melodie u. s. f., während alle Gefühle der ersten Klasse nur Gefühle besonderer Arten der Spannung und Hemmung des natürlichen Vorstellungsverlaufs und ihrer Gegentheile waren, ohne daß dabei der qualitative Inhalt der Vorstellungen ihre Möglichkeit mitbedingte oder auch nur ihnen eine besondere Färbung ertheilte; denn jeder Vorgang, welcher Art er auch sei, kann Erwartung, Zweifel, Ungeduld, Langweile erregen oder der Unterhaltung dienen.

Ihrem Inhalte nach lassen sich die Gefühle der zweiten Klasse eintheilen in intellectuelle, ästhetische und moralische, je nachdem sie sich auf Wahrheit, Schönheit oder Sittlichkeit beziehen. Der Untersuchung über ihre Entstehung müssen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Wenn das Wesen der Gefühle im Vorigen richtig angegeben worden ist, so folgt ganz allgemein daß jedes Gefühl entweder angenehm oder unangenehm sein müsse, da ein solches nur dadurch entsteht, daß unser Vorstellen in seinem

Ablaufe entweder auf Widerstände und Hemmungen stößt durch welche es festgehalten, zurückgetrieben oder überhaupt von der natürlichen Bahn abgelenkt wird die es zu verfolgen strebt, oder dadurch, daß ihm ungewöhnliche Begünstigungen und Hülfen zu Theil werden, durch welche der Verlauf den es zu nehmen strebt nicht nur erhalten, sondern sowohl rücksichtlich seiner Form als seines Inhalts noch bedeutend erleichtert und gefördert wird. Dies wird sich denn auch im Folgenden bestätigen, wie schon hier wenigstens mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen ist, da ebenso das Unwahre, Unschöne, Unsittliche gefühlt wird wie ihr Gegentheil.

Was das Verhältniß der Gefühle dieser zweiten Klasse zur Erkenntniß betrifft, so ist dies ein anderes als das der bisher betrachteten. Diejenigen nämlich welche nicht von der Beschaffenheit des Vorgestellten selbst abhängen, lassen sich ohne vollständig und für immer zerstört zu werden in Vorstellungen gar nicht zerlegen, das Gefühlte selbst (die Spannung der gegeneinanderwirkenden Vorstellungen oder die Auflösung derselben) wird durch eine solche Zerlegung aufgehoben. Dagegen kann und soll z. B. das Wahrheitsgefühl stets aufgelöst und umgewandelt werden in bestimmten Begriffszusammenhang ohne daß dadurch das Object desselben (die Wahrheit) zerstört oder nur aus unsrem Bewußtsein verdrängt würde. Zwar wird das Gefühl der Wahrheit alsdann aufhören, aber das Object des Fühlens und das des Erkennens das in diesem Falle dasselbe ist, wird dadurch gar nicht angetastet. Ebenso können die sittlichen und ästhetischen Verhältnisse sowohl gefühlt als denkend erkannt werden. Beides zugleich kann jedoch, wie sich schon aus der Begriffsbestimmung des Gefühls ergiebt, nicht stattfinden, wohl aber nacheinander; ja es zeigt sich überdies bei den Gefühlen dieser zweiten Klasse, daß sie durch das Denken nur momentan geschwächt und zurückgedrängt, nur geläutert und gereinigt,

die Objecte aber auf die sie sich beziehen, nie durch dasselbe zerstört oder selbst nur angegriffen werden können. Jede erkannte Wahrheit so wie jede Art der sittlichen oder sinnlichen Schönheit die wir begrifflich analysirt haben, wirkt sogleich wieder als gemüthliche Macht in Form des Gefühls, sobald die Zergliederung selbst geschlossen ist oder sobald nur von derselben abgesehen wird. Schon wenn die letztere nicht mehr vollständig und als geordnete Reihe gegenwärtig ist, erzeugen sich Gefühle: die sittlichen im Laufe des eigenen Handelns und bei der Betrachtung des fremden, die ästhetischen wenn wir uns künstlerischen Darstellungen mit ungetheilter Aufmerksamkeit hingeben, die intellectuellen bei jeder Beurtheilung eines theoretischen Satzes zu dessen genauer Analyse wir uns keine Zeit nehmen. Weit entfernt daher daß ächte theoretische Durchbildung dem Gefühlsleben schaden sollte — vorausgesetzt daß sie nicht einseitig sei — zerstört sie an ihm nur das Werthlose und Unhaltbare, beseitigt das Unbestimmte und klärt ab was trübe war.

Gefühle mit einem bestimmten Inhalt treten überall ein wo das Denken entweder unvermögend ist zu einem völligen Abschlusse zu kommen oder wo ihm nicht gestattet wird dieses Ziel zu erreichen. Daher bleibt ihnen stets in Vergleich zum Denken eine gewisse Unklarheit. Sie gehen der Erkenntniß voran, geben immer erst den Antrieb zur Ausbildung derselben und folgen ihr wiederum nach, so daß also auch beim gebildetsten Begriffsleben immer noch sehr viel Raum für die Gefühle bleiben muß. Wo es an Gründen fehlt — man denke an die durchgängige Entscheidung der Frauen nach Gefühlen —, streng genommen schon wo die Gründe kein vollständig ausgeprägtes System bilden, sei es für rein theoretisches, ästhetisches oder moralisches Urtheil, ebenso wo die Reihe von Gründen nicht sogleich in folgerechter Entwickelung producirt werden kann, da beruft man sich auf das Gefühl, mag man sich nun dies wirklich eingestehen als ächter Wahr=

heitsfreund im Sinne Locke's *) oder sich selbst darüber täuschen. Daß das Gefühl nur eine ergänzende Aushülfe für die Erkenntniß sein, nie aber zur Begründung derselben unmittelbar dienen kann, ergiebt sich aus dem Obigen von selbst. Es ist an sich so wenig ein Lob für die Erkenntniß, wenn ihre Resultate den Aussprüchen des Gefühls entsprechen, als das Gegentheil ein Tadel sein kann; ausgenommen dann, wenn durch eine psychologische Deduction erwiesen wäre, daß einige unsrer Gefühle allgemeingültige Bildungen sind, die nicht von den subjectiven und zufälligen Bedingungen eines individuellen Vorstellungsverlaufs abhängen, sondern mit einer Nothwendigkeit erzeugt werden die aus dem Wesen des menschlichen Geisteslebens selbst entspringt.

Machten Gefühle von denen dies erwiesen wäre, darauf Anspruch über den Werth oder Unwerth z. B. einer Handlung zu entscheiden, so würden in ihnen die letzten Gründe der sittlichen Gesetze gefunden sein. Denn obgleich das Gefühl als solches gar nicht befugt ist eine Entscheidung irgend welcher Art zu geben, so erhält es doch diese Befugniß alsdann, wenn es als allgemeingültiges Product des menschlichen Geisteslebens nachgewiesen und erkannt ist: diese Erkenntniß ertheilt erst dem Gefühle jene Berechtigung. So lange sie fehlt oder wo sie gar nicht möglich ist, wie bei allen rein subjectiven Gefühlen, ist das Gefühl unberechtigt zur Grundlage eines Gesetzes für unser Handeln zu dienen. Daß das Sittliche im Menschen anfangs, ja bei Vielen auch späterhin lediglich in der Form des Gefühls sich äußert, daraus allein würde freilich nicht geschlossen werden dürfen daß die letzten Gründe des Sittengesetzes im Gefühle zu suchen seien, so wenig es auch bezweifelt werden kann daß das Gefühl bei dem Men-

*) Essay concerning human understanding IV. chap. 19 »not entertaining any proposition with greater assurance than the proofs it is built upon will warrant.«

schen ohne alle Ausnahme im praktischen Leben wirklich die einzige kräftige Stütze der Moralität ist. Theoretische Urtheile des Beifalls oder der Mißbilligung können unmittelbar, d. h. als theoretisch — und jedes Urtheil ist als solches blos theoretisch und für die Erkenntniß etwas — gar nicht zum Handeln bestimmen, sie können auf den Willen nicht unmittelbar, sondern nur vermittelst des Gefühls wirken das sie hervorrufen. Die Grundlage der Ethik kann demnach zwar nicht das Gefühl als solches, auch nicht das sittliche sein, ebensowenig bloße Urtheile über Gutes und Böses, sondern nur die Nachweisung daß die Entstehung sittlicher Gefühle nicht eine individuelle, sondern eine allgemein menschliche Nothwendigkeit ist.

In Rücksicht des Wahrheitsgefühls ist schon oben (§. 31 gegen Ende) erwähnt worden, daß es auf einer unvollständigen Vergleichung eines vorliegenden Falles mit dem Bilde eines allgemeinen, größtentheils sehr schwankenden Typus beruht der als Norm desselben betrachtet wird. Die Einstimmung oder der Widerstreit die sich dabei zwischen beiden zeigen, bringen das Gefühl der Richtigkeit oder Unrichtigkeit hervor, indem die in der Vergleichung gleichzeitig hervorgetriebenen Vorstellungen entweder sich mit einander vertragen, so daß die eine von der andern appercipirt, das Besondere oder der einzelne Fall unter das Allgemeine subsumirt wird, oder durch die Verschiedenheit ihres Inhalts die Zusammenfassung verbieten. So wird z. B. ein Charakter in einem Drama oder dessen Auffassung durch den Schauspieler als psychologisch wahr gefühlt, es wird die Richtigkeit eines Ausdrucks in einer fremden Sprache durch das Gefühl erkannt, wenn im ersten Falle die einzelnen Züge des (vom Dichter oder vom Schauspieler) dargestellten Charakters in ihrer Totalität mit dem Gesammtbilde das wir aus unsrer Erfahrung von einem möglichen menschlichen Charakter haben, nicht im Widerspruche steht, oder wenn im andern die gebrauchte Redeweise sich dem Bilde angemessen zeigt das wir von dem Idiom der betreffenden

Sprache besitzen. Ebenso werden grammatische Unterschiede und Begriffsnüancen (man erinnere sich z. B. der griechischen Partikeln oder der einzelnen oft unübersetzbaren Tugenden die in der Ethik des Aristoteles sich verzeichnet finden) weit häufiger gefühlt als begrifflich erkannt. Es wird nämlich von den vielen Fällen der Anwendung in denen uns die Ausdrücke vorkommen, nur ein unbestimmtes allgemeines Bild festgehalten, das zwar vor Verwechselung mit andern uns hinreichend sichert, keineswegs aber in feste Vorstellungen ohne Mühe sich zerlegen läßt. Man kann sich leicht genug davon überzeugen daß man selbst mit den Wörtern die man vollkommen richtig gebraucht, nur sehr selten einen festen Begriff verbindet. Bei der Vergleichung des Ähnlichen findet sich dann ein nur gefühlter Unterschied, der darauf beruht, daß der Versuch beide Bilder verschmelzen zu lassen und das eine durchgängig an die Stelle des andern zu setzen mehr oder weniger mißlingt. Die Unrichtigkeit eines Trugschlusses wird häufiger und leichter gefühlt als eingesehen. Entweder nämlich ist uns die Falschheit des Schlußsatzes bereits aus einer andern Quelle (etwa aus der Erfahrung) bekannt, so daß derselbe zugleich von der einen Seite für wahr und von der andern für falsch gehalten werden müßte (man denke z. B. an die eleatischen Beweise gegen die Bewegung), wodurch er eben zum Sitze eines Gefühls wird; oder es ist im Laufe des Beweises ein Verstoß begangen worden gegen das allgemeine Bild welches wir von der Form einer gültigen Fortschreitung in Begriffen besitzen. Wird dieser Verstoß nicht sogleich vollständig entdeckt, so knüpft sich in der früher angegebenen Weise an ihn nur ein Gefühl der Unrichtigkeit, das bis zum Endresultate des Beweises fortläuft. Ähnlich verhält es sich endlich — denn wir wollen die nun leicht zu analysirenden Beispiele nicht häufen — mit der Wahrscheinlichkeit. Man hat mathematische und philosophische Wahrscheinlichkeit unterschieden. Jene besteht in einem bloßen Zahlenverhältniß möglicher Fälle, durch

das ein Fühlen gar nicht entstehen kann, diese dagegen wird nur nach dem Gefühle geschätzt. Die ungenaue Zusammenfassung der Gründe nämlich welche für den Eintritt des einen der möglichen Fälle sprechen, wirkt als Totalkraft gegen die Zusammenfassung derjenigen welche den entgegengesetzten Fall unterstützen, und die Übermacht der einen über die andern macht sich dann auf der einen Seite positiv als Gefühl der Wahrscheinlichkeit, auf der andern negativ als Gefühl der Unwahrscheinlichkeit geltend. Diese Gefühle würden sämmtlich verschwinden, wenn unsre theoretischen Überlegungen in jedem einzelnen Falle absolute Vollständigkeit besäßen. Die Unmöglichkeit der letzteren ist der Grund der Nothwendigkeit für die beständige Wiedererzeugung der ersteren. Allseitig vollendete und stets gegenwärtige Erkenntniß der Wahrheit würde jedes Wahrheitsgefühl ausschließen.

§. 37.

Beim Übergang von dem rein theoretischen Gefühle der Wahrheit (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) zu dem ästhetischen ist die scharfe Unterscheidung des psychischen Gefühls von den sinnlichen Lust- und Schmerzempfindungen in Erinnerung zu bringen. Daß eine Verwechselung oder auch nur eine Vermischung der letzteren mit den sittlichen Gefühlen oder dem Wahrheitsgefühle stattfinde, ist nicht zu befürchten, da jene den sinnlichen Regungen sich meistens geradezu entgegenstellen, dieses aber sich größtentheils auf Abstractionen bezieht die den sinnlichen Vorstellungen ohnedies fern genug stehen. Dagegen ist eine solche Vermischung für die ästhetischen Gefühle um so mehr zu befürchten als sie sich unmittelbar an das sinnlich Gegebene anlehnen und ohne dasselbe gar nicht zu Stande kommen können, obwohl sie nicht durch den Stoff, sondern nur durch die Form desselben bedingt werden.

Die Erfahrungen welche Dr. Franz an seinem glücklich operirten Blindgeborenen machte (Philos. Transactions 1841.

p. 64) gehen dahin, daß diesem die graue Farbe am besten gefiel, Roth, Orange und Gelb gefielen ihm auch, obwohl sie ihn schmerzten, Violet aber und besonders Braun fand er sehr häßlich. Trinchinetti (Giornale dell' J. R. Istituto Lombardo di scienze lettere ed arti, Tomo XVI. Milano 1847. p. 60) beobachtete daß ein operirter Knabe stets die gelben Blumen, seine gleichzeitig operirte Schwester aber die rothen allen andern vorzog. Auch macht er die Mittheilung daß beide lange Zeit hindurch Hellgrau mit Weiß, Dunkelgrau und Schwarz aber mit Blau verwechselten. Ohne Zweifel würde sich Ähnliches herausstellen bei einem Tauben dem das Gehör gegeben würde in Rücksicht des verschiedenen Timber der Töne, ja vielleicht schon in Bezug auf Höhe und Tiefe derselben. Das Angenehme oder Unangenehme, das auf diese Weise erfahren wird durch die Wahrnehmung des einzelnen Tones oder der einzelnen Farbe, ist kein Object der Psychologie, es liegt im Nervenreize als solchem, im Materialen der Empfindung das der psychologischen Forschung unzugänglich ist, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß diese Wirkungen einzelner Töne und Farben durch den unvermeidlichen Einfluß welchen sie auf das ästhetische Gefühl und Urtheil ausüben, die psychologischen Vorgänge verändern müssen mit denen sie in Verbindung treten. Demnach ist es einleuchtend, daß alle ästhetischen Gefühle nur theilweise und unvollständig auf rein psychologische Bedingungen zurückgeführt und aus ihnen erklärt werden können. Wir haben uns im Folgenden daher zu beschränken auf die abgesonderte Betrachtung des psychologischen Antheils bei der Entstehung dieser Art von Gefühlen. Im Allgemeinen und begrifflich läßt sich diese Absonderung mit Leichtigkeit rein vornehmen, dagegen setzt sie im besondern Falle der Ausführung oft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die Art und Weise auf welche eine solche Abgrenzung des psychologischen Gebietes vom physiologischen so weit als thunlich vorgenommen werden kann, läßt sich am besten durch

Beispiele zeigen. Das Süße gefällt nicht der Seele, sondern der Zunge. Jene erhält davon nur eine einfache Empfindungsvorstellung, die (wenn man die Perception nicht mit dem Nervenreize verwechselt) an sich weder angenehm noch unangenehm genannt werden kann. Das Begehren nach dem Süßen entsteht freilich in der Seele, aber blos deshalb weil an die Vorstellung desselben die Vorstellung einer Lustempfindung geknüpft ist, nicht etwa weil die Vorstellung als solche angenehm wäre; vielmehr quält sie die Seele durch das Begehren eben darum, weil die Vorstellung für sich allein weder eine Lustempfindung noch ein Lustgefühl bei sich führt und also von diesen selbst verschieden sein muß. Ebenso verhält es sich mit dem Wohlriechenden, mit der Empfindung eines mäßigen Wärmegrades, mit der Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse überhaupt, mit dem musikalischen Tone im Vergleich zum unmusikalischen, mit der Empfindung eines sanften Lichtglanzes und eines gewissen Farbenwechsels (wie die Erscheinungen der Complementärfarben beweisen) — dies Alles gefällt, aber dieses Gefallen zu erklären liegt außerhalb des psychologischen Gebietes. Dagegen bedarf es ohne Zweifel einer psychologischen Deduction, warum z. B. einige Gestalten mehr gefallen als andere, wenn auch Größe, Farbe und Beleuchtung gleich sind, warum rythmisch geordnete Töne angenehmer sind als unrythmische von derselben Beschaffenheit. Der Psychologie fällt demnach die Aufgabe der Erklärung des Wohlgefallens an denjenigen Erscheinungen zu, welche durch ihre Form oder die besondere Art der Zusammenordnung der Partialvorstellungen aus denen sie bestehen, ein Lustgefühl bewirken. Besonders deutlich tritt die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Absonderung des sinnlichen Wohlgefallens vom ästhetischen an denjenigen Fällen hervor, in welchen sich gemischte Gefühle in entgegengesetzter Weise auf einen und denselben äußeren Gegenstand concentriren: so kann das sinnliche Wohlgefallen eine Begehrung erregen die durch das ästhetische Wohlgefallen

von der Befriedigung zurückgehalten wird, weil durch diese mit dem Gegenstande selbst auch das letztere vernichtet werden würde, wie z. B. durch die Befriedigung des Gaumens das ästhetische Wohlgefallen an der Gestalt zerstört wird.

Die ästhetischen Gefühle kommen ausschießlich durch Gesichts- und Gehörsvorstellungen zu Stande, die übrigen Sinne haben an ihnen entweder gar keinen oder nur so geringen Antheil, daß wir sie hier übergehen können. Wenden wir uns zuerst zu den Gesichtsobjecten.

Die ästhetische Wirkung der Gestalten zu begreifen müssen wir in die Raumlehre zurücksehn. Dort hat sich nämlich gezeigt (§. 24) daß das Auge welches an der Farbengrenze fortläuft, bei seiner Ankunft am Winkelpunkte der Figur in seiner Wahrnehmung gestört wird, gewissermaßen einen Stoß erhält, da die gleichmäßige Fortsetzung derselben, die wegen des bisherigen Erfolges erwartet wurde, plötzlich abbricht und vereitelt wird. Dieser Stoß, der für das noch ungeübte Auge einem Schrecken vergleichbar, auf der Entstehung eines Gefühls der Täuschung beruht, ist weniger stark beim stumpfen, dagegen stärker beim spitzigen Winkel, da die neue Richtung welche die Augenbewegung nehmen muß um die Farbengrenze weiter zu verfolgen, im letzteren Falle von der früheren sehr bedeutend verschiedener ist als im ersteren. Je spitziger der Winkel ist, desto weiter muß überdies das Auge in's Innere der Figur zurückgetrieben werden, wenn ihre Farbe für dasselbe eine größere Anziehungskraft besitzt als die des Hintergrundes (was bei der Betrachtung der ruhenden Gestalt im Allgemeinen immer vorausgesetzt werden muß, weil sich sonst das Auge nicht mit ihr beschäftigen könnte, wenigstens nicht unwillkürlich), da sich das Auge, wie wir gesehen haben, stets so bewegen muß, daß die stärkeren Reize mit denjenigen Fasern aufgefaßt werden welche zum deutlichen Sehen am meisten befähigt sind.

Denken wir uns nun ein regelmäßiges Vieleck das der

Betrachtung vorliege. Die Störungen welche die Wahrnehmung beim Umlaufen der Farbengrenze erfährt, kehren alsdann ganz gleichmäßig wieder, sowohl quantitativ als qualitativ, d. h. sowohl die durchlaufene und zu Linien zusammengefaßte Menge der Grenzstellen von einer Störung zur andern als auch die Art der Störung an jedem Winkelpunkte ist wegen der Gleichheit der Winkel stets dieselbe, das Auge wird bei der einen nicht mehr und nicht weniger nach außen oder innen getrieben als bei der andern. Dies giebt Veranlassung zur Entstehung eines Gefühls der Erwartung, daß nach einem gewissen Quantum der gleichmäßig fortgesetzten Grenzwahrnehmung eine abermalige Störung eintreten werde; denn es ist zu diesem Gefühle nichts weiter erforderlich als daß die Vorstellung der Störung mehr und mehr steige und sich zu reproduciren strebe je weiter die Grenzwahrnehmung linear fortschreitet. Von der regelmäßigen Figur nun wird diese Erwartung durchgängig befriedigt, und zwar gerade an dem Punkte an welchem sie am stärksten emporstrebt. Die Störungen selbst werden anticipirt durch das Vorstellen und es vermindert sich dadurch nicht allein die erschütternde Wirkung des Stoßes sehr bedeutend, sondern verwandelt sich sogar in das angenehme Gefühl einer befriedigten Erwartung.

Vergleicht man hiermit die Grenzwahrnehmungen welche nöthig sind um eine unregelmäßige Figur vollständig aufzufassen, so ist einleuchtend daß dabei nirgends dergleichen Ruhepunkte der Betrachtung stattfinden, sondern entweder gar keine Erwartungen überhaupt entstehen oder doch nicht befriedigt werden. Warum das gleichseitige Dreieck nicht den Vorzug hat vor den andern regelmäßigen Figuren, ergiebt sich aus dem was vorhin über den Unterschied spitziger und stumpfer Winkel für die Betrachtung gesagt worden ist, wozu noch der Umstand kommt, daß im Allgemeinen die Erwartung um so sicherer und daher die Befriedigung um so größer wird, je öfter sie sich wiederholt hat, was beim Dreieck höchstens zwei-

mal geschehen kann, so daß es bei ihm kaum zu einem sicheren Ansatze der Erwartung kommen wird. Hiernach sollte man glauben daß das Vieleck einen um so angenehmeren Eindruck machen werde, je größer die Anzahl seiner Seiten sei, da mit der Vermehrung dieser auch die Winkel immer stumpfer und die eintretenden Erwartungen um so häufiger und sicherer befriedigt werden. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil, und die Theorie führt eben dahin aus folgenden Gründen. Abgesehen nämlich von der Monotonie, welche der Befriedigung der Erwartung beim Umlaufen des Umfangs etwa eines Zwanzigeckes alles Interesse nehmen und statt derselben vielmehr Langweile erzeugen müßte, abgesehen auch davon daß die Winkelpunkte des Zwanzigeckes nicht mehr markirt genug hervortreten können, weil die gerade Linie durch sie zu wenig gebrochen wird (ein Übelstand der jedoch sich dadurch vermeiden ließe daß jene mit dem Mittelpunkte der Figur durch gerade Linien verbunden würden), dürfen die Seiten des Vieleckes nicht zu klein sein, wenn die Erwartung allmälig steigen soll, damit die Befriedigung überhaupt bemerkbar werde und sich erst nach einer gewissen Spannung einstelle. Je größer nun die Anzahl der Seiten ist, desto größer muß bei hinreichender Länge derselben die Flächenausdehnung des Vieleckes ausfallen, es wird also die Übersichtlichkeit der Zusammenfassung, welche dem Umlaufen der Grenzen nachfolgen muß um die Gestaltenwahrnehmung zu vollenden, bedeutend vermindert werden. Für jede bestimmte Entfernung des Gegenstandes vom Auge aber muß es ein Maximum der Flächenausdehnung geben, dessen Überschreiten durch fortgesetzte Vergrößerung des gesehenen Gegenstandes Mangel an Übersichtlichkeit herbeiführt, da ohnedies schon alles Flächensehen ein ungenaues Gesammtsehen ist. Die Größe dieses Mangels hängt natürlicher Weise hauptsächlich mit von der Übung des Auges für zusammenfassende Wahrnehmung ab. Ist umgekehrt der Gegenstand zwar klein genug um mit Leichtigkeit übersehen zu

werden in einer gewissen Entfernung, bietet er aber eine zu große Mannigfaltigkeit des Einzelnen dar (man denke z. B. an ein Zwanzigeck) als daß dieses gehörig gesondert voneinander noch hervortreten könnte, so muß die Wahrnehmung an einer Verworrenheit leiden, welche ebenfalls die Auffassung des Ganzen trübt und das Entstehen ästhetischer Gefühle dadurch aus dem entgegengesetzten Grunde unmöglich macht. Jedes Gestaltenbild verlangt demnach wegen seiner Größe eine bestimmte Entfernung vom Auge um eine ästhetische Wirkung thun zu können, denn es muß übersichtlich sein; bei gegebener Größe und proportionaler Entfernung aber dürfen der Details, die natürlich alle auf diese Entfernung berechnet sein müssen, nicht so viele sein daß sie beim Gesammtsehen nicht mehr mit Leichtigkeit aufgefaßt werden können. Überdies muß es für jedes Bild eine Augenstellung geben von der Art, daß der Hauptpunkt des Ganzen am distinctesten und die umliegenden Details im Verhältniß ihrer Wichtigkeit für die Wirkung des Ganzen mehr oder weniger distinct gesehen werden. Doch wir kehren zurück von diesen Andeutungen, die sich durch Beobachtung unsrer Gestaltenauffassung leicht controliren und weiter ausbilden lassen, und halten uns streng an die primitiven ästhetischen Elemente, um keine Veranlassung zu dem Vorwurf zu geben welcher so ziemlich allen bisherigen Ästhetikern *) mit

*) Eine rühmliche Ausnahme macht die kleine Abhandlung von Örsted Naturlehre des Schönen, aus dem Dänischen von Zeise, Hambg. 1845, in welcher von der Betrachtung einfacher Gestalten und Töne ausgegangen wird. Lotze (Über Bedingungen der Kunstschönheit, Gött. 1847) hat zwar das Vorhandensein physiologischer und psychologischer Bedingungen der Schönheit anerkannt, aber nicht weiter untersucht und neben beide noch metaphysische Bedingungen gestellt, von deren Bedeutung ich gestehen muß mir so wenig eine genauere Rechenschaft geben zu können, als ich irgend welche nur einigermaßen stichhaltigen Gründe aufzufinden im Stande gewesen bin um die Unterscheidung des Menschen in Leib, Seele und Geist zu rechtferti-

Recht gemacht wird, daß sie unbekümmert um die Elemente des Schönen über Allgemeinheiten ein ungründliches Gerede machen, das nur in Journalen seinen passenden Platz findet.

Außer dem Umlaufen der Grenzen das zur Kenntniß einfacher Gestalten erfordert wird, ist die zusammenfassende Wahrnehmung von Wichtigkeit für die ästhetische Wirkung der Gestalten. Wir dürfen annehmen daß die Fähigkeit des deutlichen Sehens vom Mittelpunkte der Netzhaut aus nach allen Seiten gleichmäßig abnimmt. Unter dieser Voraussetzung vergleiche man die Gesammtauffassung eines gleichseitigen Drei-

---

gen, auf welcher jene Eintheilung beruht. (Vgl. den vierten Abschnitt zu Anfang). So viele beachtenswerthe Winke jene Abhandlung enthält, so ist sie doch zu sehr bloß geistreich um wahr sein zu können und den Namen einer wissenschaftlichen Untersuchung zu verdienen; denn es fehlt dazu am Fundamente, an der Nachweisung der ästhetischen Elemente. Möchten doch diejenigen welche so großes Talent und nicht geringere Liebe und Energie zur Bearbeitung dieser Gegenstände besitzen auf den Reiz geistreicher Unklarheit und blühender Oberflächlichkeit verzichten um sich der strengen Forschung zuzuwenden. Wenn der Takt in der Musik »die begleitende Erinnerung an das allgemeine Schicksal sein soll, dessen abgemessene Kreisungen alle Wirklichkeit hervorrufen und hinwegraffen ohne für die eine mehr Vorliebe zu zeigen als für die andere,« so ist dies eine ganz sinnige Ansicht, die jedoch weder dem Ohre des gebildeten Musikers sich bestätigt noch eine weitere Begründung zuläßt, außer etwa durch die Hypothese, daß sich in jedem Kunstwerke allgemeine Gesetze des Geschehens spiegeln müssen. Soll aber dadurch daß der ästhetische Eindruck eines Bauwerks verschwindet, wenn man es sich auf die Spitze oder auf eine seiner Seiten umgelegt denkt, bewiesen werden daß die architektonische Schönheit aus psychologischen Vorgängen sich nicht erklären lasse — und woraus dann? möchte man fragen —, so ist dies eine wenig überlegte Äußerung, der man sich versucht fühlt zunächst nur die Frage entgegenzusetzen, ob denn die Vorstellung eines großen Kreisels wirklich die eines umgekehrten Thurmes, und ob ein auf die Seite umgelegtes Haus noch ein Haus sei?

ecks und die eines Kreises miteinander. Der Mittelpunkt beider bildet sich dabei auf dem Mittelpunkte der Netzhaut ab. Die mittleren Theile der Seiten des Dreiecks werden alsdann deutlicher gesehen als die Winkelpunkte, da sie dem Mittelpunkte des Auges bedeutend näher liegen als diese; dagegen werden alle Punkte der Peripherie des Kreises mit einem völlig gleichen Grade der Deutlichkeit aufgefaßt. Schon durch diese Ungleichartigkeit in der Auffassung der Partialvorstellungen aus denen die Gesammtanschauung des Dreiecks besteht müssen die wahrgenommenen Einzelnheiten sich gegenseitig stören, und zwar muß dies um so mehr geschehen, da die Bestandtheile des Dreiecks (Seiten und Winkel) selbst untereinander heterogen sind. Ganz anders verhält sich dies bei der Anschauung des Kreises, dessen peripherische Theile unter sich völlig homogen sind und gleich deutlich in der Gesammtwahrnehmung hervortreten können, so daß eine Störung der einen durch die andern in der Art wie beim Dreiecke gar nicht stattfinden kann wegen der völligen Gleichheit aller gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Theile. Denken wir uns an die Stelle des Dreiecks regelmäßige Vielecke, so nimmt mit der wachsenden Anzahl der Seiten die besprochene innere Ungleichförmigkeit der Anschauung um so mehr ab, je mehr sich das Vieleck dem Kreise nähert. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet müßte also ebenfalls die ästhetische Wirkung der Figur um so mehr zunehmen, wenn nicht theils die schon vorhin erwähnten Umstände theils die neue Schwierigkeit dies verhinderte, welche auch für das Gesammtsehen mit der steigenden Anzahl der Winkel dadurch eintritt, daß ihm angemuthet wird viele von einander ziemlich entfernt liegende ausgezeichnete Punkte der Figur gleichzeitig aufzufassen und als unterschieden festzuhalten.

Vergleichen wir jetzt im Allgemeinen krummlinige mit geradlinigen und regelmäßige mit unregelmäßigen Figuren, so leuchtet ein daß für die ästhetische Betrachtung die ersteren

durchgängig den Vorzug haben müssen; denn sowohl die Grenzenwahrnehmung als die zusammenfassende Anschauung, welche vereinigt die vollständige Auffassung der Gestalt bewirken, gehen mit geringerer Mühe und Störung, ja sogar mit dem Gefühl der durchgängig befriedigten Erwartung bei ihnen vor sich. Der ganze Kreis ist eine bloße Wiederholung derjenigen Krümmung die jedes Element desselben schon für sich allein zeigt: daher erscheint er dem vielgeübten Auge des Erwachsenen leicht als monoton und ermüdet es bei mehrfacher Wiederholung durch die große Ähnlichkeit aller Kreise untereinander. Die Ellipse giebt weit mehr zu sehen. Sie trennt sich für die Anschauung in zwei Hälften nach rechts und links, so daß die Erwartung die von der einen Seite in Rücksicht der andern erregt wird, überall vollkommen sich befriedigt findet. Hierzu kommt noch daß auch bei der Totalauffassung die gleich weit vom Mittelpunkte nach rechts und links entfernten Stellen wegen der bekannten Construction des Auges gleich deutliche Eindrücke ergeben. Dieser Umstand ist wichtig und wird im Großen besonders von der Architektur genau beobachtet; die Malerei dagegen darf ihn mehr vernachlässigen, da bei ihr die Farbe und die Bedeutung der einzelnen Theile die Gesammtauffassung wesentlich modificiren. Er findet überall seine Anwendung wo von einem Centrum, das um der Construction des Auges willen als die Hauptsache erscheinen muß, zwei symmetrische Theile ausgehen, so daß das Auge, welches überall nach einem Mittelpunkte sucht, von beiden Seiten gleichmäßig angezogen in Ruhe bleibt. Merkwürdig ist dabei daß regelmäßige Gestalten einen minder angenehmen Eindruck machen, wenn ihre Ausdehnung von oben nach unten größer ist als die von rechts nach links. Es scheint dies hauptsächlich darin seinen Grund zu haben, daß wir mehr nach der Seite als nach oben und unten zu sehen gewohnt sind, daher wir die Gegenstände ohne besondere Veranlassung durch ihre Gestalt nicht leicht in eine obere und

untere, sondern gewöhnlich in eine rechte und linke Hälfte theilen. Auch ist hierbei daran zu erinnern daß der horizontale Horopter größer ist als der vertikale.

Der regelmäßigen geschlossenen Figuren giebt es verhältnißmäßig nur wenige, der unregelmäßigen eine unendliche Menge. Haben wir eine der letzteren kennen gelernt, so hilft uns dies doch nur wenig oder nichts zur Fortbildung unsrer Gestaltenauffassung, dagegen kommt uns die Kenntniß der ersteren überall zu Hülfe, und dieses Wiedererkennen des schon Bekannten, seine Faßlichkeit und Geläufigkeit ertheilt dem ästhetischen Wohlgefallen eine bemerkenswerthe Verstärkung. Zwar ist nicht zu leugnen daß Brauchbarkeit und Bequemlichkeit über unsere häuslichen Einrichtungen vielfach entscheiden, aber der unangenehme Eindruck den schiefe Fenster, schiefwinklige Zimmer, unpassende Stellung der Möbeln, die man sich etwa gar drei- oder fünfeckig denken möchte und dergl. auf uns machen, hat offenbar noch in etwas Anderem seinen Grund als in Bequemlichkeit und Pedanterie, nämlich in der sehr fühlbaren Erschwerung und den vielfachen Anstößen von welchen die Auffassung des Ganzen durch eine Einrichtung der erwähnten Art zu leiden haben würde. Daß dabei Vieles blos zufällig ist was uns gefällt, läßt sich erwarten, da die Ausbildung des Geschmacks die geringste Sorge der Erzieher zu sein pflegt und es nicht allein dem Einzelnen häufig an den Mitteln fehlt das dazu nöthige Material sich zugänglich und zu eigen zu machen, sondern auch eine Ästhetik überhaupt noch nicht vorhanden ist, die anstatt Kunstlehren aus einzelnen an sich zufälligen Kunstwerken zu abstrahiren, vielmehr aus psychologischen Principien die Normen des richtigen Geschmackes deducirte und sie an den Werken der Kunst als deren Beispielen erläuterte.

Nächst der Gestalt ist es die Farbe, welche, wie schon bemerkt, zwar nicht ein ästhetisches Wohlgefallen im eigentlichen Sinne bewirkt, doch aber auf die Totalauffassung und

daher auch auf jenes von wesentlichem Einflusse ist. Sie wirkt auf das Auge außer durch ihre qualitative Bestimmtheit sowohl durch ihr Quantum als durch ihre Zusammenstellung mit andern Farben nach physiologischen Gesetzen; daher Kant die sehr richtige Bemerkung machte, daß streng genommen nur die Zeichnung Object des ästhetischen Urtheils sein und schön genannt werden dürfe, während die Farbe als materialer Reiz wirke. Gleichwohl bedarf es der Gegenbemerkung, daß die Betrachtung der Wirkungsweise dieser materialen Reize, wegen des unvermeidlichen Einflusses den sie auf den Gesammteindruck und auf das ästhetische Urtheil ausüben, zwar von der Psychologie, nicht aber von der Ästhetik selbst wird ausgeschlossen werden dürfen, welche letztere demnach theils auf psychologischer theils auf physiologischer Grundlage zu erbauen sein wird. Mit der Farbe und Gestalt ist jedoch die Reihe dessen, was zur ästhetischen Wirkung eines Bildes zusammentrifft noch keineswegs geschlossen. Vor Allem kommt noch hinzu die Perspective, die Gruppirung, die glückliche Auffassung und correcte Darstellung, das unmittelbare Interesse am dargestellten Gegenstande oder Gedanken selbst.

Es ergiebt sich hieraus daß wir weit davon entfernt sind im Obigen die Elemente der ästhetischen Gefühle nur annähernd vollständig aufgestellt und betrachtet zu haben; auch konnte es uns zunächst nur darauf ankommen die Anfänge jener Gefühle ihrer Entstehung nach an möglichst einfachen Beispielen aufzuzeigen, und es wird wenigstens so viel klar geworden sein, daß es von psychologischer Seite her an vielfältiger Gelegenheit zur Erzeugung ästhetischer Gefühle, die mit sinnlichen Reizen freilich immer gemischt auftreten, nicht fehlen kann.

Noch verwickelter werden die Erscheinungen für die Psychologie, wenn sich die Gestalten bewegen. Sollen die Bewegungen mit einiger Genauigkeit und ohne Schwierigkeit

aufgefaßt werden, so müssen die geschlossenen Gestalten schon bekannt sein. Das Wohlgefallen an jenen hängt zunächst und großentheils von der Bewegungsfähigkeit des Auges ab. Die Bewegungen müssen vor Allem faßlich sein. Sind sie nach dem Auge zu oder von ihm abwärts gerichtet, so wird eine Veränderung der Accomodation zur Auffassung erfordert, deren Schwierigkeit besonders bei geringer Entfernung des Gegenstandes durch eine unangenehme Empfindung sich bemerkbar macht, welche durch die Vorstellung einer möglichen Verletzung leicht noch gesteigert wird. Hierdurch werden einige Arten der Bewegung von denen sogleich fast ganz ausgeschlossen welche ein ästhetisches Wohlgefallen zu erregen fähig sind. Außer der Auffassung der Gestalten und ihrer Bewegungen selbst ist ferner für das ästhetische Gefühl besonders das Verständniß ihrer Bedeutungen von Wichtigkeit; denn die Bewegung als solche kann gefallen, ihre Bedeutung kann dieses Gefallen unterstützen oder stören, je nach den Gefühlen die sich an diese knüpfen. Hierher gehört die Mimik, welche zu unendlicher Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit gesteigert wird durch ihre Vereinigung mit Declamation und Poesie zur Schauspielkunst, der Oper gar nicht zu gedenken.

Kaum ist es noch nöthig zu erinnern daß die Verwickelung der ästhetischen Elemente hier zu einer wahren Verwirrung zu steigen scheint, welche den Ästhetikern die sich lieber an die Beurtheilung und Zergliederung großer Ganzen mit völliger Vernachläßigung der einfachen Elemente wendeten, einigermaßen zur Entschuldigung dienen kanu. Diese größeren Ganzen sind von der Art, daß in jedem Augenblicke der Betrachtung eine große Summe sinnlicher, ästhetischer und sittlicher Gefühle, theils angenehme theils unangenehme, gleichzeitig in uns erzeugt werden. Sie bekämpfen und paralysiren sich gegenseitig so weit sie es vermögen, und was wir von ihnen übrig behalten ist in der Regel nichts als ein höchst verworrener und insofern dem Gemeingefühl nicht unähnlicher Totalein-

druck, der jeder wirklichen Analyse zu trotzen scheint. Bleibt uns demnach wirklich nichts übrig als in den heutigen Zustand der Ästhetik uns zu ergeben? Die Zukunft wird es lehren. Herbart hat die Verwirrung zuerst mit klarem Auge gesehen, aber er hat sie nicht gelöst. Die Psychologie muß vor Allem den Muth haben sie sich einzugestehn, denn ohne dieses Geständniß ist selbst jede Hoffnung auf Verbesserung völlig abgeschnitten; aber so lange sie selbst noch nicht bedeutend weiter fortgeschritten ist als jetzt, kann sie nicht viel mehr thun als die Probleme andeuten, welche man nun lange genug bestrebt gewesen ist durch schöne Redensarten über Ideen und deren objective Darstellung unsichtbar zu machen.

§. 38.

Bei weitem einfacher als die ästhetischen Gefühle welche durch Gesichtsvorstellungen erzeugt werden, sind diejenigen welche das Gehör vermittelt. Sie beruhen hauptsächlich auf dem Rythmus, der Harmonie und Melodie. Diese, insofern sie Gefühle erzeugen, haben wir jetzt näher zu betrachten, und zwar zuerst den Rythmus, da die Elemente durch deren Folge er gebildet wird, ihrer Materie nach und für sich allein betrachtet weder gefällig noch mißfällig wirken.

Qualitativ gleiche Schallvorstellungen können sich nur entweder durch Kürze und Länge (durch ihre Quantität) oder durch Stärke und Schwäche (durch ihre Intensität) unterscheiden. Sobald dieser Unterschied wirklich gemacht wird und überall wo er gemacht wird, ist eine vollständige Verschmelzung der einzelnen Gehörsvorstellungen nicht mehr möglich, so wenig als Gesichtseindrücke vollständig verschmelzen konnten, die zwar qualitativ gleich waren, aber mit verschiedenen, zum deutlichen Sehen ungleich befähigten Netzhautstellen aufgefaßt wurden oder verschiedene Grade der Lichtstärke besaßen. Das Taktschlagen und Scandiren bewirkt einen

regelmäßigen Wechsel qualitativ gleicher Schallvorstellungen, die sich entweder nur als Arsis und Thesis (guter und schlechter Taktheil) oder zugleich auch als Kürze und Länge von einander unterscheiden, wie z. B. im Daktylus. Untereinander können die Partialvorstellungen demnach nicht verschmelzen, wohl aber kann und muß dies geschehen für die gleichnamigen Theile des wiederkehrenden Rythmus. In einer Folge von Daktylen oder im Dreivierteltakt verschmilzt die Vorstellung des ersten vierten und siebenten, des zweiten fünften und achten, des dritten sechsten und neunten Schlages vollkommen. Ob die Länge dabei auf die Arsis oder Thesis fällt oder ob sich die einzelnen Glieder gar nicht als Kürzen und Längen, sondern bloß als Hebungen und Senkungen unterscheiden ist für die Möglichkeit der Auffassung des Rythmus überhaupt gleichgültig. Sind diese Verschmelzungen zu wiederholten Malen an derselben Stelle eingetreten, so geräth die Vorstellung des ersten Gliedes, die bis zum Ablaufe des dritten fortwährend gesunken ist, mit dem Eintritte dieses letzteren wieder ins Steigen; denn da sie auf dieses schon öfter gefolgt ist und durch diese Folge einen unmittelbaren Druck auf das letzte Glied ausgeübt hat, durch welchen dieses aus dem Bewußtsein verdrängt wurde, so erfährt sie von demselben eine kräftige Reproductionshülfe. Dem Reproductionsstreben der ersten Vorstellung wird volle Genüge geleistet durch die sinnliche Wahrnehmung mit dem Beginne des neuen Taktes, d. h. gerade an der Stelle, an welcher dasselbe sich mit voller Energie geltend macht, und es entsteht dadurch ein Gefühl der befriedigten Erwartung wie wir es schon kennen. Dasselbe gilt ebenso für die andern Glieder in größerem oder geringerem Maaßstabe: daher das Lustgefühl von welchem das Anhören rythmischer Bewegungen begleitet ist.

Wir haben hierbei immer nur drei Vorstellungen vorausgesetzt die in derselben Ordnung wiederkehrend gegeben werden. Das Wesentliche dabei ist dies, daß sie zu einem

Systeme zusammengefaßt werden, nicht allein stehen, sondern als ein zusammengehöriges Ganze sich darstellen das sich als Ganzes wiederholt. Nur dadurch daß dies geschieht, ist Erwartung überhaupt und ihre Befriedigung möglich, ganz ähnlich wie bei den Gesichtsvorstellungen, deren regelmäßige Folge eine Anticipation gestattete, welche durch die sinnliche Wahrnehmung gerade an derjenigen Stelle bestätigt wird, wo die Erwartung dies am stärksten fordert. Geht der Rythmus längere Zeit ganz gleichförmig fort, so erscheint er bald als monoton und langweilt, weil die Erwartung um so mehr an Spannung verliert, je sicherer sie ihrer Befriedigung ist. Zwar ist kein Zweifel daß zum Gefühle der Ermüdung in diesem Falle auch die Erschöpfung der Nerventhätigkeit das Ihrige beitragen wird, daß jedoch dieser Grund, bei welchem die Physiologen geneigt sind allein stehen zu bleiben, nicht der einzige ist, ergiebt sich schon aus der einfachen Bemerkung, daß der Erwachsene weit schneller ermüdet als das Kind. Die wahre Erklärung — ganz analog dem früher (§. 34) über die Verminderung der Empfänglichkeit Gesagten — liegt in Folgendem. Die Größe des Lustgefühls welches die befriedigte Erwartung erzeugt, richtet sich nur nach dem Grade des Zweifels an ihrer Erfüllung oder der vorhergegangenen Spannung. Diese aber hängt nicht etwa allein ab von der Größe der Reproductionshülfe welche die folgende Vorstellung von der vorhergehenden erhält, sondern von dem Drucke der dieser Hülfe sich entgegenstellt durch die Verzögerung der Bestätigung vermittelst der sinnlichen Wahrnehmung, von der Stärke mit welcher die Hülfe daran verhindert ist dasjenige wirklich auszuführen was sie erstrebt, nämlich die wirkliche Wiederholung der sinnlichen Wahrnehmung. Tritt die erwartete Bestätigung durch die letztere zu wiederholten Malen wirklich ein, so verschwindet nach und nach jener Druck welcher die Ursache des Gefühls war, indem die aufstrebende Vorstellung vorher zugleich zurückgehalten

wurde durch die Verzögerung der Bestätigung, während jetzt dagegen die Reproductionshülfe erst an der Stelle in Wirksamkeit tritt an welcher sie sogleich auch befriedigt wird: die Gewißheit der Erfüllung wird mit voller Sicherheit anticipirt, die Spannung der bisher noch zweifelnden Erwartung verschwindet, mit ihr das Lustgefühl, und es bleibt nichts mehr übrig als eine Summe gleichgültiger Geräusche, welche sich die Aufmerksamkeit nicht mehr zuzueignen vermögen. Daher gelingt es allmälig anderen Vorstellungen sich emporzuarbeiten, wir überhören das Geräusch und unsre innern Thätigkeiten werden von dem Eindringen jener äußern Reize unabhängig.

An das Bisherige knüpfen sich mehrere wichtige Folgerungen. Zunächst ist ersichtlich warum wir geneigt sind in jedes verworrene Geräusch einen gewissen Rythmus hineinzuhören, durch welchen dasselbe wenigstens einigermaßen geordnet und in einzelne Systeme zerschnitten wird. Wo der Rythmus uns nicht durch die Gehörsvorstellungen selbst gegeben wird, suchen wir durch Taktschlagen oder sonstige Gliederbewegungen einen solchen in sie hineinzulegen. Es wird uns dadurch nämlich nicht allein die Auffassung desselben wesentlich erleichtert, sondern es entsteht dadurch auch eine Reihe von angenehmen Gefühlen, die sich solange wiederholen als der Wechsel der Wahrnehmungen ansprechend genug ist um unsre Aufmerksamkeit zu fesseln. Wo rythmische Auffassung von Tönen sowohl als von Gestalten und Bewegungen gänzlich mißlingt, da werden entweder die sinnlich gegenwärtigen Reize sehr bald überhört und übersehen, oder es entsteht ein quälendes Gefühl der Ermüdung, wenn die Reize immer noch gerade stark genug sind um die heterogenen aufstrebenden Vorstellungen niederzuhalten ohne doch selbst noch Stoff zur Beschäftigung bieten zu können. Eine allmälige verhältnißmäßige Verstärkung der Reize würde jenes Gefühl zum Unerträglichen steigern.

Ferner erklärt sich wie man das Aufhören eines Geräusches, selbst eines solchen das man bisher überhörte, wahrzunehmen im Stande sei. Die Reproductionshülfen nämlich fahren fort gerade so zu wirken wie vorher, mag die Aufmerksamkeit mit den sinnlich gegenwärtigen Reizen beschäftigt sein oder nicht. Sobald nun eine Unregelmäßigkeit im Rythmus eintritt, setzt sich gerade an der Stelle an welcher dies geschieht, der aufsteigenden Vorstellung eine Hemmung entgegen, die sogleich der Sitz eines Gefühls der Stockung im Vorstellungsverlauf werden muß. Ganz dasselbe geschieht wenn das Geräusch plötzlich aufhört: dem Reproductionsstreben der Vorstellungen wird plötzlich die Bestätigung versagt, es entsteht eine gänzliche Hemmung, das Gefühl einer Leere, die, wenn sie schnell vorübergeht, nur mit dem Gefühle getäuschter Erwartung (im Falle diese noch gespannt war) oder mit dem unterbrochner Langweile, wenn sie länger dauert dagegen, mit Vorstellungen heterogenen Inhaltes ausgefüllt wird. Nur vermittelst solcher Gefühle oder Vorstellungen, welche in die leeren Zwischenräume der sinnlichen Wahrnehmung eintreten, sind Pausen überhaupt bemerkbar. Das Gehörorgan als solches hat Empfindungen oder hat keine, vermissen kann es sie nicht, da es selbst sie weder percipirt noch auf sie reflectirt: Pausen werden demnach nicht sowohl gehört als vielmehr gefühlt und später durch die Reflexion auf das Gefühl vorgestellt. Es ist wichtig dies im Auge zu behalten wenn man die Entstehung der Zeitvorstellungen zu erklären unternimmt.

Aus der Ermüdung welche sehr bald durch die unveränderte Wiederkehr eines und desselben Rythmus entsteht, ist noch eine andere Lehre zu ziehen: er muß öfters geändert oder es müssen ihm Ruhepunkte gegeben werden, wenn sich die Aufmerksamkeit dauernd durch ihn fesseln lassen soll. Die Bestätigungen durch die Metrik wie durch die Musik bieten sich dafür von selbst dar. Die Alexandriner der französischen Tragödie würden unerträglich sein, wenn unser Gefühl für

rythmische Schönheit gebildeter und wir nicht zu sehr gewohnt wären lediglich auf den Gedanken und dessen Ausdruck zu achten. Die Mannigfaltigkeit des Hexameter dagegen hält die Aufmerksamkeit lebendig. Schon der Wechsel von Daktylen und Spondeen würde dazu hinreichend sein. Der Ruhepunkt am Ende giebt Kraft zu einem neuen Ansatz. Durch das Hinzutreten des Pentameter mit zwei Ruhepunkten und einem gesteigert lebendigen Schlusse, der ebenso für den Hexameter nöthig ist, damit man nicht ermüde beim fünften Fuße, welcher den kurz abbrechenden Schluß noch stärker markirt, — dies Alles zusammengenommen bringt ein Versmaaß hervor das äußerst wohlthätig wirken muß; denn es erfüllt nächst der einen Bedingung eines mehrfachen Wechsels auch die zweite der Übersichtlichkeit, deren Vernachlässigung die ästhetische Wirkung des Ganzen leicht völlig zerstört. Der Ermüdung und der Schwierigkeit der Zusammenfassung zu geschlossenen Ganzen muß auf gleiche Weise vorgebeugt werden, da das Lustgefühl nur dadurch erreicht wird, daß aus dem ganzen Systeme der Reproductionshülfen jede einzelne an der rechten Stelle am stärksten wirke. Die alcäische Ode erscheint insofern schon als ein rythmisches Wagestück, und setzt schon eine bedeutende Bildung des Gefühls für rythmische Schönheit voraus, da man sie nur mit einiger Mühe oder wenigstens nicht rasch genug faßt ohne das Metrum auswendig zu wissen. Auftakt und Vorschlag im Verse wie in der Musik gehören ebenfalls hierher als Mittel zur Schärfung und Belebung der Aufmerksamkeit. Auch der Reim darf hier nicht übergangen werden. Die Wirkung desselben beruht hauptsächlich darauf, daß er einen matten Schluß verhütet. Zu Anfang würde er eine Hebung sein wo es keiner bedarf und in der Mitte die Wirkung des Rythmus brechen. Wird er am Schlusse vorausgesehen, so bleibt die Erwartung bis zum Ende der Zeile gespannt, ja sie wird noch gesteigert. Der Vers gewinnt einen schärferen Abschluß durch die par=

tielle Verschmelzung der Laute welche eintritt, das Lautbild welches am Ende der Zeile erwartet wird, ist durch den Reim mit einiger Genauigkeit im voraus bestimmbar. Reime für's Auge, wie sie im Englischen häufig sind, haben daher keinen Sinn. Ja schon das Reimen der ersten mit der dritten und der zweiten mit der vierten Zeile ist unwirksamer, zumal wenn etwa Satz und Gedanke vor dem Reim geschlossen sind. Die Wirkungen der Rhetorik gehören großentheils ebenfalls hierher, doch wollen wir uns nur noch einige Bemerkungen über den musikalischen Rythmus erlauben.

Die Taktart ist nur die allgemeinste Bestimmung des Rythmus, eine bloß äußerliche Grundlage, die sich mit sehr verschiedenem rythmischen Charakter verbinden kann, wie sich unter Andern an den verschiedenen Tänzen zeigt die Zweivierteltakt besitzen. Die Gleichheit des Taktes solcher Stücke pflegt von denen die nicht Musik verstehen, in solchen Fällen gar nicht erkannt zu werden; überdies ändert sich mit dem Tempo bei gleichem Takte der Charakter des Stückes so wesentlich, daß man dasselbe oft kaum wiederzuerkennen im Stande ist: der Takt für sich allein ist daher so weit davon entfernt den musikalischen Rythmus vollständig zu bestimmen, daß er fast als zufällig erscheint und als ein bloßes Vorzeichen der Rythmik überhaupt. Der Rythmus der im Stücke herrscht, hängt weit mehr von der Vertheilung der Noten im Takte selbst ab. Gleichwohl darf die wesentliche Bestimmung von Arsis und Thesis und ihres gegenseitigen Verhältnisses nicht verkannt werden, welche durch die Taktart unmittelbar gegeben ist. Bemerkenswerth ist dabei daß die Zerlegung aller Taktarten in kleinere Systeme immer nur je zwei oder je drei Glieder combinirt zeigt; schon der Viervierteltakt zeigt eine stärkere und eine schwächere Arsis, jede mit einer Thesis verbunden. Mehr als zwei Thesen lassen sich nämlich nicht wohl mit einer Arsis verbinden (Dreivierteltakt), weil alsdann kein rythmisches Verhältniß mehr unter ihnen selbst

stattfinden würde, da verschiedene Grade der Senkung der Natur der Sache nach nicht so markirt hervortreten können als verschiedene Grade der Hebung. Alle complicirten Taktarten (Sechs=, Neun=, Zwölfachtel, Sechsviertel u. s. f.) zerfallen daher immer in untergeordnete Systeme von je zwei oder drei Gliedern – denn die viergliedrigen sind stets zwei zweigliedrige mit Arsen von verschiedener Geltung — deren jedes wieder entweder aus zwei oder aus drei Gliedern bestehen muß. Wesentlich ist es bei allen diesen Eintheilungen, daß die kleinsten Systeme in welche jeder Takt zerlegt wird, immer sich völlig gleich bleiben müssen, da sonst leicht Unfaßlichkeit entstehen würde. Im Verse nämlich giebt es blos Kürzen und Längen und es kann daher eine hinreichende rythmische Mannigfaltigkeit in demselben nur durch die Verschiedenheit der kleinen Systeme hervorgebracht werden die man zusammenstellt; in der Musik dagegen stehen neben den Vierteln, Achteln und Sechzehntheilen noch halbe und ganze Taktnoten, zu denen noch die Pausen von ebenso verschiedener Geltung kommen: daher ist es nöthig daß wenigstens die allgemeine Eintheilung des Taktes um so regelmäßiger und strenger gegliedert sei, damit sie einen festen Anhaltspunkt gewähre und die Übersichtlichkeit erhalte. Spielte man bloß Noten von gleichem Werthe oder etwa nur in Vierteln und Achteln ohne Pausen von bedeutend verschiedenen Werthen, wie beim Vers, so würden fünf= und siebentheilige Taktarten nicht nur nichts Anstößiges haben, sondern vielmehr sich nothwendig machen. Aus demselben Grunde erklärt es sich, warum der in einem Musikstücke einmal begonnene Periodenbau um so strenger eingehalten werden muß je kürzer die Sätze sind, während bei längeren größere Freiheiten gestattet werden. Schon hier zeigt sich wenigstens von fern die Wahrheit, daß die neuere Musik von ihrer Bizarrerie und Effecthascherei in formlosen Phantasieen zur ächten Kunstform

der Sonate wird zurückkehren müssen, wenn sie mehr sein will als eine Putzmacherin oder Modewaarenhändlerin.

Zu dem Rythmus kommt in der Musik vor Allem die Harmonie als ein ferneres Element durch welches das ästhetische Wohlgefallen wesentlich bedingt ist Es stellt sich uns daher die Aufgabe, zu untersuchen wie das Hören von Harmonieen zu Stande komme und wie es ästhetische Gefühle erzeuge.

Vielleicht wird man geneigt sein die Erklärung des Gefallenden der Harmonie ganz und gar aus der Psychologie in die Physiologie zu verweisen, weil beim Hören derselben nicht die einzelnen Nervenfasern verschiedene Reize, sondern alle einen einzigen gemischten empfangen, so daß von einer Form des Vorgestellten dabei nicht die Rede sein könne, wie beim Auffassen von Gestalten oder von Rythmen, bei welchen die zusammentretenden Partialvorstellungen ursprünglich gesondert sind und es bleiben; und in der That wird die Psychologie auch gar keine Auskunft darüber geben können warum einige gemischte Reize als solche mehr gefallen als andere gemischte oder als einfache. So lange sich die Vorstellung vieler gleichzeitigen Reize als eine einzige darstellt ohne sich zerlegen zu lassen, so lange kann die Psychologie eine Erklärung des Gefallenden gar nicht unternehmen, weil an dem intensiven Eins der Vorstellung sich eine Form gar nicht zeigen kann; es ist stets formlos und wenn es gefällt, so gefällt es wie gemischte Gerüche und Geschmäcke lediglich durch das Materiale der Empfindung. Dagegen wird es sogleich eine psychologische Aufgabe, nachzuweisen warum viele gleichzeitig oder ungleichzeitig gegebene Reize den Eindruck des Gefälligen machen, wenn sie als viele unterschieden werden, so daß jedem einzelnen eine besondere Vorstellung entspricht, das heißt (auf unsern Fall angewandt) das Hören der Harmonieen und das Gefallen derselben ist nur dann psychologisch zu erklären, wenn

die Harmonie nicht mehr als gemischter Reiz erscheint, sondern als ein zusammengesetztes Ganze aufgefaßt wird, dessen Theile, die einzelnen harmonirenden Töne, bereits bekannt sind und deshalb als unterschieden aber vereinigt vorgestellt werden. Harmonieen werden als Harmonieen erst dann gehört wenn das Harmonirende als Vieles unterschieden wird. Ebenso läßt die Auffassung der Tonverhältnisse eine physiologische Erklärung nicht zu; sie kann durch das Materiale der Empfindung und in demselben nicht mit gegeben sein, wenigstens nicht unmittelbar, denn Verhältnisse sind keine Nervenreize, sondern lassen sich nur vorstellen: die Wahrnehmung derselben verlangt daher eine psychologische Erklärung. Gleichwohl ist es nicht die Seele sondern das Ohr das zerrissen wird durch Disharmonie und wohlthätig afficirt durch das Gegentheil. Der Grund hiervon wird sich weiter unten zeigen. Er liegt nämlich darin, daß das Wohlgefallen welches durch die Harmonie erzeugt wird, nicht auf einer Ordnung und Succession des Vorstellens beruht, durch welche erst in der Seele die gefallenden Verhältnisse erzeugt würden (wie bei allen ästhetischen Gefühlen die wir bisher kennen gelernt haben), sondern auf der objectiven Beschaffenheit und den Verhältnissen der Reize selbst. Daher kann denn auch die Erklärung des Wohlgefallens der Harmonie keine *rein* psychologische sein, obwohl aus den angegebenen Gründen ebensowenig eine rein physiologische oder gar physikalische.

Wir haben früher die Annahme von vollen und partiellen Gegensätzen unter einfachen Vorstellungen so wie die Zerlegung der letzteren in Gleiches und Entgegengesetztes verworfen, es wird für uns daher auch die Erklärung der Harmonie welche *Herbart* giebt, als Verschmelzung vor der Hemmung, nicht annehmbar sein. Die Frage welche zunächst vorliegt ist die, wie Tonverhältnisse (Intervalle) gehört, oder richtiger wie sie geschätzt werden können? — Verhältnisse können überhaupt nur stattfinden unter Gleichartigem, insofern es gleich der Art

und verschieden nur dem Grade nach ist. Jedes Verhältniß setzt einen irgendwie ausfüllbaren Abstand zwischen den Gliedern voraus die sich zu einander verhalten sollen. Das Gesetz nach welchem dieser Abstand ausgefüllt wird, kann sehr verschieden sein und richtet sich nach der besondern Art des Verhältnisses und nach der Natur seiner Glieder. Ist dieses Gesetz und die Summe des Zwischenliegenden das den Abstand zwischen den Gliedern ausfüllt bekannt, so ist es hiermit in demselben Maaße das Verhältniß selbst. So können auch Tonverhältnisse nur kennen gelernt werden durch das Zwischenliegende das wir vermissen wenn es übersprungen wird. Es setzt daher diese Kenntniß voraus, daß man von einer Tonlinie oder Tonreihe und ihren in die Höhe und in die Tiefe fortgehenden Gliedern wenigstens im Allgemeinen bereits etwas wisse. Dazu ist nicht nöthig daß man die Tonleiter vollkommen kenne oder ganze und halbe Töne unterscheide, wenigstens aber daß man Fortschreitungen nach oben und nach unten nicht miteinander verwechsele. Zu erklären wie es geschieht daß diese Unterschiede allmälig schärfer und feiner werden, scheint für den jetzigen Stand der Psychologie um so weniger möglich, als es nicht unwahrscheinlich ist, daß die Construction und weitere Ausbildung des Gehörorganes selbst zu den wesentlichen Bedingungen der größern oder geringeren Unterscheidungsfähigkeit gehört. Hier ist nur so viel zu bemerken daß die Töne c und cis für diejenigen, welche beide Töne überhaupt nicht unterscheiden können, in gar keinem, für diejenigen aber welche dies können, im vollen Gegensatze stehen, da ja sonst auch der volle Gegensatz der etwa erst zwischen Grundton und Octave angenommen würde, für die Einen kleiner wäre als für die Andern, weil er in dem einen Falle eine größere, in dem andern eine kleinere Anzahl zwischenliegender Gegensätze enthalten würde. Wegen der Ungleichheit dieser Gegensätze bei verschiedenen Menschen müßte dann, wenn das Harmonische wirklich auf ihnen beruhte,

dem Einen harmonisch klingen was für den Andern disharmonisch wäre; denn die Gegensätze können doch nicht etwas außer den Vorstellungen selbst und von ihnen unabhängig sein. Je genauer nun die Tonlinie allmälig bekannt wird, desto richtiger kann auch das Zwischenliegende zwischen je zwei Tönen geschätzt werden. Eine solche Schätzung geht fortwährend vor sich beim Singen oder beim bloßen Lesen der Noten das von einem innerlichen Hören begleitet ist, und wir müssen in dieser Rücksicht ganz dem beistimmen was Drobisch (Über d. math. Bestimmung der musikalischen Intervalle p. 109) geltend macht: »Das musikalische Gehör unterscheidet nicht die geometrischen, sondern die arithmetischen Intervalle der Töne.« Wie schlecht wir die Töne selbst und einzeln genommen merken verräth sich leicht, wenn wir ohne vorgängiges vergleichendes Suchen einen bestimmten Ton angeben wollen; dagegen bleiben die Vorstellungen der Intervalle, welche auf die angegebene Weise durch Schätzung des Zwischenliegenden erworben werden, uns viel sicherer.

So wahr es nun auf der einen Seite ist daß das Gehör an zwei aufeinander folgenden Tönen unmittelbar nichts zu unterscheiden vermag als die Klänge selbst und nächstdem deren arithmetisches Intervall, so wahr ist es doch auf der andern, daß das musikalische Ohr hierbei allein keineswegs stehen bleibt. Die Leichtigkeit nämlich oder Schwierigkeit zwei Töne überhaupt zu unterscheiden, als verschiedene zu erkennen, wächst zwar durchgängig im geraden Verhältniß mit der Größe des Intervalles, aber die bestimmte Auffassung und Angabe ihres Unterschiedes oder ihrer Distanz ist gleichwohl keineswegs um so leichter, je weiter sie auseinander liegen; denn es ist z. B. die bestimmte Auffassung und Angabe der Intervalle c — f und c — g von gleicher oder doch nahe gleicher Leichtigkeit, während die des zwischenliegenden Intervalles c — fis sehr ungleich schwieriger ist. Dieser Umstand, welcher für die successive Auffassung der Töne als Intervalle eine so wesentliche

Erleichterung herbeiführt, ist ihr harmonisches Verhältniß. Harmonisch können jedoch trotz jener Erleichterung Töne nicht heißen in Rücksicht der größeren Leichtigkeit ihrer richtigen successiven Auffassung, sondern lediglich in Rücksicht des Eindruckes den sie bei ihrem Zusammenklingen machen. Je faßlicher dieser ist, je leichter aus dem Zusammenklingen die einzelnen Töne gesondert hervortreten ohne sich gegenseitig zu stören und zu verwirren, desto harmonischer, je unfaßlicher dagegen der Gesammteindruck, je schwerer das Heraushören des Einzelnen aus demselben ist, desto disharmonischer sind sie. (Man vergleiche z. B. in dieser Rücksicht das Zusammenklingen der Töne c e g c mit dem Gesammteindruck der Töne c es f ges.) Von psychologischer Seite betrachtet scheint daher die ästhetische Wirkung gleichzeitig gegebener Töne (denn nur als gleichzeitig können sie harmonisch oder disharmonisch heißen) mit dem ästhetischen Wohlgefallen an regelmäßigen Gestalten nur die Ähnlichkeit zu haben, daß die distincte Gesammtauffassung, in dem einen Falle durch das Ohr, in dem andern durch das Auge, wesentlich erleichtert wird, indem die Deutlichkeit und Faßlichkeit des Ganzen einen weit höheren Grad erreicht als die Menge der zusammengefaßten Einzelnheiten im Vergleich zu andern Zusammenfassungen mehrerer Töne erwarten läßt. Allein diese Analogie gilt nur für diejenigen, denen der Accord als ein zusammengesetztes Ganze erscheint das sich in seine Bestandtheile auflösen läßt.

Das Hören des Harmonischen beruht demnach nicht auf der Auffassung der Intervalle; denn Harmonie und Disharmonie werden auch von demjenigen schon sehr gut unterschieden, welcher nur eine äußerst mangelhafte Kenntniß der Intervalle besitzt, und die scharfe Auffassung der letzteren vermehrt zwar die Wirkung der ersteren, aber keineswegs im geraden Verhältniß. Auch läßt sich aus den wahrgenommenen Tonverhältnissen (Intervallen) das Harmonische oder Disharmonische der Töne selbst gar nicht ableiten: das Intervall

c — fis enthält als solches, als mehr oder weniger sicher geschätzter Zwischenraum, gar keinen Grund in sich für die wohlthätige oder unangenehme Wirkung des Zusammenklingens beider Töne. Harmonieen sind gemischte Reize, von denen alle Fasern des Hörnerven gleichzeitig und gleichmäßig getroffen werden, so daß eine Sonderung der einzelnen Theile aus denen sie bestehen ursprünglich gar nicht möglich ist, während für das Auge gerade umgekehrt die gleichzeitig gegebenen Reize ursprünglich gesondert bleiben. Wer nicht aus andern Gründen (nämlich aus der Gesichtswahrnehmung, die uns von der gleichzeitigen Thätigkeit vieler Instrumente oder vieler Saiten eines Instrumentes überzeugt) auf eine Mehrheit von Ursachen des gemischten Reizes und daraus auf die Zusammengesetztheit des Reizes selbst schließt, wird durch das Ohr allein wohl schwerlich jemals zu dieser Überzeugung gelangen, es sei denn daß eine besondere Veranstaltung hierzu z. B. auf die Weise getroffen werde, daß c und c′ zuerst langsamer, dann schneller nacheinander und endlich zusammen angeschlagen werden. Auf einer Zerlegung der gemischten Reize in ihre einfachen Bestandtheile kann demnach die Wirkung der Accorde gar nicht beruhen, weil diese als harmonisch oder disharmonisch gehört werden auch ohne daß jene vorgenommen wird und bevor sie noch vorgenommen werden kann. Es bedarf zunächst der Erklärung wie eine solche Zerlegung, die der Musikverständige, aber auch nur dieser, zu machen im Stande ist, überhaupt möglich sei.

Es kommt hierbei vorzüglich der complicirte Vorgang in Frage welcher beim Lesen einer Partitur stattfindet nach welcher ein ganzes Orchester dirigirt wird. Vor Allem scheint hiervon der Einwurf hergenommen werden zu können, daß die einfache Seele in diesem Falle gewiß eine große Menge verschiedener Thätigkeiten absolut gleichzeitig auszuführen im Stande sein müsse; allein auch hier zeigt sich dies leicht als unbegründet. Beim Lesen der Partitur nämlich ist es wesent-

lich daß die Vorstellungen der einzelnen Töne die zusammenklingen sollen, gar nicht gesondert auftreten in der Seele des Dirigenten, sondern daß vielmehr nur ein möglichst scharf ausgeprägtes Gesammtbild von dem gemischten Reize der in jedem Augenblicke entstehen soll, durch das bloße Lesen der Noten reproducirt werde, ein Gesammtbild, das möglichst genau bestimmt sei sowohl in Rücksicht seiner Qualität als in Rücksicht der Stärke und Dauer des Klanges. Der Dirigent hört demnach in den meisten Fällen gar nicht die einzelnen Töne aus denen der gelesene Accord besteht, sondern er hört diesen nur als gemischten Reiz. Aber, wird man vielleicht einwenden, auch das Heraushören der Einzelheiten muß wenigstens in einigen Fällen stattfinden, da ein Capellmeister augenblicklich anzugeben im Stande ist, nicht blos wann, sondern auch wo und auf welche Weise ein Fehler begangen worden ist. Auch diese Einwendung hebt sich einfach auf folgende Weise. Der Dirigent weiß aus der Partitur genau nicht bloß daß die Klänge die sein Ohr erwartet, zusammengesetzte Reize sind, sondern er kennt auch die Art ihrer Zusammensetzung vollständig, wodurch er in den Stand gesetzt wird von der Wahrnehmung jedes Mannigfaltigen auf die hervorhebende Auffassung jedes einzelnen Bestandtheiles desselben mit einer Schnelligkeit überzugehen, für die es kein angebliches Zeitmaß mehr giebt. Was zuerst bemerkt wird ist nichts als ein Fehler überhaupt, nämlich die Incongruenz des wirklich Gehörten zu dem Klangbilde das bei Gelegenheit des Notenlesens entsteht. Das bestimmte Auffinden des einzelnen Instrumentes das den Fehler beging, kann nur vermittelst einer augenblicklichen Revision des Gehörten geschehen, für welche oft nur die Nachempfindung noch benutzt werden kann. Eine solche Revision besteht (wie mir wenigstens die Erfahrung zu bestätigen scheint) in einer Zerlegung des Gehörten Mannigfaltigen in seine Bestandtheile unter Anleitung der Partitur. In einfacheren Fällen kann die bestimmte Erkennung eines Fehlers zwar auch so

zu Stande kommen, daß das Gehörte einem Klangbilde entspricht dessen einzelne Theile wir schon kennen, daher es im vorkommenden Falle keiner besonderen Zerlegung bedarf — wird z. B. cesg statt ceg angeschlagen, so tritt ein seiner Zusammensetzung nach aus früheren Erfahrungen bekannter gemischter Reiz an die Stelle eines andern dessen Zusammensetzung ebenfalls vollkommen bekannt ist auch ohne Zerlegung; der Fehler kann daher sogleich angegeben werden, ohne daß man die einzelnen Töne des Accordes abgesondert prüft. Da es aber auch für den geübtesten Musiker unmöglich ist für jede mögliche Combination von Tönen die durch begangene Fehler zum Vorschein kommen kann, ein vollständig bestimmtes Klangbild des dadurch entstehenden gemischten Reizes zu besitzen, so kann er Fehler, und besonders solche die von Instrumenten begangen werden welche im vorliegenden Falle nur einen untergeordneten Werth besitzen, blos durch eine zergliedernde Recognition der einzelnen gehörten Töne ihrer bestimmten Stelle nach auffinden und berichtigen.

Wenn die Zergliederung eines gemischten Reizes in seine Bestandtheile, auf welcher eine solche Recognition beruht, möglich sein soll, müssen folgende Bedingungen erfüllt sein: es dürfen die Differenzen unter den einzelnen Theilen selbst nicht kleiner sein als die Grenze der Unterscheidungsfähigkeit des betreffenden Organes erlaubt, da sonst selbst wenn die einzelnen Reize successiv gegeben würden, eine vollkommene Verschmelzung derselben in der Vorstellung eintreten müßte. Ferner muß nicht allein der gemischte Reiz aus andern Gründen als ein zusammengesetzter schon bekannt sein, sondern es müssen sich auch bereits feste Vorstellungen ausgebildet haben die den einfachen Theilen der gemischten Wahrnehmung entsprechen, d. h. es müssen z. B. die Töne ce und g jeder für sich allein dem Ohre vielfach gegeben worden sein, ehe sie beim gleichzeitigen Erklingen des aus ihnen gebildeten Accords einzeln aus diesem herausgehört werden können. Endlich ist nöthig

daß vermittelst der willkürlichen Aufmerksamkeit, deren Betrachtung dem folgenden Abschnitte angehört, eine solche feste Vorstellung eines einzelnen Tones so verstärkt und hervorgetrieben werde, daß die ihr entsprechende Empfindung für einen Augenblick allein vollkommen deutlich hervortritt. Das Gehör hat demnach wie der Geschmack und der Geruch im Vergleich mit dem Gesicht und Getast den auffallenden Nachtheil, daß eine Zerlegung gemischter Reize die ihm gegeben werden, nur durch vorhergegangene genaue Bekanntschaft mit den Elementen der Wahrnehmung aus denen sie zusammengesetzt sind, mit der künstlichen Hülfe der willkürlichen Aufmerksamkeit zu Stande kommen kann, während für die letzteren beiden Sinne das gegebene Vielfache schon ursprünglich und von Natur gesondert bleibt durch die gesonderte Leitung der gleichzeitig auftretenden Reize.

Es wird aus dem Obigen klar geworden sein, daß das Wohlgefallen am Harmonischen überhaupt eine rein psychologische Erklärung nicht zuläßt. Denn es hat sich gezeigt, daß Harmonie und Disharmonie zwar auf zusammengesetzten Nervenreizen (Empfindungen) beruhen, diese jedoch nur künstlicher Weise zerlegbar sind, keineswegs aber ursprünglich aus mehreren gesonderten Empfindungen entstehen. Dem zusammengesetzten Nervenreiz muß aber (ursprünglich wenigstens) nicht etwa auch ein zusammengesetztes Vorstellen entsprechen, sondern (ebenso wie beim Gemeingefühl) ein ganz einfaches Vorstellen: das Hören der Harmonie besteht nur für den geübten Musiker in einem Zusammenkommen vieler Vorstellungen und es müßte also entweder der Laie, wenn nämlich die Wahrnehmung der Harmonie auf dem Zusammenwirken vieler einfacher Vorstellungen und auf deren Verhältnissen beruhte, Harmonie und Disharmonie gar nicht unterscheiden können, oder es liegt der Grund der Möglichkeit dieser Unterscheidung überhaupt nicht in zusammenwirkenden Vorstellungen und deren Verhältnissen, und es ist alsdann jede rein psychologische Er=

klärung des Harmonischen ein unberechtigter Übergriff in das Gebiet der Physiologie, dessen Entstehung bei Herbart insbesondere von dem Mangel der festen Unterscheidung zwischen Empfindung und Perception (Vorstellung) herkommt.

Nur für den Musiker ist die Harmonie ein zusammengesetztes Vorstellen, sein Wohlgefallen an ihr beruht ursprünglich zwar auch auf dem Angenehmen der sinnlichen Empfindung, aber es kommt zu diesem noch ein anderes obwohl verhältnißmäßig nur schwaches Wohlgefallen, welches aus einer Form des Vorstellens hervorgeht und deshalb von ästhetischer Natur ist, das Wohlgefallen des musikalisch Ungebildeten dagegen ist rein sinnlicher Natur. Dieser Satz scheint schon deshalb zugestanden werden zu müssen, weil, wenn das Hören des Harmonischen auf einem rein psychischen Prozesse beruhte, sich nicht würde angeben lassen warum für manche Menschen (man denke an solche denen alle Musik nur ein verworrenes Geräusch ist oder gar an wilde Völker) Dissonanzen und Consonanzen gleich gut klingen, ja die ersteren ihnen oft noch besser gefallen. Denn daß die Empfindungen oder Nervenaffectionen bei verschiedenen Menschen verschieden sind bei aller Gleichheit der objectiven Ursachen hat nichts Wunderbares, wie aber einem Menschen der im Stande ist zwei Töne voneinander zu unterscheiden und der also gesonderte Vorstellungen dieser Töne besitzt, der Zusammenklang derselben gefallen, einem andern aber der diesen Unterschied auch macht, mißfallen könne, scheint unbegreiflich, wenn dieses Gefallen doch auf psychologischen Gesetzen beruhen soll, die für alle Menschen ohne Ausnahme dieselben sind. Bedarf es für jenen Satz noch anderer Beweise, so mag man nur an die Macht der Musik über die gesammte Gemüthsstimmung sich erinnern, die auf psychologischem Wege schwerlich erklärbar sein dürfte, während die Physiologie schon in den Erscheinungen der Irradiation einzelner Nervenreize und der Mitempfindungen die sich über größere Partieen des Nervensystems verbreiten, sehr Analoges darbietet, noch mehr

aber in den Erregungen der Centraltheile des Nervensystems welche durch das Einathmen gewisser Gasarten oder durch mäßigen Genuß einer großen Anzahl von Stoffen hervorgebracht werden. Zwar entstehen diese allgemeinen Erregungen oft auch ohne Affection specifischer Sinnesnerven, aber wie der Erfolg demjenigen ganz ähnlich ist welcher unter Umständen durch Musik herbeigeführt wird, so ist die Reihe der Ursachen aus denen er entspringt ebenfalls nicht psychischer Natur, sondern liegt in einer Verbreitung von Nervenreizen, deren Betrachtung, sowohl einzeln genommen als in Rücksicht ihres Zusammenwirkens, ganz dem physiologischen Gebiete angehört. Es gehört hierher die Lust an den Gliederbewegungen, zu denen wir durch Marsch- oder Tanzmusik prädisponirt werden; sie ist von sinnlicher Natur und diese Bewegungen sind deshalb als den Instinctbewegungen (den durch die Seele vermittelten Reflexen) verwandt zu betrachten. Auch wird man schwerlich geneigt sein die Ekstase des glücklich operirten taubgeborenen Honoré Trézel beim Anhören der Musik einer Spieldose oder das Entzücken eines andern Taubgeborenen über das Spiel einer Leier, das ihn einer Ohnmacht nahe brachte (Magendie, Handbuch der Physiol. übersetzt von Heusinger I. p. 101 u. p. 300) aus rein psychologischen Ursachen zu erklären, da die Musik hier ganz die Wirkung eines starken narkotischen Mittels hatte, eine Erscheinung die sich bei den Wilden öfter zeigt. Endlich ist noch zu erwähnen, daß eine erklingende Dissonanz bei großer Nervenreizbarkeit bisweilen sogar unmittelbar eine sinnliche Schmerzempfindung hervorzubringen im Stande ist.

Was demnach im Bereiche der Musik allein psychologisch zu erklären ist, besteht im Hören der Intervalle und in der Möglichkeit der Aussonderung der einzelnen Töne aus einem gemischten Reize, welche jedoch nur vom musikalisch gebildeten Gehöre vorgenommen werden kann. Die Erklärungen des Gefallens am Harmonischen welche in neuerer Zeit äußerst

scharfsinnig von Herbart und mit Verbesserung wesentlicher Mängel und Unklarheiten auf derselben Basis von Drobisch aufgestellt worden sind, würden demgemäß nicht annehmbar sein. Es mögen hier, bevor wir einen neuen Erklärungsversuch wagen, über die von jenen aufgestellte Theorie noch einige Bemerkungen Platz finden.

Der erste rein mathematische Theil der erwähnten Abhandlung von Drobisch schließt mit folgendem Resultat, durch welches die Sätze des zweiten psychologischen Theiles vorbereitet und angebahnt werden: »In mehreren Accorden weicht für die gleichschwebende Temperatur das Verhältniß der consonirenden Intervalle auf ziemlich beträchtliche Weise von den akustisch bestimmten Grundverhältnissen ab. Da sie gleichwohl auch nach der gleichschwebenden Temperatur sowohl einzeln als zu Accorden verbunden noch immer Wohlklang hervorbringen, so ist der Grund dieses Wohlklangs schwerlich in dem regelmäßigen periodischen Zusammenfallen der Schwingungen zu suchen.« Die Verhältnisse der Schwingungszahlen werden bei gleichschwebender Temperatur nämlich folgende:

I. Duraccord (c e g) 4,80: 5,04: 5,99 anstatt: 4: 5: 6;
II. Mollaccord (c es g) 10,00:11,90:14,98 anstatt:10:12:15;
III. Kleiner Sextenaccord (c es as)
5,00 : 5,95 : 7,94 anstatt: 5 : 6 : 8;
IV. Großer Sextenaccord (c e a)
12,00 : 15,12 : 20,18 anstatt: 12 : 15 : 20;
V. Kleiner Quartsextenaccord (c f as)
15,00 : 20,02 : 23,81 anstatt: 15 : 20 : 24;
VI. Großer Quartsextenaccord (c f a)
3,00 : 4,00 : 5,04 anstatt: 3 : 4 : 5.

Es differiren demnach die Töne der gleichschwebenden Temperatur von den durch die akustischen Gesetze geforderten in I. um $\frac{1}{125}$ und um $\frac{1}{600}$ ihres wahren akustischen Werthes; in II. um $\frac{1}{120}$ und $\frac{1}{750}$; in III. um $\frac{1}{120}$ und $\frac{3}{400}$; in IV. $\frac{1}{125}$ und $\frac{9}{1000}$; in V. $\frac{1}{1000}$ und $\frac{19}{2400}$; in VI. 0 und $\frac{1}{125}$. Die

größte Differenz welche demnach vorkommt, ist $\frac{1}{111}$, d. h. es verhält sich die akustisch bestimmte Schwingungszahl eines Tones zu derjenigen welche ihm bei gleichschwebender Temperatur entspricht, höchstens wie 110:111 oder umgekehrt. Da nun das Verhältniß der Schwingungszahlen welche dem Intervall eines ganzen Tones entsprechen ungefähr 100:112 oder 25:28 ist, so würde (da also $\frac{3}{28}:1 = \frac{1}{111}:x$, folglich $x = \frac{1}{111} \cdot \frac{28}{3}$) ein Ton der gleichschwebenden Temperatur im höchsten Falle um $\frac{28}{333}$, oder etwa $\frac{1}{12}$ eines ganzen Tones von der scharfen akustischen Bestimmung abweichen. Zwar ist ein gebildetes Ohr noch sehr wohl im Stande eine solche Differenz zu bemerken, wenn die beiden Saiten gleichzeitig erklingen unter welchen sie stattfindet, aber die Differenz wird sogleich sehr bedeutend unmerklicher, sobald man die beiden Töne nicht mehr gleichzeitig oder doch nicht unmittelbar nebeneinander hat, wie unter andern die Erfahrung beweist, daß jemand einen Ton auf dem Pianoforte recht gut als verstimmt erkennen kann, ohne daß er im Stande wäre zu entscheiden welche von beiden Saiten die ihn hervorbringen die reinere und welche die unreinere Quinte oder Octave zu einem dritten Tone gebe. So kann man auch zwei einander sehr nahe liegende Farbennüancen zu unterscheiden im Stande sein, sich aber dabei doch in dem Urtheile über das Intervall irren das zwischen einer dritten Farbe und einer jeden von ihnen einzeln genommen liegt. Überdies giebt es unter denen welche Harmonie von Disharmonie zu unterscheiden wissen immer nur verhältnißmäßig sehr Wenige die eine Differenz von $\frac{1}{12}$ eines ganzen Tones noch bemerken können, so daß also wenigstens für alle Übrigen die *alleinige* Ursache des Wohlklanges im periodischen Zusammenfallen der Schallwellen liegen könnte, während nur für das fein gebildete musikalische Ohr zu jener Hauptursache, dem Zusammenfallen der Wellen, noch ein zweiter Umstand, der auf psychologischen Verhältnissen beruhen möchte, als Mitbedingung des Wohlklanges hinzukäme. Dafür aber daß auch

dem gebildetsten musikalischen Ohre die Accorde der gleichschwebenden Temperatur trotz der Abstumpfung der Schärfe, welche sie nach rein akustischen Bestimmungen besitzen würden, weit befriedigender klingen als wenn sie diese Schärfe besäßen, liegt der Grund offenbar in den Vorzügen der gleichschwebenden Temperatur welche (§. 10) von Drobisch sehr treffend herausgehoben sind: es wird nämlich der Nachtheil der mangelnden akustischen Schärfe, der entstehende Anflug eines Mißklanges mehr als compensirt dadurch, daß erst durch die mit der Temperatur eintretende Abstumpfung musikalische Fortschreitungen und Composition überhaupt möglich wird. Deshalb gewöhnt sich jeder Musiker so leicht an die gleichschwebende Temperatur; denn er bleibt nie bei der Auffassung einzelner Intervalle allein stehen, sondern denkt vielmehr jeden Ton, so oft er ihn gebraucht oder hört, in einen bestimmten Zusammenhang mit andern hinein, und jeder der ein wenig Musik versteht weiß, daß er eine Melodie nicht einmal singen oder hören kann ohne sie auf eine verborgen hinzugedachte und gleichsam in Gedanken mitklingende Harmonie zu beziehen. Die ganze Kirchengemeinde wird durch den Orgelspieler wesentlich im Gesange gestört, wenn dieser der Melodie einen ungewöhnlichen Baß unterlegt und eine etwas gesuchte Harmonieenfolge eintreten läßt. Das Ohr des Musikers ist daher in Rücksicht der vollkommenen (akustischen) Reinheit der Töne allerdings und mit Recht ein verwöhntes zu nennen, und Herbart (Kleinere philos. Schriften I. p. 337) hätte es daher nicht als eine Bestätigung seiner Theorie und als einen Grund zur Verwerfung der alten Erklärung des Harmonischen aus dem periodischen Zusammenfallen der Schwingungen betrachten dürfen, daß keinem gebildeten Musiker die akustisch bestimmten Terzen rc. des Monochords befriedigend klangen. Wer Musik lernt gewöhnt sich von Anfang an die gleichschwebende Temperatur und sein Ohr muß daher später akustisch reine Accorde befremdend und seltsam finden. Ein Umstand

aber der außerdem ein großes Gewicht in die Waagschale wirft ist der, daß die am meisten consonirenden Intervalle auch in der gleichschwebenden Temperatur bei weitem am wenigsten von den akustischen Bestimmungen abweichen, nämlich die Octave gar nicht, nächst ihr Quarte und Quinte auf eine offenbar unmerkliche Art, so daß eigentlich nur die Terzen und Sexten einige Schwierigkeit machen; denn da alle übrigen Intervalle Dissonanzen ergeben, kann es nicht befremden, daß selbst das geübteste Ohr statt der erklingenden Dissonanzen nicht vielmehr solche fordere die um $1/_{12}$ eines ganzen Tones höher oder tiefer lägen. Der volle Beweis dafür daß wir uns bei Dissonanzen durch einen solchen Fehler gar nicht beleidigt fühlen würden, liegt ohne Zweifel in der Unmöglichkeit ein Instrument statt nach Quinten oder Octaven vielmehr nach Secunden oder Septimen zu stimmen. Nach Terzen oder Sexten zu stimmen dürfte aber gerade deshalb mißlingen, weil diese Intervalle in der gleichschwebenden Temperatur am meisten von den akustischen Forderungen abweichen.

Ferner sucht Herbart (a. a. O. p. 334) gewissermaßen eine Kluft zu befestigen zwischen den Schwingungsverhältnissen und der vorstellenden Seele. Jene unversehrt durch die Nerven in die Seele gelangen zu lassen, sagt er, kann deshalb zu nichts führen, weil die Seele kein Körper, Vorstellung nicht Bewegung ist, und eben deshalb es ein völlig unhaltbarer Gedanke sein würde die Verhältnisse der Bewegung unverändert in den Vorstellungen wieder finden zu wollen. Dies ist ohne Zweifel richtig und die Erfahrung bestätigt es sogar dadurch vollkommen, daß man gehörte Töne sich gar nicht als Schwingungen oder Schwingungsverhältnisse vorstellt; aber sollte daraus wohl folgen daß die gehörten Töne und deren harmonische Beschaffenheiten von jenen Schwingungsverhältnissen unabhängig sind, ja daß sie Functionen derselben gar nicht einmal sein können sondern lediglich Functionen psychologischer Gesetze? Von Drobisch (a. a. O. §. 17)

wird »nur so viel als feststehend« bezeichnet »daß das quantitativ Bestimmbare an den Tonempfindungen eine Function der Schwingungszahlen sein muß«; warum sollten aber die qualitativen Bestimmtheiten derselben Empfindungen nicht auch eine Function derselben Schwingungsverhältnisse sein? Sollte man sich wohl zu der Behauptung verstehen, daß die Schwingungsverhältnisse für die Wahrnehmung des Harmonischen etwas blos Unwesentliches und Äußerliches, ja Zufälliges seien? Ich glaube kaum. Denn obwohl es wahr ist, daß weder die einzelnen Schwingungen noch deren Verhältnisse gehört werden, so wird man doch unter Voraussetzung der Wellentheorie andrerseits zugeben müssen, daß z. B. beim Hören des Tones c zunächst die Moleküle aus denen die Fasern des Gehörnerven bestehen mögen, in gewisse Schwingungen versetzt werden. Was die Seele hiervon percipirt und was wir deshalb als das Gehörte bezeichnen, sind nicht die Schwingungen selbst, sondern die Art der Gesammtaffection durch die der Nerv in Anspruch genommen ist, der Gesammtzustand des Nerven als Resultat, welches ebenso sehr auf der einen Seite von der Natur des Nerven als auf der andern von der Natur der äußeren Ursache bestimmt wird. Kommt nun zu jener äußeren Ursache noch eine zweite, welche, wenn sie für sich allein aufträte die Wahrnehmung desjenigen Tones c′ veranlassen würde der um eine Octave höher liegt als der vorige, so folgt aus dem bekannten physikalischen Gesetz, daß die Schwingungen in welche der Gehörnerv beim gleichzeitigen Erklingen beider Töne versetzt wird, sich gegenseitig so wenig stören als für gleichzeitige, aber verschiedenen Tönen angehörige Schwingungen nur irgend möglich ist. Die Vorstellung welche bei diesem gleichzeitigen Erklingen uns entsteht, ist dabei offenbar keineswegs die Vorstellung eines Verhältnisses zweier Töne zu einander, sie ist auch gar nicht zusammengesetzt aus zwei Vorstellungen, sondern ist eine ebenso einfache Vorstellung wie jede andere

die blos durch einen einfachen Nervenreiz veranlaßt wird. Zur Vorstellung des Harmonischen wird sie erst, wenn wir erfahren daß es nicht einer, sondern zwei Töne sind die wir hörten und wenn wir die Faßlichkeit des Klanges cc′ (beide zusammen angeschlagen) mit der weit größeren Unfaßlichkeit eines Klanges wie c h oder c fis vergleichen. Worauf aber diese Faßlichkeit und Unfaßlichkeit selbst wieder beruhn, scheint nach dem Obigen unzweifelhaft, da der Zustand in welchen der Gehörnerv durch den Zusammenklang von cc′ versetzt wird durch homogene, einander nur wenig störende Schwingungen, derjenige dagegen welcher durch das gleichzeitige Erklingen von c h oder c fis entsteht durch Schwingungen hervorgebracht wird die sich gegenseitig verwirren müssen: im ersten Falle muß die Nervenaffection selbst eine gleichmäßigere, im zweiten eine in sich selbst gespaltene und entgegengesetzte sein, daher man ganz mit Recht vom Disharmonischen sagt es zerreiße das Ohr, denn es wird in der That der Gehörnerv dadurch in einen Zustand der inneren Verwirrung gesetzt. Das Auge erfährt ein ähnliches Schicksal bei Schwindel erregenden Bewegungen, wenn immer neue Reize den Sehnerven treffen, während die Nachempfindungen der älteren noch fortdauern, so daß eine Verwirrung der Reize selbst schon innerhalb des empfindenden Organes entstehen muß.

Es erheben sich, wie mir scheint, auch in Rücksicht der besondern Bestimmung der Gegensätze welche unter den einzelnen Tönen stattfinden sollen, für die rein psychologische Erklärung des Harmonischen wesentliche Schwierigkeiten. Die Octave wird als voller Gegensatz zum Grundton angenommen. Den Grund hiervon giebt Herbart (a. a. O. p. 345) dahin an, »weil die Octave am wenigsten Effect unter allen Intervallen macht, eigentlich gar keinen als nur den, daß sie zwei sehr leicht zu unterscheidende Töne hören läßt.« Alle kleineren Intervalle sollen kein vollständiges Hervortreten eines Tones neben dem anderen gestatten, weil beide einander

noch zu nahe liegen, zu viel des Gleichen enthalten. Die Octave ist dasjenige Intervall, (Drobisch §. 26) »bei dem zuerst der höhere Ton von dem Grundton sich völlig sondert und neben diesem als ein zweiter vollkommen selbstständiger Ton erscheint.« Eine Schwierigkeit die hier sogleich aufstößt ist §. 28 berücksichtigt. Es folgt nämlich, daß alle Töne die um 2, 3, 4, 5 Octaven von einander abstehen nicht mehr und nicht weniger entgegengesetzt sein können als die welche nur um eine Octave von einander entfernt sind, weil der volle Gegensatz nicht noch voller werden kann. Die neue Annahme »höherer und niederer Ordnungen der reinen Verschiedenheit der Töne vom Grundton« ist schwerlich statthaft; denn man würde sie wohl nicht anders verstehen können als so, daß die reine Verschiedenheit der höheren Ordnung eine größere Verschiedenheit bezeichnete als die der niederen. Das musikalische Ohr wird sich nicht davon überzeugen lassen daß c und c'''' eben nicht verschiedener seien als c und c', vielmehr wird es ihm als unvermeidlich erscheinen, daß der Gegensatz welcher sich in einem Intervall von zwei Octaven kund giebt, mit 2 bezeichnet werde, wenn Grundton und Octave im Gegensatze = 1 stehen sollen. Ebenso müßten z. B. cg und alle übrigen Intervalle in demselben Verhältnisse des Gegensatzes untereinander stehen wie cg', cg'', cg'''... Gleichwohl entsteht offenbar ein unerträglicher Übelstand, wenn man ein Stück spielen wollte mit Erhöhung oder Erniedrigung einiger Intervalle um eine oder mehrere Octaven. Dies würde unter jener Voraussetzung unerklärbar sein. Streng genommen ist sogar der Gegensatz eines Intervalls das eine Octave übersteigt, gar nicht mehr angeblich. Denn c und c' stehen im vollen Gegensatze, d. h. in einem solchen der nicht mehr wachsen kann, c' und d' in einem partiellen. Es stehen also c und d' in einem mehr als vollem Gegensatze; denn es ist nicht ersichtlich warum nur innerhalb einer Octave nicht aber über diese hinaus der Grundsatz gelten sollte,

daß das Entgegengesetzte was zwei Töne enthalten (z. B. c und a siehe die Fig. §. 31) sich als die Summe des Entgegengesetzten betrachten lasse das sich zwischen einem mittleren Tone und jenen beiden finde (die Summe des Entgegengesetzten von cf und von fa). Es würde ferner dieser Ansicht gemäß die Octave das am leichtesten Faßliche von allen Intervallen sein müssen; der Singlehrer überzeugt sich aber vom Gegentheil. Das Befremdendste jedoch ist dies, daß der Charakter der Octave gerade deshalb nur Ruhe sein, daß bei ihr die Gelegenheit zum Streite deshalb fehlen soll (§. 34), weil sie zum Grundton im vollen conträren Gegensatze stehe. Was man auch unter »Gegensatz« verstehen möge, jedenfalls ist es äußerst paradox, daß mit der Abnahme des Gegensatzes unter den streitenden Gliedern der Streit selbst vielmehr wachse. Die nächste Folgerung würde nothwendig die sein, daß dann das Streiten und Nichtstreiten gar nicht von den Graden der Gegensätze abhängen könne, in denen jene Glieder zu einander stehen. Giebt man aber sogar die neue gewagte Behauptung zu, auf welche allein jene frühere sich stützt, daß sich eine an sich einfache Tonvorstellung in Rücksicht ihres Verhältnisses zu einer andern in Gleiches und Ungleiches zu dieser zerlegen oder wenigstens zerlegt denken lasse, so wird jedes musikalische Ohr sich augenblicklich dafür entscheiden, daß unter allen Intervallen die Octave zum Grundton das meiste Gleiche und das wenigste Ungleiche besitze, d. h. daß ihr Gegensatz unter allen der kleinste sei, wie schon die gleiche Benennung beider Töne unwiderleglich zeigt. — Der ganze Streit verliert übrigens dadurch einen großen Theil seines Interesses, daß wegen des §. 46 gewonnenen Ergebnisses jede Möglichkeit eines Einflusses der verschiedenen Ansichten auf die ausübende Musik verschwindet. Das Resultat von Drobisch's Untersuchung lautet nämlich dahin »daß die consonirenden Intervalle in ihrer psychologischen Reinheit unfähig sind reine Accorde zu geben, und zu diesem

Zwecke Abänderungen erleiden müssen, durch welche jedoch ihre Verhältnisse ungestört bleiben und sie ihren akustischen Bestimmungen sehr nahe kommen.« Mögen also die akustischen Bestimmungen oder die aus psychologischen Gesetzen gefundenen den wahren Grund des Harmonischen enthalten, das Resultat bleibt praktisch vollkommen dasselbe, und selbst das feinste musikalische Ohr würde — was Herbart allerdings behaupten mußte und behauptete, weil er die Accorde der gleichschwebenden Temperatur am besten den psychologischen Gesetzen entsprechend glaubte — nicht im Stande sein einen größeren Wohlklang in einem auf rein psychologischem Wege construirten Accorde zu entdecken als in einem solchen der den akustischen Bedingungen vollkommen genau genügen würde.

Es ist im Vorstehenden mit der Berechtigung die in der Herbart'schen Schule aufgestellte Theorie zu verlassen zugleich auch eine bestimmte Andeutung über den Weg gegeben, welchen wir zur Erklärung des Harmonischen einzuschlagen haben. Zwar führt uns dieser Weg streng genommen über das psychologische Gebiet hinaus, aber es möge uns gleichwohl erlaubt sein hier noch einige bestimmtere Angaben über denselben zu machen.

Die Beurtheilung der Größe des Zwischenliegenden zwischen je zwei Tönen (des Intervalles) beruht auf einem rein subjectiven Maßstabe, auf dem Grade der Unterscheidungsfähigkeit, welcher individuell verschieden ist und sogar bei denselben Individuen einer Steigerung durch Übung und einer Abnahme fähig ist. Es verhält sich hiermit ähnlich wie bei den Raumgrößen: ein Zwischenraum (Abstand) erscheint, obgleich seine Endpunkte dieselben bleiben, um so größer je mehrere voneinander unterscheidbare Elementarvorstellungen ihn ausfüllen, je schärfer unsre Unterscheidungsfähigkeit ist. Wie das Mikroskop uns die Gegenstände weit größer zeigt, weil es eine ungeheure Menge Details uns sichtbar macht die vorher für unser Auge gar nicht vorhanden waren, so ist

auch das Intervall c—g, obgleich aus denselben Tönen gebildet, für denjenigen jedenfalls ein weit größerer Zwischenraum der noch Viertel- und Achteltöne zu unterscheiden vermag als für den welcher selbst c und cis noch für identisch hält.

Außer dieser rein subjectiven Beurtheilung der Entfernung der Töne und ganz unabhängig von ihr besteht ein objectives Verhältniß des größeren oder geringeren Gegensatzes unter den Tönen — d. h. nicht unter den Tonvorstellungen (denn die Annahme von Gegensätzen einfacher Vorstellungen, durch die ihre gegenseitige Wirkungsweise bedingt wäre, hat sich als unstatthaft gezeigt), sondern unter den Tonempfindungen als Nervenreizen. Die Nervenaffection nämlich ist kein einfacher, sondern ein höchst complicirter Vorgang und es lassen sich deshalb ohne Widerspruch verschiedene Grade der Gegensätze unter ihnen annehmen. Diese Gegensätze können sich nur geltend machen beim gleichzeitigen Auftreten mehrerer Tonempfindungen, sie können sich aber auch in diesem Falle, wegen der Einfachheit der Seele, nicht auf die Thätigkeit dieser übertragen; denn auch durch die Perception gemischter Reize erhält die Seele nur einfache, nicht zusammengesetzte Vorstellungen. Objectiv haben wir diese Gegensätze deshalb genannt, weil der Grad der Störung welche eine Nervenaffection durch eine andere erleidet, nicht von unsrer subjectiven Beurtheilung, überhaupt nicht von unsrem Vorstellen in irgend einer Weise abhängt.

Wonach die Größe dieser Gegensätze zu bestimmen ist, ergiebt sich sogleich, nämlich nach der Größe der gegenseitigen Störung welche durch die Gegensätze unmittelbar erzeugt wird beim gleichzeitigen Auftreten mehrerer Reize. Die Erfahrung des musikalischen Ohres führt hier ganz von selbst darauf, daß der (in Beziehung auf Harmonie, nicht auf Distanz der Töne) schwächste Gegensatz zwischen Grundton und Octave cc′ stattfinden müsse; denn diese stören sich gegenseitig am

wenigsten wenn sie beide gleichzeitig erklingen: die Octave erscheint ebensosehr als derselbe Ton mit dem Grundtone wie er sich als ein von ihm verschiedener geltend macht. Die Gleichheit der einen Tonempfindung zur andern ist gerade groß genug um der Verschiedenheit genau das Gegengewicht zu halten: jene muß gerade so groß sein als diese. Das Ohr findet dies schon für sich allein und die physikalisch-physiologische Erklärung der Töne bestätigt es, da die Schallwellen beider Töne gerade zur Hälfte zusammenfallen, zur Hälfte dagegen einander stören. Zwar sind die Schallwellen nicht selbst die Tonempfindungen, aber diese sind doch Functionen jener und es ist daher, solange die Constitution des betreffenden Nerven dieselbe bleibt, durchgängig ein Schluß statthaft von den Verhältnissen der objectiven Ursachen untereinander auf die gegenseitigen Verhältnisse der Producte (Empfindungen) die durch das Zusammenwirken jener Ursachen mit demselben dritten Factor (dem Nerven) entstehen: ganz in demselben Maße und Grade, in welchem jene Ursachen (die Schallwellen) zusammenfallen oder sich gegenseitig stören, in demselben Maße muß sich auch an den ihnen entsprechenden Empfindungen — nicht den Vorstellungen — Verträglichkeit oder Unverträglichkeit zeigen, die wir als ein Streben zur Vereinigung auf der einen und als ein Streben zur Sonderung auf der andern Seite bezeichnen können. Für Grundton und Octave ist jedes von beiden = $\frac{1}{2}$.

Nach Anleitung dieses einfachsten Falles ist es leicht die harmonischen Verhältnisse der Töne auszumitteln; denn es verhalten sich z. B. die Schwingungszahlen von c und g = 2:3, d. h. es fällt immer das Ende der dritten Schwingung der Quinte mit dem der zweiten des Grundtons zusammen. Es ist daher das Vereinigungsstreben beider = $\frac{1}{3}$, das Sonderungsstreben = $\frac{2}{3}$. Für c und e würde das Vereinigungsstreben = $\frac{1}{5}$, für e und g = $\frac{1}{6}$ sein. Sinkt das Vereinigungsstreben unter $\frac{1}{6}$, so erhält man Dissonanzen

(deren Unterschied von den Consonanzen übrigens immer nur ein relativer ist) wie cd, für welche es nur = 1/9 und von d abwärts nach c hin immer weniger beträgt, so daß der Zusammenklang dieser Töne mit c immer dissonirender werden muß, obwohl die Dissonanz aufhört als Dissonanz gehört zu werden, sobald die rein subjective Grenze der Unterscheidungsfähigkeit des Ohres überschritten wird. Die Ursache des Harmonischen der Accorde liegt demnach darin, daß je zwei der Töne aus denen sie bestehen, stets ein Vereinigungsstreben miteinander zeigen das größer als 1/6, nie aber kleiner als 1/6 ist, und es erscheint im harmonischen Accord (z. B. ceg) immer derjenige als Grundtton, welcher ein größeres Vereinigungsstreben zu jedem der beiden anderen Töne besitzt als diese unter sich. Gegen diese letztere Behauptung könnte man vom Mollaccord (cesg) einen Einwurf hernehmen, da bei diesem die Vereinigungsstrebungen von c mit g und mit es (resp. 1/3 und 1/6) so beschaffen sind, daß wenigstens die eine von ihnen kleiner ist als die von es und g welche 1/5 beträgt. Wir gelangen dadurch zu der, wie mir scheint vom musikalischen Ohre bestätigten Bestimmung, daß nur im Duraccord ein Hauptton vollkommen deutlich und fest hervortrete, während in allen übrigen Accorden der Hauptton minder hervorsticht. Welcher Ton aber in diesen letzteren Fällen (im Mollaccord, im kleinen und großen Sextenaccord, im kleinen und großen Quartsextenaccord) als der obwohl zurückgedrängte Grundton anzusehen sei, findet sich leicht durch die Überlegung daß das Vereinigungsstreben von es und g sehr bedeutend durch das von c und g überwunden wird, obgleich es seiner Seits, jedoch nur in geringerem Grade, das Streben zur Vereinigung von c und es überwiegt. Dies giebt nämlich Aufschluß darüber warum in den Accorden cfa und cfas, f, im Accord cesas, as, und im Accord cea, a obwohl nur verschleiert als Grundton erscheint; denn da der großen Terz und der großen Sexte ein Vereinigungsstreben = 1/5, der

kleinen Terz = $1/6$, der kleinen Sexte ein solches = $1/8$, der Quinte = $1/3$, der Quarte = $1/4$ entspricht, so findet in allen jenen Accorden für den Grundton die Bedingungsgleichung $m + n > 2p$ statt, wenn m und n die Vereinigungsstrebungen des Grundtons mit den andern beiden Tönen, p aber das Vereinigungsstreben dieser andern beiden unter sich bezeichnet.

Diese Regeln der Consonanz würden, wie sie in den akustischen Bestimmungen allein ihren Grund haben, auch allein gelten für Töne welche den akustischen Bestimmungen vollkommen genau entsprechen. Die gleichschwebende Temperatur stumpft diese Schärfe ab, indem sie allen gleichnamigen Intervallen gleiche Größe giebt. Daraus folgt (mit Berücksichtigung der Grenzen unsrer Unterscheidungsfähigkeit) daß dann manche Dissonanzen minder schreiend und widerlich, andere aber auch noch schärfer klingen als es den akustischen Bestimmungen gemäß eigentlich der Fall sein sollte. Da nun (nach Drobisch §. 15) für die gleichschwebende Temperatur folgende Schwingungsverhältnisse ohne hörbaren Fehler genau sind: c = 100, cis = 106, d = 112, dis = 119, e = 126, f = 133, fis = 141, g = 150, gis = 159, a = 168, b = 178, h = 189, c′ = 200, so kommt das Vereinigungsstreben der einzelnen Töne mit dem Grundton c folgenden Bestimmungen sehr nahe: für cis = $1/16$, für d = $1/9$, dis = $1/6$, e = $1/5$, f = $1/4$, fis = $1/7$, g = $1/3$, gis = $1/8$, a = $1/5$, b = $1/9$, h = $1/15$, c′ = $1/2$; denn es würden die Schwingungsverhältnisse der gleichschwebenden Temperatur nur in folgender Weise abzuändern sein um mit vollständiger Genauigkeit die vorstehenden Bestimmungen zu ergeben: c = 100; cis = $16/15 \cdot 100 = 106\,2/3$; d = $9/8 \cdot 100 = 112\,1/2$; dis = $6/5 \cdot 100 = 120$; e = $5/4 \cdot 100 = 125$; f = $4/3 \cdot 100 = 133\,1/3$; fis = $7/5 \cdot 100 = 140$; g = $3/2 \cdot 100 = 150$; gis = $8/5 \cdot 100 = 160$; a = $5/3 \cdot 100 = 166\,2/3$; b = $9/5 \cdot 100 = 180$; h = $15/8 \cdot 100 = 187\,1/2$; c = 200. Das heißt die gleichschwebende Temperatur würde die angezeigten

Abweichungen erleiden müssen (wenn diese überhaupt noch als harmonische Übelstände bemerkbar wären) um den Bedingungen des Wohlklangs vollkommen zu genügen. Daß diese Bedingungen in der That die akustischen sind, wird insbesondere durch das musikalische Ohr noch insofern bestätigt, als dieses z. B. ce und ca für gleich starke, obwohl schwächere Consonanzen erklärt als cg und cf, ebenso cd und cb für gleich starke Dissonanzen, aber für schwächere als ccis und ch. Ebenso scheint eine Bestätigung des Obigen noch darin zu liegen, daß z. B. ccis′ eine weit stärkere Dissonanz ist als ch, welche letztere dem Ohre etwa gleich stark erscheint mit cd′. In der That ist dem Vorstehenden zufolge das Vereinigungsstreben von ch $= \frac{1}{15}$, das von cd′ $= \frac{1}{2} \cdot \frac{1}{9} = \frac{1}{18}$, das von ccis′ dagegen nur $= \frac{1}{2} \cdot \frac{1}{16} = \frac{1}{32}$. Auch darf endlich nicht unbemerkt bleiben daß nach dem Vorstehenden erklärlich ist warum jede Tonart in ihren Hauptaccorden einen ganz eigenthümlichen Charakter zeigt, durch den sie dem geübten Ohre kenntlich wird; denn während z. B. dem Accorde ceg die Schwingungsverhältnisse $100 : 126 : 150 = (4 \cdot 25) : (5 \cdot 25 + 1) : (6 \cdot 25)$ angehören, zeigt fac die Verhältnisse $133 : 168 : 200 = (4 \cdot 33 + 1) : (5 \cdot 33 + 3) : (6 \cdot 33 + 2)$; esgb die Verhältnisse $119 : 150 : 178 = (4 \cdot 30 - 1) : (5 \cdot 30) : (6 \cdot 30 - 2)$; ciseisgis $106 : 133 : 159 = (4 \cdot 27 - 2) : (5 \cdot 27 - 2) : (6 \cdot 27 - 3)$ u. s. f.

Weit mehr psychologischer Natur als das Gefallen des Harmonischen scheint auf den ersten Blick das Gefallen des Melodischen zu sein; denn die Melodie ist nicht ein gleichzeitig gegebener gemischter Reiz den das Ohr erfährt, sondern sie entsteht nur durch ein gesondertes Auftreten einzelner Töne, durch successive Auffassung einer Tonreihe, deren Gefälliges deshalb nicht mehr in den Nervenaffectionen als solchen, sondern nur in der Form liegen zu können scheint zu welcher sie zusammentreten. Alles Gefallen aber an Formen kann keine anderen als psychologische Ursachen haben, während einzelne Em-

pfindungsreize als solche nur qualitative Bestimmungen sind an denen eine besondere Form der Auffassung sich gar nicht bethätigen läßt. Was nun am Gefallen der Melodie wirklich einer psychologischen Betrachtung und Erklärung bedarf, ist zunächst der Rythmus, welcher schon oben seine Erläuterung gefunden hat, und dann die leichte Faßlichkeit der Intervalle. In den meisten Melodieen nämlich kommen keine Intervalle vor welche größer sind als die Sexte, und die Octave dürfen sie sogar nur in sehr seltenen Fällen und zum Behufe besonderer Effecte übersteigen, weil durch das weite Auseinanderliegen der einzelnen Töne sonst die Zusammenfassung derselben zu einem fortlaufenden Ganzen zu sehr erschwert oder ganz unmöglich gemacht werden würde: dies fällt zusammen mit der Forderung daß die Melodie singbar sein müsse, und eine weitere Folge davon ist die, daß sich keine Melodie überhaupt auf einem bedeutend größeren Raume als zwei Octaven bewegen darf — eine Vorschrift die von der andern Seite durch die äußeren Singmittel, den Umfang der Stimme, sich von selbst giebt.

In Rücksicht dieser Faßlichkeit der Intervalle beim successiven Fortschreiten von einem Tone zum andern ist die fernere Bemerkung zu machen, daß sie keineswegs für dasselbe Intervall sich stets gleich bleibt, sondern bedeutend vermehrt oder vermindert werden kann theils durch den Zusammenhang der ganzen Melodie, theils und vorzüglich durch die Harmonie und deren Wechsel, welche man sich unwillkürlich als Träger der gehörten oder gesungenen Melodie zu ihr stets hinzudenkt wenn sie fehlt. Wegen dieser innigen Verbindung von Harmonie und Melodie ist es, wie schon erwähnt, für die Gemeinde eine bedeutende Erschwerung des Choralgesanges wenn der Orgelspieler statt der einfachen und natürlichen Harmonieenfolge eine andere wählt, ja es zeigt sich die Schwierigkeit für die Gemeinde schon sehr auffallend wenn der Spieler etwa nur am Ende des Verses einen Trugschluß z. B. nach

A moll oder gar nach As dur macht, während die Melodie in C schließt. Dasselbe Intervall c-fis, von unten nach oben wie von oben nach unten, ist weit schwerer frei oder bei Begleitung des gesungenen c durch den Accord fac zu treffen als bei Begleitung durch dac. In zwei Fällen wird bekanntlich aus dieser Erleichterung der melodischen Fortschreitung durch die begleitende Harmonie sogar eine bestimmte Forderung für das musikalische Ohr, nämlich beim sogenannten Leittone und bei der Septime — eine Erscheinung, welche an die abwechselnde Empfänglichkeit des Auges für Complementärfarben erinnert. Es zeigt sich demnach durchgängig das Gefallen der Melodie als abhängig von einer im Verborgenen für uns mitklingenden Harmonie, und wenn der Wohlklang der letzteren nicht auf psychologischen Ursachen allein, sondern zugleich auf physiologisch-physikalischen beruht, so wird auch das Gefallen der Melodie auf psychologische Gesetze allein nicht zurückgeführt werden dürfen. Die Wichtigkeit der zur Melodie gehörigen Accorde zeigt sich vorzüglich an dem für das Melodische so wesentlichen Unterschiede zwischen Haupt- und Durchgangsnoten, da die zu den Hauptnoten gehörigen Accorde nicht zu schnell, unregelmäßig und in unstatthaften Fortschreitungen wechseln dürfen, die Durchgangsnoten aber gar keine Begleitung erhalten.

Von psychologischer Seite muß endlich noch in Erinnerung gebracht werden, daß beim Hören der Melodie sowohl als eines vielstimmigen Stückes das Gefühl der befriedigten Erwartung in Anschlag zu bringen ist, dessen sich der Musikverständige sehr wohl bewußt wird, und zwar am besten an den Stellen, an welchen ein zögernd wachsendes Erregen derselben stattfindet, wie z. B. in guten Sonaten häufig vor dem Eintritte des Hauptthema's oder wo das ganze Stück seinem vollen Abschlusse entgegengeht. Auch innerhalb der einzelnen Perioden und kleineren Sätze stellt sich dieses Gefühl mit den mannigfaltigsten Nüancen ein, und es ist leicht genug dies

an jedem guten Musikstücke nachzuweisen. Die Durcharbeitung der musikalischen Gedanken und ihre Gliederung in Haupt- und Nebengedanken beruht wesentlich auf diesem Princip, dessen weitere Verfolgung uns hier zu sehr ins Specielle führen und in einem Gebiete festhalten würde welches dem Erfahrungskreise verhältnißmäßig nur Weniger angehört.

§. 39.

Außer dem Wahrheitsgefühle und den ästhetischen Gefühlen gehören zu denjenigen welche nicht aus der rein subjectiven Quelle des individuellen Vorstellungsverlaufs entspringen, sondern aus dem Inhalte der Vorstellungen selbst zu erklären sind, noch die *sittlichen Gefühle*, auf deren nähere Betrachtung wir jetzt einzugehen haben.

Solange der Einzelne nur der Natur gegenübersteht, kann das Sittliche in ihm nicht zur Entwickelung kommen, es kann in ihm weder in der Form von Begriffen und Urtheilen noch auch in der Form des Gefühls auftreten, welche als die ursprüngliche jener andern immer vorausgehen muß. Erst durch sein Zusammenleben mit Andern wird er fähig Sittliches und Unsittliches zu unterscheiden, und es zeigt sich daran deutlich die große Bedeutung die der Mensch für den Menschen hat. Die ersten Anfänge dieser zunächst blos gefühlten Unterscheidung liegen in Folgendem.

Jede Einwirkung die von außen auf uns geschieht, ist mit Ausnahme der gleichgültigen sinnlichen Wahrnehmungen entweder störender oder fördernder Art sowohl in Rücksicht der geistigen Thätigkeit die uns gegenwärtig beschäftigt als auch in Rücksicht des leiblichen Zustandes in dem wir uns befinden: es wird durch sie eine unangenehme oder angenehme Empfindung hervorgerufen, gesteigert, abgebrochen, die Vorstellungsthätigkeit wird beschleunigt, gehemmt, in eine andere Richtung gedrängt, oder es geschieht, wie in den meisten Fällen, Mehreres hiervon zugleich. Diese Einwirkung wird auf einen äußeren Gegenstand bezogen und nach früher erörterten

Gesetzen mit der Vorstellung von demselben associirt, wenn zugleich mit ihr eine sinnlich wahrnehmbare Veränderung in der Außenwelt sich zeigt. Durch diese Association, die durch öftere Wiederkehr derselben Erfahrung zu immer größerer Stärke gelangt, wird der äußere Gegenstand auf welchen wir das Gefühl projiciren, zum festen Beziehungspunkte desselben, er erscheint als der Träger des Gefühls und wir schreiben ihm nun als objective Eigenschaften die Prädicate zu welche im Grunde nur unsern eigenen inneren Zuständen (Empfindungen oder Gefühlen) angehören: er ist uns angenehm oder unangenehm. An demselben Gegenstande machen wir zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Erfahrungen: während er zu einer Zeit die sinnliche Begierde zu befriedigen oder Unterhaltung uns zu gewähren geeignet war, geht zu einer andern eine Störung unsres Genusses oder unsrer Beschäftigung von ihm aus. Der Gegenstand wird so zu einem Mittelpunkte von Gefühlen die sich auf sehr mannigfaltige Weise durchkreuzen und theilweise einander wieder aufheben, er wird, je nachdem die angenehmen oder die unangenehmen im Ganzen überwiegen, dadurch für uns ein Gegenstand der Neigung oder Abneigung, welche letzteren beim Kinde um so leichter und greller wechseln müssen, je geringer noch die Abgeschlossenheit und Vollständigkeit des Kreises von Erfahrungen ist die nach und nach von ihm an dem Gegenstande gemacht werden.

Wie sich in dieser Weise fast auf alle Gegenstände mit denen wir in nähere und öftere Berührung kommen, schon in der frühesten Lebensperiode eine Summe von Gefühlen concentrirt, so geschieht dies ganz hauptsächlich mit den Personen mit welchen wir in Wechselwirkung treten, denn von diesen pflegen sowohl die kräftigsten Förderungen unserer Thätigkeiten und Wünsche auszugehen als auch die stärksten Hindernisse und Beschränkungen derselben. Wir legen daher unsere Neigung und Abneigung ebenso und noch mehr in Personen als in

Sachen, indem zugleich durch die gesammte Erfahrung die wir an ihnen bereits gemacht haben mehr oder minder sichere Erwartungen über ihr Benehmen gegen uns in zukünftigen ähnlichen Fällen begründet werden. Es sind in dieser Rücksicht zwei wichtige Bemerkungen zu machen: die eine, daß die widrigen Einflüsse im Verhältniß zu den günstigen auf das Gemüth weit stärker wirken und weit länger in der Erinnerung haften, weil die letzteren nur denjenigen Verlauf der Vorstellungen oder des leiblichen Lebens in Freiheit setzen und beschleunigen, welchen die jedesmal gegenwärtigen psychologischen oder physiologischen Bedingungen zu ihrer Befriedigung erfordern, während die ersteren diesen Verlauf stören und sich ihm entgegenstellen. Die günstigen Einflüsse stellen sich gar nicht dar als Eingriffe von außen in unser Inneres, sondern scheinen unser eigenes Leben größtentheils nur für sich gewähren zu lassen, wogegen die ungünstigen blos weil sie uns stören als von fremden widrigen Mächten ausgehend erscheinen müssen. Es liegt hierin eine von den Ursachen der gewöhnlichen Erscheinung, daß sein Glück dem Menschen fast nie als unverdient erscheint und er für dasselbe ein schlechtes Gedächtniß hat, das Unglück dagegen im umgekehrten Verhältniß steht. Die zweite Bemerkung ist die bekannte, daß Kinder die ganze sie umgebende Natur nicht nur für belebt, sondern auch alle von ihr ausgehenden Einwirkungen für einen Ausdruck ihres Willens, ihrer Gesinnung halten. Da die empfindlichsten dieser Einwirkungen solche sind die unsrem Wünschen und Wollen die Befriedigung versagen und unsern eigenen Thätigkeiten hindernd in den Weg treten, so liegt eine Personification der zerstörenden Naturgewalten dem Menschen im Naturzustande näher als jede andere Vorstellungsweise des Göttlichen. Es wird nämlich in diesen Fällen ebenso wie beim Kinde mit psychologischer Nothwendigkeit ein äußerer Beziehungspunkt des Gefühls gesucht an welchen es sich halten könne. Der äußeren Einwirkung selbst nun durch welche

jenes Gefühl unmittelbar hervorgebracht wird, pflegen bei einiger Erfahrung zweifelnde Erwartungen je zweier entgegengesetzten möglichen Fälle vorherzugehen. Diese Zweifel erscheinen jedoch auf dieser Stufe nicht in reflectirter Gestalt wie beim Erwachsenen der mögliche Erfolge und ungünstige Zwischenfälle berechnet, sondern sie werden wie alle Gemüthszustände, sobald sich ein äußerer Anhaltspunkt für sie finden läßt, nach außen projicirt: der Gegenstand erscheint als zweifelnd und unentschieden in seinem Benehmen gegen uns. So wird das Äußere überhaupt, weil es bald wohlthätig bald widerwärtig auf uns einwirkt, zuerst als ein Lebendiges, Handelndes vorgestellt und es prägt sich diese Auffassungsweise dem Kinde so fest ein, daß sie auch dann noch fortwährend in den selbstständigen Spielen des Kindes das Übergewicht behält, wenn der Gegensatz von Personen und Sachen, Lebendigem und Leblosem schon völlig hervorgetreten ist.

Die Ausbildung jenes Gegensatzes findet — wenn man auch zugiebt daß der Mensch an den Menschen schon durch einen verborgenen instinctmäßigen Zug seiner Natur gefesselt werde — ohne Zweifel eine bedeutende Hülfe an der Auffassung der äußerst vielseitigen Beweglichkeit welche die Menschengestalt sowohl im Ganzen als in ihren einzelnen Theilen zeigt. Durch diese Beweglichkeit übt das Lebendige gleich anfangs einen weit größeren Reiz aus, erweckt größeres Interesse, bietet weit mannigfaltigere Gelegenheit zur Beschäftigung dar als das Leblose, und besonders ist es der sanfte Glanz und die mäßige Bewegung des Auges, welche die Aufmerksamkeit des Kindes wie aller höher stehenden Thiere sogleich auf sich ziehen. Später ist natürlicher Weise die Sprache, selbst so lange sie noch sehr unbeholfen gebraucht wird, das vollkommen Entscheidende für jenen Gegensatz, indem sie die Überzeugung von der Gleichartigkeit der eigenen und fremden inneren Zustände als unzweifelhaft verbürgt. Hiermit verbindet sich die weitere Erfahrung daß die günstigen und wi-

derwärtigen Einflüsse der äußeren Dinge auf unsern eigenen Gemüthszustand größtentheils an die dazwischentretende Vermittelung der Personen geknüpft, von diesen abhängig sind. Die Befriedigung fast aller seiner Erwartungen und Wünsche, das Gelingen seiner spielenden Thätigkeiten, die Linderung seiner Schmerzen, die Freude seiner sinnlichen Genüsse, für Alles stellt sich dem Kinde der Erwachsene als Mittelsperson zwischen ihm selbst und der Außenwelt hin. Auf den Menschen übertragen sich deshalb die meisten jener Gefühle, er wird der äußere Beziehungspunkt in welchen sie sich hineinlegen und steht dadurch einerseits, wenn nicht ausschließlich doch vorzugsweise als Gegenstand der Neigung oder Abneigung und andrerseits als derjenige da, an welchen sich in den meisten Fällen die zweifelnden Erwartungen knüpfen und von welchem die günstige oder ungünstige Entscheidung derselben als abhängig betrachtet wird. Dies ist die allgemeine Grundlage auf welcher sich ethische Verhältnisse entwickeln können, denn es steht jetzt die Person der Person gegenüber, nämlich so, daß die eine gegen die andere eine gewisse Gesinnung (Neigung oder Abneigung) hegt und bei der andern eine bestimmte Gesinnung voraussetzt. Wodurch eine solche Voraussetzung begründet wird, ergiebt sich sogleich aus dem Vorigen, da ein allgemeines Bild der fremden Gesinnung gegen uns nichts anderes ist als das Gesammtresultat aller Gefühle, welche durch die Einwirkungen der Person auf uns entstanden, jene zum gemeinsamen Anknüpfungspunkt in unsrer Vorstellung haben; denn wie jedes einzelne Gefühl nach außen projicirt und als unmittelbar gegen uns selbst gerichtete Äußerung eines Fremden betrachtet wird — eine auffallende Bestätigung liefern die meisten Affecte, z. B. der Zorn, der oft auf die unverständigste Weise sich gegen alles Äußere richtet das sich gerade darbietet — so wird auch das Gesammtbild unsrer an irgend ein äußeres Object angeknüpften Gefühle in dieses selbst hineingelegt, als *sein* Wesen und *seine* Thätigkeit betrachtet

und es werden Erwartungen ähnlicher Äußerungen von seiner Seite dadurch begründet. Es darf hierbei nicht übersehen werden, daß sowohl die eigene Gesinnung gegen die andere Person als das Bild der fremden durchgängig auf Gefühlen beruht und daß hierin der Grund liegt, weshalb alles Sittliche aus Gefühlen hervorwachsen muß, denn es kann nur entstehen aus Verhältnissen zwischen Personen in Rücksicht ihrer gegenseitigen Gesinnung, diese Verhältnisse aber können, wie sich gezeigt hat, unmittelbar nur dem Gefühle sich kundgeben.

So unvollständig und veränderlich nun anfangs auch das Bild der fremden Gesinnung sein mag (denn in jedem Augenblicke können zu den alten Erfahrungen auf denen es ruht neue kommen, die entweder jenes Bild blos bestätigen und befestigen oder auf dasselbe modificirend einwirken oder ihm geradezu widersprechen), so erlangt es doch bald eine gewisse Gleichförmigkeit. Es geht in diesem Falle wie mit allen einmal befestigten und abgeschlossenen Vorstellungsweisen und Gewohnheiten: eine einzeln dastehende Erfahrung die ihnen widerspricht, kann sehr energisch störend auf sie wirken, aber ihre Wirksamkeit hinterläßt keine dauernden Folgen, sondern stumpft sich ebenso schnell ab als sie gekommen ist und läßt die im Gemüthe schon consolidirten Mächte so gut als ganz unangegriffen. Dies ist äußerst wichtig für die Erziehung, denn der Erzieher würde sonst stets befürchten müssen durch eine einzige Strafe, durch einen einzigen Mißgriff seine ganze Macht über den Zögling auf's Spiel zu setzen. Was dagegen durch die neuen Erfahrungen über das Benehmen der gegenüberstehenden zweiten Person immer besser erreicht wird, ist eine weitere Ausprägung jenes Gesinnungsbildes mit Rücksicht auf die jedesmal vorliegenden besonderen Umstände. Ist nämlich das Handeln dieser zweiten Person einigermaßen gleichmäßig und mit sich selbst übereinstimmend, so wird dadurch auch eine verhältnißmäßig sichere Voraussicht ihres Handelns sowohl als ihrer Gesinnung in gegebenen Fällen

und unter besondern Umständen möglich. Je entschiedener sie selbst auf uns gehandelt hat, desto bestimmter wird auch das Bild der Art und Weise wie sie unser auf sie bezügliches Handeln in jedem einzelnen Falle aufnehmen werde. Überdies werden die Erfahrungen die wir an einer uns gegenüberstehenden Person gemacht haben, nothwendig übertragen auf andere, wenn nicht neue Erfahrungen besonderer Art uns eines Anderen belehrt haben: das eine Bild der fremden Gesinnung das sich befestigt und ausgeprägt hat, wird zum Maßstabe aller übrigen Verhältnisse zu andern Personen.

Das Wesentliche für die Entwickelung des sittlichen Gefühls ist hierbei dies, daß das Bild der fremden Gesinnung, die Vorstellung eines bestimmten fremden auf uns selbst bezüglichen Willens in Verbindung mit der eigenen Gesinnung gegen die Person einen durchgreifenden Einfluß ausübt auf unsern eigenen Gedankenlauf, insbesondere auf unser Begehren und Wollen: die uns gegenüberstehende Person ist in unsrem eigenen Vorstellungsleben eine bestimmte Macht geworden, welche hemmend oder fördernd auf die Vorstellungsreihen einwirkt die uns beim Handeln leiten, sobald dieses Handeln in irgend einer Weise mit jener Person in Beziehung tritt oder auch nur zu treten scheint. Der Gedanke an die äußere Gewalt der Person, die rächend, strafend, zwingend in irgend einer Weise sich uns entgegenstellen könnte, wenn unser Handeln nicht die gebührende Rücksicht auf sie nähme, kann dabei gänzlich entfernt bleiben und gleichwohl der Gedanke an die Person unmittelbar auf unsre Willensbestimmung wirken, nämlich durch das ihm anhaftende Gefühl der Autorität, dessen sittlicher Charakter sogleich hervortritt, wenn der in ihm liegende Antrieb zum Handeln mit andern Antrieben, namentlich sinnlichen Begierden, in Streit geräth. Daß der fremde Wille für den eigenen bestimmend wird, darin liegt an sich nichts Sittliches, vielmehr ist die Handlung nur klug oder unklug je nach ihrer Angemessenheit oder Unangemessenheit zu ihm,

wenn er sich nämlich nur als drohende Gewalt darstellt welche die Handlung aus dem Gefühle der Furcht hervortreibt. Alles kommt hierbei darauf an *wie* und *wodurch* der fremde Wille für den unsrigen bestimmend wird: das Handeln zeigt nämlich sogleich einen ethischen Gehalt, obwohl nur erst von untergeordneter Art, wenn die Macht des gebietenden Willens über unser Herz entweder gar nicht oder doch vorzugsweise nicht auf einen dem Gemüthe äußerlich angethanen Zwang sich stützt, sondern auf eine in unserm Innern selbst ausgebildete und consolidirte Vorstellungsweise. Das Sittliche *dieser Stufe* der Bildung besteht in der Übereinstimmung des einzelnen Wollens (Handelns) mit einer von uns selbst in unserm Innern anerkannten allgemeinen Norm desselben, so daß gegen diese, die als gebietende Autorität erscheint, jede Neigung unsrem Particularwillen zu folgen zurücksteht, wenn dieser letztere auf anderweitige Motive gestützt mit ihr collidirt.

In diesem Sinne muß der *Gehorsam*, die Grundlage aller Erziehung, als die wahre Sittlichkeit und der Weisheit Anfang bezeichnet werden, die Unterwerfung des einzelnen Wollens unter die innerlich als bindend anerkannte Macht des Gesetzes das gegeben ist von einem Andern und getragen wird durch dessen Autorität. Der momentane Einzelwille oder Eigenwille stößt auf seinem Wege zur That an diese Autorität und wird von ihr zurückgetrieben. Geschieht dies nicht, trotzt die Handlung der gebietenden Autorität, so erscheint diese als verletzt und es wird dadurch unser Inneres mit sich selbst in Widerspruch versetzt; denn an die Vorstellung des Gethanen knüpft sich dann unauflöslich die andere, daß es hätte unterbleiben sollen und so wird jene durch diesen fortwährenden Streit beider der Sitz des unangenehmen Gefühls der *Reue*. Dieses letztere als solches ist kein sittliches Gefühl, denn es muß sich ganz in derselben Weise und aus denselben Gründen auch dann einstellen, wenn die Handlung blos gegen ein Gesetz der Klugheit verstoßen hat. Sittlich ist die Reue nur

insofern sie das Bild der fremden Gesinnung das in uns als allgemein gebietende Macht, als Autorität lebt, zu erneuerter und um so lebendigerer Anerkennung bringt je schwerer es beleidigt war. Dazu aber daß der fremde Wille in uns als Autorität auftreten könne, ist erforderlich daß er unser Vertrauen genieße, daß wir an seine höhere Einsicht und seine Liebe glauben: sittlicher Gehorsam ist nur möglich unter der Bedingung des religiösen Glaubens. So kann jeder Erzieher nur durch den Besitz der Autorität fähig werden sittliche Bildung hervorzurufen, Autorität hat er aber nur dann, wenn er außer der Gewalt auch Vertraüen genießt, und dieses kann wiederum von ihm nur dadurch vollkommen befestigt werden, daß er die Förderung fremder Thätigkeit durch seine eigene vielseitig fühlbar macht, ähnliche Erwartungen für die Zukunft erweckt und aus dieser Summe von Gefühlen, die mit der Vorstellung seiner Person stets vom Andern reproducirt wird, sowohl ein Bild seiner Gesinnung als auch eine entsprechende eigene Gesinnung des Andern gegen ihn sich erzeugen läßt. Es würde nicht schwer sein aus den vorstehenden Andeutungen die weitere Beschaffenheit desjenigen religiösen Glaubens abzuleiten welcher die psychologische Bedingung der Möglichkeit für die sittliche Erziehung des Menschen befriedigt; so interessant eine solche Untersuchung aber auch sein mag, so ist es doch hier vielmehr unsre Aufgabe die weitere Ausbildung der sittlichen Gefühle zu verfolgen.

Statt des Gefühles der Achtung vor dem Gesetze und dem Geber desselben, welches wir im Obigen als das erste und ursprünglichste nachzuweisen gesucht haben das einen ethischen Charakter an sich trägt, kann man versucht sein vielmehr das Mitgefühl, die Sympathie des Menschen mit dem Menschen als die praktische Grundlage des Sittlichen zu betrachten. Zwar kann nicht in Abrede gestellt werden, daß das Mitgefühl häufig und schon sehr frühzeitig den sittlichen Vorstellungen einen gewissen Nachdruck giebt, daß es jedoch seinem

Ursprunge nach nicht rein sittlicher Natur ist, ja nicht einmal eine rein psychische Entstehung hat, sondern überall wo es nicht mit dem reinen Wohlwollen zusammenfällt, ein gemischtes Gefühl ist, ergiebt sich aus folgender Betrachtung.

Wie beim natürlichen Menschen der nicht gelernt hat sich zurückzuhalten und seine inneren Regungen zu verbergen, jede heftigere Aufwallung des Gefühls und jede lebhaftere angenehme oder unangenehme Empfindung von einem entsprechenden Ausdruck des Gesichts, entsprechender Körperhaltung und Gliederbewegung begleitet ist, so findet er auch, wenn er die letzteren an Andern bemerkt, leicht zu einer gewissen Mimik die entsprechenden psychischen Zustände. Es scheint dies seine Ursache darin zu haben, daß die Gesichtsvorstellung von der Physiognomie die sich darstellt, beim natürlichen Menschen eine instinctmäßige Nachahmung erzeugt, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß Gesichtsausdruck und Körperhaltung, wenn sie ungewöhnlich und auffallend sind, ja sogar Bewegungen lebloser Gegenstände, wenn man sie mit Interesse verfolgt, unwillkürlich von uns nachgeahmt und durch ähnliche physiognomische Veränderungen oder sonstige Gliederbewegungen begleitet werden. Wie nun unsre eigenen gemüthlichen Regungen einen entsprechenden Ausdruck der Gebehrde erzeugen, so ruft auch die Gebehrde welche in einem vorliegenden Falle durch instinctmäßige Nachahmung entsteht, die Vorstellung des entsprechenden Gemüthszustandes hervor, da beide schon frühzeitig und innig miteinander associirt werden. Auf diese Weise wird es uns möglich aus der äußeren Darstellung innerer Zustände diese selbst zu erkennen, aber es kann dieses Erkennen nie weiter gehen als unsre eigene Erfahrung reicht, wir vermögen den Ausdruck fremder Gemüthslagen nur nach der Analogie unsrer eigenen inneren Erlebnisse zu deuten. Diese bloßen Bilder fremder Gemüthszustände nun wirken auf uns in einer Weise ein die in vielen Fällen unmittelbar an unsern eigenen leiblichen Zuständen zu Tage kommt, sie gewinnen einen directen

Einfluß auf unser leibliches Befinden. Das Anschauen fremden Leidens, des physischen wie des psychischen, verursacht eine Nervenaffection von ganz eigenthümlicher Art. Es bleibt nicht bei dem bloßen Vorstellungsbilde, sondern dieses verursacht einen organischen Reiz, welcher sich nicht selten über das gesammte Nervensystem verbreitet. Wie gewaltig und unmittelbar dieses ergriffen werden kann, zeigt sich z. B. an der Mittheilung epileptischer Zufälle durch das Gesicht, an der Ohnmacht in welche der Zuschauer bei einer Operation bisweilen verfällt u. dergl. So wird ein reizbares Nervensystem oft zur Hauptquelle eines sogenannten guten Herzens, und wenn auch eine solche Reizbarkeit oft Handlungen erleichtert die einen sittlichen Charakter zu haben scheinen, so muß doch von ihrem sittlichen Werthe jedenfalls so viel wieder in Abzug gebracht werden als der sinnlichen Erregung zuzuschreiben ist.

Es wird hieraus einleuchtend daß das Mitgefühl, insoweit es nicht ein reines Wohlwollen ist, noch gar nicht ein sittliches Gefühl genannt werden darf, denn in vielen Fällen liegt ihm ebensosehr oder in noch höherem Grade eine physiologische Ursache, wenn auch oft völlig unbewußt zum Grunde als ein wahrhaft ethisches Motiv, das nur auf rein psychologischem Boden erwachsen kann. Es entspringt z. B. die Wohlthätigkeit, abgesehen von andern Motiven, gewöhnlich aus einem gemischten Gefühle dieser Art, so daß oft das Bestreben eine eigene unangenehme Empfindung oder ein unbehagliches Gefühl sich zu erleichtern oder zu beseitigen die Ursache der Erleichterung fremden Leidens wird. Von derselben Art der Sympathie hängt nicht selten der Grad des herzlichen Antheils ab den wir an Andern überhaupt nehmen, und ohne Zweifel wirken namentlich auf das Verhältniß der Mutter zum Kinde dergleichen physische Einflüsse wesentlich mit. Die Natur durfte in Verhältnissen die für das Gedeihen und die Fortbildung des Menschengeschlechtes im Ganzen von so hoher Wichtigkeit sind, nicht auf die sittliche und in-

tellectuelle Entwickelung der Einzelnen warten; denn das Geschlecht würde sich zu Grunde gerichtet haben bevor es zu einer solchen Entwickelung hätte kommen können.

Es hat sich im Vorigen gezeigt, wie zu der eigenen Gesinnung gegen den Andern und zu dem Bilde seiner Gesinnung gegen uns, dessen Entstehung wir früher betrachtet haben, noch Bilder fremder Gemüthslagen kommen welche wir im Gesichtsausdrucke lesen noch bevor uns die Sprache ein genaueres Verständniß über sie eröffnet. Diese drei Elemente sind zur weiteren Ausbildung des sittlichen Gefühls wesentlich, und es verbindet sich mit ihnen noch die Erfahrung, daß wir durch unser Handeln ebenso einen Einfluß auf die Gemüthszustände Anderer auszuüben vermögen wie sie selbst durch ihr Handeln auf die unsrigen. Erst mit dieser Vorstellung des Eingreifens in das Innere einer fremden Persönlichkeit, welche sich deutlicher noch ausprägt beim unbetheiligten Zuschauer fremden gegenseitigen Handelns als bei demjenigen der selbst handelt oder die unmittelbare Macht fremden Handelns an sich erfährt, ist uns ein vollständiges Bild eines Verhältnisses unter Personen gegeben. Es bedarf hier nur der Erinnerung an die gespannte Aufmerksamkeit und das absorbirende Interesse mit welchem Kinder lebhafteren, wenn auch großentheils für sie unverständlichen Unterhaltungen der Erwachsenen folgen: sie lesen die inneren Regungen und gegenseitigen Verhältnisse der Personen, die in der cultivirten Gesellschaft so selten klar und offen zu Tage kommen, selbst bis in ihre feineren Nüancen herab im Gesichtsausdruck und den Gebehrden, und erweitern so unbewußter Weise ihre Kenntniß dessen was die Grundlage der Entwickelung ihres sittlichen Urtheils werden muß.

Eine solche Erweiterung der Welt- und Menschenkenntniß läßt sich aber nur erwerben indem wir vielfach selbst in die Verwickelung der Verhältnisse mit hineingezogen werden. Es entstehen für uns eine große Menge von Verhältnissen zu

Personen, deren Anknüpfung nicht nur ganz unwillkürlich geschieht, sondern auch vor jeder Möglichkeit über sie zu reflectiren sich so befestigt, daß wir großentheils in unsrem Betragen durch sie gefesselt und beherrscht werden: wenn der Mensch fähig wird über sich selbst, seine äußere und innere Lage zu denken, findet er sich vor als ein Product fremder Thätigkeiten und Einflüsse der mannigfaltigsten Art; besonders sind es bestimmte Personenverhältnisse welche die stärksten Einwirkungen auf alle Regungen und Bewegungen seines Innern ausüben. Andere haben sich in ihn hineingelebt, jeder auf seine eigenthümliche Weise, jedem Bilde einer Person entspricht eine gewisse, meist sehr complicirte und ebensowenig vollkommen klare als gleichmäßige Gemüthslage von seiner Seite, jedes tritt als eine bestimmte Macht in seinem Inneren auf die mehr oder weniger fest gewurzelt ist. Die ursprüngliche vollständige Unabhängigkeit von den Einflüssen Anderer ging nothwendig schon mit dem ersten Ansatze zu menschlicher Bildung und Gesittung verloren, und sie wieder zu gewinnen wäre daher ebensowenig wünschenswerth als möglich. An ihre Stelle ist eine unendliche Abstufung persönlicher Verhältnisse getreten, die sich mit jedem Tage noch weiter entwickelt, ausprägt, umgestaltet, und wir sind schon in früher Zeit im Stande diese verschiedenen Grade gegenseitiger innerer Abhängigkeit auch in den Beziehungen wieder zu erkennen in welche wir Andere zueinander treten sehen.

Am unmittelbarsten und auffallendsten pflegt beim unverdorbenen Kinde das Gewissen sich geltend zu machen im Gefühl der Unsittlichkeit der Lüge, und zwar am stärksten dann, wenn das Verhältniß zu der belogenen Person ein Verhältniß der Achtung und des hingebenden Vertrauens ist. Möglich wird nämlich die Lüge wie jede unsittliche Handlung nur dadurch, daß ein einzelner Antrieb, in unsrem Falle Furcht vor Strafe, oder wenn die Lüge bösartiger ist, positiv eigennützige Zwecke über die man Andere zu täuschen hofft,

ein momentanes Übergewicht erhält über diejenigen, welche als allgemeingültig anerkannte und befestigte Mächte darauf Anspruch machen unser Gemüth zu beherrschen: es besteht die Unsittlichkeit in dem Widerspruche unsres einzelnen Handelns (Wollens) gegen das was abgesehen von jedem einzelnen Falle als Regel des Handelns überhaupt von uns anerkannt ist. (Es braucht für Denkende nicht bemerkt zu werden, daß hiermit eine Bestimmung des Begriffes der Sittlichkeit als solcher nicht gegeben ist und nicht gegeben sein soll, sondern daß es uns hier nur um die ersten Anfänge sittlicher Bildung im Gefühl zu thun ist.) Wie solche allgemeine Regeln entstehen ist im Obigen nachgewiesen worden: es ist das Bild der gegenüberstehenden Person und unser gesammtes in jenem Bilde angeschautes Verhältniß zu ihr, welches uns bei jeder auf die Person bezüglichen Handlung entgegentritt und als allgemeine Regel für dieses Handeln sich geltend macht. Deshalb gebietet jenes unwillkürlicher Weise uns entstandene Bild in Form des Gewissens als allgemeine Macht in uns und wird zum Richter über unser Handeln. Was insbesondere die Lüge betrifft, so kommt bei ihr außer dieser Verletzung des Gesetzes das uns durch die befestigte Macht eines persönlichen Verhältnisses gegeben ist, noch der hiervon ganz unabhängige Widerspruch hinzu in den sich der Mensch mit sich selbst setzt. Der Lügner redet anders als er denkt und gleichwohl weiß er recht wohl was er redet, er denkt und spricht aus was er sich gleichzeitig in seinem Denken ableugnet. Dieses in sich selbst widersprechende Denken ist es, das absichtlich festgehalten wird, und daher muß die Lüge auch wo sie kein persönliches Verhältniß verletzt, das Bewußtsein als mit sich selbst entzweit erscheinen lassen, es muß sich seine eigene Nichtigkeit und Gehaltlosigkeit eingestehn. Offenheit und Wahrheit in Wort und That kann daher als eine sittliche Vorzüglichkeit gar nicht betrachtet werden, wenn man nicht sittliche Verdorbenheit des Menschen für dessen na-

türlichen Zustand gehalten wissen will; wer jene übt zeigt nur daß er sich selbst nicht verachtet.

Die Sittlichkeit ist von der Sitte abgeleitet, sie ist zunächst die Folgsamkeit des Einzelnen gegen diese allgemeine Macht. Die Praxis des gewöhnlichen Handelns darf hierbei nur nicht verwechselt werden mit der Sitte, die in den Gemüthern der Menschen wohnt und über jene richtet. Die Sitte umfaßt sowohl die Sphäre des Rechts als die der Schicklichkeit und der Moralität, aber sie stellt diese drei Factoren stets in ein eigenthümliches Verhältniß zueinander, welches sich so zu gestalten pflegt, daß in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft jene Factoren sowohl unter sich eine verschiedene Rangordnung eingehen als auch einzeln genommen eine andere Art der Ausprägung erfahren. Jeder Einzelne nun wird in einem bestimmten geselligen Kreise geboren und wächst in ihm auf. Es werden innerhalb desselben an ihn von allen Seiten die Ansprüche gemacht welche die geltende Sitte mit sich bringt, er sieht dieselben Ansprüche von Andern unter sich erhoben und ihr Benehmen stets nach ihnen beurtheilt, und wenn er auch die Praxis des Lebens vielleicht weit schlaffer und nachlässiger findet als jenen allgemein gestellten Anforderungen nach zu erwarten gewesen wäre, so kann ihm auf der andern Seite doch nicht entgehen, daß die Handlungen welche sich den Vorschriften der herrschenden Sitte nicht fügen wollen, sich wenigstens scheuen müssen an's Licht zu treten. Selbst da also hört die Sitte nicht auf als mächtige Autorität erkannt zu werden und zu wirken wo die Mißbilligung, Verachtung oder Strafe ausbleibt welche durch ihr Gebot der einzelnen That bestimmt war.

Das Mittel durch welches die Sitte hauptsächlich in Form der öffentlichen Meinung auf die Moralität des Einzelnen wirkt, ist das Ehrgefühl. Der innere Gehalt den jeder Einzelne besitzt, wird ihm selbst erst völlig objectiv dadurch, daß er sich in den Andern anschaut. Im Betragen Anderer

gegen ihn kommt ihm von allen Seiten sein eigenes Bild entgegen; denn das Handeln Anderer in Beziehung auf ihn zeigt sich wesentlich modificirt durch das Bild das diese Andern von seiner Persönlichkeit erhalten und festhalten, und durch jenes Handeln Andrer auf ihn entsteht daher ihm selbst erst ein bestimmtes Bild seiner eigenen Person. Steht nun dieses im offenen Widerspruch mit dem Gesetze der Sitte, das von uns selbst anerkannt und als von Andern allgemein anerkannt gewußt wird, so kommt zu der eigenen Mißbilligung noch das Bild des durchgängig verwerfenden Urtheils von Seiten Anderer, dessen Wirksamkeit um so mehr erhöht werden muß je unverschleierter und vielseitiger es auf uns eindringt und je vollständiger es durch das eigene Urtheil über uns selbst noch bestätigt wird. Der Werth welchen ein Mensch auf das ehrende Urtheil Anderer legt, wächst in dem Grade in welchem er nach außen lebt, sich selbst nur in Andern anschaut und nur auf diese mittelbare Weise für sich selbst objectiv wird. Wer dagegen für sich selbst etwas Anderes ist als ein solcher Reflex der ihm von Andern zurückgeworfen wird, wird dadurch in dem Grade in welchem er dies ist, von den Antrieben der Ehre frei, aber es kann diese Freiheit ebensowohl die schamlose Menschenverachtung des Verbrechers sein als die charaktervolle Selbstständigkeit des Weisen.

Wen das Ehrgefühl durchgängig im Handeln bestimmt, der muß sich überall den Ansichten und Vorurtheilen des Gesellschaftskreises fügen, dessen Meinung über ihn selbst sein Lebenselement und die einzige Art der Existenz ist welche er für sich selbst als wesentlich betrachtet. So wichtig daher dieses Gefühl auch ist für die sittliche Bildung des Menschen und so richtig in demselben ausgesprochen liegt, daß der Einzelne nur in seiner Beziehung auf die Gesammtheit und durch seine Wechselwirkung mit ihr einen Werth erhält, so kann doch gerade aus der fügsamen Nachgiebigkeit gegen die allgemeine Meinung, durch welche der Einzelne seine Selbstständigkeit

einbüßt, das Unsittlichste entspringen. Wenn es daher auch anerkannt werden muß, daß durch das Ehrgefühl ein guter Grund für die sittliche Entwickelung gelegt wird, so darf diese doch nicht bei demselben allein stehen bleiben, sondern muß zur bestimmten und festen, vom Urtheile der Menge unabhängigen Ausprägung des sittlichen Gefühls an einzelnen besondern Personenverhältnissen fortgehen. Hierher gehören vor Allem das Rechtsgefühl, die Billigkeit und die Dankbarkeit.

Das Zusammenleben der Menschen erfordert gegenseitige Nachgiebigkeit, deren unerläßliche Bedingung darin besteht, daß der Einzelne seine Begierden zu beherrschen im Stande sei: dies also muß bis auf einen gewissen Grad wenigstens gelernt sein ehe an Sittlichkeit gedacht werden kann. Jede Accomodation eines fremden Willens an den unsrigen erregt in uns ein Wohlgefühl, erscheint als Wohlthat, sobald wir die Erfahrung gemacht haben daß der fremde Wille dem unsrigen auch widerstehen könne und deshalb in uns ein Zweifel aufgestiegen ist ob er unser eignes Streben hindern oder begünstigen werde. Indem nun, wie früher erörtert, jenes Gefühl auf die Person projicirt wird, sich an sie anheftet, tritt der Gedanke an diese, besonders wenn das Gefühl sich durch öftere Wiederholung unter verschiedenen Umständen verstärkt hat, für alles Handeln von unsrer Seite das auf jene Person voraussichtlich einen gewissen Einfluß ausüben wird, als allgemein bestimmendes Gesetz auf; denn mit dem Bilde unsres künftigen Handelns, das uns mit dem Wollen entsteht, reproducirt sich auch das Bild der Person und unsres Verhältnisses zu ihr. Das Gesetz des Handelns welches uns durch das Bild des Personenverhältnisses gegeben ist, kann hierbei in Streit gerathen mit anderweitigen Antrieben. Mögen diese Antriebe und ihre Befriedigung an sich noch so unverfänglich sein, dem Bilde der Person, welches unabhängig von ihnen dasteht und ein gewisses Handeln fordert oder verbietet, müssen

sie weichen, wenn nicht unser Inneres sich mit sich selbst in Widerspruch versetzen und durch den Conflict der vorgestellten Handlung mit dem Bilde der Person das unabweislich an sie geknüpft ist, die Erfahrung der Reue machen soll. Als sittlich oder unsittlich erscheint auch in diesen Fällen eine Handlung nur durch die Vergleichung mit einem für unser Wollen als allgemein von uns anerkannten Gesetze, das zuerst eben so unwillkürlich als unbewußt in uns entsteht blos in Form eines Bildes einer bestimmten Person und unsres Verhältnisses zu ihr. Als innere Verbindlichkeit und Gesetz wird dieses Bild erst gefühlt und kommt uns als solches zum Bewußtsein durch jenen Conflict in den es mit andern Antrieben geräth. Dies bleibt wesentlich dasselbe beim Gefühle des Rechts, der Billigkeit und der Dankbarkeit; was bei ihnen verschieden ist liegt nur in der besonderen Art und Weise auf welche das Gesetz seine Anforderung an uns ausspricht und, wenn wir tiefer gehen, in der specifischen Beschaffenheit des Personenverhältnisses selbst, aus welchem uns die Verbindlichkeit erwachsen ist.

Das Gefühl der Dankbarkeit unterscheidet sich von dem des Rechts und der Billigkeit vor Allem dadurch, daß es auf die ganze Person und deren Gesinnung gerichtet ist, während die letzteren sich nur auf einzelne Handlungen derselben beziehen, die Gesinnung dabei aber sogar gleichgültig bleibt aus welcher die Handlungen hervorgingen. Dankbarkeit kann nur entstehen wo eine durchgängig wohlwollende Absicht des fremden Handels in Rücksicht auf uns vorausgesetzt wird. Die Erkennung des Wohlwollens, welche nur da mit vollkommener Sicherheit möglich ist wo der Erfolg der Absicht entspricht und weder äußerer Zwang zum Handeln oder rechtliche Verbindlichkeit noch sonstige Motive zu demselben uns sichtbar werden, verpflichtet unmittelbar zur Dankbarkeit; denn das Wohlwollen besteht in der Hingebung des Willens und hiermit der gesammten Thätigkeit einer Person an eine andere

ohne allen Vorbehalt, in dem Eingehen einer Person in das Innere einer andern so weit dies möglich ist, so daß beide nun nicht mehr von zwei Willen und Gesinnungen beherrscht werden die einander entgegenstreben und in ihren äußeren Thätigkeiten wider einander stoßen, sondern innerlich und deshalb auch äußerlich in ihrer Erscheinung Eins sind, sich gegenseitig fördernd und ergänzend in einander greifen und durch diese Zusammenstimmung gleichsam eine einzige Seele darstellen die zwei Wesen belebt und sie in demselben Sinne in Thätigkeit setzt. Das überall hülfreich entgegenkommende Wohlwollen räumt die Hindernisse und Hemmungen die sich unsrem Streben nach irgend einer Richtung hin in den Weg zu stellen drohen, im voraus hinweg. Wie sich der fremde Wille durch dasselbe zu dem unsrigen macht und mit ihm vereinigt, so muß auch unser Wille, in demselben Maaße als jenem dies gelingt, sich ihm hingeben und wirklich sich mit ihm Eins fühlen. Wir eignen uns den fremden Willen nur an in so weit er sich uns darbietet und halten die Einheit unsres eignen Willens mit ihm fest: die Dankbarkeit ist nichts Andres als das Gefühl dieser durch die Erkennung des uns entgegengekommenen Wohlwollens hervorgebrachten Einheit, insofern nun auch unser Wille dem andern entgegenkommt, wie dieser vorher dem unsrigen, sich nun wirklich mit ihm Eins weiß und sich auch seinerseits ihm wieder hingiebt. Sie ist das Gefühl der Einheit beider Willen nur von unsrer Seite her angesehn und festgehalten, während vorher nur die Hingebung des fremden Willens an den unsrigen hervortrat. Wie diese Einheit als Gesetz für unsre Entschließungen und Handlungen erscheinen und auf sie bestimmend oder doch modificirend einwirken könne, bedarf hiernach keiner weiteren Auseinandersetzung.

Das Rechtsgefühl pflegt sich am entschiedensten und sogar durch Affecte auszusprechen bei grober Verletzung des Rechts. Wenn eine einzelne Leistung von Seiten eines Andern, bestehe

sie nun in einem bloßen Nachgeben oder in einer positiven Anstrengung, nur unter der ausdrücklichen Bedingung einer gewissen Gegenleistung unternommen wird, so knüpft sich bei beiden Personen welche auf diese Weise in ein Rechtsverhältniß zueinander treten, an die Vorstellung der Leistung von der einen Seite die Vorstellung des bestimmten Willens zur Gegenleistung von der andern. Diese Verknüpfung ist so fest, daß mit der einen von beiden immer auch die andere wegfällt, die eine ist der stete Beziehungspunkt der andern und diese andere kann gar nicht von uns gedacht werden außer als nothwendige Folge der ersten. Ist nun diese Leistung von der einen Seite wirklich ausgeführt worden und es wird der Wille zur Gegenleistung einseitig wieder aufgehoben, oder ist er wie beim Betrug, von vornherein gar nicht vorhanden, obgleich er vorgespiegelt wird, so sträubt sich das Rechtsgefühl gegen diesen Widerspruch des Menschen mit sich selbst, dessen Zulassung oder Auflösung lediglich vom Willen abhängt. Die geschehene Leistung deren Existenz als bedingt gedacht werden soll durch die künftige Gegenleistung, kann nicht wieder ungeschehen gemacht und überhaupt auf keine Weise zurückgenommen werden; gleichwohl ist die Bedingung ihrer Existenz nicht erfüllt und kann nicht erfüllt werden außer durch die wirkliche Gegenleistung selbst. Durch das Versprechen der letzteren haben wir unsrem Willen ein Gesetz gegeben und ausdrücklich anerkannt daß derselbe von nun an in gewisser Rücksicht gebunden sei. Die Verletzung dieses Gesetzes ist das Unrecht, welches noch stärker hervortritt wo es sich durch seine Verbindung mit der Lüge zum Betruge steigert. Die Größe der Unsittlichkeit kann hierbei nicht nach der Größe des Schadens gemessen werden den der Andere leidet, sondern nur nach dem Grade der Klarheit des Bewußtseins über die verbindende Kraft des Gesetzes; denn nur von diesem ist das entstehende Gefühl der Unsittlichkeit abhängig. Sind Menschen so ungebildet daß eine bewußte

Anerkennung des Gesetzes bei ihnen gar nicht stattfindet, so handeln sie weder sittlich noch unsittlich, sondern wirken aufeinander als bloße Naturgewalten.

Ein rechtlicher Zustand der Gesellschaft kann nur entstehen und erhalten werden, wenn die überwiegende Mehrzahl die Einsicht gewonnen hat, daß jeder Einzelne, wer er auch sei, für sich schwach ist und zum Gelingen seiner Thätigkeiten der Hülfe und des Schutzes Anderer gegen Natur und Menschen bedarf. Würde der Einzelne in seinen Thätigkeiten sich durch die rechtliche Ordnung mehr gehindert und beschränkt als gefördert finden, so müßte er ein absoluter Feind dieser Ordnung sein, welche von ihm wie von jedem Andern der ein Glied der Gesellschaft sein will, fordert daß er eine gewisse Beschränkung seiner Willkür zum Besten der Übrigen, wie diese zu seinem Besten, sich gefallen lasse und anerkenne. In dieser Anerkennung der Nothwendigkeit seine Wirkungssphäre zu begrenzen wächst jeder auf der in einem geordneten Staate geboren wird, denn von allen Seiten kommt ihm die Forderung sich der eingeführten geselligen Ordnung zu fügen mit imponirender, nöthigenfalls auch zwingender Autorität entgegen, und es liegt hierin ein wichtiger Theil der Erziehung, der sich besonders bei den niederen Ständen durch den natürlichen Druck unter welchem sie stehen, zum großen Theile von selbst zu machen pflegt, während er nur bei den höheren und höchsten bisweilen sogar so weit vernachlässigt wird, daß ein Traum von unabhängiger Willkür entstehen kann, welcher das tiefere Einwurzeln und energische Auftreten fast aller moralischen Gefühle im späteren Leben erschwert. In der dem Staatsbürger ganz geläufigen Einsicht in die Nothwendigkeit bis auf einen gewissen Punkt nachzugeben und Andern ebenso einen freien Raum für ihr Handeln zuzugestehn wie uns selbst von ihnen ein gewisser Thätigkeitskreis zugesichert wird, der ausschließlich von unsrem Willen beherrscht wird und keinen Eingriff von Seiten eines fremden

Willens zu dulden braucht — in dieser Einsicht liegt die gegenseitige Anerkennung der Person überhaupt, welche uns im Rechtsverhältniß gegenübersteht und in Beziehung auf welche allein ein solches möglich ist. Daher wird unser Rechtsgefühl durch Alles empört wodurch factisch bewiesen wird, daß eine solche Anerkennung nicht stattfinde, denn es wird durch dergleichen Handlungen zwar kein einzelnes Recht verletzt, aber die Basis und die Möglichkeit des Rechts selbst wird aufgehoben, es wird die Existenz des Rechtssubjectes vernichtet oder gefährdet. Es gehören hierher z. B. der Mord, die Sclaverei, das Duell. Man hat Naturrechte erdichtet und dem Menschen, obgleich schon der Sprachgebrauch sich sträubte, ein Recht auf Leben, auf den Gebrauch seiner Glieder, auf geistige Ausbildung und dergl. zugeschrieben um das Gefühl des Unrechts erklären zu können das im Falle eines willkürlichen Raubes dieser Güter uns entsteht, aber es sind alle Forderungen dieser Art nicht Rechte, sondern entweder Bedingungen der Möglichkeit des Rechts überhaupt oder ethische Aufgaben deren Berücksichtigung der Gebildete von der Rechtsgesellschaft verlangen muß, weil alles Recht ebenso die Vorschule der Sittlichkeit sein, dieser den Boden bereiten soll, wie es seinerseits aus keiner andern Wurzel als aus moralischem Bedürfniß erwachsen kann.

Was die Billigkeit (die gleichmachende Nemesis) betrifft, so hat das Gefühl für sie denselben Ursprung wie das Rechtsgefühl nur mit dem Unterschiede, daß die Vorstellung der Bereitwilligkeit zur Gegenleistung nicht so eng und unabweislich wie bei jenem mit der Vorstellung der vorausgegangenen Leistung des Andern verknüpft ist, weil ein ausdrückliches Versprechen jener Bereitwilligkeit nicht stattgefunden hat. Die Billigkeit der Vergeltung steht daher in Rücksicht der Gesinnung welche sie kundgiebt, in der Mitte zwischen dem Rechte und der Dankbarkeit. Die Verwechselung derselben mit dem ersteren, dessen Entscheidung im einzelnen Falle sowohl der

Billigkeit als dem Wohlwollen widerstreiten kann, ist häufig und hat zu dem bekannten Spruche: summum jus summa injuria die Veranlassung gegeben.

Durch bloße Belehrung würden sich alle diese Gefühle dem Menschen nicht anbilden lassen, denn die sittliche Lehre kann er nur sich aneignen, wenn sie ausspricht was er wenigstens theilweise schon in sich erfahren hat: daher die gänzliche Nutzlosigkeit der meisten paränetischen Reden über Lebensverhältnisse deren Gewicht noch ganz unbekannt ist. Sie dienen wie so viele andere fast nur zur Befriedigung des Redners. Weit wirksamer dagegen muß das Beispiel sein, da uns durch dasselbe mit der Anschauung des fremden gegenseitigen Handelns zugleich die fortlaufende Kette der Gemüthslagen gegeben wird welche diesem Handeln entsprechen. Unsre Erfahrung kann also auf diese Weise positiv erweitert werden, ja in manchen Fällen kann ein Personenverhältniß nur da rein aufgefaßt werden wo wir selbst nicht betheiligt sind. So bedeutend aber auch von dieser Seite her die sittlichen Gefühle gestärkt und abgeklärt werden können, so lassen sie sich doch ursprünglich nur dadurch erwecken, daß dem Menschen Gelegenheit gegeben wird die Macht des Sittlichen unmittelbar in sich selbst zu erfahren. Sähe sich jemand von Jugend auf nur als Mittel zu fremden Zwecken gebraucht und von Andern entweder ganz verlassen wo er ihrer Hülfe bedürfte oder, wenn nicht mit treuloser List, doch mit vollständiger Rücksichtslosigkeit behandelt, so würden sittliche Regungen in ihm nicht entstehen, sondern er würde ohne darüber sich einen Vorwurf machen zu können einen natürlichen unbefangenen Abscheu und Haß gegen Einzelne hegen und Alle mit mißtrauischer Klugheit betrachten. Jeder Mensch stellt, abgesehen von der späteren Selbsterziehung die er etwa an sich vollbringt, nothwendig eine der unendlich vielen Mittelstufen zwischen den beiden Extremen dar, welche resultiren würden wenn seine moralische Entwickelung unter einer ununterbro-

chenen Reihe durchaus günstiger oder durchaus ungünstiger Einflüsse von Seiten Anderer stände.

Es ist noch übrig die Entstehung des Wohlwollens nachzuweisen. Rein kann dieses nur da auftreten, wo weder ein Gefühl der Verbindlichkeit zu Gegenleistungen für früher erfahrene Förderungen der eigenen Thätigkeit oder eine Erwartung der Vergeltung, selbst einer solchen durch die bloße Gesinnung der Dankbarkeit, in uns wirksam ist, noch ein Interesse am Gegenstande der fremden Thätigkeit als solchem oder ein aus anderer als ethischer Quelle entsprungenes Wohlgefallen an der Person sich einmischt. Sehr selten, ja vielleicht unmöglich ist namentlich das Letztere, die völlige Freiheit des Wohlwollens vom allem ästhetischen und sinnlichen Interesse; sehr häßlichen oder sonst durch ihr Äußeres abschreckenden Menschen wendet es sich nicht ohne Schwierigkeit zu. Das Kind hat lange Zeit hindurch mit seiner vielfachen Hülfsbedürftigkeit auf der einen und mit seinen ungezügelten Begierden auf der andern Seite zu sehr zu kämpfen als daß es sich zu einem unintereſſirten Wohlwollen erheben könnte, und auch der Erwachsene bedarf hierzu, selbst wenn sein Gemüth ungestört und der Kampf mit dem äußeren Leben überwunden oder zurückgetreten ist, der Unterstützung und Belebung durch andere Gefühle.

Das Wohlwollen unterscheidet sich von den zuletzt betrachteten sittlichen Gefühlen wesentlich dadurch, daß es nicht wie diese aus einer Verbindlichkeit entspringt die uns in Folge gewisser Handlungen oder Gesinnungen Anderer gegen uns erwächst, sondern frei und unabhängig von dergleichen Voraussetzungen lediglich aus dem Bilde der Gemüthslage des Andern hervorgeht, insofern sie unter dem Einflusse unsres Willens steht oder auch durch das bloße Kundgeben unsrer Gesinnung modificirt werden kann. Das Recht forderte die Anerkennung des fremden Willens und der uns gegenüberstehenden Person überhaupt welcher er angehört, das Wohl-

wollen begnügt sich nicht damit den fremden Willen ungestört bestehen zu lassen, sondern strebt ihn durchgängig zu fördern, es geht vom Bewußtsein der berechtigten Getrenntheit beider Willen zum Bewußtsein der höheren Einheit fort von welcher beide umfaßt und zusammengehalten werden sollen, ohne daß jedoch dem einen von ihnen Zwang angethan würde durch den andern. Das Wohlwollen strebt nach der Wiederaufhebung jener Trennung in welcher die starren Rechtssubjecte beharren und es liegt in seiner vollständigen Erweiterung zur Allgemeinheit die Einsicht in die innere Einheit des Wesens aller Menschen. Der Wohlwollende sieht im Andern sich selbst, nicht aber wie der Ehrgeizige der sich selbst nur das ist und gilt als was er sich in den Andern anschaut, welche ihm als Andere gegenüberstehend bleiben und für ihn nur als dieser Spiegel seiner selbst einen Werth haben, sondern so, daß er die andern Personen gar nicht von sich unterscheidet, indem er ihre Bestrebungen unmittelbar zu den seinigen macht.

Wohlwollende Gesinnung überhaupt kann nur entstehen, wenn wir an uns selbst wohlthuende Einwirkungen Anderer auf unsere Gemüthslage erfahren haben. Wie wir selbst durch die hingebende Theilnahme die uns gezeigt wird, das Gefühl des vollen Einverständnisses mit dem Andern erhalten, das sich als Dankbarkeit darstellt, so ruft in uns auch das bloße Bild einer solchen Übereinstimmung das uns durch das Anschauen fremden Handelns gegeben wird, das Bild jenes Gefühles zurück, da alle fremden Gemüthslagen von uns nicht allein ganz nach der Analogie unsrer eigenen vorgestellt werden, sondern auch diese Vorstellung derselben selbst unmittelbar auf die unsrige einwirkt. Daher mißfällt das Übelwollen, die Absicht zu schaden, die Schadenfreude, der Neid, denn sie verrathen alle eine Gesinnung, welche eine Übereinstimmung mit der Gemüthslage dessen auf den sie gerichtet ist, unmöglich macht und vielmehr sich mit ihr in offenen Streit versetzt.

Allgemeines Wohlwollen ohne Unterschied der Person kann nur dadurch entstehen, daß das Bild der fremden Gemüthslage für unsern Willen unmittelbar bestimmend wird. Dieses Gefühl der Einheit des fremden Willens mit dem eigenen, die freie Hingebung des Einen an den Andern ist nur insoweit möglich als der Eine sich wiederfindet in dem Anderen. Soll dieses Gefühl vollkommene Allgemeinheit besitzen, so liegt in ihm die Voraussetzung, daß alle individuellen Beziehungen der einzelnen Personen zueinander für uns zurückgetreten sind und wir unsrer eigenen Person Werth und Bedeutung nur beilegen in ihren Beziehungen zum Andern, den wir ebenso wie uns selbst nur als Menschen, als Glied desselben Ganzen und insofern mit uns identisch denken. Diese Erweiterung unsres Bewußtseins über unsre Person hinaus ist es, welche alsdann für die Gesinnung wie für das Handeln sich als Gesetz geltend macht; man bemerkt jedoch leicht daß sie ohne Reflexion nicht zu Stande kommen kann.

Wo das freie Wohlwollen dagegen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, vorzugsweise auf einzelnen bestimmten Personen ruht, erklärt es sich auf folgende Weise. Aus der Wechselwirkung in welcher wir mit Andern stehen und aus der Beobachtung der gegenseitigen Beziehungen in die sich die Menschen untereinander setzen, entsteht uns allmälig ein mehr oder weniger vollständiges Charakterbild der einzelnen Personen, welches uns in den Stand setzt ihre Handlungsweise und Gesinnung in gegebenen Fällen mit annähernder Sicherheit vorauszusehen. Die Größe der Mangelhaftigkeit oder gar Unrichtigkeit dieser Beurtheilungen übt dabei keinen Einfluß aus auf die Gestaltung unsrer Gesinnung gegen die betreffende Person, da sie uns ganz unbekannt bleibt. Das Charakterbild der Person wird nothwendig gemessen an den Gesetzen die wir für unser eigenes Denken und Handeln anerkannt haben — mögen wir selbst sie mehr oder minder consequent befolgen —, es erscheint die Person in größerer oder geringerer

Übereinstimmung mit den allgemeinen Forderungen die wir an uns selbst stellen. Jeder einzelne Charakterzug der sich in irgend einer Handlung uns auszusprechen scheint, findet in unsrem Innern stets eine lobende oder tadelnde Beurtheilung und wir fühlen uns (wenn nicht andre Motive wie Eitelkeit, Herrschsucht u. dergl. entgegenwirken) um so mehr zu der Person hingezogen, je mehr wir das was uns belebt oder doch als der ideale Zielpunkt unsrer Bestrebungen von uns betrachtet wird aus dem Andern uns entgegenkommen zu sehen glauben. Es macht dabei keinen Unterschied ob die Person eine wirkliche, zu uns in lebendiger Beziehung stehende oder eine blos fingirte ist, wie im Theater. Das Gesammtbild des Charakters der sich uns darstellt und der Grad in welchem wir uns von ihm angezogen und befriedigt fühlen, bleibt aber keineswegs unter allen Umständen derselbe; sondern wechselt theils nach den verschiedenen Seiten die an ihm mit wechselnder Stärke und in verschiedenen Verhältnissen hervortreten, theils nach unsrer jedesmal mitgebrachten Gemüthslage, welche für dieselben Regungen bald mehr bald minder empfänglich sich zeigt. Das Gefühl bleibt hier wie überall sich nicht gleich, sondern ist großen Schwankungen ausgesetzt. Wie die einzelnen Gemüthsbewegungen im momentanen Ausdrucke des Gesichts entdeckt und auf bestimmte Charakterzüge gedeutet werden, so erscheint uns die Physiognomie überhaupt als das Abbild des gesammten Charakters. Es liegt darin das Wahre, daß alle häufig auftretenden Gemüthslagen ihr einen habituellen Ausdruck mittheilen. Daher geschieht es daß über unsre Neigung oder Abneigung zu einer Person häufig schon durch den ersten Anblick vollständig entschieden wird, da wir die Physiognomie sogleich nach früheren, obwohl oft ungenauen und unrichtigen Erfahrungen unwillkürlich deuten und in ihr einen Charakter ausgeprägt zu sehen glauben der uns zurückstößt oder fesselt. Daß solche Beurtheilung, auf

welche überdies ästhetisches und sinnliches Wohlgefallen oft einen entscheidenden Einfluß ausüben, große Täuschungen sich gefallen lassen muß, bedarf kaum der Erinnerung.

---

§. 40.

Um den psychologischen Vorgang des Begehrens erklären zu können haben wir, wie schon öfter, zuerst eine Scheidung des psychischen Gebietes vom sinnlichen und organischen vorzunehmen, deren Vernachlässigung große Dunkelheit über diese ganze Lehre zu verbreiten pflegt. Auch das Thier begehrt und verabscheut, indem es sich seine Nahrung passend wählt, vor seinen Feinden sich fürchtet und überall dasjenige aufsucht was ihm angenehm und dienlich ist. So sagt man im gemeinen Leben allerdings, aber man verzichtet damit auch auf alle psychologische Einsicht. Indem man nämlich dem Thiere überhaupt, ohne selbst die ungeheuren Unterschiede zu bemerken die sich in dieser Rücksicht unter den verschiedenen Thierklassen finden, ein Wählen und Verwerfen, ein Aufsuchen des Angenehmen, ein Vermeiden des Schädlichen und dergl. zuschreibt, so denkt man in dasselbe eine Menge von Überlegungen hinein die sich nach frühern Erfahrungen oder vielleicht gar nach angeborenen Begriffen richten müßten, man schreibt ihm alle die complicirten geistigen Thätigkeiten zu welche wir an uns durch Selbstbeobachtung kennen gelernt haben, und man muß sich nur wundern daß das Thier dabei kein Selbstbewußtsein haben und so sehr tief unter dem Menschen stehen soll, da man auf dasselbe doch fast alle geistigen Vorgänge überträgt die der Mensch in sich findet. Die Thätigkeiten des Thieres aber auf der andern Seite schlechthin aus blindem Triebe oder Instinct zu erklären, gewährt ebensowenig eine

Einsicht in das innere Leben desselben als wenn man sich damit begnügt ihm etwa die Vernunft abzusprechen.

Diese Dunkelheit völlig aufzuhellen ist nicht dieses Ortes, aber so weit muß es geschehen, daß offenbar werde auf welche Weise sich das Begehren als zusammengesetzter psychischer Vorgang von den in psychologischer Rücksicht weit einfacheren Instincterscheinungen unterscheide. Dies geschieht durch die anderwärts begründete und weiter ausgeführte Ansicht, daß Alles was wir Instinct nennen auf einer solchen Einrichtung des Organismus (nicht etwa der Seele) beruht, vermöge deren auf gewisse Empfindungen die von der Seele percipirt werden, solche Bewegungsreactionen erfolgen welche der Erhaltung oder Fortbildung des leiblichen Lebens unmittelbar dienlich sind. Die Seele percipirt dabei lediglich den gegebenen Empfindungsreiz, sie begehrt nicht, noch viel weniger wählt sie, sondern dieser Schein entsteht blos für den Beobachter, welcher fremde Zustände zu voreilig nach seinen eigenen Erfahrungen deutet. Alles Übrige was bei diesen Vorgängen geschieht außer jener Perception ist ein blos organischer Vorgang, daher es eine Erdichtung ist in die Seele des Thieres zur Erklärung der Instincterscheinungen einen Trieb zu setzen, selbst abgesehen davon daß diese Annahme den betreffenden Vorgang unerklärt läßt und nur neu benannt zurückgiebt.

Alle Gliederbewegungen des neugeborenen menschlichen Kindes, so weit sie nicht etwa bloße Reflexerscheinungen sind, zu deren Zustandekommen die Seele gar nicht mitwirkt, gehören zu den Instincterscheinungen, und es darf daher von Begehrungen die es schon in der frühesten Zeit seines Lebens hätte und äußerte, keine Rede sein, wenn man nicht den Sprachgebrauch so verwirren will, daß ein weiterer Fortschritt in der Erklärung dieser Seite des menschlichen Geisteslebens unmöglich wird. Der Instinct ergreift sein Object unmittelbar und nach blos organischen Gesetzen, ohne vorher begehrt, gewünscht oder gewollt zu haben, das Begehren dagegen ist

ein Zustand der Seele der nur eintreten kann wenn das Vorstellungsleben bereits einige Ausbildung erlangt hat. *) Dieser Unterschied hebt uns hinweg über den Cirkel des Angenehmen und Begehrten, indem er uns lehrt daß schon vor dem Eintritte des Begehrens angenehme und unangenehme Empfindungen bekannt sein müssen: unangenehme, welche die Ursache der Bewegungen sind die wir als Instincterscheinungen bezeichnet haben; angenehme, welche das Resultat des befriedigten Instinctes ausmachen. (Vergl. auch §. 32 gegen Ende und §. 37 zu Anfang.)

Eine zweite Schwierigkeit liegt in dem Verhältnisse des Begehrens zum Fühlen. Werden Gefühle begehrt oder Begehrungen gefühlt oder beides? Man verirrt sich hier leicht in die Dunkelheit, welche zu beseitigen einer der Hauptzwecke dieses ganzen Abschnittes ist, nämlich die Dunkelheit in welche die Verwechselung von Gefühl und Empfindung führt. Der gemeine Sprachgebrauch sagt freilich von Gefühlen daß sie empfunden und von Empfindungen daß sie gefühlt werden; hat man sich aber von dieser Verwirrung befreit in der Weise wie früher auseinandergesetzt worden ist, so wird auch die Beantwortung jener sonst verfänglichen Fragen leicht. Das Begehrte sind zunächst und ursprünglich die angenehmen Empfindungen, denn diese entstehen zuerst, während die Erzeugung angenehmer wie unangenehmer Gefühle erst dann geschieht, wenn Vorstellungen oder Vorstellungsreihen die schon einige Festigkeit und Consistenz besitzen, fördernd oder hemmend bei ihrem Zusammentreffen auf einander wirken. Während demnach sowohl gewisse Empfindungen als auch gewisse Gefühle, wenn sie nämlich als angenehm bekannt sind, begehrt werden, sind umgekehrt alle Begehrungen Gefühle und zwar unange-

*) Schon Platon (Phileb. 35) entscheidet sehr richtig daß das Begehren ein psychisches Phänomen sei, weil es nur zu Stande kommen könne vermittelst der Erinnerung an das vermißte Lustgefühl.

nehme Gefühle. Daß sie dies letztere sind, dürfte wohl unmittelbar zugestanden werden, da ihre große Ähnlichkeit mit der unbefriedigten gespannten Erwartung in die Augen fällt. Dies bahnt uns den Weg zur Untersuchung des Begehrens selbst.

Die Grundlage der Begierde ist unschwer zu erkennen in den durch eine Reproductionshülfe hervorgetriebenen und durch eine Hemmung zugleich zurückgehaltenen Vorstellungen, in dem Ankämpfen oder sich Aufarbeiten der Vorstellungen gegen ein Hinderniß. Daher sagt Herbart die einfache Begierde selbst bestehe im Aufstreben einer Vorstellung gegen die ihr entgegenstehende Hemmung (Psychol. II. p. 73 und 402 ff.). Man kann dies allerdings einen Ansatz zum Begehren nennen, allein dieses selbst ist damit noch nicht gegeben; denn bestände das Begehren lediglich darin, daß eine Vorstellung gegen Hindernisse sich aufarbeitete, so würde dasselbe nothwendig außerhalb des Bewußtseins fallen, da sich nur von einer solchen Vorstellung sagen läßt daß sie sich aufarbeite, welche noch nicht im Bewußtsein ist. Wäre eine Vorstellung mit vollkommener Deutlichkeit gegenwärtig, so würde sie nicht mehr der Sitz eines Begehrens sein können, wovon die Erfahrung eher das Gegentheil zeigt. Wäre jene Erkärung richtig und für alle Begehrungen ausreichend, so müßte entweder das Begehrte überhaupt niemals oder doch wenigstens nie mit vollkommener Deutlichkeit vorgestellt, sondern nur gefühlt werden können. Was entschieden gegen sie spricht ist hauptsächlich dies, daß eine Begehrung ohne die distincte Vorstellung des Begehrten nur ein dunkler Drang sein würde, von dem man selbst nicht wüßte wohin er strebte; vielmehr ist dem Begehrenden die Vorstellung dessen worauf seine Thätigkeit gerichtet ist, immer mit um so größerer Stärke gegenwärtig je heftiger sein Begehren selbst ist; der Deutlichkeitsgrad aber mit welchem die Vorstellung des Begehrten im Bewußtsein sich befindet, ist für den Vorgang des Begehrens selbst unwesentlich, da sowohl

deutlich als verworren Vorgestelltes ein Object des Begehrens werden kann. Es muß daher zu der aufstrebenden aber zurückgehaltenen Vorstellung noch eine andere Bestimmung kommen, wenn sie den Namen eines Begehrens soll in Anspruch nehmen können.

Um uns darüber Rechenschaft zu geben, fragen wir uns vorher was es ist das begehrt wird. Zwar werden äußere Gegenstände als die Objecte des Begehrens bezeichnet, allein es bedarf nur geringer Überlegung um zu finden, daß es nicht reale Dinge sein können auf die unser Begehren, Wollen und Thun unmittelbar gerichtet ist, denn diese sind dem begehrenden Gemüthe nie selbst gegenwärtig und vermögen nur auf höchst mittelbare Weise auf den Zustand desselben zu wirken. Das Begehren einen Freund zu sehen wird ebensogut durch eine Vision als durch seine wirkliche Gegenwart befriedigt. Muß demnach das Object des Begehrens selbst ein innerer Vorgang sein, so bleibt blos die Wahl zwischen Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen. Empfindungen als solche, als bloße Nervenaffectionen, wenn sie nicht percipirt werden, verändern den Zustand der Seele nicht, sie werden also nur insofern sich als Objecte des Begehrens betrachten lassen als sie Vorstellungsthätigkeiten veranlassen. Demnach können nur gewisse Vorstellungen oder Gefühle das Begehrte sein. Hiermit stimmt denn auch die Begriffsbestimmung der Begehrung überein, soweit wir sie bis jetzt kennen. Die Begehrung nämlich ist selbst ein Gefühl und zwar cin unangenehmes, die Gegenwart des begehrten Objectes befriedigt die Begehrung: es kann also dieses Object selbst nichts Anderes sein als die Befreiung einer aufstrebenden Vorstellung von einem auf ihr lastenden Drucke; denn jedes unangenehme Gefühl entsteht durch einen solchen Druck, wie wir früher gesehen haben, und verschwindet durch die Hinwegnahme desselben. Daß das Begehrte eine Vorstellung sei, läßt sich insofern behaupten als es eine solche ist die durch das Weichen des Widerstandes in

Freiheit gesetzt wird, daß es ein Gefühl sei, ist dagegen insofern richtig als durch diese Befreiung das unangenehme Gefühl der Begehrung in das angenehme der Befriedigung verwandelt wird.

So scheint es denn stehen wir wieder ganz auf dem Standpunkte der vorhin als unzureichend bezeichneten Erklärung, daß das Begehren im Aufstreben einer Vorstellung wider eine Hemmung bestehe. Doch dies scheint nur so, denn obgleich wir anerkannt haben, daß dieses Aufstreben wider eine Hemmung dem Begehren wesentlich sei, so ist doch damit noch keineswegs behauptet daß es den vollständigen Begriff der Begehrung enthalte. Vielmehr bedarf dieser noch eines Zusatzes, den wir jetzt aufsuchen müssen. Fassen wir in dieser Absicht zunächst das sinnliche Begehren als den gewöhnlichsten Fall ins Auge. Ein bloß vorgestelltes Object ist ein begehrtes dann, wenn das wirkliche Vorstellen desselben (nicht etwa bloß das sich aufarbeitende Streben desselben sich vorstellig zu machen) der Sitz eines unangenehmen Gefühles geworden ist. Nur wenn ein Object wirklich vorgestellt wird — geschehe dies nun mit größerer oder geringerer Deutlichkeit —, gerade dieses wirkliche Vorstellen aber die Ursache eines unangenehmen Gefühles geworden ist, dessen Beseitigung nicht von dem blos subjectiven Verlaufe unsrer Vorstellungen allein abhängt, ist das vorgestellte Object ein begehrtes. Begehrt wird in dem Falle daß das Begehren ein sinnliches ist, die Vorstellung der sinnlichen Gegenwart eines äußeren Gegenstandes, eine gewisse sinnliche Wahrnehmung welche durch bloße Reproduction von Vorstellungen allein nicht hervorgerufen werden kann, und jene Wahrnehmung wird begehrt, weil sie als mit einer angenehmen Empfindung verbunden vorgestellt wird. Eine Begehrung ist demnach dasjenige Gefühl, welches entsteht wenn wir etwas als angenehm Vorgestelltes zugleich als nicht sinnlich gegenwärtig vorzustellen uns genöthigt finden. Es wird z. B. irgend eine Gliederbewe-

gung (Essen, Trinken, Gehen) begehrt, wenn wir sie als sinnlich angenehm und zugleich als nicht sinnlich gegenwärtig vorstellen. Daß das Begehren ein unangenehmes Gefühl sei, ergiebt sich hieraus unmittelbar, denn die Vorstellung der Gegenwart einer angenehmen Empfindung wird durch den Vorstellungsverlauf zugleich hervorgetrieben und zurückgehalten, da die Bestätigung durch die sinnliche Wahrnehmung mangelt die sie verlangt. Ebenso ist leicht ersichtlich, daß die Begehrung nicht auf sinnliche Gegenstände allein beschränkt bleiben wird, sobald außer dem sinnlich Angenehmen auch psychische Lustgefühle, rein theoretische, ästhetische und sittliche uns bekannt geworden sind. Die Begriffsbestimmung der Begehrung ändert sich dadurch nicht, sondern nur die Objecte derselben.

Vielleicht wird man gegen die obige Erklärung einwenden, daß aus einem bloßen Vorstellen niemals ein Begehren werden könne, beide seien specifisch verschieden, und wenn man auch etwas Angenehmes sich vorstelle als nicht sinnlich gegenwärtig, so werde es deshalb doch nicht immer begehrt, vielmehr könne man sich recht gut z. B. einen schon vergangenen Genuß vorstellen ohne ihn zu begehren. Hierauf ist jedoch nicht schwer zu antworten; denn es läßt sich nicht leugnen daß das Angenehme, wenn es nicht begehrt wird, auch gar nicht wirklich als angenehm vorgestellt wird. Wird nämlich der vergangene Genuß, wenn er in der Erinnerung auftaucht, nicht zurückgewünscht, so mag er zwar für unsern damaligen Zustand und für die Zeit da wir ihn genossen als angenehm erscheinen, aber nicht für jetzt. Was uns früher angenehm war ist unter veränderten Umständen oft nicht nur nicht angenehm, sondern lästig, und daher kann das was vorgestellt wird als angenehm *gewesen*, oft nicht mehr begehrt werden, aber lediglich darum, weil es als gegenwärtig gedacht uns nicht mehr angenehm erscheint. Es bleibt also der Satz stehen, daß schlechthin Alles begehrt wird was wir

mit einer angenehmen Empfindung oder einem Lustgefühle uns verbunden denken.

§. 41.

Wie sich das Wollen vom Begehren unterscheidet, zeigen die verschiedenen Arten des letzteren sehr deutlich. Das Wünschen und Sehnen bleibt unthätig und verzehrt sich in sich selbst, das Wollen dagegen führt zur That. Wenn daher Fichte (Grundlage des Naturrechts 1796 p. 168) sagt: »A wird gewollt heißt: es wird gefordert daß etwas dem Begriffe von A Correspondirendes in der Wahrnehmung als existirend gegeben werde,« so liegt — abgesehen von dem unnöthigen Zusatze des Existirens und von der Beschränkung des Wollens auf sinnliche Gegenstände — in dem Begriffe des Forderns nichts wodurch sich das Begehren vom Wollen unterschiede. Der bloße Wunsch den wir an das Schicksal, die Bitte die wir an Andre richten, sind Forderungen wie der feste Wille, von dem sie sich als Forderungen nicht unterscheiden außer durch den Grad der Heftigkeit in der Zumuthung und in Rücksicht der Person an welche sie ergeht. Das Begehren spricht zu Andern, der Wille zu sich selbst. Jene Definition ist also auf der einen Seite zu eng, auf der andern zu weit. Es fragt sich vielmehr wie gefordert werde und wie überhaupt gefordert werden könne. Die Innigkeit und Heftigkeit des Begehrens macht dasselbe noch nicht zum Wollen, auch fragen unsre Wünsche wenig nach der Möglichkeit dessen worauf sie gerichtet sind, während jedes Wollen nothwendig aufgegeben wird, sobald das Erstrebte als unmöglich erscheint, mag es nun in der That unmöglich sein oder nicht, ja es wird schon dann aufgegeben, wenn wir es unsrer Kraft für unerreichbar und seine Erfüllung nicht von uns selbst, sondern vom Schicksal oder von einem fremden Willen abhängig glauben, den wir nicht im Stande sind uns dienstbar zu machen. Begehren und Wollen zeigen sich sogar häufig im Wi-

dersprüche gegeneinander, wie es scheint: wir begehren gar manches das wir uns schämen würden zu wollen, wir wünschen nicht selten gewisse Erfolge von Handlungen zu sehen die wir nicht wollen können oder uns zu wollen verbieten. Umgekehrt scheint zwar einerseits in dem Wollen stets ein Begehren zu liegen, denn wer könnte wollen und thun was er nicht begehrt? Aber andrerseits kommt es doch ebensowohl vor, daß wir mit Unlust handeln und gleichwohl uns eingestehen daß dieses Handeln lediglich von unsrem Willen abhänge. Jedenfalls steigert sich nicht nothwendig die Intensität des Wollens mit der des Begehrens und eben so wenig umgekehrt die Stärke des letzteren mit der des ersteren, selbst wenn sich beide auf solche Gegenstände beziehen die uns erreichbar sind.

Dies Alles weist darauf hin daß wir es hier mit einem verwickelten Phänomene zu thun haben und daß es voreilig sein würde das Wollen geradezu als eine besondere Art des Begehrens zu bezeichnen, obwohl anzuerkennen ist daß mannigfaltige Begehrungen bei demselben mitzuwirken pflegen und in ihm enthalten sind. Folgendes bringt uns der Begriffsbestimmung des Wollens näher.

Dem Begehrenden kann das Object auf welches sein Streben gerichtet ist, sowohl als ganz außerhalb des Kreises seiner eigenen Thätigkeiten gelegen erscheinen als innerhalb desselben, dies hat auf sein Begehren selbst keinen Einfluß; für den Wollenden dagegen ist es wesentlich, daß das Object, wenn es auch nicht vorgestellt wird als unmittelbar abhängig von dem Verlaufe des eigenen Thuns, doch sich darstelle als bestimmbar durch dasselbe, mag auch der Wollende dabei sich bewußt sein der Gunst äußerer Umstände zum Gelingen zu bedürfen. Ferner bringt das Wollen meist eine ganze Reihe von Vorstellungen, jedenfalls aber wenigstens eine in's Bewußtsein, die als unentbehrliche Vorläufer desjenigen erscheinen was gewollt wird. Producirt wird diese

Reihe durch die Vorstellung des Gewollten, mit welcher sie durch frühere Erfahrungen in feste Verbindung gebracht worden ist. Häufig erscheint das Gewollte als Endpunkt mehrerer Reihen von Mittelgliedern die zu demselben hinführen. Dies giebt die Unterscheidung von Mittel und Zweck, obwohl diese Begriffe keineswegs unmittelbar in der Seele des Wollenden durch das Wollen selbst entstehen, sondern für jetzt nur existiren für den draußen stehenden Beobachter welcher den psychischen Vorgang untersucht. Die Mittel werden nicht unmittelbar gewollt, sondern lediglich der Zweck. Auf jene überträgt sich, wie wir später sehen werden, das Wollen nur dann, wenn es auf irgend eine Weise gehemmt und dadurch zu einem Wählen wird, dessen Ursachen in den bekannten Erfahrungen liegen daß die Anwendung der Mittel oft ihren Zweck verfehlt, daß dergleichen Täuschungen bisweilen schon im voraus gefürchtet werden und daß wir häufig nur im Stande sind in den Verlauf der äußeren Begebenheiten an irgend einem Punkte einzugreifen, nicht aber das Gewollte direct zu produciren, sondern vielmehr uns genöthigt sehen dieses letztere der Mitwirkung äußerer Umstände wenigstens theilweise zu überlassen. Beim Begehren findet sich diese ganze Unterscheidung von Mitteln und Zwecken nirgends, und hier liegt der beachtenswerthe Punkt an welchem seine Verschiedenheit vom Wollen deutlich hervortritt.

Wir haben jetzt die wesentlichen Bestimmungen des Wollens beisammen und es ist nur noch nöthig sie zu vereinigen. Soll etwas gewollt werden, so muß es zunächst begehrt, ferner als Endpunkt einer Reihe von Ursachen und Wirkungen vorgestellt werden und endlich müssen wir entweder den Anfangspunkt dieser ganzen Reihe oder einen wesentlich modificirenden Eingriff in sie an einer bestimmten Stelle als abhängig von unsrer Selbstthätigkeit betrachten. Ist dieser Begriff des Wollens richtig, so folgt unmittelbar, daß dasselbe wie das Begehren durch bloße Vorstellungsthätigkeiten zu

Stande komme die sich in einer bestimmten Weise zusammenfinden, obwohl man es nicht schlechtweg ein bloßes Vorstellen nennen darf. Es liegt uns jetzt ob die Richtigkeit jenes Begriffes zu zeigen und die Schwierigkeiten hinwegzuräumen die sich in ihm finden.

Fehlt eine jener drei Bestimmungen, so kann ein Wollen nicht zu Stande kommen. Denn enthält die Vorstellung des begehrten Gegenstandes überhaupt keine Hinweisung auf eine Causalreihe, durch deren Ablauf jener als producirbar erscheint, so kann auch unsre Wirksamkeit nicht auf ihn gerichtet werden und die Erreichung desselben würde dann nicht als etwas von uns Hervorgebrachtes sondern nur als ein Geschenk des Zufalls angesehen werden können. Dergleichen kann also nicht gewollt werden. Es versteht sich daß die Causalreihe im einfachsten Falle sich auf ein einziges Glied reducirt, das als Mittel zur Erreichung des Zweckes genügt; dasjenige wodurch das Gewollte producirt wird, erscheint alsdann unmittelbar zugleich als dasjenige was von unsrer Selbstthätigkeit abhängig ist, z. B. eine Gliederbewegung. — Fehlte nun zweitens beim Wollen die Vorstellung der Möglichkeit eines Eingriffes in jene Causalreihe von unserer Seite, so würden wir vor dem Ziele unsres Begehrens unthätig stehen bleiben, wir würden keine Versuche machen uns ihm zu nähern, so heftig wir es auch wünschen möchten; und träfe es sich gleichwohl daß unser Verlangen befriedigt würde, so könnten wir uns nur freuen über die Gunst der Umstände, nicht über das Gelingen einer von uns selbst ausgehenden Bestrebung, da wir von einer möglichen Anknüpfung unsres Thuns an jenen Wunsch gar nichts wußten: ein Willensact hätte also sicherlich gar nicht stattgefunden. Dabei kommt offenbar nichts darauf an, ob eine solche Anknüpfung objectiv möglich sei oder nicht, sondern blos darauf, ob wir sie für möglich halten. Gewollt wird freilich auch Vieles was an sich unmöglich ist, aber es wird nur solange gewollt als es vom

Wollenden selbst für möglich erachtet wird: nur der subjective Glaube an die Ausführbarkeit ist zum Wollen erforderlich. Daher kann der Fall eintreten, daß etwas Ausführbares begehrt, aber gleichwohl nicht gewollt wird, solange nämlich der Begehrende selbst den Punkt nicht kennt an welchem er in die Causalreihe eingreifen könnte. Mag auch die Auffindung dieses Punktes durch sein Nachdenken nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar äußerst leicht sein, ein Wollen kommt dennoch nicht zu Stande, solange er im vorliegenden Falle noch nicht wirklich gefunden ist; wird aber selbst das Suchen darnach aufgegeben, so bleibt es beim bloßen Wunsche, dem der Übergang in ein Wollen nun völlig abgeschnitten ist. — Würde endlich das Begehren selbst beim Wollen fehlen, so müßte das Gewollte gleichgültig und interesselos sein, es könnte kein Motiv für uns geben den Willen in's Werk zu setzen; denn jedes Motiv setzt irgend ein Interesse voraus, und das wirkliche Handeln oder der Versuch dazu ist selbst der einzige vollgültige Beweis für das Vorhandensein eines Willens, obwohl nicht jedes Handeln einen solchen voraussetzt. Daß nun gleichwohl das Begehren nicht durchgängig dem Wollen proportional, sondern bisweilen sogar, wie schon erwähnt, ihm entgegengesetzt scheint, dies bedarf einer weitern Erläuterung.

Es stehen der obigen Erklärung des Wollens hauptsächlich zwei Einwendungen bevor: die eine welche wir soeben angaben, daß nämlich bisweilen ein Wollen entstehe des überhaupt nicht Begehrten oder dessen was nicht so stark oder auch stärker begehrt als gewollt wird; die andere, daß selbst dann wenn die drei aufgestellten Bestimmungen zusammentreffen, bisweilen noch kein Wollen erzeugt werde. Was die letztere Behauptung betrifft, daß etwas begehrt werden und uns als thunlich erscheinen könne ohne doch gewollt zu werden, so läßt sie sich scheinbar allerdings durch viele Beispiele unterstützen. Es wünscht z. B. jemand und zwar recht lebhaft, eine Sprache zu verstehen und besitzt die dazu erforderlichen

äußeren Mittel oder vermöchte sie sich doch leicht zu verschaffen, aber gleichwohl fehlt ihm dazu die nöthige Energie des Willens. Um diesen Einwurf zu entkräften bedarf es nur einer genaueren Betrachtung des angegebenen Falles selbst. Das Verstehen der fremden Sprache nämlich wird an sich zwar begehrt, aber man weiß daß das einzige Mittel dazu ein nicht unbedeutender Aufwand von Zeit und Mühe ist, den man nicht nur nicht begehrt sondern scheut. Diese Scheu hält jenem Begehren so sehr die Waage, daß man den innern Vorgang offenbar nur sehr unvollständig bezeichnet hat indem man sagte, daß man das Verstehen der Sprache begehre, denn auf diesem Begehren lastet ein Druck durch den seine Kraft gänzlich wieder aufgehoben wird, so daß man mit noch größerem Rechte sagen kann, es werde vielmehr gescheut. Begehrt wird nämlich das Resultat, gescheut werden die Mittel, in diesem Falle wie in sehr vielen ähnlichen; deshalb kann es zu einem Wollen nicht kommen. Die oben gegebene Erklärung des letzteren aber ist durch Einwürfe dieser Art nicht im mindesten gefährdet, da die Bestimmungen welche sie enthält, in ihrer Einfachheit zunächst nur für Willensacte mit einfachen Motiven gelten und für solche, bei denen keine Hemmungspunkte des Wollens durch die Überlegung der nöthigen Mittel oder beim Gebrauche derselben selbst eintreten. Für diejenigen Fälle dagegen in welchen das Wollen erst aus einem verwickelten Kampfe widereinanderstrebender Begehrungen hervorgeht, ist zu der ersten der obigen Bestimmungen noch der Zusatz zu machen, daß das Gewollte nicht allein als Resultat ein Begehrtes, sondern auch ein stärker Begehrtes sein müsse als die Glieder der Reihe welche zu demselben hinführen, zusammengenommen gescheut werden. Es wird sich dafür sogleich noch eine nähere Bestimmung ergeben.

Der andere Einwurf, daß oft das gewollt werde was man nicht begehre, gehört eben dahin; denn das nicht Begehrte wird niemals direct, sondern immer nur indirect ge=

wollt, wenn es gewollt wird. Die Mittel und Wege welche zu einem gewissen Resultate hinführen, sind oft mühevoll und lästig und werden daher nicht begehrt, obgleich sie gewollt werden. Die Antwort auf diese Einwendung ist dieselbe wie oben: die Mittel müssen allerdings begehrt werden, von dem der sie will und wirklich ergreift, sie werden zugleich von ihm begehrt und gescheut, begehrt durch die Anticipation des zu erreichenden Zweckes, gescheut um ihrer selbst willen. Sie können aber in der That nur gewollt werden, wenn jenes Begehren das vom Zwecke ausgeht und von da aus auf sie übertragen wird, stärker ist als diese Scheu. Daß die Stärke des Begehrens überhaupt kein unmittelbares Maaß für die des Wollens sei, ist ebenfalls nur da möglich wo die Motive des Wollens nicht einfach sind, sondern mehrfach verwickelt. Es gilt jedoch selbst in solchen Fällen diese Behauptung nur dann, wenn man entweder den Zweck allein oder die Mittel allein, sämmtlich oder nur einige von ihnen, berücksichtigt. Dagegen ist ganz allgemein der Satz aufzustellen daß in jedem Augenblicke in welchem etwas gewollt wird, dieses stets mit einer Kraft gewollt wird, die sich vollkommen genau nach der Gesammtkraft der auf die Mittel und den Zweck bezüglichen Begehrungen bestimmt, welche nach Abzug der Stärke der an sie sich knüpfenden Verabscheuungen noch übrig bleibt, so weit nämlich die Vorstellungen der Mittel und des Zwecks im Bewußtsein wirklich gegenwärtig sind; d. h. um so viel die im Bewußtsein gegenwärtigen Begehrungen die ihnen entgegenstrebenden Widerstände an Kraft übertreffen, so stark ist in jedem Augenblicke das Wollen. Übertreffen sie diese nicht, so wird überhaupt nicht gewollt.

Hiermit wäre denn die gegebene Erklärung des Wollens gerechtfertigt. Aber, wird man vielleicht sagen, wenn der Vorgang welcher beim Wollen stattfindet wirklich so conplicirt wäre als es hiernach den Anschein hat, so würde kaum zu begreifen sein, daß er im Kinde schon so früh zu Stande

kommt. Hierauf dient zur Erwiderung daß die Thätigkeiten welche zum Wollen erforderlich sind, für sich allein keine erheblichen Schwierigkeiten besitzen und daher auch ihre combinirte Anwendung nicht so viele Mühe kostet als es der psychologischen Zergliederung gemäß, die jedes einzelne Element von den andern absondern muß, scheinen mag. Das Begehren nämlich haben wir kennen gelernt als ein höchst einfaches Gefühl das aus der zurückgehaltenen Vorstellung einer Lustempfindung oder eines Lustgefühles entsprang. Was zur Begehrung noch hinzukommen muß, ist die Vorstellung eines möglichen Eingriffes in eine ablaufende Causalreihe durch Selbstthätigkeit. Hierzu scheint demnach mehr zu gehören. Die Vorstellung der Selbstthätigkeit jedoch, so weit sie hier nöthig ist, entwickelt sich dem Kinde ohne Schwierigkeit, wenn es auf die im vorigen Abschnitte angegebene Weise die Vorstellungen seiner Leibesglieder sich erworben und in ein Gesammtbild vereinigt hat; seine Gliederbewegungen erscheinen ihm dann als seine Thätigkeiten, da sie seinen Vorstellungen unmittelbar Folge leisten. Ein Selbstbewußtsein von einem höheren oder niederen Grade der Klarheit ist hierzu gar nicht erforderlich; denn um zu wollen braucht das Kind nicht etwa eine Vorstellung von seinem Ich, die es allerdings noch gar nicht hat, zu seinen Gliederbewegungen hinzuzudenken, indem es wie wir auf diese reflectirte und sich besänne von wem sie doch ausgehen möchten, sondern es reicht hin daß es seine Glieder als Empfindungsorgane kenne welche sich unmittelbar in Bewegung setzen lassen, während alles Andere erst durch diese empfindbar und bewegbar ist. In dieser letzteren Erfahrung wird ihm zugleich die Erfahrung eines möglichen Eingriffes in eine Reihe von äußeren Ereignissen gegeben; denn den abstracten Causalbegriff, dessen Entstehung der nächste Abschnitt aufzeigen soll, werden wir wohl dem Kinde ebensowenig andichten wollen als den Begriff der Möglichkeit. Wir sehen uns aber gleichwohl genöthigt diese Wörter bei der Beschreibung dessen

was in der Seele des Kindes vorgeht zu gebrauchen, weil sich überhaupt durch Wörter nur dasjenige bezeichnen läßt was sich im Innern des Erwachsenen als feste Bildung oder Mißbildung vorfindet, nie aber was aller Begriffsbildung selbst vorausgeht — eine Schwierigkeit der Darstellung welche die Psychologie vor allen andern Wissenschaften voraus hat und welche überdieß leicht den Schein erzeugt als sei schon vorausgesetzt was erst habe erklärt werden sollen. Kehren wir jedoch zurück.

Hat das Kind seine sinnlichen Vorstellungen nach außen projicirt, sie zu Objecten umgewandelt und unter diesen Objecten einige als seine Empfindungs- und Bewegungsorgane von den übrigen unterschieden, so kann ihm die Erfahrung nicht entgehen, daß durch die Bewegungen dieser Glieder unter Umständen gewisse Modificationen in dem Verlaufe der äußeren Ereignisse herbeigeführt werden, oder vielmehr daß auf einen gewissen Gebrauch seiner Glieder gewöhnlich äußere Ereignisse von einer bestimmten Art folgen. Dies ist Alles was nöthig ist um ein Wollen möglich zu machen, denn es verknüpfen sich nun die Vorstellungen der Gliederbewegungen mit denen der äußeren Veränderungen welche sie zur Folge haben; wird dann umgekehrt die vorgestellte Veränderung in der Außenwelt der Sitz einer Begehrung, so reproducirt diese die Gliederbewegung, und wir haben dann den einfachsten Fall des Wollens, in welchem ein Begehren unmittelbar zusammentrifft mit der Vorstellung seiner möglichen Befriedigung vermittelst eines selbstthätigen Eingriffes in die Außenwelt. Obgleich wir nun weit davon entfernt sind dem Kinde, wenn und weil es will, diese abstracten Vorstellungen zuzuschreiben — denn es erscheint sich selbst gar nicht, weder als leidend noch als selbstthätig — so mußten wir doch jene abstracten Ausdrücke in die Erklärung des Wollens aufnehmen, damit sie nicht auf das Kind allein, sondern auch auf alle beim Erwachsenen vorkommenden verwickelteren Fälle passe.

Ganz dasselbe nämlich geschieht im Großen bei uns. Der vorgestellte Zweck muß die Reihe der Mittel produciren oder reproduciren, je nachdem die Handlung eine neue oder eine schon bekannte und öfter wiederholte ist. Ist die Vorstellung des Zweckes stark genug und besitzen ihre Verbindungen mit andern hinreichende Mannigfaltigkeit und Festigkeit, so werden auch wohl nach Verwerfung einer Reihe von Mitteln noch mehrere andere producirt.

Ist nun durch das Vorstehende der Einwurf zwar schon völlig erledigt als sei der Vorgang für welchen wir das Wollen erklärt haben, zu complicirt um in die Seele des Kindes hineingedacht werden zu dürfen (denn es war in dem einfachsten Falle nur erforderlich daß ein Begehren associirt sei mit der Vorstellung einer Gliederbewegung), so kommt uns doch von einer andern Seite her noch eine zweite Betrachtung dabei zu Hülfe, nämlich die Betrachtung der großen Verschiedenheit in der Ausdehnung und Wirksamkeit des Wollens beim Kinde und beim Erwachsenen.

Die einfachen ursprünglichen Willensacte des Kindes stehen den Instincterscheinungen noch sehr nahe, obwohl sie sich wesentlich von denselben dadurch unterscheiden, daß beim Instincte die Seele nur die eine Thätigkeit der Perception der Empfindung ausübt und deshalb blos als Durchgangspunkt für die übrigens rein organische Thätigkeit zu betrachten ist, welche sich aus Empfindung in Bewegungsreaction umsetzt, beim einfachen Willensacte dagegen eine Verbindung von mindestens zwei Vorstellungen (der Vorstellung einer angenehmen Empfindung und einer Gliederbewegung) stattfinden muß, deren eine der Sitz eines unangenehmen Gefühles (des Begehrens) ist. Es kann bedenklich scheinen diesen einfachen Vorgang schon ein Wollen zu nennen, da man im gemeinen Leben nur weit verwickeltere Ereignisse mit diesem Namen zu bezeichnen pflegt. Es muß indessen dieser Sprachgebrauch der Psychologie erlaubt werden, weil theils die angegebene wesentliche

Verschiedenheit jenes Vorganges vom Instincte einen besondern Namen für ihn erfordert, theils aber auch alle verwickelteren Willensphänomene aus solchen einfachen Willensthätigkeiten entspringen und sich nur dadurch von ihnen unterscheiden, daß entweder mehrere Begehrungen zusammenwirken, bald einander begünstigend bald hemmend, oder ganze Reihen von Mittelgliedern sich einschieben, d. h. weil das Wollen nur dadurch verwickelt wird, daß sich die beiden einzelnen Glieder aus denen das einfache Wollen besteht, zu ganzen Reihen und Gruppen erweitern und sich demnach die complicirten Willensphänomene von den einfachen nicht der Art sondern nur dem Grade nach unterscheiden. Es treten nämlich beim Erwachsenen an die Stelle der einfachen Begehrung einer Lustempfindung die sämmtlichen Interessen welche sich im Laufe des Lebens in ihm gebildet haben, nächst den sinnlichen die sittlichen, ästhetischen und rein theoretischen, die von einem und demselben Willensobjecte in sehr verschiedenartiger Weise erregt theilweise einander begünstigen, theilweise einander bekämpfen. Ebenso treten an die Stelle der einfachen Gliederbewegungen oft langwierige und schwer zu übersehende Reihen äußerer und innerer Ereignisse, welche häufig auf vielfach verschlungenen Überlegungen beruhen, auf einem Calcul der hier und da unsicher ist und Lücken zeigt, auf Berechnungen verschiedener möglichen Fälle die sämmtlich vorgesehen sein wollen. Man wird sich davon leicht ein Bild zu entwerfen im Stande sein, wenn man z. B. die Menge von Rücksichten sich zu vergegenwärtigen sucht die ein Erzieher auf seinen Zögling, auf sich selbst, auf die miterziehenden Personen und auf die vorliegenden Umstände, welche sämmtlich ihm nur unvollkommen bekannt sind, in einem kritischen Augenblicke zu nehmen hat.

Die Ausdehnung welche das Wollen beim Kinde gewinnt, ist demnach nur eine sehr geringe, es ist einseitig in seiner Verbreitung nach außen, da das Streben des Kindes zunächst nur auf das sinnlich Angenehme gerichtet ist mit Ausschluß

aller andern Interessen, und es ist ebenso beschränkt in seiner Ausbreitung nach innen, weil das Kind nur wenige und sehr einfache Mittel kennt seine Wünsche zu realisiren, denn die Vorstellungsreihen welche das erwünschte Endresultat als letztes Glied in sich schließen, sind kurz und bieten nur geringe Mannigfaltigkeit. Ein ebenso wesentlicher Unterschied findet sich in Rücksicht der Wirksamkeit des Willens beim Kinde und beim Erwachsenen. Jenes muß seinen Willen bei jeder Bewegung gebrauchen die nicht nach blos organischen Gesetzen durch Instinct oder Reflex zu Stande kommt. Das Greifen mit der Hand, das Stehen, Gehen, Sprechen, dies und vieles Andere muß bekanntlich mit großer Mühe erlernt werden. Zu jedem Versuche dergleichen Bewegungen auszuführen bedarf es beim Kinde, so lange sie noch nicht geläufig sind, eines besonderen Willensactes. Der einzelne Willensact aber, so energisch er auch sein mag, reicht bei ihm nicht weit. Damit man diese ganze Arbeit nicht für geringer achte als sie ist, müssen wir daran erinnern, daß ebenso wie die Thätigkeiten der verschiedenen Sinne, namentlich die des Auges, und unter den Gliedern hauptsächlich die nöthigen Bewegungen der Finger, auch der Gebrauch aller einzelnen Lebenserfahrungen und später aller durch den Unterricht uns dargebotenen Vorstellungsverbindungen gelernt sein will, wobei immer um so mehrere einzelne Willensacte sich nöthig machen, je weniger sich noch sowohl die Thätigkeiten der Glieder als auch die Verbindungen der Vorstellungen zu vielseitig brauchbaren Reihen und Gruppen zusammengeordnet haben. Ist aber dies einmal geschehen, so reicht, wie der Erwachsene aus Erfahrung weiß, ein einziger Willensact hin um eine lange Reihe ablaufen zu lassen. Daher sind wir im Stande scheinbar Mehreres auf einmal zu thun, während des Schreibens oder Gehens zugleich etwas Anderes zu hören oder zu bedenken. Bei gewohnten Thätigkeiten haben wir nur den Effect der ganzen Reihe derselben vor Augen. Auf die-

sen allein richtet sich der Wille. Die Handlung läuft ab und wird in ihrem Verlaufe, wie ein gewohntes Geräusch das wir überhören, nur durch eine plötzliche Unterbrechung, nur durch eine eintretende Störung bemerkbar welche einen neuen Willensact nöthig macht: so wird der Gedankenlauf des Gehenden durch das Anstoßen an einen Stein zerrissen, das augenblicklich einen neuen Willensact hervortreibt um die Reihe der Bewegungen wieder in die nöthige Ordnung zu bringen. Die dadurch verursachte Empfindung, welche auf der Stelle wieder verschwindet, wirkt (mag sie auch an sich noch so unbedeutend sein) dann am kräftigsten wenn sie die Gleichgewichtslage des Körpers stört. Nicht die Stärke der Empfindung ist es also, welche einen besondern Act der Perception in diesem Falle verlangt und dadurch die Störung bewirkt (denn eine unzählbare Menge von Empfindungen die beständig auf uns eindringen, unterbrechen gleichwohl den Gedankenlauf nicht), sondern nur dadurch daß sie uns zu einem neuen Willensacte nöthigt, wird der Faden an welchem die Gedanken fortliefen sogleich zerrissen.

Wie vielfach der Erwachsene sich gestört findet durch neue Willensthätigkeiten, die sich nöthig machen wenn die Bewegungs- und Vorstellungsgruppen deren er bedarf nicht gehörig geordnet sind, zeigt sich z. B. bei Erlernung des Kartenspieles. Die Bewegungen des Mischens der Karten und das Einnehmen der Stiche gehen anfangs nur langsam. Das Gedächtniß für die schon passirten Karten ist schlecht. Die Deutung des Ausspielens und die Berechnung der Wahrscheinlichkeit welche Karten jeder Mitspieler noch zurück hat, kommen noch nicht zu Stande. Alle Schlüsse verbrauchen merkliche Zeit um sich zu bilden, es fehlt der *praktische Blick* und jede Regel wird nur mit Mühe angewendet. Der allgemeine Wille zum Spiel, der beim geübten Spieler vollkommen ausreichend ist um alle Thätigkeiten mühelos in passender Weise ablaufen zu lassen, genügt beim Anfänger nicht,

sondern jeder besondere Fall erfordert das Aufsuchen einer allgemeinen Regel unter die er sich subsumiren lasse; ist dies geschehen, so stellt sich damit der weitere Wille ein den Fall nach der Regel zu behandeln, und es erfolgt nun erst die entsprechende Gliederbewegung, die ebenfalls mehr oder weniger geläufig von Statten geht. Der Routinier handelt um so sicherer je weniger er überlegt, er hat sich seinen geordneten Vorstellungsgruppen und Bewegungsreihen lediglich zu überlassen. Der Wille setzt sie in Thätigkeit und sie laufen ab wie die Analogie des jedesmal vorliegenden Falles mit den früheren Erfahrungen es fügt. Darauf beruht der praktische Blick des Geschäftsmannes, des Arztes u. s. f., der um so schärfer ist, je genauer die Bilder der einzelnen Erfahrungen behalten wurden und je ausgeprägter deshalb das sinnliche Schema ist, unter welches sich der vorliegende Fall von selbst unterordnet und nach welchem er nun behandelt wird. Wollte hier die Reflexion eingreifen um den Willen zu bestimmen, so würde sie nur stören; denn zunächst würde sie den allgemeinen Willen nicht zur That kommen lassen, welcher beim Routinier hinreicht um eine lange Reihe von Handlungen ungestört auf die gewöhnliche Weise zum Ablauf zu bringen, weil sich die Gruppen schon geordnet haben und im Einzelnen keines besonderen Anstoßes bedürfen. Sie würde eine mindestens zeitraubende Besinnung auf allgemeine Regeln herbeiführen, deren Charaktere an und für sich schon schwankend sind, weil es den abstracten Begriffen selbst der gebildeten Menschen an scharfer Ausprägung zu fehlen pflegt, ja sogar zum Theil nothwendig fehlen muß (S. den folg. Abschnitt); es würde ferner die Subsumtion des Falles unter die Regel zweifelhaft werden, weil die sich darbietenden Charaktere desselben sowohl zu der einen als zu der andern zu passen scheinen können; es würde endlich der allgemeine Wille in eine Menge besonderer Willensacte zerlegt werden die nacheinander auftreten müßten: die Folge davon wird daher

nicht selten die sein, daß entweder die Gelegenheit zum Handeln enteilt oder daß gerade die durch die Überlegung herbeigeführten besonderen Willensacte fehlgreifen in der Wahl.

Beispiele hierzu finden sich im Leben eines jeden Menschen in Menge, denn wir sind alle genöthigt in so weit Routiniers zu werden, als unsre praktischen Thätigkeiten rasch und glücklich von Statten gehen sollen, und unsre Routine reicht so weit als ein einziger allgemeiner Willensact genügt um eine längere Reihe von Thätigkeiten zum Ablauf zu bringen. Nichts stört die Ausübung irgend einer Fertigkeit, z. B. den Vortrag einer Rede oder eines Musikstückes mehr als die Reflexion auf die Ausführung selbst und die Art ihres Zustandekommens; denn es bedarf alsdann stets wieder eines neuen Willensactes um die Thätigkeitsreihe fortzusetzen. Es darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß auch hierbei nach und nach die Ausübung, wie man sagt, ganz mechanisch wird und sich durch Reflexion nicht mehr stören läßt. Zur Fortsetzung derselben ist dann nur eine Recognition des Punktes nöthig an welchem sie stehen geblieben ist. Die geistige Thätigkeit nähert sich in diesen Fällen dem Instincte, da hierbei die bloße Vorstellung ohne besonderen Willensact unmittelbar den Lauf der Bewegungen leitet und ihm seine Richtung giebt. Die veranlassende Thätigkeit ist jedenfalls eine Thätigkeit der Seele, die Ursache des regelmäßigen Fortganges der Bewegungen kann jedoch in einer solchen nicht liegen. Daher bietet sich die Vermuthung dar, daß es die Function des Gehirns sei einen solchen regulatorischen Apparat der Bewegungen abzugeben — eine Vermuthung, welche von psychologischer und physiologischer Seite gleich annehmbar scheint. *) Die von beiden Wissenschaften gemeinsam anzustellenden Untersuchungen über die

---

*) Vgl. Handwörterb. der Physiol. von Wagner Art. »Nervenphysiologie« v. Volkmann p. 480, Art. »Instinct« v. Lotze zu Anfang.

Vorbereitung welche schon in der natürlichen Construction des Gehirns für gewisse Bewegungsgruppen gegeben ist, über die weitere Benutzung und Ausbildung dieser Einrichtung unter dem Einflusse des Vorstellungslebens und über die Rückwirkung derselben auf die geistige Entwickelung — diese Untersuchungen gehören zwar zu den wichtigsten unter allen von denen sich ein Aufschluß über das innere Leben des Menschen erwarten läßt, aber die Größe der Schwierigkeiten welche ihr im Wege stehen, ist, wie bei Allem was den Zusammenhang von Leib und Seele betrifft, so bedeutend, daß der Versuch auf sie näher einzugehen für jetzt zu einem bloßen Hypothesenspiel führen würde. Nur sei uns noch die Bemerkung erlaubt, daß die genauere Selbstbeobachtung eine große Menge von Fällen zeigt durch welche es ganz unzweifelhaft wird, daß einzelne Bewegungsgruppen unabhängig vom Willen zwar nicht ursprünglich sind, aber im Laufe des Lebens allmälig werden; denn beim raschen Ergreifen, beim Schlagen, beim Billardspiel u. dergl. kann man oft schon kurz vor der wirklichen Ausführung der Bewegung bemerken daß diese gewiß unzweckmäßig ausfallen wird, und gleichwohl ist man nicht mehr im Stande sie zurückzuhalten. Ebenso geschieht es daß wir ein Wort oder einen Satz, den wir gleichsam schon im Munde haben, nicht mehr zurückzuhalten vermögen, wir sprechen ihn aus obwohl wider Willen: die Einwirkung des Willens auf die Bewegungsnerven verbraucht also eine merkliche Zeit und kommt bisweilen zu spät um die schon zum Ablauf disponirte Bewegungsgruppe noch aufzuhalten. Ebenso deutlich zeigt sich die Abwesenheit des Willens beim Ablaufe der einzelnen Bewegungen in einer großen Menge von andern Fällen, in welchen verschiedene Bewegungsgruppen aus Zerstreutheit, wie man sagt, miteinander verwechselt werden, so daß bisweilen ganz andere Glieder in Thätigkeit gerathen als die Handlung erfordert in welcher wir begriffen sind. Hierher gehört auch der Umstand daß wir nicht selten uns verschreiben, wenn

die Gedanken der Feder voraus eilen, indem das zuletzt innerlich gesprochene Wort sich zu früh in die Feder drängt. Häufig geschieht es daß der Wille nur auf ein gewisses Endresultat gerichtet eine Reihe von Bewegungen anregt; während diese aber vollzogen werden, beschäftigen uns andre Gedanken, das Wollen ist ganz und gar zurückgetreten und wir werden desselben erst dann wieder inne, wenn durch einen unvorhergesehenen Umstand der erwartete Erfolg der Bewegungsreihe vereitelt wird, indem wir etwa uns an einem andern Orte angekommen finden als wir wollten oder statt des gesuchten Gegenstandes plötzlich einen ganz andern in unsern Händen erblicken ohne zu wissen wie er dahin kam. Überall wo die Unterbrechung der Bewegungsreihe einen besondern Willensact erfordert, kann der Wille, wenn er auch die ganze Reihe in Thätigkeit setzte, doch nicht an der Ausführung jedes einzelnen Theiles derselben Schuld sein, denn es findet sich sehr oft daß die Bewegung weiter fortgesetzt worden ist als wir geduldet haben würden, wenn wir um sie gewußt hätten. Dasjenige aber warum man nicht weiß kann man sicherlich auch nicht gewollt haben.

Ein ähnliches Verhältniß findet sich zwischen dem Willen und den schon fertigen Vorstellungsreihen auf welche er wirkt. Er ist nur selten (wie z. B. wenn wir uns auf ein Wort oder eine Thatsache besinnen) auf einzelne Vorstellungsthätigkeiten und Gedankenverbindungen allein gerichtet, sondern bringt meistens in die schon fertigen Gruppen und Massen unsrer Vorstellungen eine Bewegung. Er hält sich fast immer nur im Allgemeinen. Wenn wir uns z. B. entschlossen haben über einen Gegenstand nachzudenken, so wirkt der Wille nicht weiter als daß er den auf den Gegenstand bezüglichen Gedankenkreis in Bewegung setzt. Die einzelnen Vorstellungen welche nun in's Bewußtsein emporsteigen und die Verbindungen die sie eingehen, hängen ganz und gar nicht vom Willen, sondern lediglich von den Verhältnissen ab

welche in jenem Gedankenkreise selbst herrschen, von dem Grade der innern Bildung die er bereits besitzt. Ebensowenig ist der Wille im Stande an jeder Stelle der Vorstellungsreihen, die zwar von ihm zur Thätigkeit aufgeregt worden sind aber in ihrem Ablaufe nicht unmittelbar durch ihn beherrscht werden, in sie hineinzugreifen um sie abzubrechen, anzuknüpfen oder in veränderter Weise weiterzuführen. Die Erfahrung zeigt häufig genug daß das Abbrechen derselben trotz aller Energie des Willens mißlingt wie das Anknüpfen. Überhaupt also darf man sich den Willen (wie auch schon aus der oben aufgestellten Erklärung hervorgeht) nicht denken als eine Macht die souverän schalte über unsre innern oder äußeren Thätigkeiten, sondern nur als eine solche, die bald einen kräftigeren bald einen schwächern Impuls ausübt, durch welchen unsre Gliederbewegungen und Vorstellungen eine bestimmte Richtung erhalten, ohne jedoch dadurch im Einzelnen bestimmt zu werden. Die Wirksamkeit dieses Impulses ist keiner Steigerung in's Unendliche fähig, sondern besitzt jederzeit eine begrenzte Kraft, welche durch Hindernisse der mannigfaltigsten Art gedrückt oder auch gänzlich gebrochen werden kann.

§. 42.

An die Untersuchung des Wollens selbst reihen sich mehrere Fragen an, die jetzt ihrer Beantwortung entgegen sehen. Auf den Willen folgt die That, und daß sie erfolge, dies ist sogar (wie schon erwähnt) der einzige mögliche Beweis für das Vorhandensein des Wollens; denn überall wo die That nicht unmöglich gemacht wird durch physisches oder psychisches Unvermögen des Wollenden selbst oder durch die Unüberwindlichkeit von außen sich entgegen stellender Hindernisse, da tritt sie wirklich ein. Ihr Ausbleiben beweist daher entweder daß die Ausführung subjectiv oder objectiv unmöglich war — und dann bleibt die That beim bloßen Versuche stehen durch welchen der Wille gebrochen und in ein bloßes Begehren um=

gewandelt worden ist — oder daß ein wirkliches Wollen gar nicht stattfand. Wird demnach der Wille immer zur That oder versucht wenigstens zur That zu werden (und dieser Versuch ist dann selbst eine That), so entsteht die Frage wie er es werde. Diese Frage ist zweideutig und insofern verfänglich. Die eine Bedeutung derselben ist die allgemeine: wie können überhaupt durch Seelenthätigkeiten Bewegungen der Leibesglieder erzeugt werden? In dieser Fassung ist sie für den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft unbeantwortlich, da uns die besondere Art des Causalverhältnisses in welchem Leib und Seele zu einander stehen, noch gänzlich unbekannt ist. In Rücksicht derselben ist nur zu bemerken, daß die Frage gleich schwierig ist für die complicirtesten Willensphänomene wie für die einfachsten Willensacte und für die Instincterscheinungen, bei denen eine einzige Vorstellung, ohne der Sitz eines Begehrens oder Wollens zu werden, unmittelbar Gliederbewegungen hervorbringt. Das Eine ist nicht mehr und nicht weniger räthselhaft oder wunderbar als das Andere, so geneigt man auch sein mag es weit natürlicher zu finden daß ein energischer Wille zur That werde, als daß eine dunkle von keinem Selbstbewußtsein begleitete Vorstellung ein äußeres Handeln verursache.

Die zweite Bedeutug welche jene Frage haben kann ist die, wie das Vorstellen beschaffen sein müsse um ein Handeln hervorzubringen? Sie ist alsdann ganz gleich geltend mit der andern: wie das Vorstellen beschaffen sein müsse um ein Wollen aus sich hervorgehen zu lassen? und diese letztere hat im Obigen bereits ihre Beantwortung gefunden. Es durften nämlich, um beim einfachsten Falle stehen zu bleiben, weder gewisse Gliederbewegungen allein vorgestellt werden noch die Vorstellung eines Lustgefühls (oder genauer: das Begehren) im Bewußtsein allein auftreten. Was aber beide Vorstellungen für sich allein nicht hervorzubringen vermochten, nämlich einen Willen, das vermögen sie beide vereinigt und

auf einander bezogen. Das Wollen kann daher — um dies hier noch nachzutragen — nicht als eine Art des Begehrens bezeichnet werden, da dieses für sich allein (ohne die Vorstellung möglicher Mittel der Befriedigung) nie zur That wird wie das Wollen, sondern das letztere ist ein so umgestaltetes Begehren, daß dieses sich selbst zu helfen unternimmt. Wollte man den Begriff desselben dahin angeben, daß es ein Begehren sei selbstthätig in den Verlauf der Begebenheiten einzugreifen, so würde darin eine Inconsequenz liegen; denn so lange es beim bloßen Begehren wirklich bleiben würde, könnte ein solches Eingreifen selbst nicht einmal nur versucht werden, so sehr man es auch wünschen möchte. Zu jenem Begehren muß vielmehr noch die Überzeugung kommen, daß ein Eingreifen auf eine bestimmte Weise auch in unsrer Macht stehe.

Es ist hier der Ort die Auflösung zu erwähnen welche Herbart (Lehrb. zur Psychol. p. 175) von der vorstehenden Frage in ihrer ersten Bedeutung gegeben hat. »Bewegungen der Gliedmaßen des Leibes und die Gefühle davon sind zusammenhängende Zustände des Leibes und der Seele. Ist mit dem Gefühl noch irgend eine Vorstellung, etwa des bewegten Gliedes oder auch nur eines äußeren Gegenstandes complicirt, so bewirkt jede Regung dieser Vorstellung, falls nicht ein Hinderniß eintritt, unmittelbar eine Reproduction jenes Gefühls und der zugehörigen Bewegung. Zu der letztern wird also nicht einmal erfordert daß die Vorstellung im Zustande des Begehrens sei, sondern sie wird ohne weiteres begleitet vom Handeln. So bei Thieren und bei Kindern; erst der Erwachsene weiß sich zurückzuhalten durch die Einwirkung andrer Vorstellungsmassen.« Die Gliederbewegung würde hiernach ohne Begehren oder Wollen, d. h. als Instinctbewegung dadurch zu Stande kommen, daß die Vorstellung eines äußeren Gegenstandes mit einem Muskelgefühle complicirt wäre. Abgesehen davon daß diese Erklärung nicht passen würde auf die ersten Versuche des Kindes zu sprechen, so ist

zunächst gegen sie zu bemerken daß das Muskelgefühl (wie sich früher gezeigt hat) kein Gefühl, sondern eine Empfindung ist welche durch die größere oder geringere Spannung der Muskeln erst verursacht wird. — Es kann aber diese Empfindung als Empfindung nicht mit irgend einer Vorstellung in der Seele complicirt sein, denn die Empfindung als solche ist nicht in der Seele. Was sich zugeben läßt, ist allein dies, daß mit der Vorstellung des äußeren Gegenstandes die Vorstellung jener Empfindung (des Muskelgefühls) complicirt sei, nicht aber die Empfindung selbst. Daher würde die Folgerung sich darauf beschränken, daß mit jener Vorstellung auch die Vorstellung des Muskelgefühls wieder auftauche. Wie jedoch aus dieser letzteren das Muskelgefühl selbst und die Gliederbewegung entstehen, bleibt dabei noch unerklärt. Auch ist es unwahrscheinlich daß die bloße Vorstellung des abwesenden Gegenstandes, z. B. der Nahrung, beim Thiere Kau- oder Fangbewegungen gewöhnlich veranlassen sollte. Es scheint dies nur auf Veranlassung einer gegenwärtigen Empfindung zu geschehen, wobei es besser ist ein unmittelbares Fortwirken des Empfindungsreizes durch die Perception der Seele auf die Bewegungsnerven anzunehmen, da der psychische Vorgang welcher hierbei stattfindet nur als möglichst einfach gedacht werden kann.

Ein zweiter Punkt welcher hier einer weiteren Aufklärung bedarf ist der, wie das Wollen negativ werden, wie ein positives Nichtwollen (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) zu Stande kommen könne. Um diesen Vorgang zu verstehen muß man vor Allem beachten, daß nicht das Wollen selbst und ebenso wenig die Mittel welche es anwendet dabei negativ werden, da es sonst als Wollen und die Mittel als Mittel aufgehoben würden; die Willensthätigkeit und die Mittel die sie ergreift, sind an sich stets positiv. Es bleibt daher nichts übrig als daß beim Nichtwollen das Gewollte eine Negation in sich schließe, welche dann auf das Wollen selbst übertragen wird. Da nun, wie sich gezeigt hat, das Object

des Wollens stets ein Begehrtes ist, so kann auch die Negation die in das Wollen kommt, nur hervorgehen aus einer Negation die im Begehren schon liegt, sie muß in einer besondern Art des Begehrens ihren Grund haben. Es ist leicht zu erkennen daß diese das Scheuen (Verabscheuen, Fürchten, Besorgen) ist, welches dem Begehren (Sehnen, Wünschen, Verlangen) ebenso entgegensteht wie das Vermeiden (Verhindern, Verhüten) dem Wollen. An der oben gegebenen Begriffsbestimmung des Wollens ändert sich demnach für das Nichtwollen nur der erste Theil derselben, nämlich daß an die Stelle der Begehrung die Scheu tritt.

Wäre nun die Scheu der Begehrung ganz analog, so würde sie entstehen müssen, wenn eine unangenehme Empfindung oder ein Gefühl der Unlust von uns vorgestellt wird von dem wir gegenwärtig uns frei finden, so daß also das als unangenehm Vorgestellte im Bewußtsein erhalten wird durch den Vorstellungsverlauf, zugleich aber auch zurückgetrieben wird indem ihm die Bestätigung durch die Wahrnehmung als einem Abwesenden versagt ist. Dagegen ist jedoch einzuwenden, daß das Unangenehme welches als nicht gegenwärtig vorgestellt wird, vielmehr ein Gefühl der Lust hervorbringen muß. Dieser Einwurf ist gegründet, weil das Begehren überhaupt nicht zu den rein formalen Gefühlen gehört, welche das Angenehme oder Unangenehme das sie bei sich führen durch den bloßen Verlauf der Vorstellungen erhalten, welche entweder in gegenseitige Spannung gerathen oder einander begünstigen, sondern zu denjenigen deren Angenehmes oder Unangenehmes von der Qualität des Vorgestellten selbst abhängt. Um den Fehler in der Erklärung zu verbessern, müssen wir beachten daß Begehren und Scheuen sich keineswegs rein wie Positives und Negatives verhalten, sondern daß vielmehr ein wesentlicher Unterschied beider noch außerdem darin liegt, daß jenes auch auf das Unmögliche, dieses dagegen nur auf das Mögliche gerichtet sein kann. Wir scheuen uns nur vor demjeni-

gen was wir mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten und scheuen uns vor ihm nur so stark als wir es erwarten (fürchten). Das Scheuen ist demnach bei weitem nicht von so großer Ausdehnung als das Begehren; denn wenn auch das Unvermeidliche eben so wenig aufhört gescheut zu werden als sich das Begehren an dem Unmöglichen bricht, so ist doch das Gebiet der Möglichkeiten, wenigstens derer die wir für solche zu halten pflegen, weit größer als das der Nothwendigkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Daher bedarf es zu der obigen Begriffsbestimmung des Scheuens noch des Zusatzes, daß es nur dann entsteht, wenn das als unangenehm und nicht sinnlich gegenwärtig Vorgestellte erwartet wird, während das Begehren gar keine Beziehung auf die Erwartung hat. Scheuen und Begehren bilden demnach keineswegs einen directen Gegensatz, sondern ein solcher findet erst zwischen Scheuen (Fürchten) und Hoffen statt, da jenes die Erwartung des Unangenehmen und secundär der Entziehung des Angenehmen, dieses die Erwartung des Angenehmen und secundär der Befreiung vom Unangenehmen bezeichnet. Hoffen und Fürchten sind daher besondere Arten des Begehrens, desjenigen nämlich welches mit einer Erwartung des Zukünftigen gepaart ist. Als Begehrungen richten sie sich blos an das Schicksal oder an den Willen anderer Personen und erzeugen daher für sich allein weder ein Wollen noch ein Handeln. Letzteres geht aber aus ihnen sogleich hervor, wenn zur Hoffnung oder zur Besorgniß noch die Vorstellung der Möglichkeit eines selbstthätigen Eingriffes in eine Causalreihe hinzukommt, deren letztes Glied in dem einen Falle das Object unsres Hoffens, in dem andern das unsrer Besorgniß ist. Es ergiebt sich hieraus auf welche Weise ein positives Nichtwollen und aus diesem ein Vermeiden oder Verhindern als ein Handeln mit negativem Zwecke entstehen könne. Es entspringt nämlich aus einer bestimmten Voraussicht oder Erwartung des Unangenehmen, wie das positive Wollen und Handeln aus einer

Erwartung des Angenehmen (Hoffnung) — beides unter der Bedingung daß wir in den Lauf der Ereignisse die uns angenehm oder unangenehm berühren werden, selbstthätig eingreifen zu können glauben.

Eine Hauptschwierigkeit in Rücksicht des Willens ist noch übrig, sie betrifft die Willkür und die Freiheit; allein um dieselbe sogleich in ihrem ganzen Umfange auffassen uud erörtern zu können, haben wir vorher noch unsre Betrachtung auf die verwickelteren Willensphänomene der Wahl und des Entschlusses zu richten.

Wir kennen aus dem Vorhergehenden die große Mannigfaltigkeit der Objecte des Begehrens, und dürfen daher jetzt dem Gemüthe das von ihnen beschäftigt wird eine Menge verschiedener Interessen zuschreiben. Die Hauptklassen derselben waren die sinnlichen, sittlichen, ästhetischen und intellectuellen Interessen. Es bedarf dabei wohl kaum der Erinnerung daß die nothwendige Beschränkung welche wir uns auferlegen mußten, uns gehindert hat diese Klassen in ihre volle empirische Breite zu entwickeln. Wir bemerken hier nur daß die sinnlichen Interessen nicht dabei stehen bleiben die vorliegenden Gegenstände unmittelbar zum Genusse zu begehren, sondern daß sie auch vorsorglich in die Zukunft schauen, die Gesundheit als Genußfähigkeit erhalten und den Besitz aller Genußmittel im Vorrath gesichert wissen wollen. Hierdurch ist schon dem rein sinnlichen Menschen oft geboten sich etwas zu versagen um später doppelt, ungestört oder mit größerer Feinheit zu genießen. Er findet sich genöthigt zu Arbeit und Anstrengung um desto intensiver genießen zu können, um Genußfähigkeit und Genußmittel aller Art nicht zu schnell zu verbrauchen. Die sinnlichen Interessen leben demnach schon untereinander fortwährend in Streit. Wird es den sittlichen, so wie sie sich im Menschen gewöhnlich ausbilden, besser ergehn? Wie oft möchte ein nachgiebiges Wohlwollen den harten Spruch des Rechtes mildern, wie oft wünscht die Billig-

keit die Schicksale der Menschen anders vertheilt zu sehen, wie oft stellt sich die Einsicht dem guten Herzen entgegen! Sehen wir uns um in den kleineren und größeren Kreisen des Lebens, überall erfahren unsre sittlichen Interessen bittere Täuschungen und grellen Widerspruch. Die Schicksale wie die Handlungen der Menschen scheinen fast durchgängig gegen sie sich aufzulehnen. Ziehen wir unsere Betrachtung zurück auf unser eigenes Innere, auch hier finden wir bald Mangel an Klarheit, bald Mangel an Energie, der oft unlösbar scheinenden Verwickelungen nicht einmal zu gedenken in welche einzelne schwierige Lebenslagen unser Gemüth stürzen, theils mit theils ohne unsere Schuld. Bedarf es noch der Erwähnung daß die ästhetischen und intellectuellen Interessen, die schon miteinander sich oft nicht vereinigen lassen wollen, eben so oft sich gegen die sinnlichen und sittlichen verbünden als diese selbst untereinander in einen Kampf gerathen der nur mit der Vernichtung der einen von beiden endigen zu können scheint? Wird man sich noch wundern dürfen wenn das Gemüth des Menschen von ewigem Streit zerrissen ist?

Das Wollen findet sich diesem Streite ausgesetzt und die Bestimmung desselben ist nur das Resultat, die Entscheidung dieses Streites. Die verschiedenen Interessen concentriren sich oft auf einen und denselben Gegenstand, aber sie beziehen sich auf ihn in sehr verschiedener, oft in völlig entgegengesetzter Weise. Gleichwohl müssen sie im Gemüthe des Menschen sich miteinander vertragen lernen, weil dieses kein freier Raum ist auf dem sie alle nebeneinander Platz hätten, sondern eine einfache untheilbare Seele, welche vielen verschiedenen Interessen gleichzeitig nicht Folge leisten kann. Daher gelingt denn dieses Vertragen oft schlecht genug und es bedarf einer besondern Kunst um die zufälligen Veranlassungen zum Streit denen unser Inneres preisgegeben ist, zu vermeiden oder sie, wenn nicht unwirksam, doch wenigstens unschädlich zu machen; es bedarf einer Kunst um ein geordnetes Wollen nach festem

Plane hervorzubringen, welches auf alle Wechselfälle der innern und äußern Welt möglichst gefaßt, die Entscheidung des Streites stets nach einer sich gleichbleibenden Rangordnung der Interessen herbeizuführen wisse. Lassen wir jedoch diese Aufgabe und die Möglichkeit ihrer Lösung, die der Ethik und Pädagogik angehört, für jetzt bei Seite und halten uns an die Phänomene des Streites.

Die Betrachtung dieses Streites zerfällt von selbst in zwei Theile. Der eine betrifft das Wollen vor seiner Entschiedenheit zum Handeln, der andere nach derselben und während des Handelns.

Die verschiedenen Interessen welche sich auf denselben Gegenstand heften, sind aneinander gebunden durch diese Gemeinsamkeit ihres Objectes. Ein jedes derselben setzt die Vorstellungsreihen in Thätigkeit welche innerhalb des Gedankenkreises liegen dem es selbst angehört. Je besser diese Reihen schon geordnet sind, je genauer sie ineinander eingreifen, so daß im Fortgange der Gedanken nirgends eine Lücke bleibt welche anderen das Eindringen gestattet, desto besser scheint die Entschiedenheit des Wolles vorbereitet zu sein. Die Gedankenreihe welche von dem einen Interesse zum Ablauf gebracht worden ist, wird in ihrer Wirksamkeit zum Theil gehindert oder auch ganz gelähmt durch das Emporsteigen derjenigen welche von andern Interessen aufgerufen werden. Alle gruppiren sich so, daß sie sich auf zwei Seiten stellen, da sie das Wollen auf entgegengesetzte Weise zu bestimmen suchen, entweder zum Thun oder zum Lassen. Durch diese Gruppirung entstehen auf jeder Seite combinirte Interessen, die entweder zugleich befriedigt oder zugleich verletzt werden. Der Zweck selbst ist dann nicht einer, sondern ein gemischter, in welchem sich ein Hauptzweck mit mehreren Nebenzwecken verbindet. Daher die so häufige Unklarheit der Motive und der Selbstbetrug, indem diejenigen Interessen welche zusammen stehen auf derselben Seite, obgleich ein jedes derselben ein anderes

Gewicht in die Waagschale legt, doch in derselben Richtung wirken, wodurch ihre gegenseitigen Verhältnisse der Über- und Unterordnung verdunkelt und übersehen werden. Der Ablauf jeder einzelnen Gedankenreihe kann nur so weit geschehen als die Gegner es erlauben; daher gehen die Überlegungen häufig unordentlich durcheinander, und solange dieser Streit dauert, kann es zu einem Fixiren des Willens nicht kommen. Gleichwohl pflegt sich schon während desselben eine Geneigtheit für die eine Seite geltend zu machen, die sich oft nur momentan, oft auch länger anhaltend fühlbar macht. Diese Geneigtheit ist das Gefühl welches sich nothwendig als allgemeines Resultat des Zusammenwirkens aller schon fertigen Interessen ergiebt, deren einige ein mehr oder weniger bleibendes Übergewicht über die andern besitzen. Die Entscheidung wird auf diese Weise vorausgefühlt. Noch ehe diese selbst sich einstellen kann, geschieht es bisweilen daß plötzlich dem Streite dadurch ein gewaltsames Ende gemacht wird, daß durch neue ganz heterogene Vorstellungen beide Parteien zugleich unterdrückt werden, oder dadurch daß eine dringende Nöthigung zum Handeln eintritt die der Überlegung keine Zeit mehr läßt. Der Streit wird dann abgeschnitten, aber er erneuert sich unfehlbar entweder schon während des Handelns oder nach demselben, weil die widerstrebenden Kräfte den Kampf noch nicht ausgekämpft, sich noch nicht gegeneinander in's Gleichgewicht gesetzt haben. Wird er dagegen so beendigt, daß die Interessen der einen Seite ein bleibendes und vollständiges Übergewicht über die der andern Seite erlangt haben, so ist die Wahl entschieden, der Entschluß ist festgestellt.

Von nun an handelt es sich nur um die Ausführung. Von der Vorstellung des Zweckes werden alsdann die Mittel producirt. Diese ordnen sich in kürzere oder längere Reihen, die blos im Allgemeinen überschaut zu werden pflegen. Die Production der Mittel durch den Zweck geht bei dieser Überlegung in der umgekehrten Ordnung vor sich wie die der Wir-

kung durch die Ursache im Handeln selbst. Jene steigt aufwärts, diese abwärts. Schon **Aristoteles** bemerkte diesen Unterschied: *αἱ δὲ γενέσεις ἀνάπαλιν ἐνταῦθα (ἐν τοῖς ἕνεκά του) καὶ ἐπὶ τῶν κατὰ κίνησιν αἰτίων* (ed. Bekk. 94 b. 23). Selbst die bloße Überlegung der Mittel kann die Entschiedenheit des Wollens wieder zweifelhaft machen; denn jede Reihe derselben stellt sich der Reflexion als eine Reihe von untergeordneten Zwecken dar welche, obwohl nur secundär, mitgewollt werden müssen. Jedes Glied das vorausgesehen wird, kann hierdurch ein neuer Hemmungspunkt des Wollens werden, wenn nämlich in der Reihe Stellen vorkommen an welchen mehrere Interessen aufeinanderstoßen. Der ganze Streit beginnt dann von neuem, nur wird er noch weit verwickelter; denn der schon gefaßte Entschluß wirkt mit derjenigen Stärke die er schon erlangt hat, zurück auf die Überlegung welche die Mittel betrifft, und diese Überlegung macht wiederum den Entschluß wankend oder befestigt ihn. Der Reihen in welche sich die zu demselben Zwecke hinführenden Mittel zusammenordnen, sind häufig mehrere und es bedarf daher nicht allein einer Ausgleichung unter den verschiedenen Resultaten welche die Betrachtung der einzelnen Mittel liefert, die derselben Reihe angehören — gleichsam einer Durchschnittsrechnung über die Brauchbarkeit, Klugheit und Güte der einzelnen Mittel — sondern auch einer Abwägung der Gesammtresultate welche aus jenen Ausgleichungen hervorgehen, sowohl der verschiedenen Reihen untereinander als gegen den Zweck der durch ihr Zusammenwirken erreicht werden soll. Diese Überlegungen werden jedoch nicht leicht vollständig ausgeführt, da es sonst nicht leicht zum Handeln selbst kommen würde. Die wichtige Folgerung welche sich hieraus ergiebt, ist diese, daß wir uns schon bei der Feststellung des Entschlusses, im Ganzen wie im Einzelnen, fast niemals von vollendeten und abgeschlossenen Überlegungen, sondern meistentheils nur von Gefühlen leiten lassen, die sich begreiflicher Weise während des

Handelns, noch mehr aber nach demselben oft sehr bedeutend ändern.

Ist nun sowohl der Entschluß selbst als auch die Reihe der Mittel zu seiner Ausführung festgestellt (wobei größtentheils, wie schon erwähnt, die getroffenen Bestimmungen nicht in's Einzelne gehen bis auf die Berechnung der möglichen Fälle, sondern sich im Allgemeinen halten), so beginnt das Handeln, es wird ein Versuch gemacht in eine Reihe äußerer Erscheinungen an einer geeigneten Stelle modificirend einzugreifen. Der in der Vorstellung anticipirte Erfolg wird hierdurch am ersten Punkte wie an den folgenden entweder erreicht oder verfehlt. Im ersten Falle wird die Handlung begleitet von dem Gefühle gelingender Thätigkeit das wir schon kennen. Dieses Gefühl steigert sich mit dem weiteren Fortschritte der Handlung, denn theils wird es stets durch neue Erfolge wiedererzeugt, theils rückt das Endziel der ganzen Thätigkeitsreihe immer näher, auf welches während der Handlung der Blick fortdauernd gerichtet bleibt, so daß dieses mit immer größerer Sicherheit anticipirt und die Vorstellung desselben allmälig mehr und mehr von dem Drucke frei wird der auf ihr lastete; jede zurückgelegte Stelle des Weges nimmt etwas hinweg von diesem Drucke. Soll dieses Gefühl der Freude des Gelingens vollkommen sein, so ist es wesentlich, daß nicht etwa an den einzelnen Punkten des Weges sich unerwartete Gefühle oder neue Überlegungen einstellen über das Ganze der Handlung. (Wie Gefühle durch ihr unerwartetes Auftreten eine schon begonnene Handlung bisweilen stören, zeigt sich z. B. daran, daß wir bisweilen uns außer Stande finden einen Tadel den wir auszusprechen im Begriffe sind, mit der beabsichtigten Schärfe vorzubringen, sobald die betreffende Person uns gegenübergetreten ist.) Es begegnet nämlich nicht selten daß der Handelnde trotz des Gelingens und gerade während desselben irre wird an seinem Entschlusse. Dies muß ihm begegnen, wenn den Interessen welche durch die Handlung

verletzt werden, vor dem Beginne derselben nicht laut genug zu sprechen gestattet war, sondern sie vielmehr von andern voreilig unterdrückt wurden. An der Stelle nun an welcher ihnen direct zuwider gehandelt wird, werden sie unmittelbar durch die Handlung selbst noch einmal mit voller Kraft hervorgetrieben. Es entsteht dann an dieser Stelle ein abermaliger Hemmungspunkt des Wollens, der den ganzen Entschluß wieder rückgängig macht, wenn der jetzige Kampf einen andern Ausgang nimmt als der frühere. Das angefangene Werk bleibt liegen und läßt nur das Gefühl einer verlorenen Anstrengung zurück. Meistens sind es die sittlichen Interessen die sich auf diese Weise erheben gegen die sinnlichen, weil die letzteren dem Menschen angeboren sind und die hauptsächlichsten Vertreter derselben immer von ihm mitherumgetragen werden in seiner körperlichen Organisation, während die ersteren nur mit Mühe und Anstrengung sich erwerben und befestigen lassen. Während der Feststellung des Entschlusses hoffte man daher sie leichter zum Schweigen zu bringen als sich beim Handeln dies thunlich zeigt, besonders dann wenn irgend ein unvorhergesehener Umstand dazu dient sie scharf und allein plötzlich hervortreten zu lassen. Je näher aber der Erfolg, je größer das wohlthuende Gefühl der schon besiegten Schwierigkeiten, desto unwahrscheinlicher ist es daß der Wille sich noch zurückhalten lasse die That zum vollen Abschluß zu bringen. Die sinnlichen Antriebe erwachen von neuem in ihrer vollen Stärke, und die That liegt vollendet vor dem Menschen ohne daß er weiß ob er sie nur wirklich gewollt hat.

Wir kommen zur Betrachtung des zweiten Falles. Der Calcul erweist sich als falsch bei der Ausführung. Dies kann sogleich im ersten oder in einem der späteren Glieder geschehen, und es kann die Täuschung der Berechnung entweder eine vollständige sein welche dazu nöthigt den Entschluß überhaupt aufzugeben, oder eine theilweise, die wiederum entweder nach ganz neuen Mitteln zu suchen veranlaßt oder nur

eine kleine Modification des bisher von uns eingeschlagenen Weges verlangt. Die Verschiedenheit dieser Umstände ruft eine unzählbare Menge verschiedener Gemüthslagen hervor, von denen wir nur diejenigen kurz herausheben wollen, welche nach der Analogie des Früheren nicht unmittelbar zu erklären sind, sondern der Betrachtung etwas Neues darbieten.

Abgesehen davon daß äußere Hemmungen um so drückender gefühlt werden, je näher und sicherer wir die Erreichung des Zieles vor uns zu sehen glaubten und je genauer wir die möglichen Hindernisse vorausberechneten, d. h. je kräftiger und fester in uns sowohl die Vorstellung des Endzwecks selbst im Verhältniß zu den ihr entgegenwirkenden als auch das ganze Bild geworden ist welches wir uns vom Verlaufe sämmtlicher Thätigkeiten entworfen haben — abgesehn von diesem Allen ist es bei eintretenden Täuschungen im Handeln auf unsre Gemüthslage von großem Einfluß wie gewohnt oder ungewohnt uns Hemmungen unsres Wollens überhaupt sind. Wir stoßen hier auf einen für die Erziehung höchst wichtigen Punkt, auf die Übung und Disciplin des Willens. Wer gewöhnt ist an ein vielfaches Mißlingen läßt den Muth leicht sinken. Er anticipirt durch die Erwartung überall das unangenehme Gefühl einer neuen Täuschung die ihm bevorsteht. Es kommt deshalb bei ihm zu keiner Übung des Willens; denn jedes nicht überwundene Hinderniß welches das Aufgeben eines Planes von uns erzwingt, läßt einen Ansatz zur Erschlaffung des Willens, jedes überwundene einen Ansatz zur Erstarkung desselben in uns zurück. Es entsteht jedesmal dadurch daß wir uns gezwungen finden den Umständen wider Willen zu weichen ein Schwächegefühl, im umgekehrten Falle ein Kraftgefühl. Auf der Summe dieser Gefühle — wenn sie nicht auf Selbsttäuschungen der in §. 39 angedeuteten Art beruhen, daß wir z. B. als Erfolge unserer Willensanstrengung und Geschicklichkeit zu betrachten uns verleiten lassen was wir allein oder doch größtentheils der Gunst

der Umstände oder der nur allzu diensteifrigen Fügsamkeit Anderer gegen unsre Wünsche verdanken — auf der Summe dieser Gefühle, sage ich, beruht die allmälig sich in uns ausbildende Charaktereigenschaft der Schlaffheit und der Energie des Willens. Beide entstehen durch Hindernisse, die wir in dem einen Falle als unüberwindlich vorzustellen, in dem andern als der angestrengten Kraft gerade proportional zu denken uns gewöhnt haben. Daher behauptet man mit Recht daß der Wille nur sich kräftige und bilde durch Conflicte aus denen er siegreich hervorgeht, jedoch ist zuzugestehn daß Temperamentsanlagen und Nervenstimmungen, jene auf Bildung und Charakter des Willens, diese auf den Grad der Entschiedenheit desselben im einzelnen Falle einen nicht unbedeutenden Einfluß ausüben. Der entschlossene Mann kann nur durch Kämpfe gebildet werden. Das Kind hat nur noch wenige Kämpfe dieser Art erfahren, daher kann man ihm nicht Energie des Willens, obwohl desto öfter Eigensinn zuschreiben. Der Grund davon liegt in dem Unterschiede der Stärke des Willens von der Disciplin desselben; die momentane Stärke des Willens nämlich ist wesentlich verschieden von seiner Stetigkeit und Consistenz. Wer an Mißlingen seines Handelns und an Hemmungen seines Wollens wenig gewöhnt ist, dessen Wille pflegt sehr stark und heftig zu sein. Gleichwohl ist er dabei oft nichts weniger als beharrlich, sondern die Gegenstände des Verlangens wechseln oft schnell und sind sich entgegengesetzt. So ergeht es dem schlecht disciplinirten Willen, dem Eigensinnigen und Wankelmüthigen. Auch erklärt sich hier das Nitimur in vetitum, indem nämlich die Ungezogenheit des Willens so weit geht, daß schon das bloße Bild einer möglichen Hemmung Ursache des positiven Wollens selbst wird das gegen sie ankämpft. Dagegen zeigt sich umgekehrt die gute Disciplin des Willens theils darin, daß seine Stärke an jedem Punkte sich richtet nach der Überlegung des Möglichen, welche äußere,

jenseits der Macht des Willens liegende Umstände die der Ausführung entgegenstehen, von inneren Hindernissen unterscheidet die sich durch Beharrlichkeit und Geschick beseitigen lassen; theils und hauptsächlich aber darin, daß er durch Widerstände weder erschlafft noch gereizt wird, sondern immer seinen ruhigen Gang geht, die Anstrengungen abmessend nach den Schwierigkeiten und nach dem Werthe der Aufgaben.

§. 43.

Durch die vorstehenden Betrachtungen ist die Frage nach der Willkür und nach der Freiheit des Willens hinreichend vorbereitet. Ihre Beantwortung hat für denjenigen überhaupt nur geringe Schwierigkeit, der ohne theoretisches Vorurtheil und namentlich ohne vorgefaßtes Interesse für die eine und gegen die andere Entscheidung zur Untersuchung herantritt. Für uns bedarf es eigentlich nur eines Rückblickes in den ersten Abschnitt um sogleich jeden Zweifel zu verbannen, es bedarf nur einer Besinnung auf die Principien der Psychologie. Wenn wir gleichwohl im Folgenden weitläufiger über diesen Gegenstand sind, so hat dies darin seinen Grund daß der Schein der Willkür welcher unleugbar ist, einer psychologischen Erklärung bedarf, und wird außerdem eine Entschuldigung darin finden, daß das Interesse des Gegenstandes seit langer Zeit ganze und halbe Denker zu ausführlichen Verhandlungen veranlaßt hat, welche freilich größtentheils nur dazu gedient haben durch selbstgemachte Künsteleien und Schwierigkeiten die an sich einfache Sache zu verwickeln und zu verwirren. Um so mehr will diese selbstständig durchdacht sein, damit sich die Überzeugung lediglich durch das Gewicht der Gründe bestimmen lasse und allen Einfluß der Autoritäten von sich fern halte. Die Citate möge man uns daher hier schenken und von der Geschichte der Philosophie erwarten.

Die ersten Thätigkeiten des Kindes für willkürliche zu halten kann wohl schwerlich jemandem beigehen der nur mit

einiger Aufmerksamkeit die organischen und psychischen Vorgänge betrachtet, durch welche sie zu Stande kommen; denn wo sich die Willkür auch zeigen mag, überall setzt sie das Bewußtsein einer Alternative des Handelns voraus, so daß das Wollen vor seiner Entscheidung über den beiden möglichen Fällen stehend sich der einen oder der andern Seite zuwende. Wo kein Wählen und, was diesem stets als Bedingung vorausgehn muß, kein Vorstellen zweier gleichmöglichen Fälle stattfindet, da kann keine Willkür sein. Daher ist man geneigt dem Thiere sie abzusprechen, weil man voraussetzt daß alle Thätigkeiten desselben unmittelbar und vollständig durch die Gesetze bestimmt werden, nach welchen der Verlauf der organischen und psychischen Vorgänge zu Stande kommt als deren Complex und Resultat das Thier selbst angesehen wird. Vom menschlichen Kinde dies zu leugnen würde sehr gewichtige Gründe erfordern, die sich in keinem Falle auf die bloße Annahme berufen dürften, daß der Mensch als specifischen Unterschied vom Thiere eine gewisse Anlage, ein Vermögen der Willkür besitze, das anfangs nur im Keime vorhanden sich im Laufe des Lebens weiter entwickele. Selbst aber hinweggesehen über diese Art des Erklärens die nichts erklärt, würde dann wenigstens die Aufgabe als dringend anerkannt werden müssen, auszumitteln wann und durch welche Art von Handlungen sich ein solches Vermögen zu zeigen beginne. Es müßte nachgewiesen werden daß es Handlungen gebe, die sich als unzweideutige Zeichen für das Vorhandensein eines solchen Vermögens betrachten lassen. Aber auch dies hat Niemand in Rücksicht des Kindes zu beweisen nur unternommen; daher sind wir von vornherein zum Mißtrauen gegen jene Annahme nicht nur berechtigt, sondern genöthigt. Fassen wir jetzt den Vorstellungsverlauf selbst genauer in's Auge.

Jedem Begehren und Wollen liegt als Bedingung seiner Möglichkeit die Vorstellung einer angenehmen Empfindung oder eines Lustgefühls zum Grunde. Diese Vorstellung besitzt bei

ihrem Auftreten in der Seele eine bestimmte Stärke = a, welche für sich allein betrachtet weder größer noch kleiner werden, weder steigen noch sinken könnte. Soll dies geschehen, so muß sie durch gewisse Ursachen hierzu bestimmt werden. Diese Ursachen können, abgesehen von den Nervenreizen, nur im Vorstellungsleben selbst liegen, es kann das Steigen oder Sinken nur bewirkt werden durch andere begünstigende und emportreibende oder hemmende und unterdrückende Vorstellungen. Eine jede dieser letzteren besitzt selbst ebenso wie jene erste ihre völlig bestimmte Stärke, mit welcher sie sich thätig erweist, und zwar entweder gegen die erste wirkend oder sie verstärkend. Sind die zusammentreffenden Vorstellungen einfach, so wirken sie je nach der qualitativen Gleichheit oder Verschiedenheit ihres Inhalts mit ihrer ganzen Stärke entweder für oder gegen einander; sind sie zusammengesetzt, so können sie theilweise für, theilweise gegeneinander wirken, aber auch in diesem Falle ist das Resultat dieses Zusammenwirkens sowohl der Art als dem Grade nach vollständig bestimmt, wie sich im ersten Abschnitte gezeigt hat. Ist aber das jedesmalige Ergebniß völlig bestimmt das eintritt wenn Vorstellungen sich im Bewußtsein begegnen, so würde die Willkür, wenn sie nicht selbst ein solches Resultat zusammenwirkender Vorstellungen sein soll, sich höchstens auf das Emporsteigen und das Eintreten derselben in's Bewußtsein erstrecken können. Dagegen spricht jedoch schon die Erfahrung, welche uns in vielen Fällen auf das Bestimmteste zeigt daß wir die Vorstellungen die in's Bewußtsein treten sollen, nicht wählen können; ja die Wahl selbst würde voraussetzen daß sie sich schon im Bewußtsein befänden, denn was nicht im Bewußtsein schon gegenwärtig ist, darunter können wir offenbar nicht wählen. Es spricht dagegen aber auch die Theorie; denn ob irgend ein gegenwärtiger Gedanke Hülfen oder Hemmungen von Seiten anderer erfahren wird oder nicht, dies hängt, wie wir sahen, in jedem einzelnen Falle von den Reproductionsgesetzen ab, nach

welchen die Vorstellungen emporsteigen. Diese Gesetze aber können um so weniger durch den Willen geändert werden, je weniger sie uns aus unmittelbarer Erfahrung bekannt sind; es giebt also gar keinen Punkt an welchem es der Willkür möglich wäre in sie hineinzugreifen. Daher ist denn für diese überhaupt im Vorstellungsleben gar kein Platz; denn es ist durchgängig im Einzelnen bestimmt, ob ein im Bewußtsein stehender Gedanke Hülfen von andern erfährt um sich zu halten oder nicht, und es ist ebenso bestimmt von welchen andern Gedanken und wie starke Hülfen er von ihnen erfährt. Dasselbe gilt ebenso allgemein von den ihm entgegenwirkenden Vorstellungen und von den Resultaten des Zusammenwirkens der Vorstellungen überhaupt. Selbst keine noch so kleine Verstärkung oder Gegenwirkung durch ein außerhalb der Vorstellungen selbst gelegenes Princip der Willkür kann angenommen werden, denn sie könnte nur zu Stande kommen durch neu auftretende Vorstellungen, für welche wieder dieselben Gesetze der Wirksamkeit gelten würden. Gefühle und Willensacte, da sie durch Vorstellungsthätigkeiten erzeugt werden die in gewissen Verhältnissen zusammentreten, sind offenbar ebensowenig als die Vorstellungen selbst einer Bestimmung durch ein solches Princip im geringsten zugänglich.

Befragen wir jetzt die Erfahrung, ob sie nicht in auffallendem Widerspruche stehe gegen diese Theorie und uns zumuthe sie aufzugeben. Im Gegentheil: sie zeigt, daß jeder Mensch seinen Interessen vollkommen gemäß handelt. Wer starke Interessen einer gewissen Art besitzt, folgt ihnen ganz in dem Maße ihrer Stärke. Er läßt sich von ihnen fortreißen, wenn nicht andere glücklich genug sind sie noch zu rechter Zeit zu unterdrücken oder wenigstens in den Hintergrund zu drängen. Ein jedes derselben verstärkt sich indem es Hülfen herbeizieht aus den Gedankenkreisen welche dazu geeignet sind. Auf die Beschaffenheit dieser Gedankenkreise kommt dabei fast Alles an. Besitzen sie große innere Bil-

dung, so ketten sich die einzelnen Glieder in fast unauflöslicher Verbindung aneinander, so daß jeder Angriff auf eines derselben alle übrigen sogleich aufruft, mit deren Hülfe er zurückgeschlagen wird. Wo keine festen Interessen, kein geordnetes Wollen sich findet, wie z. B. beim Kinde, da ist es freilich unsicher das Resultat des ganzen Prozesses vorauszusagen. Wird man aber wohl im Ernste sich einreden daß der charaktervolle Mann wirklich anders handeln könne als er handelt? Freilich könnte er, wenn er wollte, aber er kann eben nicht wollen, und das Können ist für ihn wie für Andere eine bloße leere Fiction. Rechnen wir nicht mit der vollsten Sicherheit auf die Willensbestimmungen Anderer unter gewissen Umständen? Hat die Menschenkenntniß Unrecht, *) wenn sie ihre Täuschungen nur für einen Fehler der eigenen Einsicht, nicht aber für einen Mangel an objectiver Bestimmtheit der Motive Anderer hält? Erziehung und Besserung jeder Art, so unzuverlässig ihre Resultate auch oft sein mögen, würden durch ein einziges Wollen in ihren Erfolgen auf einmal und gänzlich zu Grunde gerichtet werden können, wenn es im Menschen ein Princip der Willkür gäbe. Die Erfahrung zeigt das gerade Gegentheil: kein Charakter wird auf einmal umgeändert weder zum Bösen noch zum Guten. Dies ist wesentliche Bedingung für die Möglichkeit der Er-

---

*) Die Criminalstatistik liefert zwar keinen vollgültigen Beweis aus der Erfahrung gegen das Vorhandensein eines Princips der Willkür, aber gleichwohl dürfte es ein bedenkliches Zugeständniß von Seiten der Vertheidiger der Wahlfreiheit sein mit Quetelet zu sagen: L'homme reste toujours libre, mais les faits prouvent, que durant toute sa vie il succombe plus ou moins fréquemment au mal suivant les circonstances et que par conséquent toutes ces circonstances ne changent pas la probabilité, la chute reste la même. Denn die Einflüsse der Wahlfreiheit auf den Zustand der Gesellschaft sind dann wenigstens so gering, daß sie unbemerkbar bleiben (Drobisch im Leipziger Repert. 1849, I., 1.)

ziehung, ja der Moralität selbst. Jedes planmäßige Wirken auf einen nach Willkür sich entscheidenden Willen wäre eine planmäßige Thorheit; denn das bloße Wollen vermöchte in einem Augenblicke alle Wirkungen zu vernichten — freilich ein handgreiflicher Widerspruch gegen das Causalgesetz, dem nur zu wünschen ist, man möge sich merken, daß er um nichts kleiner wird, wenn man zwar die Vernichtung von Millionen Wirkungen für unmöglich, die einer einzigen, wenn auch noch so kleinen, aber für möglich hält. Der Mensch wäre das mangelhafteste und beklagenswertheste Geschöpf der ganzen uns bekannten Welt, wenn in ihm ein Princip der Gesetzlosigkeit wohnte. Seine Thaten wären ein Spiel der Launen des Zufalles, der dadurch um nichts besser würde daß er im Menschen selbst läge, seine Einsicht diente ihm nur die gänzliche Werthlosigkeit seiner Existenz ihm zu offenbaren.

Gleichwohl scheint auf der andern Seite die Erfahrung die Annahme eines Princips des willkürlichen Handelns zu fordern. Dieser Schein dringt sich uns auf, er ist nothwendig, aber dennoch nichts als ein bloßer Schein. Woher er stammt müssen wir untersuchen. Weder das Kind noch der Erwachsene weiß aus unmittelbarer Erfahrung das Geringste von den Gesetzen nach welchen sich der Vorstellungsverlauf richtet, weder ob er vollständig im Einzelnen bestimmt ist noch ob er es nicht ist. Die Stelle an welcher ihm der Begriff der Willkür entsteht, ist keine andere als diejenige an welcher er sich wählend findet zwischen Thun und Lassen. Der Act des Wählens selbst ist von keinem Gefühle der Nöthigung begleitet, vielmehr geht das Vorstellen ganz seinen eigenen Gesetzen gemäß hinüber und herüber zwischen den verschiedenen Gegenständen und Motiven des Wollens. Vor dem festen Entschlusse zeigt sich ein Schwanken zwischen entgegengesetzten Bestimmungen. Wir setzen uns selbst als Entscheidende gegenüber uns selbst als Schwankenden. Die streitenden Parteien zwar rechnen wir ebensowohl zu unsrem Ich als den

Richter der sie zur Ruhe verweist oder der einen von ihnen Recht giebt gegen die andere. Wir haben uns selbst hiermit in drei Personen gespalten oder vielmehr in eine noch weit größere Anzahl, da jede streitende Partei ohne Zweifel eine ganze Corporation ist, und die wahre und eigentliche Person die wir selbst sind, soll dabei nur der Richter sein. Verhielte sich dies wirklich so, und der Richter entschiede nun willkürlich (denn nach dem Rechte entscheidet er bekanntlich selten genug), dann wären wir offenbar vollkommen unfrei; denn es würde unsern streitenden Gedanken von irgend einem Dritten, für sie also von außen, eine Entscheidung aufgedrungen, es würde diese Entscheidung, gerade wann und weil sie willkürlich wäre, ihnen aufgenöthigt, beiden Parteien geschähe dadurch Unrecht, sie würden gezwungen sich zu fügen: gerade diese willkürliche Entscheidung also müßte jedenfalls das Gefühl eines harten Zwanges bei sich führen, wenn sich wirklich die Sache auf die angegebene Weise verhielte. Besinnen wir uns aber nur auf uns selbst, so können wir nicht umhin einzugestehen, daß der Richter den Parteien hier nicht gegenüber steht als eine von ihnen unabhängige Person, sondern daß wir alle drei Personen in uns vereinigen und daß die Acte des Streitens wie des Entscheidens nur unsre Acte des Vorstellens, Fühlens und Wollens sind, die weit entfernt als von einander unabhängig auseinanderzufallen, vielmehr sehr wesentlich durch einander bedingt werden: das Urtheil das der Richter spricht, ist lediglich das Resultat des vollendeten oder unvollendeten Kampfes der Parteien, und als besondere Person existirt jener blos zum Scheine.

Woher aber dieser Schein? Warum verschwindet er nicht, sobald die Einsicht gewonnen ist, daß er in der That nichts sein kann als bloßer Schein? Die Antwort auf die erste Frage ist einfach die, daß wir den Verlauf der innern Vorgänge beobachten, die Antwort auf die zweite dagegen, daß wir sie nicht vollkommen zu beobachten im Stande sind. Wie

nämlich das Spiel der Phantasie für eine Sache der Willkür gehalten zu werden pflegt, weil der Zusammenhang in welchem die nacheinander auftretenden Vorstellungen stehen, sich nicht beobachten läßt, so gilt auch die Entscheidung bei der Wahl für eine willkürliche, weil es unmöglich ist im Einzelnen nachzuweisen auf welche Weise eine Vorstellung durch die andere gehoben oder unterdrückt werde, warum sie gerade bis zu dieser Höhe steige und dann wieder sinke. Nur selten gelingt es der scharfen Selbstbeobachtung zu ermitteln durch welche Hülfe ein Motiv gegen das andere in's Übergewicht getreten oder von ihm überwunden worden ist. An eine Nachweisung der Wirksamkeit einzelner Vorstellungen kann aber dabei schon deshalb gar nicht gedacht werden, weil es an jedem Maße ihrer Intensitäten fehlt. Das gemeine Bewußtsein muß daher, wie überall wo es keinen Zusammenhang vor Augen sieht, auf den Mangel desselben überhaupt schließen. Bedarf es eines Beweises dafür daß dieser Schluß nichts taugt? Man blicke in die Geschichte aller Wissenschaften; hat man nicht überall den Causalzusammenhang geleugnet so lange man ihn nicht finden konnte oder nicht Lust hatte ihn zu suchen? Sind die frei wirkenden und schaffenden Kräfte in den Naturwissenschaften nicht von jeher die Zuflucht der Unwissenheit und das Verderben aller wahren Forschung gewesen? Warum verbannen denn die Naturwissenschaften die Teleologie? — Weil man die Ursache nicht kennt, durch welche der Wille gerade diese und keine andere Bestimmtheit erhält im einzelnen Falle, deshalb allein leugnet man daß es überhaupt eine solche Ursache gebe. Der Wille, sagt man, fängt absolut aus sich selbst an. Wer einigermaßen consequent ist, verfährt mit andern Naturphänomenen ebenso: dasjenige wovon wir die Ursache nicht kennen schafft sich selbst, es giebt für es keine Ursache. Doch die Naturforscher wenigstens lachen wohl über den Homunculus der eingebildet genug ist zu glauben, daß er die Welt seiner Thaten, so we-

nig Ordnung sie auch oft zeigen mag, aus Nichts schaffe. Jede Willkür ist ebenso begreiflich als die Schöpfung, denn Wunder können sich dem Grade der Begreiflichkeit nach nicht unterscheiden. Wer indessen die Mystik in die Psychologie einzuführen wünscht, der sollte wenigstens darin consequent dem Menschen alles Natürliche, Begreifliche und Gesetzmäßige auf einmal absprechen.

Vielleicht dringt man darauf die Willkür aus der Erfahrung zu beweisen. Unser Handeln, sagt man, ist nicht selten unsrer klaren Beurtheilung seines Werthes oder Unwerthes unangemessen und unfügsam gegen sie. Folgt daraus nicht daß unsre Wahl willkürlich ist, daß sie nicht unsrem Vorstellen folgt, da sie sich sonst nach der Einsicht richten würde? Keineswegs. Gerade daraus, daß wir der Einsicht zuwiderhandelten, folgt daß sie im Verhältnisse zu andern Antrieben nicht stark genug war um uns zu bestimmen. Hätte es nur einer Intervention durch die Willkür bedurft, so würde es nicht einmal die geringste Mühe gemacht haben uns der Einsicht gemäß zu entscheiden. — Es sollte bestimmt sein wie ich meinen Fuß, meinen Arm jetzt bewegen werde? wird man weiter fragen. Kann ich nicht sogleich durch die That beweisen daß jede gegebene Entscheidung unrichtig sei? Ein schöner Beweis für die Willkür, da es ja ganz unzweifelhaft am Tage liegt, daß hier gerade die Absicht das Vorhandensein der Willkür zu beweisen das Motiv der Handlung selbst und diese im voraus so bestimmt ist, daß sicherlich das Gegentheil von dem eintreten wird was als gefaßter Entschluß vom Andern vorausgesagt werden wird. Überhaupt ist kaum zu begreifen wie selbst große Denker die Willkür für eine Thatsache der Erfahrung haben ausgeben können; denn da die Willkür durch sich selbst determinirter Wille, d. h. durch Nichts determinirter Wille sein soll (denn ein Ding, bevor es existirt, kann nicht schon eine Determination ausüben), jeder Wille aber als solcher zu den Ursachen gehört, so müßten Ursachen

als Ursachen erfahrungsmäßig gegeben werden können, während eine einfache Besinnung lehrt daß nur Facta erfahren, alle Ursachen aber bloß erschlossen werden können. — Endlich will man die Willkür in der Wahl beweisen aus dem Bewußtsein der Schuld durch welches jeder seine Übelthaten sich zurechnet. Wer ist das Ich dem zugerechnet wird? Der Wille, nicht die Ursachen durch welche der Wille zu Stande kam. Wer das Böse gewollt hat der muß es sich jedenfalls auch zurechnen, mag er es nun willkürlich oder unwillkürlich gewollt haben. Die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Strafe gehört nicht in die Psychologie, hier ist über sie nur so viel zu bemerken, daß wenn die Willkür gestraft werden sollte durch welche im Act des Entschlusses der böse Wille zu Stande käme, nur der Leichtsinn dieser Willkür, nicht aber die Bosheit Strafe verdiente. Denn die Willkür ist weder gut noch böse, nur der wirkliche Wille kann beides sein. — Vielleicht wird man nach dem letzten Auskunftsmittel greifen verschiedene Grade der Willkür beim Entschlusse anzunehmen, je nachdem der Eine seine Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen besser zu beherrschen versteht als der Andre. Freilich wird man dann sich gezwungen sehen selbst einem und demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Grade der Willkür zuzugestehen; denn es giebt Fälle in denen wir uns durch die unausgesetzt gegenwärtige oder immer wiederkehrende Vorstellung daß wir dies oder jenes thun würden, gleichsam dämonisch und ohne weiteres Motiv zur That gedrungen fühlen, während in anderen das Kommen und Gehen der Vorstellungen von uns wie von einem Maschinisten beobachtet und wenigstens zum Theil gelenkt wird. Dies Alles beweist jedoch weiter nichts als daß unsre innern Zustände bald mehr bald weniger von einem bewußten Wollen geleitet werden. Was die Grade der Willkür betrifft, so mögen sie zwar denen passen die überall nichts Ganzes und Entschiedenes wollen und deshalb alle Unterschiede auf Gradationen zurückführen,

dem Denkenden aber wird leicht klar, daß die Willkür ihrem Begriffe nach eine ursachlose Ursache ist und daß deshalb alle dergleichen Beschönigungen nichts taugen, sondern nur dazu dienen können die Begriffe zu verwirren.

Also soll Alles einer unerbittlichen Nothwendigkeit unterworfen sein? Der Mensch soll keine Art einer wirklichen Selbstthätigkeit besitzen? Er soll nichts eigentlich selbst thun, nie selbst handeln, sondern dies soll ein bloßer Schein, in Wahrheit aber das nothwendige Resultat in ihm wirkender Naturkräfte sein? Welche sonderbaren Fragen! Es ist auf sie nur zu antworten, daß sie sämmtlich auf Mißverständnissen beruhen. Schon jede Vorstellung ist eine wirkliche Selbstthätigkeit der menschlichen Seele, aber wir leugnen, daß es in der Natur des Menschen eine übernatürliche Kraft des Handelns giebt, nämlich eine solche die im Gegensatze stehen sollte nicht nur zur Natur überhaupt, sondern sogar zu dem gesammten natürlichen Wesen des Menschen selbst. Warum macht man denn den verkehrten Gegensatz des handelnden Menschen zur Natur des Menschen, als ob sein Handeln außerhalb seiner und aller Natur läge? Nicht eine fremde von außen in ihn hineingekommene Naturkraft handelt in ihm, sondern er handelt überall wirklich selbst, aber alles sein Handeln geht nur hervor und kann nur hervorgehen aus der Naturbestimmtheit seines Wesens.

Bleibt demnach gar nichts übrig vom Begriffe der Willkür? Von dem gewöhnlichen Begriffe derselben, nach welchem die verborgenen Ursachen des Handelns statt hinzugesucht, vielmehr überhaupt geleugnet werden sollen, allerdings gar nichts. Soll jenes Wort irgend einen Sinn haben, so kann es nie Prädicat des Willens, sondern nur der That sein, wie schon Locke richtig nachgewiesen und Hobbes treffend gesagt hat: »Non volumus velle, sed facere.« Nicht die Willensbestimmung ist willkürlich wählbar, sondern die That ist willkürlich, d. h. sie folgt dem Willen. Beharrt man dabei

den Willen selbst willkürlich zu nennen, so kann dies nur comparativ verstanden werden. Die sinnlichen Wahrnehmungen nämlich, die Instinctbewegungen, noch mehr die Reflexthätigkeiten und alle organischen Vorgänge die dem leiblichen Leben dienen, lassen sich insofern als unwillkürliche bezeichnen als das psychische Leben vermittelst des Willens — denn durch diesen allein wirkt die Seele nach außen, abgesehen vom Instincte — auf sie keinen unmittelbaren Einfluß auszuüben im Stande ist; alle höheren geistigen Thätigkeiten können dagegen willkürliche genannt werden, weil sie durch den Willen beherrschbar sind, und der Wille selbst kann willkürlich heißen insofern er sich loszumachen vermag von der Bestimmung durch die äußeren Reize, denen er beim Kinde dienstbar ist und beim Thiere immer unterworfen bleibt. Dies ist überhaupt der richtige Gedanke welcher im Hintergrunde liegt, wenn man von Willkür spricht, nämlich dieser, daß der Wille des Erwachsenen sich nicht genöthigt finde weder von äußeren Reizen noch von irgend einer andern außer der Seele des Wollenden selbst liegenden Macht, daß die Bestimmung desselben nicht von außen an den Menschen gebracht werde, sondern aus seinem Innern selbst herauskomme und sich nach außen richte; wobei man freilich nicht übersehen darf, daß es die Vorstellungen und Gemüthszustände des Menschen selbst sind durch welche jene Bestimmung mit Nothwendigkeit zu Stande kommt.

Durch die vorstehenden Betrachtungen muß es mehr als zweifelhaft werden ob nicht das Gebiet der Freiheit, auf welchem häufig die Moral, ja ganze Systeme der Philosophie erbaut worden sind, ganz und gar in's Reich der Träume zu verweisen sei. Die moderne Philosophie dagegen hat die Freiheit als das Wesen des Geistes bezeichnet. Was sie sich dabei denke, ist weder ihr selbst noch Andern klar geworden; denn die Freiheit als solche erstrebt nichts und will nichts, ja der freie Wille selbst für sich allein als Wesen gedacht hat gar kein Ziel. Ein so trauriges Geschäft es auch ist

in unsrer Zeit dergleichen Bemerkungen niederzuschreiben, so lassen sie sich doch nicht umgehen. Denn unsre Philosophie ist hoch genug gestiegen um es unter ihrer Würde zu halten einen Begriff wie den der Freiheit zu analysiren und sich über seinen Inhalt mit gehöriger Bestimmtheit auszusprechen. Vielleicht ging es über ihre Kräfte. Sie hat den Geist der Natur gegenübergestellt. Der Charakter der letzteren ist durchgängige Nothwendigkeit nach Gesetzen; dem Geiste sollte im Gegensatze zu dieser Nothwendigkeit Freiheit zukommen. Da jedoch auch seine Entwickelung ohne Zweifel einer gewissen Gesetzmäßigkeit folgt, so lag es nahe von einem Gesetze der Freiheit zu reden. Mag nun jeder zusehen wie er mit solchem Ungedanken fertig wird, mit einem Gesetze dessen Befolgung nicht nothwendig ist, das nur den Entwickelungsgang im Allgemeinen, nicht aber im Einzelnen bestimmt. Die verschiedenen Grade der Unklarheit im Denken werden stets hinreichen das Undenkbare zu verbergen das in dieser Ansicht liegt: man wird fortfahren Distinctionen zu machen zwischen Innerem und Äußerem, zwischen veranlassendem und verursachendem Grund, zwischen allgemeinen Willensrichtungen und einzelnen Willensacten, wie dies Alles schon dagewesen ist, und doch wird der Widerspruch im Begriffe der Freiheit stets bleiben, obwohl im Hintergrunde. Folgt sowohl die Natur als die Freiheit Gesetzen, so hat man vor Allem einzugestehen, daß, so verschieden diese Gesetze ihrem Inhalte und Objecte nach auch sein mögen, der Begriff des Gesetzes selbst ein höherer Begriff ist welchem Geist und Natur unterworfen sind. Wer Gesetzmäßigkeit ohne Nothwendigkeit glaubt denken zu können, mag es versuchen. Soll der Begriff eines Gesetzes der Freiheit irgend einen Sinn haben, so kann darunter nie ein Gesetz des Wollens und Thuns oder des Geschehens überhaupt, sondern nur ein Gesetz des Sollens verstanden werden. Die absolute Macht welche das Sittengesetz überall haben sollte, ist aber nicht zu verwechseln mit der relativen und sehr beschränkten

Macht die es im Individuum factisch besitzt. Die Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit mag es genügen als eine beliebte Formel zu erwähnen, denn — »wo uns die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.«

Die Annahme daß das menschliche Geistesleben durchgängig an vollständig bestimmte und unabänderliche Gesetze gebunden sei, fällt mit der Annahme der Möglichkeit einer Psychologie als Wissenschaft zusammen. Beide sind völlig identisch; denn ein Wissen kann nur da stattfinden wo es Gesetze giebt und nur so weit als es solche giebt. Wo die Gesetze aufhören, da ist auch unser nothwendiger Begriffszusammenhang am Ende und wir befinden uns dann objectiv auf dem Gebiete des Zufalls oder der Wunder, zu denen auch die Willkür gehören würde, subjectiv auf dem Gebiete des Rathens und Phantasirens oder der Offenbarung. Die Phänomene dieser Art zu begreifen, wenn es dergleichen giebt, kann der consequente Denker sich gar nicht als Aufgabe stellen. Wäre das geistige Leben in einem Theile seiner Erscheinungen zwar an nothwendige Gesetze gebunden, in einem andern Theile aber nicht, so würde dieser andere Theil der psychologischen Forschung durchaus unzugänglich sein, und es käme nur darauf an, Alles was ihm angehört durch eine scharf gezogene Grenzlinie abzusondern von denjenigen Phänomenen welche in die Sphäre des Begreiflichen fielen. Eine solche Grenze hat bisher niemand zu ziehen versucht und gerade die neuere Zeit hat auf allen Gebieten der Forschung die Behauptung aufgestellt, daß es schlechthin keinen Gegenstand unsres Denkens geben könne, welcher der wissenschaftlichen Behandlung unfähig und für unsre Begriffe incommensurabel sei. Die Entscheidung hierüber gehört nicht in die Psychologie, sondern in die Erkenntnißtheorie. Daher müssen wir uns hier derselben enthalten. Unsre Behauptung erstreckt sich nur darauf, daß Willkür der Wahl von der Psychologie nicht zugegeben werden kann. Sie würde, selbst abgesehen von allen psycholo-

gischen Argumenten, die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Natur durchbrechen; denn die Ausflucht daß der Geist immer noch in seinem Handeln an die Gesetze der materiellen Natur gebunden bleibe, auch wenn er frei sei in sich, ist eben eine bloße Ausflucht. Freilich würde der Geist durch seine Freiheit die Naturgesetze nicht umstoßen, aber es würden alle seine Eingriffe in die Natur alsdann von der Art sein, daß im Verlaufe des Naturlebens auf sie gar nicht gerechnet sein könnte, sie würden dieses allmälig immer mehr in Unordnung bringen. Es bliebe ein gänzlicher Zufall, eine präſtabilirte Harmonie oder ein Wunder, daß die Natur, wie doch die Wirklichkeit lehrt, mit dem Fortschritte der Cultur sich den Zwecken der Menschen immer dienstbarer und willfähriger zeigte, wenn nämlich dies nicht erklärt werden dürfte aus der vollständigen gesetzmäßigen Bestimmtheit in den Fortschritten der geistigen Ausbildung des Menschengeschlechtes und aus dem Berechnetsein der Natur auf den Menschen, dessen Ausbildung an jener und durch sie erst möglich wird. Außerdem würde die Freiheit als solche eine Lücke sein in der allgemeinen Gesetzmäßigkeit der Natur — eine Lücke zu deren Annahme sich der Naturforscher, welcher namentlich den Zusammenhang der psychischen Thätigkeiten mit den organischen Functionen schärfer in's Auge zu fassen pflegt als den speculativen Philosophen der Neuzeit lieb sein kann, weder entschließen wird noch entschließen darf; denn der Mensch würde dann kein reines Naturproduct mehr sein. Vielleicht wird es dieser dualistischen Ansicht von Geist und Natur des Menschen nie an Vertretern fehlen; diesen Vertretern aber läßt es sich mit der größten Bestimmtheit voraussagen, daß, so geistvoll sie selbst und so groß zu Zeiten ihre Parteien auch sein mögen, sie dennoch ihre Lebensansicht nie zum Gemeingut der Menschen erhoben sehen werden. Eine Überzeugung die allgemein befriedigen soll, darf vor Allem den Grundsätzen der strengen Empirie nicht in's Gesicht schlagen.

Fassen wir das Ganze unsrer Lehre noch einmal kurz zusammen. Es sind bei der Willensbestimmung nur zwei Fälle möglich. Entweder der Wille folgt dem ihm gewordenen Antriebe oder er folgt ihm nicht. Im ersten Falle wird er bestimmt — nämlich von Vorstellungen, denn andre Ursachen giebt es für zusammengesetzte psychische Erscheinungen überhaupt nicht — und ist also nicht frei sich so oder anders zu bestimmen. Im zweiten Falle muß es eine Ursache geben die ihn hindert dem Antriebe zu folgen. Diese Ursache kann nur innerhalb der Seele selbst liegen, in Vorstellungen, Gefühlen, Begehrungen. Diese aber sind sämmtlich sowohl ihrem Inhalte als ihrer Wirksamkeit nach in jedem einzelnen Falle vollständig bestimmt. Leicht wird dies zugegeben von den sinnlichen Wahnehmungen. Nicht minder gilt es von den abstracten Vorstellungen, deren Bildung völlig unwillkürlich geschieht. Das Zusammenwirken der Vorstellungen erzeugt Gefühle und Begehrungen, die daher ebensowenig willkürlich sein können. Von dem Laufe seiner Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen aber kann sich der Geist auf keine Weise frei machen, daher kann ihm keine Willkür des Entschließens zugeschrieben werden. Denkbar wäre eine solche nur da wo gar kein Interesse über das andere überwöge, d. h. für den Fall der gänzlichen Gleichgültigkeit. Bezöge sich aber die Freiheit nur auf das Gleichgültige, so würde sie für den Werth oder Unwerth des Handelns bedeutungslos sein; man bemerkt jedoch leicht daß auch dieser Fall eine leere Fiction ist, sobald man nur den Begriff des Gleichgültigen vollkommen scharf faßt. Es könnte dann gar keine Entscheidung erfolgen.

Soll also der Begriff der Freiheit ganz aus der Wissenschaft verbannt bleiben? Wird man sie nicht wenigstens als eine Fähigkeit der willkürlichen Verstärkung oder Abschwächung und des Festhaltens einzelner Gedanken in die Psychologie einlassen dürfen? Daß wir nicht bestimmte Gedanken will-

kürlich hervorzurufen im Stande sind, zeigt das vergebliche Besinnen nur zu schlagend, aber sie durch Aufmerksamkeit zu fixiren oder nicht, scheint ganz in unsrer Macht zu stehen. »In unsrer Macht« — wer sind denn die Wir von denen hier die Rede ist? Ist es die dritte oben als Richter über die streitenden Parteien sich darstellende Person, die sich jetzt in ein Instrument zum Festhalten verwandelt hat? Kann man denn festhalten ohne Begierde und Interesse? Und was sind diese sonst als Resultate des nothwendigen Vorstellungsverlaufs? Die Selbstverstärkung der Gedanken oder des Wollens ist ebenso und ganz aus denselben Gründen ein nothwendiger und nicht hinwegzuschaffender Schein wie die Willkür der Wahl überhaupt. In *unsrer* Macht steht es freilich festzuhalten und loszulassen, woher aber stammt denn diese Macht als aus unsern Vorstellungen? Allen verfänglichen Fragen dieser Art, (zu denen namentlich auch die über die Zurechnungsfähigkeit zu zählen ist) ob *wir* es denn nicht seien, welche diese oder jene Kraft besitzen und ausüben, liegt stets die falsche Entgegensetzung unsrer selbst gegen unsre Thätigkeiten, die Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen zum Grunde, was gerade so verkehrt ist als wenn wir die Lebenskraft des ganzen Organismus den Thätigkeiten der einzelnen Organe, die Natur ihren Producten entgegensetzen würden. Die Function jedes einzelnen Theiles läßt sich freilich auch betrachten als eine Function des Ganzen. Diese Ausdrucksweise ist an sich nur ungenau, aber sie bringt Schaden für die Auffassung des Causalzusammenhanges, sobald man sich verleiten läßt aus dem Ganzen (teleologisch) das Einzelne zu erklären, aus dem Unbekannten das Bekannte. So ist in unsrem Falle das Ich ein unbekannter Compler einer unabsehbaren Menge von einzelnen Thätigkeiten, die letzteren aber (von denen deshalb die Erklärung allein beginnen kann) sind das einzige Bekannte.

Wir kommen jetzt zu der Schlußfrage, wie der Begriff

der Freiheit zu fassen sei, wenn er solle in der Psychologie geduldet werden können. Der Gegensatz des Freien in jedem Sinne des Wortes ist das Gebundene. Die Beziehung auf diesen Gegensatz haftet dem Begriffe des Freien stets an, und es liegt überall nur an der Ungenauigkeit des Denkens, wenn dieser Beziehungspunkt nicht hervortritt, der sich für das gemeine Bewußtsein allerdings leicht verdunkelt. Überall wo derselbe verborgen bleibt ist der Freiheitsbegriff unklar und mangelhaft — was sich für die politische Bedeutung desselben durch Theorie und Praxis hinreichend erwiesen hat und wohl schwerlich noch bezweifelt wird. Soll Freiheit ein Prädicat des inneren Menschen sein, so ergeben sich die Beziehungspunkte dieses Begriffes von selbst. Die sinnlichen Reize und ein großer Theil der Gefühle lassen sich als freie Thätigkeiten nicht betrachten, weil unsre angestrengtesten Bemühungen oft nichts gegen sie vermögen; daher sich an sie vielmehr das Gefühl der Gebundenheit knüpfen muß. Dagegen haben wir eine Reihe von andern Gefühlen kennen gelernt, die aus dem Weichen einer Hemmung entsprangen: diese werden wir im Gegensatze zu dieser Hemmung Gefühle der Freiheit nennen können. Wäre dies die einzige mögliche Erscheinungsweise der Freiheit in unsrer innern Erfahrung, daß sie in gewissen Arten des Gefühles sich zeigt, so würde sie nur einem verhältnißmäßig kleinen Theile der psychischen Vorgänge, nicht aber dem Geiste als solchem oder dem Menschen überhaupt zugeschrieben werden können. Inwiefern und mit welchem Rechte jedoch das Letztere geschehen könne, wird folgende Betrachtung lehren.

Nach zwei wesentlich verschiedenen Seiten hin kann das Geistesleben von Hemmungen und Druck aller Art allmälig frei werden, nach der Seite der Einsicht und nach der Seite des Willens. Die Einsicht aber muß erst durch die Kraft des Willens errungen werden, daher giebt man diesem mit Recht allein oder doch vorzugsweise das Prädicat der Freiheit. Die Intelligenz ist frei, wenn die Welt der äußeren und inneren

Erscheinungen die zur Auffassung sich ihr darbietet, unter ihre Begriffe sich vollkommen unterordnet und nach ihnen richtet, so daß diese keiner weiteren Umbildung bedürfen, von keiner Unklarheit mehr gedrückt werden, sondern überall einen durchgängig festen Zusammenhang besitzen, aus welchem sie nicht gerissen, in welchem sie nicht gestört werden können. Diese Freiheit hervorzubringen ist Aufgabe der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie. Der Wille ist frei, wenn die Welt der äußeren und innern Erscheinungen, so weit sie durch ihn bestimmbar ist, durchgehends so bestimmt wird wie das sittliche Urtheil nach Berücksichtigung aller vorliegenden Umstände in jedem einzelnen Augenblicke des Lebens fordert, so daß nie eine Willensbestimmung auch nur in Gedanken zurückgenommen zu werden braucht, sondern alle unter einander und mit allen Begehrungen zu einem widerspruchsfreien Ganzen zusammenstimmen. Diese Freiheit ist die Aufgabe des Lebens. Der Wille greift fehl ohne die Einsicht, er thut was er später bereuet; die Einsicht ist werthlos ohne den Willen, sie bleibt im Widerspruche mit sich selbst; getrennt voneinander sind beide unfrei: Einsicht und Wille müssen sich gegenseitig vollkommen durchdringen und diese Harmonie ist das Ideal der Freiheit. Sie ist kein ursprünglicher Besitz des Geistes, sondern vielmehr ein solcher, der nur durch schweren Kampf errungen jeden Augenblick wieder verloren zu gehen droht, wenn nicht der sittlichen Überlegung diejenige Stärke erhalten wird, welche ihr die dauernde Herrschaft über die widerstrebenden Neigungen sichert.

Es ist nicht das Geschäft der Psychologie Ideale zu malen, auch hat sie wenigstens nicht an dieser Stelle zu untersuchen wie viel dem Menschen vergönnt sein möge davon zu erreichen. Soll sie dagegen sich zu schaffen machen mit den Theologen und Moralisten, die von jeher gegen den Determinismus gesprochen, ja mehr gepredigt als argumentirt haben? Gewiß nicht! Sie dringt sich nicht auf und darf des-

halb ihr Ohr verschließen gegen jeden Grund der außerhalb des psychologischen Gebietes selbst liegt. Wollen sich jene mit ihr zu thun machen, so sollen sie auch den Schaden tragen, wenn einer entsteht. Nur wünschen kann sie ihnen größere Achtung vor der Natur, geringere Einbildung auf die erträumte Superiorität der Menschenvernunft über diese, Verbesserung der Spaltung unter einseitig gebildeten Gedankenkreisen. Die Furcht vor dem Determinismus hat lange Zeit die Psychologie verdorben, ja unmöglich gemacht. Die Geschichte derselben zeigt, wie wenige Menschen den Muth und die Kraft besitzen consequent zu denken, wie sie immer mit vorgefaßten Interessen für die Resultate an die Untersuchung gehen und wie unklar deshalb selbst da ihre Motive ihnen zu sein pflegen wo sie sich der größten Klarheit rühmen zu dürfen glauben. Die Menschen fürchten sich vor den Überzeugungen die sie sich aneignen könnten, ja müßten, wenn sie scharf zu denken sich entschlössen. Unklarheit ist ihnen fast immer lieber als Unruhe. Faulheit und Feigheit fürchten ihre Moral und Religion gefährdet zu sehen durch den Determinismus. Wie fest mögen ihnen diese doch stehen, und wie sehr mag der Wahrheitsfreund Ursache haben sie ihnen zu beneiden!

§. 44.

Es ist noch übrig von zwei Arten psychischer Vorgänge zu handeln, welche das gerade Gegentheil der Freiheit sind, von den Affecten und den Leidenschaften. Aus diesem Grunde finden sie hier ihre passende Stelle. Am Schlusse dieses Abschnittes stehen sie namentlich auch deshalb, weil sie großentheils ebensosehr dem physiologischen als dem psychologischen Gebiete angehören. Es versteht sich daß sie hier nur von der letzteren Seite betrachtet werden. Die richtige Erklärung dieser wie so vieler anderer psychischen Phänomene ist zuerst von Herbart gegeben worden. Beginnen wir mit

der Betrachtung einzelner Fälle um von hieraus zu einer allgemeinen Ansicht über sie zu gelangen.

Wenn jemand mit einem Andern in Streit geräth, so ruft zunächst jeder Widerspruch den er erfährt, in ihm ein unangenehmes Gefühl hervor, indem seine eigene Meinung von der Sache im Bewußtsein zugleich gehalten und durch die ihm aufgedrungene Vorstellung von der Meinung des Andern zurückgetrieben wird. Gewinnt eine von beiden dauernd das Übergewicht, ändert er selbst oder der Gegner seine Ansicht, so ist der Streit beigelegt und das unangenehme Gefühl löst sich auf. Dagegen wächst es, wenn neue Gefühle derselben Art hinzustoßen. Ein jedes derselben heftet sich an die Vorstellung von der gegenwärtigen Person, diese wird der Sitz der angeschwollenen unangenehmen Gefühle, deren Steigerung um so mehr beschleunigt und vergrößert wird, ein je größeres Interesse auf dem bestrittenen Gegenstande ruht, je leichter wir das richtige Verständniß desselben für den Andern glauben, je stärker das Gefühl der Berechtigung unsres persönlichen Werthes und Ansehns verletzt wird, durch das wir die Fügsamkeit der fremden und die Schonung oder Anerkennung unsrer eignen Überzeugung in Anspruch nehmen u. s. f. Wo Folgsamkeit eines Untergebenen mit Sicherheit erwartet wird, wo es gilt eingebildete und angemaßte oder wirkliche Autorität und Ehre zu schützen, da pflegt der entfernteste Schein von Ungehorsam und Geringschätzung empfindlich zu kränken und dem Streite leicht eine persönliche Richtung zu geben. Der ganze Vorstellungskreis des Streitenden wird auf einmal zum Widerstande aufgerufen, er empört sich mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Macht. Die aufgeregten Gefühle, die sich alle auf gleiche Weise gegen die Person des Andern richten in der sie ihren gemeinsamen Mittelpunkt finden, lassen es zu einem ruhigen Ablaufe der Vorstellungen oder gar zum Abwägen von Gründen nicht mehr kommen; nur die Vorstellung der gegenüberstehenden Person bleibt dauernd gegenwär-

tig. An welcher Stelle in diesem Falle der Affect wirklich eintritt, läßt sich nicht mit vollkommener Schärfe bestimmen, der Charakter desselben aber tritt deutlich darin hervor, daß das Gleichgewicht der Vorstellungen gänzlich gestört, d. h. daß der Verlauf derselben durch das Dazwischentreten heftiger Gefühle gehindert ist in derjenigen Gesetzmäßigkeit zu erfolgen, welche durch den Inhalt der Vorstellungen selbst gefordert wird. Der Zornige ergreift jedes Mittel um den auf ihn wirklich geschehenen oder nur eingebildeten Angriff abzuwehren und dasjenige zu beseitigen was er als nächste Ursache des gestörten Gleichgewichtes seines innern Lebens betrachtet. Er vergreift sich an der Person und sucht sich an ihr zu rächen. Diese unmittelbare Rache des Beleidigten, der bloße Ausbruch des Zornes, ist an sich nicht bösartig, denn sie beabsichtigt, wenn überhaupt etwas, nur die innere Pressung zu erleichtern, was durch blos innere Mittel des Vorstellungsverlaufes sich nicht schnell genug oder, wenn der Affect hoch gestiegen ist, überhaupt nicht mehr leisten läßt. Je weniger der Streit selbst schon mit Worten und Gedanken und je mehr er dagegen durch äußere Handlungen geführt wurde, desto schneller und stärker schwillt der Affect an, und schon dies ist ein Zeichen wie großen Antheil selbst an der Entstehung desselben der Körper hat. Der Beleidigte setzt, zum Theil von eigener Erfahrung geleitet, in seinem Gegner ein ebenso starkes Gefühl des Wohlbehagens durch die Beleidigung erzeugt voraus, als er in sich ein Mißbehagen findet. Ob es wirklich vorhanden sei und welche Mittel die geeignetsten seien dasselbe in das gewünschte unangenehme Gefühl zu verwandeln, dazu fehlt die Überlegung; denn das gestörte Gleichgewicht besteht eben darin, daß dem natürlichen Vorstellungsverlauf, welcher die nöthige Überlegung ohne Zweifel herbeigeführt haben würde, durch die sich eindrängenden Gefühle Gewalt angethan und er aus seiner Bahn gedrängt wird. Das Gefühl der Rache besteht in dem Bestreben diese

verschiedenen Gemüthslagen der betheiligten Personen wieder auszugleichen, wie sich besonders deutlich an dem Rachegefühl zeigt das wir z. B. im Theater von den dargestellten Charakteren übernehmen. Schon während des ganzen Streites wächst dieses Gefühl allmälig an und wird häufig zu einem immer sich erneuernden Impuls zur Fortsetzung desselben.

An einen Affect reiht sich leicht ein anderer. Die gewaltsame Störung nach der einen Seite ruft nicht selten eine neue Gewaltsamkeit nach einer andern zur Abhülfe hervor, die jedoch ebensowenig geeignet ist die innere Aufregung zu beruhigen: durch die That welche der Affect herbeiführt, wird das gepreßte Innere nur auf einen Augenblick erleichtert, häufig genug aber verfällt es durch sie der Reue und der Schaam. Die Maximen des Handelns nämlich die wir als Normen uns vorgeschrieben hatten, sind durch die That direct verletzt worden. Die guten Vorsätze werden nach der That reproducirt, die Würde des Sittlichen tritt auf's Neue und in um so hellerem Lichte hervor, je schreiender der Widerspruch ist in welchem sie mit der sich fortwährend aufdrängenden Vorstellung des Gethanen steht. Je weiter wir uns fortreißen und betäuben ließen von dem Affecte, desto erschreckender wirkt ein plötzliches Erwachen aus dem Taumel der uns gefangen hielt. Das Gleichgewicht der Vorstellungen wird daher abermals gestört durch diesen S c h r e c k e n und die S c h a a m.

Unter allen Affecten zieht der Schrecken, da er sogar tödlich wirken kann, den Körper am stärksten in Mitleidenschaft, weil er nicht allmälig sich steigert, sondern mit einem Male einbricht in das unvorbereitete Gemüth, am leichtesten durch das Ohr. Er scheint zu beweisen daß alle dem Gemüthsleben angehörigen Phänomene von organischen Vorgängen begleitet sind; denn wenn auch nur bedeutende Störungen des ruhigen Vorstellungsverlaufs eine schädliche Rückwirkung auf den Körper ausüben, so müssen doch auch die weniger erheblichen, da sie sich nicht der Art sondern nur

dem Grade nach von jenen unterscheiden, von solchen obwohl oft unbemerkbaren Rückwirkungen begleitet sein. Wie uns überall nur die Wirkungen im Großen und Ganzen beobachtbar sind, so auch hier. Gerade dadurch aber sind wir zu dem Schlusse berechtigt, daß auch die unsrer Beobachtung sich entziehenden minder starken Effecte, als deren Summen sich jene betrachten lassen, sich ihnen analog verhalten.

Die Beschämung vor uns selbst über das unbesonnene Handeln im Affect kann nur ausbleiben, wenn entweder die sittlichen Gefühle oder Urtheile überhaupt noch nicht im Stande waren den allgemeinen Vorsatz des überlegten Handelns herbeizuführen oder bestimmte Maximen zu erzeugen, die allem Handeln vorausgesetzt, durch die That selbst aber mit der bleibenden Vorstellung des Gethanen in unauflöslichen Widerspruch verwickelt werden; oder wenn jene sittlichen Grundurtheile nicht stark genug sind um gegen den Widerspruch welchen sie durch die That erfahren haben, sich zu behaupten. Es erklärt sich hieraus leicht die Neigung das Gethane vor sich selbst zu entschuldigen, die Quelle so vieler Selbsttäuschungen. Sie ist eine unmittelbare Folge des Bestrebens, den zwischen der Vorstellung des Gethanen und den sittlichen Gefühlen oder Urtheilen entstandenen Streit zu schlichten. Das Gefühl der Beschämung wird zum Affect nur dann, wenn die Störung unsres inneren Lebens durch diesen Streit beträchtlich ist. Gefühl und Affect unterscheiden sich in diesem Falle nur graduell, besonders durch die mehr oder weniger bemerkbare Mitleidenschaft in welche der Körper von ihnen gezogen wird. Mit der Beschämung vor Andern verhält es sich ähnlich. Sie tritt überall ein wo wir die Urtheile Anderer über unser Handeln im Widerspruche glauben mit ihren uns günstigen Voraussetzungen über unsre Überlegungen, Geschicklichkeiten oder Charaktereigenschaften. Aus häufigen Beschämungen kann Niedergeschlagenheit hervorgehen, theils als vorübergehende Störung des Gemüthes theils als dau-

ernde Gemüthslage. Am leichtesten und gewöhnlichsten geht sie hervor aus mehrfacher erfolgloser Anstrengung. Wie nämlich das Gefühl der sittlichen Schwäche auf die früher bezeichnete Weise allmälig überhand nimmt, so kann auch das Gefühl welches durch öfteres Mißlingen unsrer Thätigkeiten entsteht (besonders wenn diese auf ein Ziel gerichtet sind dem wir einen hohen Werth beilegen und wenn die zu beseitigenden Hindernisse uns als leicht übersteigliche erscheinen, unsre Kraft aber gleichwohl zu ihrer Überwindung sich zu schwach zeigt) allmälig so anwachsen, daß ein bleibendes Schwächegefühl sich bildet welches einen fortdauernden Druck auf unsern ganzen Gedankenlauf und Thätigkeitskreis ausübt. Wir stehen hier den Gemüthsstimmungen der Hypochondrie und Melancholie sehr nahe. Zwar pflegen diese meistens in krankhaften körperlichen Dispositionen ihre Ursache zu haben, allein es wird nach dem Obigen nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie auch durch psychische Vorgänge veranlaßt werden können, da die Affecte stets auf den Körper zurückwirken; daher es nichts Unwahrscheinliches hat daß durch häufige Wiederkehr derselben krankhafte körperliche Dispositionen erst erzeugt und allmälig immer mehr befestigt werden. Diese prädisponiren wiederum das Gemüth zu Affecten oder erschweren wenigstens deren Beseitigung in hohem Grade, und auf diese Weise arbeiten sich leibliche und psychische Störungen gegenseitig in die Hände, ohne daß man darum nöthig hätte dem Materialismus der diese verschiedenartigen Functionen identificiren will, das geringste Zugeständniß zu machen.

Die aufgeführten Affecte mögen genügen als Beispiele zur Erläuterung des Wesens dieser Art von Gemüthsbewegungen, da es uns hier nicht um empirische Vollständigkeit der psychischen Erscheinungen, sondern um eine allgemeine Theorie des inneren Lebens zu thun ist. Alle übrigen Affecte werden nach der Analogie sich leicht verständlich machen lassen.

Die allgemeine Natur der Affecte besteht, wie sich gezeigt

hat, in einer bedeutenden Störung der Gleichgewichtslage des Gemüths. Das Entstehen eines Affectes setzt demnach Gefühle voraus, obgleich keineswegs alle Gefühle für sich allein in Affecte überzugehen geeignet sind, wie Herbart treffend bemerkt und durch das Beispiel des Gefühles der Anhänglichkeit an die Seinen oder an das Vaterland, des Selbstgefühles das sich vor Gegenbeleidigungen hütet, erläutert hat. Zu den letzteren sind alle diejenigen zu zählen, welche theils auf Überlegungen beruhend theils solche hervorrufend zu bleibenden Eigenthümlichkeiten unsres Gemüthslebens geworden sind, so wie diejenigen welche ihren wahren Charakter verlieren müssen sobald eine heftigere und gewaltsamere Erschütterung unsres Innern eintritt. Es gehören dahin z. B. das Gefühl für Schicklichkeit und geselligen Takt, das Gefühl der Demuth und Bescheidenheit, das Gefühl des Vertrauens. Im Grunde gilt dasselbe von allen ästhetischen und sittlichen Gefühlen, denn sie hören auf Gefühle des Schönen, Wahren oder Guten als solchen zu sein, wenn sie — wie bei Affecten stets geschieht — von einer Mitleidenschaft des Körpers begleitet werden. Es gilt dies aber von ihnen nur solange als sie rein bleiben und unvermischt mit fremdartigen Elementen. Das Rechtsgefühl und Wahrheitsgefühl z. B. gehen für sich allein nie in Affect über; dagegen geschieht dies äußerst leicht sobald sie verletzt werden durch Thaten oder durch hartnäckigen Widerspruch. Noch leichter geschieht dies beim Ehrgefühl, da dieses schon für sich meistentheils unsittliche oder wenigstens unklare Motive enthält. Der Übergang desselben in Affect wird aber immer um so schwieriger, je besser der Begriff der Ehre durch Überlegung gereinigt und versittlicht ist. Je klarer der ganze Gefühlskreis wird, desto seltener gehen die Gefühle in Affecte über.

Die Begriffsbestimmung der Affecte zeigt unmittelbar weshalb ihr Entstehen durch Gewohnheit und Übung der Reflexion sich muß verhindern lassen und warum sie durch Re-

flexion stets zerstört werden. Gleichwohl würde gänzliche Affectlosigkeit (die Apathie der Stoiker) nur dann möglich sein, wenn unsre Seele nicht mehr an den Körper gebunden wäre; denn viele Affecte dringen von Seiten des letzteren auf uns ein. Schrecken, Niedergeschlagenheit und Angst zeigen dies in vielen Fällen deutlich. Die Dauer der körperlichen Zustände welche die Affecte begleiten und festhalten, hängt nicht vom Willen ab, sondern von der Constitution des Körpers. (Die gewöhnliche Eintheilung der Temperamente hat kein anderes Princip als die Arten der Affecte zu denen sie vorzugsweise das Gemüth disponiren: Freude, Traurigkeit und Zorn, denen allen das Phlegma als die gemüthliche Stumpfheit für Affecte überhaupt gegenübersteht.) Wie geringen Einfluß selbst ein sonst energischer Wille auf die Affecte hat, zeigt sich hauptsächlich an der Schaam und der Angst. Schüchternheit, Unruhe und Beklemmung stammen meistens aus körperlichen Ursachen, diese halten den Affect fest wenn er einmal sich gebildet hat, und die vernünftigen Gegenvorstellungen die wir uns etwa machen mögen, sind nicht im Stande das Zittern der Glieder, das Erröthen oder Erbleichen zu hemmen. Leichter sind diejenigen zu beherrschen bei denen der Körper weniger betheiligt zu sein pflegt, wie Freude und Traurigkeit; in dem Maße jedoch in welchem sie mehr aus Nervenstimmungen hervorgehen als aus rein psychischen Ursachen, wird es schwieriger. Der Zorn steht in der Mitte, weil er fast nie ohne die Mitleidenschaft des Körpers, die aber selbst von psychischer Seite veranlaßt wird, zu Stande kommt. Dies Alles zeigt daß es unstatthaft ist die Affecte nach einem rein psychologischen Princip einzutheilen. Die äußeren Zeichen an welchen sie kenntlich werden und ihre Erklärung gehören in die Physiologie.

Es wird nach dem Obigen keiner weiteren Auseinandersetzung bedürfen warum sich alle Affecte nur unvollkommen von der Selbstbeobachtung auffassen lassen, warum sie nie

dauernde Gemüthszustände sein können, warum sie so sehr anstrengen und abmatten, warum sie nur allmälig sich wieder abschwächen und verlöschen, obgleich einige derselben äußerst plötzlich entstehen. Ebensowenig hat es Schwierigkeit zu erklären warum das Kind ihnen so leicht unterliegt, der Erwachsene aber um so seltener je besser er sich an strenge Selbstbeobachtung gewöhnt hat. Das Kind nämlich hat ihrem Eindringen nur wenig oder nichts entgegenzusetzen, da es überhaupt noch keine consolidirten Gedankenkreise besitzt die sich gegen sie zu Hülfe rufen ließen; wer an Selbstbeobachtung gewöhnt ist, vermag dagegen den Ansatz zum Affecte zu bemerken und ihn sogleich durch eingeschobene Reflexion wieder abzubrechen.

Über die Eintheilung der Affecte sei hier noch die Bemerkung erlaubt, daß die Unterscheidung in Affecte der Überfüllung und der Entleerung des Gemüths (Drobisch Empir. Psychologie p. 209 ff.) mir nicht ganz richtig scheint; denn Freude und Kummer erfüllen oder entleeren das Gemüth ganz auf gleiche Weise, sowohl in Rücksicht der Menge als der Intensität der Vorstellungen in denen sie sich bewegen. Beide können ganz auf gleiche Weise an einem und demselben Gegenstande fortwährend festhalten und sich ganz auf ihn concentriren, und ebenso kann der Vorstellungswechsel den sie herbeiführen bei beiden gleich lebhaft sein, wenn eben so viele Ursachen des Kummers vorhanden sind als im andern Falle Anlässe zur Freude. Schüchternheit und Verlegenheit scheinen im Gegentheil mit der Menge der sich eindrängenden Vorstellungen zu wachsen. Weder darin wie Vieles noch darin wie stark es im Bewußtsein gegenwärtig ist, liegt das Unterscheidende der einzelnen Affecte. Mit großer Intensität und Heftigkeit muß stets das Gemüth ergriffen werden, wenn Affecte entstehen sollen. Verschieden ist dabei (wenn wir lediglich auf die psychologischen Bedingungen der Affecte sehen) nur die Art auf welche das was den Affect erregt, in die Seele tritt,

ob plötzlich oder allmälig sich steigernd, und wie es auf das wirkt was es im Bewußtsein vorfindet, insbesondere auf die Hauptinteressen welche das gesammte innere Leben beherrschen, ob hebend und kräftigend oder deprimirend.

Wie die Affecte, obwohl die einzelnen in verschiedenem Grade, und von den Leidenschaften hauptsächlich diejenigen welchen eine sinnliche Begierde zum Grunde liegt, eine große Abhängigkeit psychischer Zustände von körperlichen zeigen, so gilt dies auch von den subjectiven Sinneserscheinungen, von dem Schlaf und dem Traum, den Fieberphantasieen und dem Wahnsinn. Zwar ist zuzugestehen daß für alle diese Erscheinungen (Schlaf und Fieber ausgenommen) die erste Ursache rein psychischer Natur sein kann, aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß sie sich im Innern des Menschen dauernd festsetzen können ohne mit krankhaften Veränderungen des leiblichen Lebens in Verbindung zu treten. Affecte und Leidenschaften nämlich beweisen, daß gewisse psychische Zustände in hohem Grade alterirend wirken können auf organische Functionen; sollen jene dauernd sein, so bedürfen sie umgekehrt eines Anhaltpunktes an diesen gestörten Functionen, da die Erfahrung zeigt daß die Dauer der organischen Störung wiederum die Überwindung der Gemüthsbewegung sehr bedeutend erschwert. Der Schluß auf den Wahnsinn nach dieser Analogie liegt um so näher, je besser sich die einzelnen Formen desselben mit denen der Affecte und Leidenschaften parallelisiren lassen. (Vgl. Herbart, Lehrb. zur Psychol. 2te Aufl. p. 117 ff.) Hat es mit diesem Schlusse seine Richtigkeit, so wird man die Heilung der Seelenstörungen auf rein psychischem Wege nicht versucheu dürfen, und die Psychologie für sich allein wird über sie ebensowenig vollständige Aufschlüsse zu geben im Stande sein, als sie von der Erforschung derselben für sich selbst solche zu erwarten hat; und zwar letzteres deshalb nicht, weil das Abnorme hier wie überall zwar in einzelnen Fällen unverhoffte Belehrung geben, nie aber

eine directe Einsicht in die Gesetze gewähren kann nach denen die regelmäßigen Entwickelungen zu Stande kommen. Es resultirt jenes stets aus dem Zusammenwirken noch weit verwickelterer Bedingungen als das Normale und kann nur nach Anleitung des letzteren begriffen werden. Es verräth daher großen Mangel an Verständniß der psychologischen Aufgaben, wenn man (wie in neuerer Zeit hier und da geschehen ist) die normalen psychischen Gebilde als leicht begreifliche ganz bei Seite schiebt oder kurz abmacht, während man der Erkläruug der abnormen eine vergebliche Mühe zuwendet — vergeblich, weil sie es nie weiter bringen kann als zu einem Hypothesenspiel, solange die physiologische Grundlage dieser Erscheinungen noch nicht erforscht ist auf dem Wege der exacten Empirie. Die Ungeduld und Unbehutsamkeit der Neigung Alles auf einmal und wo möglich aus einem Principe zu erklären, können überall nur die Forschung verderben.

In Rücksicht des Traumes ist es von Wichtigkeit, daß er sich (ebenso wie das Phantasiren des Fieberkranken) vorzüglich in Gesichtsvorstellungen bewegt, weit seltener andere sinnliche Bilder uns vorführt und nur sehr ausnahmsweise in abstracten Begriffen thätig ist. Mit den sinnlichen Erscheinungen die er zeigt, verbinden sich immer solche Gefühle, Begehrungen und Affecte welche eine organische Grundlage besitzen, während die rein geistigen Gefühle (die intellectuellen, ästhetischen und sittlichen) und der Wille, durch welchen Ordnung in den Vorstellungsverlauf gebracht und ausgebildete Gedankenkreise beherrscht werden, dagegen zurücktreten. Die innere Bildung, Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit des geistigen Lebens scheint durch den Schlaf zeitweise verloren zu gehen und unter einem organischen Drucke zu stehen, dessen Natur erst auf physiologischem Wege zu erklären sein wird, bevor die Psychologie sich die Aufgabe stellen kann die Erscheinungen des Traumes begreiflich zu machen. Es muß diese letztere Wissenschaft hier wie an gar manchen Stellen die wir

31 *

schon bezeichnet haben, darauf warten daß ihr gehörig constatirte physiologische Thatsachen geboten werden die sie weiter benutzen könne (vgl. §. 15). Frei von organischen Einflüssen würde die Seele nie in's Träumen verfallen, das sie zu Thätigkeiten und Vorstellungsverbindungen fortreißt welche nicht nur aller Besonnenheit entbehren, sondern sogar allen für den wachen Zustand gültigen Gesetzen der Reproduction und Association oft völlig widersprechen; daß aber auch diese scheinbare Unordnung nicht dem Zufalle preisgegeben sei, sondern sich ebenfalls nach nothwendigen Gesetzen richte, bedarf kaum der Erwähnung. Sind alle Störungen der normalen geistigen Vorgänge durch organische Hindernisse bedingt und werden sie durch diese erst befestigt und fixirt, so läßt sich daran die sichere Hoffnung knüpfen, daß sie verschwinden werden sobald die Verbindung der Seele mit dem Organismus gelöst wird. Hoffnungen und Vermuthungen jedoch finden in der Wissenschaft keine Stelle. — Ein Fortarbeiten der Gedanken während des Schlafes scheint die Erfahrung durch einzelne Beispiele auffallend zu bestätigen, ähnlich wie auch beim Wachenden eine Gedankenreihe die er vergebens zu reproduciren gestrebt und schon verloren gegeben hat, oft nach längerer Zeit ungesucht und plötzlich sich wieder einstellt, sogar so, daß die einzelnen Glieder durch längere Zwischenräume von einander getrennt wieder auftauchen. Mit den Träumen geht es ebenso. Sie fallen uns oft nur allmälig wieder ein, oft bemühen wir uns vergebens sie zu reproduciren: ein neuer Beweis, wie wenig intensiv die Seele dabei beschäftigt sein muß. Nach dem Schlafe pflegt eine ganz neue Gedankenreihe ihren Anfang zu nehmen, und es bedarf einer merklichen Zeit, oft auch eines angestrengten Besinnens um die älteren unterbrochenen Vorstellungsreihen wieder in Fluß zu bringen. Diese Absätze sind äußerst wichtig und wohlthätig für das ganze psychische Leben überhaupt, sowohl in Rücksicht der Reflexionsthätigkeiten als in Rücksicht der Gemüthsbewegungen. Die

letzteren, besonders wenn sie sich weit verzweigen, können nur sehr allmälig verklingen. Viele derselben hinterlassen, auch wenn sie selbst vollständig vorüber sind, eine gewisse Gereiztheit und Mißlaune, die, oft zwar kaum bemerklich und bis auf ihre ersten Ursachen zurückführbar, doch auf jedes Geschäft das wir vornehmen, ihren nachtheiligen Einfluß üben. Der Schlaf verwischt nicht nur die Erinnerungen daran, sondern beruhigt auch die Nervenstimmung selbst, deren feinste Nüancen von hoher Wichtigkeit sind für das Gelingen aller Thätigkeiten, und besonders für die des Denkens. In solchen scheinbaren Kleinigkeiten, deren weit greifende Einflüsse der gute Beobachter an sich wie an Andern oft in Erfahrung bringt, liegen unsre guten und unsre bösen Tage vorbereitet. Was alle Anstrengung des Denkens, alle Energie des Willens nicht erringt, die Wiederherstellung der innern Unbefangenheit und offenen Empfänglichkeit, das giebt uns mühelos und ungesucht der Schlaf zurück. Nicht minder wichtig als für das Gemüthsleben ist er für die Denkthätigkeiten. Gründliches Lernen verlangt vielfache Wiederholungen, die ohne den Schlaf, durch welchen die Gegenstände den Reiz der Neuheit zurückerhalten, eine ungemeine Energie des Willens erfordern würden um nur die Ermüdung zu überwinden die sie herbeiführen müßten. Durch jede einigermaßen angestrengte Überlegung werden eine Menge von Begriffsreihen in's Bewußtsein gerufen, die sich gegenseitig in ihrem Ablauf theils hindern theils fördern. Kommt es dabei nicht schnell genug zu einem bestimmten Resultat, so gerathen die Begriffe in eine Verwirrung die drückend gefühlt wird; statt Klarheit ihrer Verhältnisse stellt sich vielmehr eine Verworrenheit ein, Unentschlossenheit, wenn die Überlegung eine praktische ist, und wir finden uns genöthigt sie abzubrechen und für eine Zeit lang aufzugeben. Die unangenehmen Gefühle welche daraus entspringen und die Fortsetzung der Überlegung hindern, werden durch den Schlaf beseitigt, und es findet sich oft nach einiger Zeit eine größere

Ordnung in dem betreffenden Gedankenkreise von selbst ein als wir zu erwarten wagten; denn es bedurfte nur einer Beruhigung des Gemüths, einer Befreiung der schon gebildeten oder doch vollständig vorbereiteten neuen Combinationen von dem momentan auf ihnen lastenden Drucke um das bisher noch verdunkelte Resultat klar und rein hervortreten zu lassen.

§. 45.

Die Leidenschaft unterscheidet sich vom Affect vor Allem dadurch, daß sie eine dauernde Gemüthsbeschaffenheit ist, dieser dagegen ein einzelnes vorübergehendes Ereigniß. Wir sprechen daher von Ausbrüchen der Leidenschaft, die von dieser selbst verschieden sich stets in Affecten zeigen und sich auf diese Weise Luft machen. Affecte als solche können nicht habituell werden, obwohl einem jeden Menschen durch Temperament und erworbenen Charakter immer einige derselben näher liegen als andere; der Leidenschaft dagegen ist es wesentlich, daß ihre Äußerungen periodisch wiederkehren. Obgleich also die Leidenschaften nicht selbst Affecte sind, so prädisponiren sie doch das Gemüth zu Affecten, zu allgemeinen Störungen der Gleichgewichtslage, und man hat insofern Recht große Erregbarkeit zu Affecten überhaupt Leidenschaftlichkeit zu nennen. Diese Erregbarkeit für sich betrachtet hat ebensowenig als ein einzelner Affect irgend welcher Art ein bestimmtes Ziel, die Leidenschaft dagegen ist stets auf einen festen Punkt gerichtet und ist um so mehr Leidenschaft, je ausschließlicher und rücksichtsloser sie diesen Punkt allein in's Auge faßt und als ihren Zweck verfolgt. Es zeigt sich hier warum aus dem Streben der Leidenschaft so leicht Affecte hervorgehen müssen; denn die momentane Verachtung aller übrigen Rücksichten und das gewaltsame Verdrängen alles dessen was dem Gedankenlauf eine veränderte Richtung geben könnte durch eine einzige Begierde, machen für sich allein schon einen ruhigen Ablauf der Vorstellungen unmöglich. Treten

noch Hemmungen hinzu welche die Befriedigung der Begierde verhindern, so concentriren sich alle Gemüthskräfte auf den einen Punkt die Hindernisse hinwegzuräumen. Jedes Mittel ist der Leidenschaft gerecht das zu diesem Ziele führt. Sie ist blind, insofern sie nämlich weder einer Überlegung über die Löblichkeit und Schändlichkeit der Mittel noch über die Folgen ihrer Anwendung fähig ist. Dagegen hat sie ein scharfes Auge für die Brauchbarkeit und Sicherheit derselben in ihrer Beziehung auf den Zweck. Dem Affecte als solchem fehlt die Reflexion; die Leidenschaft, wenn und so weit sie dieselbe besitzt, macht sie ganz und gar dem Raffinement der Begierde dienstbar. Die tobende Leidenschaft und die kalt berechnende führen auf gleiche Weise Affecte mit sich, nur sind diese bei der einen von anderer Art als bei der andern. Bei jener stürmen sie hervor, bei dieser durchwühlen sie im Stillen das Gemüth. Das unheimliche Fortgraben der berechnenden Leidenschaft im Innern des Menschen pflegt mit großer innerer Beklemmung verbunden zu sein, welche plötzlich in die wildeste Freude umschlagen kann, sobald die Erreichung des Zieles völlig gewiß ist. Der ganze Gang der Berechnung selbst ist mit den mannigfaltigsten Affecten verbunden, deren Ausbrüche nach außen nur zurückgehalten werden. Affecte sind also die beständigen Begleiter der Leidenschaft, aber erst dann wird ihnen gestattet sich des Gemüthes völlig zu bemächtigen, wenn diese selbst am Ziele angelangt ist.

Der allgemeine Charakter der Leidenschaften liegt demnach darin, daß sie stehende Begierden sind die sich des ganzen Gemüths bemächtigen und alle übrigen Interessen sich wenigstens zeitweise dienstbar machen. Wie es möglich sei daß gewisse Begierden allmälig so stark anwachsen, erklärt sich leicht aus dem Früheren. Siegt nämlich eine Begierde über die ihrer Befriedigung entgegenstehenden Antriebe, so wird dadurch ihr zweiter Sieg erleichtert, ebenso wie sich oben gezeigt hat, daß die Gefühle der Kraft welche bei der Überwindung von

Hindernissen entstehen, sich gegenseitig verstärken und so einen Ansatz zur Energie des Willens bilden. Zu dieser psychologischen Hülfe welche die Begierde bei ihrer Wiederkehr erfährt, stößt noch eine organische, wenn die Begierde selbst auf organischen Dispositionen beruht (Trunksucht, Wollust). Durch eine Reihe solcher Siege über entgegenstehende Überlegungen wächst die Begierde nach und nach zu einer fast unüberwindlichen Macht an. Soll dies vermieden werden, so muß sie bei Zeiten gezügelt, es muß ihr widerstanden werden selbst da, wo ihre einmalige oder öftere Befriedigung an sich weder unerlaubt noch schädlich ist, und dies um so mehr, da uns in keinem Gefühle oder Urtheile ein directes Maß der Widerstandskraft gegeben ist die sich in unsrem Innern noch gegen sie vorfindet. Die Schätzung dieser letzteren ist vielmehr den größten Selbsttäuschungen ausgesetzt. Das Interesse der Begierde redet uns ein noch zu können was uns in der That schon unmöglich geworden ist, und die Kraft des Widerstrebens gegen sie geht gerade dadurch dem Gemüthe allmälig verloren. Das einzige Mittel dagegen ist Übung im Widerstehen und allseitige Besonnenheit, die durch Gewöhnung zu beständiger Controle aller inneren Regungen gewonnen wird.

Wodurch die Leidenschaften besonders gefährlich werden, ist der Umstand daß sie sich allmälig mit den ihnen entgegenstehenden Kräften vertragen lernen, so daß sie den sicheren Besitz eines ganzen Gebietes im Gemüthe erkämpfen, aus welchem sie sich nicht mehr vertreiben lassen außer durch ganz ungewöhnliche und neue Veranlassungen, die auf das Ganze des Gemüthslebens erschütternd wirken. So verhält es sich beim Erwachsenen, dessen Leidenschaften (wenn blos auf die psychologische Seite derselben gesehen wird) um so schwerer zu beseitigen sind, je ausgearbeiteter der Vorstellungskreis selbst ist den sie nach und nach um sich her zu ihrer Unterstützung gebildet haben und je fester geordnet die Verhältnisse sind die sie zu allen übrigen Interessen besitzen. Haben sie auf diese

Weise einmal Platz genommen im Gemüthe und sind in einen gewissen systematischen Zusammenhang getreten mit dem ganzen Gedankenkreise und der Lebensansicht des Menschen, dann ist der Charakter fast ohne Rettung verdorben. Zwar ohne heftige Leidenschaften sind Viele, fast unerreichbar aber scheint es, daß bei der so gewöhnlichen allgemeinen Unklarheit der Motive sich nicht eine einzelne Begierde festsetze, mit den ihr widerstrebenden Kräften einen vortheilhaften Vergleich schließe und das gesammte innere Leben kräftiger und dauernder beherrsche als die übrigen Interessen zugeben sollten. Ein großer Theil der unglaublichen Widersprüche in den Charakteren der Menschen erklärt sich aus solchen stehend gewordenen Begierden, welche gewissen Bedenken die sich geltend machen möchten, gar nicht mehr zur Sprache zu kommen erlauben, weil sie schon früher als ein für allemal erledigt betrachtet worden sind. So können Lebensansicht und Charakter des Menschen sich mehr und mehr in eine schiefe Richtung hineinarbeiten, die durch einseitigen Abschluß seiner Gedankenkreise und durch energisches Festhalten an beschränkten Interessen ihn blind und taub macht gegen Erfahrung und Gründe, die bei aller sonstigen Einsicht und bei allem guten Willen es ihm für immer unmöglich macht seine Verkehrtheiten aufzugeben.

Wie die Affecte so greifen auch die Leidenschaften am schnellsten um sich im Gemüthe des Kindes, denn dieses besitzt noch keine consolidirten Mächte zum Widerstande gegen sie. Aber sie sind alsdann auch am leichtesten zu bekämpfen und verlieren sich mit dem Wechsel der Interessen bisweilen von selbst. Sie gehen beim Kinde nicht tief, verzweigen sich nicht weit, sind nicht raffinirt. Daß die Erziehung gleichwohl ihnen gar keinen Platz gönnen dürfe, versteht sich von selbst, besonders wegen der Unordnung die leicht dem Gemüthe habituell wird, wenn leidenschaftliche Strebungen sich desselben bemächtigen. Eben deshalb kann auch den Affecten kein Zugeständniß gemacht werden; denn obgleich sie für sich allein

nicht in Leidenschaften übergehen, da sie nicht an stehende Begierden gebunden und deshalb im Allgemeinen für den Charakter minder verderblich sind als diese, so stören sie doch die regelmäßige Entwickelung des Menschen und verhindern seine Bildung zur Freiheit, indem sie die Unbefangenheit des Urtheils rauben und mit ihr häufig die Früchte des guten Willens.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Leidenschaften ebenfalls unterstützt werden können durch die körperliche Constitution. Sie erhalten dadurch in Rücksicht ihrer Äußerungen einen sehr verschiedenen Charakter. Bei kräftigen Naturen zeigen sie mehr unbändige Wildheit, bei schwächlichen mehr schleichende List. Die Geschichte liefert Beispiele zu allen in Menge und mit den verschiedensten Nüancen. Ebenso haben auch die Lebensalter Einfluß nicht allein auf die besonderen Formen welche die Leidenschaften annehmen, sondern auch auf die Gegenstände derselben, da theils Begierden entstehen und verschwinden mit den periodischen Veränderungen denen der Körper unterworfen ist, theils auch die Lebensansichten der Menschen mit dem fortschreitenden Alter gewissen Umwandlungen unterliegen die einen gleichmäßigen Typus zeigen. Genußsucht und leidenschaftliche Liebe gehören vorzüglich der Jugend, Ehrsucht und Herrschsucht dem Manne, Geiz und Argwohn dem Greis. Die verschiedenen Formen und Abstufungen der Liebe, des Hasses und besonders der Eitelkeit in den verschiedenen Lebensaltern, Ständen und Geschlechtern bieten einen reichen Stoff der Betrachtung dar. Häufig finden sich hier eine Reihe von Mittelzuständen, die nicht kräftig und rücksichtslos genug sind um Leidenschaften heißen zu können, doch aber so fest eingewurzelt und so wenig gezügelt, daß sie in den vielfachen Verwickelungen des Lebens, wenn nicht zu vollständig ausgebildeten Affecten, doch oft genug zu störender Unordnung und Unruhe im Vorstellungs- und Gemüthsleben Veranlassung geben.

In psychologischer Hinsicht wie in pädagogischer ist es wichtig, daß einige Begierden leichter zu Leidenschaften werden als andere und deshalb einer vorzüglichen Sorgfalt der Überwachung bedürfen. Es sind dies diejenigen welche sich auf organische Dispositionen gründen. Dagegen wird am seltensten die Verfolgung derjenigen Interessen mit Leidenschaft betrieben, die eine durchgängige Beherrschung der sinnlichen Triebe verlangen. Wo die Intelligenz auf einer niederen Stufe der Bildung steht, da drohen jene dem Gemüthe am meisten Zerrüttung und Verwilderung; daher hat mit einem Scheine des Rechts die Ertödtung des Leibes als der Gipfel der Moralität gepriesen und die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse überhaupt als sündhaft verdammt werden können. Aber auch da wo die Intelligenz verhältnißmäßig hoch entwickelt ist, läßt sich die Gefahr einer Willkürherrschaft von Seiten der sinnlichen Begierden noch nicht als beseitigt betrachten, ja sie kann in diesem Falle nur um so verderblicher werden je weiter greifende und tiefere Überlegungen zu Gebote stehen, durch welche die Leidenschaft anstatt in ihre Schranken zurückgewiesen, vielmehr gehalten und wenn nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt wird. Den rein sinnlichen Leidenschaften gegenüber stehen diejenigen denen ein geistiges Interesse zum Grunde liegt. Sie sind deshalb weit weniger gefährlich, weil meist organische Bedürfnisse ihnen widerstreben und ihre Befestigung verhindern. Es gehören hierher z. B. Studirsucht und Vielgeschäftigkeit aller Art bis zur Ermattung ohne feste Zwecke, pedantische Ordnungsliebe, Kunstliebhaberei und Schönheitssinn in ihren Übertreibungen, moralische Selbstpeinigung in ihren verschiedenen Formen u. dergl. Wo sie auftreten sind sie gewöhnlich getragen von gemischten Interessen, die hauptsächlich durch das gesellschaftliche Leben erzeugt werden. Sie haben in falschen Werthbestimmungen ihren Grund die von einem Menschen dem andern überliefert werden oder auch unmittelbar aus den geselligen Zuständen her-

vorgehen in die wir verwickelt sind. So bieten Ehrsucht, Habsucht, Herrschsucht keinen unmittelbaren Genuß durch ihre Befriedigung, der Genuß wird blos geschaffen durch die besondere Meinung des Genießenden selbst und der Gesellschaft in welcher er lebt. — Es geht daraus hervor, daß eine durchgreifende Eintheilung der Leidenschaften wegen der unbestimmbaren Verwickelungen und Mischungen der Begierden im geselligen Leben nicht möglich ist. Am besten unterscheidet man sie wohl als sinnliche, intellectuelle und gemischte (gesellschaftliche). Die letzteren sind die verbreitetsten und zeigen die größte Mannigfaltigkeit.

Vierter Abschnitt.

Die Intelligenz.

Die sinnliche Seite seines Wesens, durch welche die umgebende Welt ihm erschlossen und seiner Einwirkung zugänglich wird, hat der Mensch gemein mit dem Thiere; auch für einen großen Theil der Phänomene des Gemüthslebens, die zwar auf äußere Veranlassung entstehen können, aber doch in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit lediglich durch die Art des Zusammenwirkens innerer psychischer Zustände bedingt sind, fehlt es nicht an unzweideutigen Analogieen bei den höheren Thieren; dagegen sind die intellectuellen Thätigkeiten, welche von den sinnlichen Vorgängen größtentheils so weit abstehen, daß sie oft kaum noch mit ihnen zusammen zu hängen scheinen, als das Auszeichnende des Menschen allgemein anerkannt. Kein Wunder daher, daß man sich darin gefiel diesen Vorzug zu preisen, kein Wunder aber auch daß man sich dabei, wie alle Lobredner, in rhetorische Übertreibungen und gern gehörte Irrthümer verlor. Anstatt zu bestimmen was das Denken sei und wie es zu Stande komme, anstatt sich zu fragen ob der graduelle stufenweise Fortschritt, den die Natur in ihren Bildungen durchgängig zu befolgen scheint,

mit dem Menschen als einem höheren, der Natur und ihren Kräften entgegengesetzten Wesen plötzlich abgebrochen sei, wiegte man den Forschungsgeist in die angenehme Befriedigung ein die es gewähren mußte es vielmehr für eine ausgemachte Thatsache zu halten, daß der Mensch durch seine »Vernunft« absolut erhoben sei über die Natur und besonders über die anderen Thiergeschlechter, daß er einer ganz andern Welt angehöre, in einer höheren Sphäre lebe als jene und sich einer göttlichen Abkunft vorzugsweise rühmen dürfe — obwohl man freilich auf der anderen Seite dieselbe göttliche Abkunft auch allen übrigen Naturwesen zuzugestehen sich gedrungen fühlte, und so einen Unterschied wieder aufhob den man eben erst gemacht hatte.

Man hat diese eigenthümliche Begabung des Menschen zu verschiedenen Zeiten verschieden benannt, doch war man neuerdings meist darüber einig, daß sie auf einer eigenthümlichen psychischen Organisation beruhe, deren Einrichtung man durch besondere Seelenvermögen hinreichend bezeichnet glaubte. Die den Menschen auszeichnende und über alle andern Wesen erhebende Fähigkeit, die ihm von Natur im Keime mitgegeben sei, wurde bald Verstand bald Vernunft genannt. Ebenso hat man sich bemüht durch die Eintheilung des Menschen in Leib, Seele und Geist dieselbe alte Sache mit neuen Namen, aber ohne neue Gründe zu stützen — ein Mittel, das in vielen Zweigen des Wissens wie des Lebens mit gleichem Erfolge zu demselben Zwecke gedient hat, nämlich dazu ein tiefer liegendes Gebrechen auf Augenblicke mit einem Schleier zu bedecken und das Bedürfniß nach Verbesserung minder fühlbar zu machen. Das Denken sollte daher die specifische Function des Geistes sein und als solche ebensosehr auf der einen Seite die Einheit oder gar Identität des menschlichen Geistes mit dem Geiste Gottes verbürgen, als auf der andern die Kluft zwischen dem eiteln ruhmredigen Menschen, der die Arbeit des Denkens selbst scheute, und den ihm untergeordneten

Wesen als eine unübersteigliche verewigen. Es erinnert dies an einen Satz Schelling's (Ideen zu einer Phil. der Natur. 1797 p. 195), welcher für sein Philosophiren charakteristisch ist, weil auf demselben die gesammte Überzeugungskraft dieser Art von Speculation ruht: »der Mensch hat von Natur Tendenz zum Großen. Das Größte, mag es doch seine Einbildungskraft übersteigen, findet Glauben bei ihm, denn er fühlt sich selbst dadurch erhoben. Aber er sträubt sich gegen das Kleine«: er sträubt sich gegen die exacte Forschung, die ihrer Natur nach nur auf das Kleine und Einzelne gehen kann, und am meisten sträubt er sich dann, wenn er zu befürchten hat seine eingebildete Größe durch sie zerstört, seinen Hochmuth in still bewundernde Verehrung und anbetende Demuth umgewandelt zu sehen. Darum hat man enthusiastisch denen zugejauchzt, welche die Freiheit als das Wesen des Geistes und das Wesen des Menschen als das Wesen Gottes verkündigten.

In Rücksicht der Unterscheidung von Seele und Geist ist vor Allem zu bemerken, daß sie eine Hypothese ist die nicht einmal auf eine Deduction gestützt, gleichwohl als dogmatische Behauptung geltend gemacht zu werden pflegt. Es ist eine naive Betrachtungsweise der psychischen Phänomene überhaupt, wenn man in die Natur des Verhältnisses der Thiere zum Menschen einen Blick gethan zu haben glaubt dadurch, daß man jenen eine Seele zugesteht, diesem aber außer der Seele auch noch Geist. Über die zwischen diesen letzteren zu ziehende Grenzlinie hat noch Niemand eine genauere Bestimmung gegeben, ja es scheint noch nicht einmal ein Versuch gemacht worden zu sein ein Kriterium aufzustellen, an dem sich erkennen lasse ob eine Function auf die Seele oder auf den Geist zurückzuführen sei. Zwar ist von einer gewissen Seite her viel die Rede gewesen von dem großen Unterschiede der zwischen dem Denken und dem bloßen Vorstellen stattfinde, die Entscheidung der Frage aber ob jemand in einem einzelnen

Falle wirklich gedacht habe oder im Kreise des Vorstellens befangen geblieben sei, hat man von der Übereinstimmung der in diesem Falle angewendeten Methode und des gewonnenen Resultates mit den Lehren einer Philosophie abhängig gemacht, deren Absolutismus sich nur auf die Versicherung gründete, daß Vernunft und wahrhaftes Denken außer ihr nicht zu finden seien. So hoch man von dieser Seite her das Denken erhob, so sehr man den »Begriff« vergötterte, so sehr fehlte es doch selbst an einer nur einigermaßen scharfen und bestimmten Angabe darüber was das Denken sei und was man insbesondere unter dem Begriffe zu verstehen habe. Wie könnte es auch außer durch Inconsequenz zu irgend einer festen Bestimmung kommen in einem rein formalen Dialekticismus, der jeden einzelnen Begriff und jede einzelne Behauptung für eben so wahr als falsch erklärt?

Der hauptsächlichste Gesichtspunkt den man bei der erwähnten Trennung des Geistes von der Seele faßte, war ohne Zweifel der, daß man unter den psychischen Erscheinungen und wenigstens für einen Theil derselben nach einem Princip spontaner Selbstthätigkeit suchte, das auch in keiner mittelbaren Abhängigkeit von den Functionen des leiblichen Organismus mehr stehe. Von der Seele nämlich, die nun ein Mittelding zwischen Körper und Geist, gleichsam eine Brücke von dem einen zum andern sein sollte, konnte zugestanden werden daß sie in allen ihren Zuständen vollständig und bis in's Kleinste an bestimmte Gesetze gebunden sei, denn man wieß ihr nur diejenigen psychischen Erscheinungen zu, deren Bedingtheit durch physiologische Ursachen zu leugnen nach Fichte's kühnem aber mißglücktem Versuche nicht mehr möglich war. Das Zugeständniß erstreckte sich nächst den Phänomenen der Sinnlichkeit auch auf die Gemüthszustände, welches letztere jedoch vorzugsweise in der einseitigen Auffassung seinen Grund hatte, daß man nur diejenigen unter ihnen in's Auge faßte welche mit gewissen Veränderungen leiblicher

Zustände verbunden sind, die Affecte und einen Theil der Gefühle, nämlich diejenigen welche einen Ansatz oder Übergang zum Affect zeigen. Man hielt dies für einen allgemeinen Charakter der Phänomene des Gemüths und lies daher die Seele des Menschen wie die der Thiere, den gesammten Verlauf der sinnlichen und gemüthlichen Vorgänge, von der Nothwendigkeit beherrscht sein. Dieser Passivität oder Receptivität der Seele, diesem naturwissenschaftlichen Determinismus auf der einen Seite wurde die Selbstthätigkeit des Geistes entschieden entgegengestellt: der dadurch entstehende Dualismus hat sich durch keine Rhetorik hinwegschaffen lassen, die Einheit von Geist und Natur, von Freiheit und Nothwendigkeit ist vielmehr eine schöne aber unverständliche Phrase geblieben und wird es bleiben.

Auf welche Weise diese Kluft auszufüllen sei, oder bestimmter, zu zeigen daß und wie sich das Denken aus den bisher betrachteten psychischen Erscheinungen nach einer nothwendigen Gesetzmäßigkeit entwickele, ist die Aufgabe dieses Abschnittes.

Das Charakteristische des Denkens ist dies, daß es nicht auf die Auffassung des Factischen (Gegebenen) gerichtet ist, sondern über dieses hinaus die Aufsuchung eines Zusammenhanges erstrebt, und zwar zunächst immer eines Zusammenhanges unter Begriffen als solchen. Da nun die Begriffe als allgemeingültige Producte des innern Lebens betrachtet werden und an ihnen stets nur der Inhalt, dasjenige was gedacht wird, in Frage kommt ohne Rücksicht auf die Art wie es gedacht wird oder auf die besonderen subjectiven Umstände unter welchen es im Denken vorkommt, so läßt sich das Denken auch so erklären, daß es in der Herstellung desjenigen allgemeingültigen (nothwendigen) Zusammenhanges unter Begriffen bestehe, welchen ihr Inhalt erfordert. Die Formen in welchen dies geschieht sind die Urtheile und Schlüsse. Vermittelst dieser Operationen werden theils neue Begriffe zu Stande

gebracht, theils die Beziehungen und Verhältnisse derselben bezeichnet. Unsre Hauptaufgabe wird demnach sein zu untersuchen auf welche Weise die Begriffsbildung vor sich geht. Die Erörterung aller übrigen Hauptphänomene die der höheren Entwickelung des inneren Lebens dienen, wird sich passend daran anschließen.

§. 46.

Seit Kant ist vielfach von reinen Begriffen und reinem Denken die Rede gewesen. Schon der Ausdruck deutet darauf hin daß man den erfahrungsmäßigen Stoff, auf welchen unsere Begriffe angewendet werden, im Grunde als eine Verunreinigung betrachtete, die vermieden werden sollte, wenn nicht die sinnliche Natur des Menschen dies unmöglich machte. Noch immer sah man, wie noch heutzutage manche Theologen, den organischen Leib des Menschen als ein Unglück und sogar als das Urunglück an mit welchem der Mensch behaftet sei, durch welches allein sein vollständiger und dauernder Aufschwung zum Unendlichen und Reinen immer gehindert bleibe. Unbefangene Auffassung der Erfahrung, wenn sie noch stattfinden könnte wo solche Meinungen herrschen, würde im Stande sein diese Ansicht zu zerstören; denn einerseits ist nachweisbar, daß die Entwickelung aller Begriffe nur am sinnlichen Stoffe und durch ihn geschieht, und andrerseits ist nicht minder gewiß, daß selbst das abstracteste Denken des sinnlich Gegebenen fortwährend zur Stütze und zur Orientirung bedarf, wenn es nicht Gefahr laufen will ein völlig leeres Denken zu werden.

Einen Beweis des ersteren Satzes liefern die Taubstummen und Blindgeborenen. Der Mangel an sinnlichem Stoff hindert bei ihnen offenbar den glücklichen Fortgang der Begriffsbildung; denn daß sie psychisch minder gut organisirt seien als viele Andere die gesunde Sinne besitzen, läßt sich wegen des gewandten sinnreichen Gebrauches nicht annehmen

welchen sie von den Vorstellungen und Begriffen machen in deren Besitz sie sich einmal gesetzt haben. Zwar geht der sinnliche Stoff nicht unmittelbar in die zu bildenden Begriffe über, aber diese können ohne jenen gleichwohl nicht zu Stande kommen. Da nämlich z. B. die Raumvorstellungen des Blindgeborenen sich weit langsamer ausbilden und viel unvollkommener bleiben als die der Sehenden, so muß es zunächst schwer oder unmöglich sein ihnen von größeren Entfernungen hinreichend anschauliche Vorstellungen zu geben. Alles was ferner das Gesicht und die hauptsächlich auf dieses gestützte Phantasie dazu beiträgt um uns die Größe des Weltgebäudes, die unendliche Mannigfaltigkeit der lebendigen und leblosen Natur, die allgemeine durchgreifende Ordnung in ihren Erscheinungen, die stille Macht und Erhabenheit einzelner Äußerungen gewaltiger Naturkräfte vorstellig zu machen, das Alles bleibt dem Blinden entweder unzugänglich oder doch trübe und undeutlich. Wie nun die Entstehung dieser Vorstellungen bedingt ist durch eine vollständige Ausbildung der Raumvorstellungen vermittelst des Gesichts, so dienen auch sie wiederum zur nothwendigen Voraussetzung für den Gottesbegriff; denn dieser wird nur in sehr verkümmerter Gestalt auftreten können, wenn nicht vorher die Vorstellungen von Ordnung, Größe, Erhabenheit und Macht in Gesichtsbildern uns anschaulich geworden sind. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß dem Blinden ganze Gebiete der Kunst und der Wissenschaft mit allen ihnen zugehörigen Begriffen verschlossen bleiben müssen bloß weil ihm der sinnliche Stoff fehlt, aus welchem allein diese sich herausarbeiten lassen. Ebenso verhält es sich mit dem Taubstummen, bei welchem der gesammte Prozeß der Begriffsbildung noch weit langsamer vor sich geht, weil das Fixiren der für sich in beständigem Schwanken begriffenen Vorstellungen zu bedeutend erschwert wird, wo und so lange eine Complication derselben mit einem sich gleich bleibenden Wortlaut versagt bleibt: daher ist der

einzige richtige Weg im Taubstummenunterricht derjenige welcher sich ganz an die Sprache anlehnt. In Rücksicht ihrer Entwickelungsfähigkeit muß bemerkt werden, daß der Mangel des Gehörs und der Sprache für sich allein, obwohl er die intellectuelle Ausbildung sehr erschwert, doch nur in minder wichtigen Punkten sie ganz unmöglich macht — vorausgesetzt nämlich daß mit der Taubheit, was öfter der Fall ist, nicht zugleich ein niederer Grad des Blödsinnes angeboren sei —, wogegen der Mangel des Gesichts sie im Allgemeinen weniger erschwert, aber in verhältnißmäßig vielen Rücksichten ihr unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Was beim Taubstummen vorzugsweise in enge Grenzen eingeschlossen bleiben muß, ist die Gemüthsbildung, deren Unvollkommenheit dann wieder zurückwirkt auf die Entwickelung der Intelligenz. Wenn er nämlich auch im Stande ist am Gesichtsausdrucke fremde Gemüthszustände zu erkennen und sie nach Analogie seiner eigenen zu deuten, so müssen ihm doch die feineren Nüancen derselben, die durch den Ton der Stimme sich kenntlich machen, unbemerkbar bleiben. Man schlägt leicht diesen Factor der Gemüthsbildung zu gering an. Ein guter Schauspieler kann vom Gegentheil überzeugen. Und wird man wohl hoffen dürfen die Schönheit eines guten Gedichtes einem Taubgeborenen jemals faßlich zu machen? Der Taubstumme vermag den innern Menschen nur unvollständig aufzufassen, ein scharfes Bild eines einzelnen oder eines Nationalcharakters wird er nie sich entwerfen können, und wie er an Andern fast nur die Außenseite sieht, so wird auch sein eigenes Innere ihm nicht leicht objectiv; denn da der immer nach außen gerichtete Gesichtssinn sein einziger Hauptsinn ist und den Mangel des Gehörs möglichst zu ersetzen strebt, so bleibt die Aufmerksamkeit fortwährend auf das Äußere gespannt, während die Vollsinnigen fast bei jeder bedeutenderen Veränderung in der Außenwelt erst auf eine Gehörswahrnehmung warten dürfen, welche ihnen in den meisten Fällen sogleich die nöthige Direction

des Blickes und die weitere Art der Anwendung des Auges angiebt.

Wie sehr alles Denken fortwährend der Stütze durch die sinnliche Anschauung bedarf und daß es ohne diese nie vollkommene Klarheit erlangen kann (Vergl. §. 24 zu Anfang), läßt sich an jedem Begriffe und jedem Gedanken überhaupt zeigen. Wenn wir von einer Gedankenverbindung und einem Fortschritt im Denken sprechen, so gelingt es auf keine andere Weise uns dies zu verdeutlichen als dadurch, daß wir das Vielfache des Gedankeninhaltes der uns vorschwebt in Erstes und Zweites oder in noch mehrere Glieder zerlegen, z. B. als Grund und Folge, Ursache und Wirkung, Subject und Prädicat, Mittel und Zweck oder was es sonst sein mag. Jede Analyse des Gedachten verlangt ein möglichst reines Absondern und Auseinandertreten der einzelnen Theile dessen was vorher in einem einzigen mehr oder weniger unklaren Gedanken vereinigt war. Wie unumgänglich nothwendig uns hierbei überall sinnliche Bilder sind, ist schon hieraus ersichtlich und zeigt sich bei genauerer Beachtung des Sprachgebrauchs ganz unverkennbar, denn fast jedes Wort wird erst dadurch verständlich, daß es an ein sinnliches Schema sich anlehnt welches den festen Anhaltspunkt für den Begriff abgiebt. Beim Lernen der Sprache suchen wir daher stets zuerst nach einem solchen Schema. Alles Unterscheiden und Verbinden — und auf diese beiden Operationen kommt zuletzt alles Denken zurück — kann mit vollkommener Schärfe nur ausgeführt werden unter Voraussetzung von Raumvorstellungen, die als Bilder dabei fortwährend im Spiele sind und die Deutlichkeit des Denkens erst möglich machen; daher es ein grober Irrthum ist, man müsse sein Denken erst von allen sinnlichen Zuthaten reinigen wenn man es zu einem Philosophiren bringen wolle, ein dualistischer Irrthum welcher die Psychologie ebenso zu Grunde richten muß wie ihrerseits die mit ihm zusammenhängende Lehre von der Ertödtung des Leibes alle

Moral verdirbt. Will man sich überzeugen von der absoluten Unmöglichkeit ohne sinnliche Bilder irgend einen Denkact auszuführen, so versuche man es nur irgend welche Begriffe zu verbinden oder zu unterscheiden ohne die Vorstellungen des Zwischen, des Aneinander, Ineinander, Außereinander in sich entstehen zu lassen oder diese letzteren selbst ohne räumliche Bilder sich deutlich zu vergegenwärtigen. Man versuche es die Zeit zu denken oder eine Causalreihe ohne das Bild der Linie, den Grad ohne das Bild des Aufsteigens, die Vielheit, Allheit, das Absolute ohne das Bild räumlicher Verbreitung überhaupt.

Reine Begriffe welche auf die Gegenstände der äußeren oder inneren Erfahrung sich nicht bezögen und zwar so, daß erst in ihrer Anwendung auf diese die Controle und Bürgschaft ihrer Brauchbarkeit überhaupt läge, würden für sich gar keinen Werth und keine Bedeutung haben, und ein Denken mit solchen Begriffen würde ein gehaltloses und leeres Denken sein, absoluter Nihilismus. Leider ist man in neuerer Zeit excentrisch genug gewesen den Charakter der ächten Speculation gerade in solcher nihilistischen Construction aus bloßen Begriffen zu suchen, während die empirischen Wissenschaften allein den Grundsatz festhielten, daß Begriffe entweder zu gar nichts oder dazu taugen die Phänomene der Erfahrung ihren allgemeinen Charakteren nach aufzufassen und durch ihre Verbindung Einsicht herbeizuführen in deren inneren Zusammenhang. Die Gesammtheit der äußeren und inneren Erfahrung, die sowohl dem Stoffe als der Form nach gegeben sind, aber nur gegeben als Probleme, ist demnach das Erste, die daraus hervorgehende Begriffsbildung das Zweite, die wissenschaftliche Einsicht das Dritte. Die Begriffe selbst entwickeln sich dabei, wie dieser Abschnitt zu zeigen hat, lediglich aus der Auffassung des erfahrungsmäßig Gegebenen, und es giebt reine Begriffe im Kantischen Sinne als

»Stammbegriffe des Verstandes« gar nicht. Es würde nämlich ein solcher ursprünglicher Schatz, der sich in unsrem Innern unbewußter Weise vorfände, voraussetzen, daß gewisse Begriffe ohne im Laufe des Lebens entstanden zu sein und ohne einer weiteren Fortbildung unterworfen werden zu können, in uns vorhanden wären. Die Erfahrung widerspricht dieser Annahme entschieden; denn Begriffe existiren nur wo und insofern sie gedacht werden oder doch gedacht werden können. Daß aber gerade die höchsten und umfassendsten Begriffe, die man für ein ursprüngliches Eigenthum des Geistes gehalten hat, vom Kinde und ungebildeten Menschen gar nicht gedacht werden können, sondern ihnen noch völlig unfaßlich sind, davon überzeugt den Gebildeten ebenso ein Rückblick auf die eigene Entwickelungsgeschichte wie die aufmerksame Betrachtung jedes fremden Bildungsganges. Ohne Zweifel gehört große Befangenheit auf der einen oder glänzende Redekunst auf der andern Seite dazu, wenn es selbst nur einigermaßen wahrscheinlich werden soll, daß jedes Kind z. B. denselben Causalbegriff besitze, den in allen Gestalten zu verfolgen der Naturforscher sich zur Aufgabe stellt, denselben Causalbegriff, den Herbart widersprechend fand und durch seine Theorie der Selbsterhaltungen erst denkbar zu machen suchte, während der gemeine Mann und Halbdenker nichts ahnen von den Schwierigkeiten die in ihm verborgen liegen. Wie glücklich wäre der Mensch der unbefangen den Schatz gebrauchte, in dessen vollem Besitze er sich seit seiner Geburt befände, und wie lächerlich dagegen das Bestreben aller Philosophen, welche auf den Inhalt, Ursprung und die Gültigkeit dieser Begriffe die Anstrengungen ihres Nachdenkens richten! Freilich sonderbar genug, wenn gerade die Bemühungen der Denkenden bisher nicht im Stande waren zur vollständigen Klarheit über das zu führen, was ursprünglich jedem Menschen völlig klar vor Augen liegen soll. Angenom-

men aber, Kant hätte dennoch Recht *), so bliebe doch noch die weitere Aufgabe übrig, zu deren Lösung Niemand einen Versuch gemacht hat noch auch (wenn ich nicht irre) jemals machen wird, die Aufgabe zu zeigen auf welche Weise jene ureigenen Begriffe des Verstandes in unsrem Innern vorhanden seien, wie sie miteinander verbunden eine präformirte Organisation des Geistes für die Auffassung der Erfahrung constituiren. Im äußersten Falle kann nur behauptet werden, daß Kant jene Begriffe als fertige Grundlagen für alles Vorstellen und Denken und als Bedingungen ihrer Möglichkeit nachgewiesen habe, wie sie aber im Geiste vereinigt sind und der Erfahrung präexistiren, darüber haben seine Nachfolger so wenig als er selbst eine Andeutung gegeben. Überdies ist es überhaupt ein freilich nicht seltener Irrthum, daß der Erwachsene fertige und geschlossene Begriffe besitze, denn fast alle und besonders die wichtigeren zeigen sich bei näherer Betrachtung schwankend und unbestimmt. Man spricht von Begriffen als von unveränderlich festen, bei allen Menschen identischen Gebilden ohne zu bedenken, daß der Glaube an das wirkliche Vorhandensein solcher unwandelbaren Anhaltspunkte für das Denken in Rücksicht auf alle diejenigen Menschen eine bloße Täuschung ist, welche weder wissenschaftliche Bildung noch Festigkeit des Charakters besitzen. Leider vermag das praktische Leben davon zu überzeugen, daß es eine sehr große Anzahl von Menschen giebt die nicht nur keinen einzigen klaren und scharf ausgeprägten Begriff, sondern nicht einmal irgend einen unerschütterlich festen Punkt in ihrem gesammten inneren Leben besitzen.

Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten scheint Kant's

---

*) Es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Bemerkung daß Alles was hier vorzugsweise gegen Kant geltend gemacht wird, ebenso auch gegen jeden Andern sich richtet der Kategorieen im Kantischen Sinne glaubt annehmen zu dürfen.

Erkenntnißlehre doch immer dies für sich zu behalten, daß sie allein die Nothwendigkeit derjenigen Erkenntnisse zu erklären vermag, die man apriorische nannte. Die Beantwortung der Frage woher diese Nothwendigkeit stamme, gehört nicht unmittelbar der Psychologie, sondern der auf sie zu gründenden Erkenntnißtheorie an; daher mögen hier nur einige kurze Bemerkungen in Rücksicht auf sie gestattet sein.

Man hat großes Gewicht darauf gelegt, daß alle empirischen Sätze so sicher sie auch stehen mögen, doch nie zu nothwendigen Sätzen werden, deren Gegentheil widersprechend wäre. So richtig und bedeutungsvoll dieser Unterschied auch ist, so darf man sich doch nicht verleiten lassen ihn so zu deuten, als ob die empirischen Erkenntnisse einen geringeren Grad der Gewißheit besäßen als die reinen und diesen gegenüber immer noch die Möglichkeit einzelner Ausnahmefälle gestatteten. Denn man stelle sich nur im Ernste die Frage ob man es eher für möglich halte, daß ein Körper von größerem specifischen Gewicht nicht untersinke in einer specifisch leichteren Flüssigkeit als daß die Winkelsumme eines Dreiecks einmal größer oder kleiner sei als zwei Rechte. Alle Naturforschung würde eine Thorheit sein, wenn nicht das Vertrauen auf die absolute Ausnahmslosigkeit aller Naturgesetze so groß sein dürfte, daß der Forscher überall wo er sich in der Erwartung eines Phänomens getäuscht findet voraussetzen muß, daß sich die Täuschung nur erklären lasse aus dem Mangel an vollständiger Übersicht über die zusammenwirkenden Bedingungen und Gesetze deren Resultat er als Erscheinung vor sich hat: jede scheinbare Ausnahme von einem Gesetze kann nur betrachtet werden als ein Fall in welchem bekannte Gesetze durch unbekannte, nicht aufgehoben, sondern in ihrer besondern Anwendung beschränkt und modificirt erscheinen. Dieser Grundsatz ist so unangreifbar, daß er sogar die Bedingung der Möglichkeit jedes Fortschrittes in naturwissenschaftlicher Einsicht enthält. Es ist demnach keineswegs die Größe der Sicherheit

durch welche sich die empirische Erkenntnisse von den sog. reinen unterscheiden, sondern es ist nur die Art der Gewißheit die bei beiden verschieden ist.

Ein zweiter Irrthum der sich in Rücksicht der empirischen Sätze leicht einschleicht, liegt darin, daß man den Grad ihrer Gewißheit abhängig glaubt von der Menge und Vollständigkeit der beobachteten Fälle, woraus folgen würde daß nichts Empirisches vollkommen sicher sein und alle auf Induction gestützten Sätze je nach der Leichtigkeit oder Schwierigkeit sie durch Beobachtung zu controliren, mehr oder minder gewiß wären. Dagegen ist geltend zu machen, daß gerade umgekehrt jedes Gesetz das einmal zur Anwendung kommt für immer gültig ist, daß ein einziger beobachteter Fall ebensosehr wie Millionen von Erfahrungen die Allgemeinheit eines bestehenden Gesetzes verbürgt. Zwar mögen gewisse Combinationen von Bedingungen seltener oder häufiger eintreten als gewisse andere, aber die Nothwendigkeit und Allgemeinheit mit welcher sie, wenn sie vorhanden sind, denselben Effect produciren, bleibt stets dieselbe. Anatomische oder physiologische Beobachtungen z. B., die an einem einzigen Menschen mit vollkommener Genauigkeit gemacht worden sind gelten für alle Individuen derselben Art, und es bezieht sich die Controle der sie durch andere Beobachtungen unterworfen werden gar nicht darauf, ob dieselben Bedingungen stets dasselbe Resultat erzeugen werden, sondern lediglich darauf, ob die einmal vorgefundenen Bedingungen sich überall wiederfinden werden wo wir durch die Analogie uns berechtigt glauben sie zu erwarten.

Dies zusammengefaßt knüpft sich daran endlich die dritte Bemerkung über den Unterschied der Nothwendigkeit in der empirischen und der reinen Erkenntniß, daß jene, die Naturnothwendigkeit, auf dem Stoffe der Erfahrung beruht der uns gegeben wird, diese dagegen auf der Art und Weise auf welche wir durch psychologische Gesetze genöthigt sind diesen

Stoff zu verarbeiten. Obgleich wir demnach reine oder apriorische Begriffe in dem Sinne von der Erfahrung unabhängiger oder vor aller Erfahrung unsrem Erkenntnißvermögen inhärirender Begriffe, nicht besitzen (denn alle Begriffe entstehen uns erst durch die Erfahrung oder genauer gesprochen durch die Verarbeitung des erfahrungsmäßig Gegebenen nach psychologischen Gesetzen), so giebt es gleichwohl Begriffe die insofern reine und apriorische heißen können, als sie im Gegensatze zu andern, welche durch den jedesmaligen besondern Stoff bedingt sind den uns die Erfahrung in Form der sinnlichen Wahrnehmungen darbietet, den reinen Ausdruck psychologischer Gesetze darstellen, die von der besonderen qualitativen Bestimmtheit jenes Stoffes zwar völlig unabhängig sind, ohne die Verarbeitung irgend eines Stoffes überhaupt aber gleichwohl gar nicht hätten zur Anwendung kommen können. So ist z. B. der Begriff des Hundes, der Pflanze, ein aus qualitativ bestimmten und ganz analog zusammengesetzten Wahrnehmungen abgeleiteter und daher empirischer, die Begriffe der Zeit, der Ursache, des Gesetzes, der Einheit dagegen sind reine, apriorische Begriffe. Alle logischen Gesetze haben in den Begriffen dieser letzteren Art ihren Grund und müssen demnach erst aus psychologischen Gesetzen abgeleitet werden; nur wird man alsdann die Psychologie nicht ausschließlich darauf beschränken dürfen, daß sie nachzuweisen habe auf welche Weise aus den einfachen Daten der sinnlichen Empfindung die sämmtlichen höheren Gebilde des Geisteslebens entspringen, mögen sie normale und zur Erkenntniß brauchbare oder abnorme und ungültige sein, sondern man wird ihr auch wenigstens secundär und abgeleiteter Weise das Geschäft auftragen müssen zu zeigen, an welche Gesetze der Begriffsbildung und Begriffsverknüpfung das menschliche Denken gebunden ist und gebunden bleiben muß. Beides von einander völlig zu trennen, würde ebenso fehlerhaft sein als wenn man die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Leibes unabhängig

machen wollte von der Einsicht in die organischen Functionen durch deren Zusammenwirken der Lebensprozeß entsteht. Wohl werden sowohl richtige als falsche Begriffe, sowohl Hirngespinnste und Träume als klare Einsicht auf gleich nothwendige Weise durch den psychologischen Entwickelungsgang der einzelnen Subjecte erzeugt; ebenso verhält es sich mit Gesundheit und Krankheit: für die Subjecte die von ihnen ergriffen werden, sind sie gleich nothwendig. Wird man aber deshalb leugnen wollen, daß das Verständniß derselben und die Möglichkeit sie zu unterscheiden, die eine zu erhalten und wiederherzustellen, die andere zu heilen, lediglich auf dem Verständniß der physiologischen Vorgänge beruhe? Normale und abnorme Begriffsbildung sind, wo sie auftreten, subjectiv gleich nothwendig, aber erst die Einsicht in diese Nothwendigkeit nach welcher beide zu Stande kommen, wird ein Mittel an die Hand geben können Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden.

Die Untersuchung über diesen letzteren Punkt selbst zu führen würde den Übergang aus der Psychologie in die durch sie zu begründende Erkenntnißlehre bilden. Daher mag sie hier nur vorbereitet werden durch einen Blick den wir auf die Verschiedenheit der psychischen Gebilde werfen, welche sich trotz der Gleichheit des sinnlich Gegebenen und der Gesetze zeigt denen sie in ihrer Entwickelung unterworfen sind.

§. 47.

Daß eine Verschiedenheit unter den complicirteren Gebilden des geistigen Lebens der Einzelnen wirklich vorhanden ist, und zwar eine sehr bedeutende, dafür bürgt zunächst der Streit der Meinungen in welchem wir die Menschen begriffen sehen. Es wird wohl Niemandem einfallen diesen Streit für ein bloßes Mißverständniß zu halten, das nur durch die Unvollkommenheit der sprachlichen Bezeichnung herbeigeführt werde; vielmehr zeigt eine einfache psychologische Überlegung, daß

nicht allein das Gedachte selbst sehr verschieden sei, sondern auch die Verschiedenheit desselben noch weit größer sein müsse als die Differenz des Gedankenausdrucks in den meisten Fällen vermuthen läßt. Denn obwohl es vorkommen kann daß nur um Worte gestritten wird, so tritt doch weit häufiger der entgegengesetzte Fall ein, daß bei aller scheinbaren Einigkeit in den Worten eine sehr wesentliche Ungleichheit der Gedanken stattfindet. Man denke nur z. B. daran wie eine Handlung die von vielen Personen auf gleiche Weise beurtheilt wird, dem Einen aus feststehenden Gründen als tadelnswerth erscheint, während der Andere sich dabei nur auf ein reges Gefühl stützt, daß der Eine aus Klugheitsrücksichten sie verwirft, während der Andere einen moralischen Abscheu gegen sie hegt, daß der Eine die Gesinnung tadelt, der Andere die Gefährlichkeit der Folgen für die Gesellschaft dabei im Auge hat, daß der Eine mehr den legalen, der Andere mehr den ethischen Charakter der Handlung in Erwägung zieht. Diese Standpunkte der Beurtheilung sind aber sämmtlich nur extreme Fälle, die unendlich viele Mittelstufen unter sich zulassen und überdies fast nie isolirt auftreten, sondern sich unter einander so verbinden, daß in jedem Urtheile über eine einzelne Handlung alle die verschiedenen Gesichtspunkte sich concentrirt finden unter welchen die Handlung dem urtheilenden Subjecte erscheint. Jeder derselben hat für verschiedene Menschen ein verschiedenes Gewicht und es drängt sich überdies im einzelnen Falle bald der eine bald der andere von ihnen mehr hervor. Das billigende oder mißbilligende Urtheil nun das ausgesprochen wird, ist nur der abgekürzte Ausdruck für das Resultat des Zusammenwirkens aller jener besonderen Rücksichten und Beziehungen in denen die beurtheilte Handlung sich uns darstellt, und es geht dieses daher nur scheinbar als dasselbe hervor aus mehr oder minder sicheren und ihrem Inhalte wie ihrer Stärke nach sehr verschiedenen Gefühlen, in Verbindung mit mehr oder minder klaren, mehr oder minder abgekürzten oder geschlossenen

Überlegungen. Das Zusammenwirkende selbst bleibt großentheils uns unbekannt und schon deshalb, selbst abgesehen von der Unaussprechlichkeit der Gefühle, würde es unmöglich sein uns von der wirklichen inneren Übereinstimmung dessen was uns bestimmt mit dem was in Anderen vorgeht zu überzeugen.

Eine gewöhnliche Täuschung, die uns eine größere Gleichheit unsrer innern Zustände mit denen Anderer vorspiegelt als wirklich vorhanden ist, beruht ferner auf dem schon erwähnten Umstande, daß wir meinen die Begriffe welche der Erwachsene besitze, seien fertige und abgeschlossene Gebilde, während der größte Theil derselben sowohl beim Einzelnen, so lange er noch einige Receptivität besitzt, als im Laufe der gesammten Culturgeschichte der Menschheit beständig fortschreitenden Umbildungen unterworfen ist, die jedoch nur in größeren Zeiträumen bemerkbar werden. Die sprachlichen Bezeichnungen bleiben sich dagegen bei aller Veränderung des Gedankeninhaltes bei weitem in den meisten Fällen gleich, und man übersieht daher wegen der innigen Complication des Gedankens mit dem Worte sehr leicht die vielen Schwankungen und Unbestimmtheiten des ersteren. Die Schwierigkeit welche selbst bloße Nominaldefinitionen häufig machen beweist zur Genüge, daß scharf ausgeprägte Begriffe nicht gerade häufig sind, und durch weiteres philosophisches Nachdenken kommt es dann vollends zu Tage, daß die wichtigsten und am häufigsten und unbefangensten gebrauchten Begriffe des gemeinen Lebens eine Menge von Schwierigkeiten in sich bergen, deren Lösung ihnen erst zu vollständiger Klarheit und durchgängiger Bestimmtheit ihres Inhaltes zu verhelfen im Stande sein würde. Der gemeine Mann — und eben deshalb geben wir ihm diesen Namen — glaubt zwar eine große Anzahl vollkommen bestimmter Begriffe zu besitzen und ist sich gar keines Mangels an Präcision bei denselben bewußt, aber streng genommen verhält es sich gerade umgekehrt: seine Begriffe sind alle mangelhaft ohne Ausnahme und bedürfen einer weiteren Ausbil-

dung, die nur auf wissenschaftlichem Wege genügend sich errei-
chen läßt. Wenn auch die Verschiedenheit der Wörter in vie-
len Fällen ihn sichert gegen erhebliche Begriffsverwechselung,
so zeigt sich doch das Schwankende seines Denkens sehr deut-
lich, theils wo es auf Unterscheidung von Begriffsnüancen
ankommt zu welcher die Sprache keine Anleitung giebt, theils
wo eine feste Entscheidung über irgend ein Begriffsverhältniß
verlangt wird. Es pflegt alsdann sich zu verrathen daß die
Unterscheidungen der Begriffe nur so weit gehen als die der
Wörter und daß alle entscheidenden Urtheile über Wahrheit
und Irrthum wie über Recht und Unrecht im einzelnen Falle
sich gar nicht auf feste Begriffe, sondern nur auf ein Gefühl
stützen, das nach der Stimmung die uns gerade beherrscht
und nach den Vorstellungen die sich eben jetzt in den Vorder-
grund gedrängt haben, zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden
sein kann, da es nur aus dem subjectiven, zufälligen Zusam-
mentreffen des einzelnen Falles der uns zur Beurtheilung
gegeben wird, mit den von uns früher gemachten Erfahrungen
und von uns gefällten Urtheilen hervorgeht, so weit nämlich
die letzteren uns in diesem Augenblicke gerade gegenwärtig
sind. Man kann daher ohne Übertreibung sogar so weit ge-
hen zu behaupten, der gemeine Mann besitze noch gar keine
Begriffe, sondern nur gewisse Anfänge und Ansätze zu den-
selben: nur diese letzteren nachzuweisen wird das Geschäft
dieses Abschnittes sein, denn die Grundbegriffe der einzelnen
Wissenschaften selbst als allgemeingültige und nothwendige Pro-
ducte des menschlichen Geisteslebens zu entwickeln und festzu-
stellen, ist die Aufgabe der besonderen philosophischen Disci-
plinen.

Die Ursachen der allgemeinen Mangelhaftigkeit und Un-
bestimmtheit und dadurch auch der geringen Übereinstimmung
in den Begriffen und Urtheilen der Menschen, liegen in der
Menge individuell verschiedener und insofern zufälliger Um-
stände und deren Verwickelungen, welche auf den gesammten

inneren Bildungsgang jedes einzelnen Menschen ihren Einfluß ausüben, ihm eine eigenthümliche Richtung geben und seinen Resultaten eine bald mehr bald minder augenfällige besondere Färbung ertheilen. Schon der Grad der Unterscheidungsfähigkeit für zwei nahe gleiche Empfindungen desselben Sinnes muß auf die Auffassung der complicirten Wahrnehmungen dieses Sinnes bald erschwerend bald erleichternd wirken. Ebenso muß die Treue und Genauigkeit mit welcher theils die einzelnen Elemente der sinnlichen Wahrnehmung, theils ihre Zusammensetzungen zu größeren Ganzen behalten werden, die Schärfe, Schnelligkeit und Übersicht in der Auffassung äußerer Erscheinungen bald begünstigen bald beeinträchtigen. Alle Abstractionen nun die aus den sinnlichen Wahrnehmungen hervorgehen, haben bei jedem Einzelnen nur die individuelle Grundlage derjenigen sinnlichen Erfahrungen welche er selbst gemacht hat: sie können daher unmöglich bei Allen vollkommen gleich sein. Denn obwohl dieser Erfahrungskreis stets dieselben allgemeinen Typen zeigt, so ist doch die Breite jener Grundlage, die Geläufigkeit sie zu überschauen, die Fähigkeit das Zusammengehörige zusammenzufassen und die Einmischung des Fremden zu vermeiden, das Gedächtniß für die Details und das Verhältniß der Auffassung dieser zur Anschauung des Ganzen aus dem sie in verschieden abgestufter Weise hervortreten, bei jedem Einzelnen verschieden je nach der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Gedächtnisses, nach seinen besonderen Erfahrungen und nach der in allen angegebenen Beziehungen mehr oder weniger günstigen Ordnung in welcher sie in seinem Inneren auftraten.

Müssen demnach schon auf dem Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung und unter denjenigen Gebilden die unmittelbar aus demselben hervorwachsen, sehr erhebliche Verschiedenheiten stattfinden, so gilt dies in noch weit höherem Grade von allen denjenigen Producten der geistigen Entwickelung, welche nur mittelbar aus jenem entspringen. Je weiter das Denken

sich vom Empirischen entfernt, desto mehr ist es dem Streite ausgesetzt. Darf man den sinnlichen Erfahrungskreis mit den ihm angehörigen Abstractionen noch als relativ gleich bei Allen bezeichnen, so tritt die Verschiedenheit alles dessen um so auffallender hervor, was über ihn hinausliegt und zum Theil mit den sinnlichen Phänomenen in gar keiner Verbindung mehr zu stehen scheint, wie ein großer Theil des Gefühlslebens, des Begehrens, Wollens und viele praktische Begriffe. Wenn dem Nichtdenkenden Einstimmung über diese Gegenstände wirklich vorhanden oder doch leicht erreichbar zu sein scheint, weil er sich bloß an Wörter hält, so ist der Denkende dagegen eher geneigt sogar an der Möglichkeit einer vollkommenen Verständigung über dieselben mit Andern zu zweifeln. Die Gründe dafür liegen in Folgendem.

Begriffe sind stets Resultate äußerst complicirter inneren Vorgänge, deren Entstehung und Ablauf durchgehends abhängt von der Stärke der einzelnen Vorstellungen, deren Verbindungen zu kleineren und größeren Reihen oder Systemen, der Art ihrer Verflechtung untereinander und der größtentheils äußeren Veranlassung durch welche gerade diese oder jene Vorstellungsmasse in Bewegung gesetzt wird. Die äußere Veranlassung ist dabei zufällig, die Wirksamkeit des Anstoßes den sie giebt, hängt von den inneren Verhältnissen ab die unter den Vorstellungen selbst obwalten. Da diese verschieden sind, so wird derselbe Umstand welcher für den Einen gänzlich ohne weitere Folgen bleibt, für einen Andern die Ursache einer Bewegung seines Innern die sich weit verzweigt, die mannigfaltigsten Gefühle in ihm erregt und eine theilweise oder vollständige Umbildung eines kleineren oder größeren Gedankenkreises herbeizuführen im Stande ist. Aber die äußeren Veranlassungen, von denen meistentheils die Erregung unseres Innern ausgeht, sind nicht einmal der Art nach bei Allen gleich, die Reihenfolge in der sie auf uns wirken, die begleitenden Nebenumstände, die Länge der Zeit während welcher

sie uns treffen sind äußerst verschieden. Daher müssen schon die nächsten Wirkungen die aus ihnen hervorgehen, eine unberechenbare Mannigfaltigkeit zeigen: die Gefühle welche durch die besondere Art des Zusammentreffens einzelner Vorstellungen oder Reihen bedingt sind, die Begehrungen die zum Theil auf individuell verschiedene organische Dispositionen sich stützen, die großen Hauptinteressen welche auf den ganzen Gruppen und Massen inhaltsverwandter Vorstellungen ruhen und unter sich hier eine mehr wechselnde, dort eine festere Rangordnung eingehen — alle müssen sehr erhebliche Verschiedenheiten sowohl in Rücksicht ihrer Qualität als ihrer Intensität bei den Einzelnen besitzen. Sie alle üben aber auch wiederum einen bedeutenden Einfluß aus auf die Richtung welche die weitere Entwickelung des geistigen Lebens nimmt.

So geschieht es, daß manche Vorstellungskreise besser, manche minder gut ausgearbeitet werden in sehr verschiedenen Abstufungen; die Gefühle und Interessen die sich bereits consolidirt haben, sind dabei das Leitende, sie bestimmen in einzelnen Fällen oft mehr als billig unser Urtheil und wirken dadurch auf die Fortbildung unsrer Begriffe zurück. Sittliche Begriffe z. B. können zunächst nur aus sittlichen Gefühlen sich entwickeln, die Entstehung der letzteren aber ist an den für den Einzelnen zufälligen Umstand des Zusammenlebens mit Andern gebunden. Die Vielseitigkeit, Stärke, Reinheit und Rangordnung dieser Gefühle hängt wiederum ab einerseits von der öffentlichen Moralität und dem gesammten Charakter theils des socialen Ganzen theils des besonderen Gesellschaftskreises in dem wir leben, andrerseits von der Summe aller der Berührungen in die wir mit Andern treten. Daher werden sich die sittlichen Gefühle und die aus ihnen entspringenden Begriffe bei den einzelnen Menschen nicht bloß dem Grade nach und durch ein verschiedenes Übergewicht des einen über die andern unterscheiden, sondern es werden oft einige ganz fehlen und eine große Zahl derselben sehr verbildet sein,

denn keines Menschen Leben pflegt von ungünstigen Einflüssen der Art völlig frei zu sein, daß nicht Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit neben unrichtiger Stellung einzelner Interessen in Rücksicht ihres Werthes sich einfinden sollten. So mangeln häufig die ästhetischen Interessen ganz und gar, obwohl es andere Fälle giebt in denen die sittliche Bildung durch einseitiges Hervortreten derselben verkümmert und verflacht wird. Was die Totalität der intellectuellen Entwickelung betrifft, so gehört schon ein nach der Wichtigkeit der Gegenstände vertheiltes und sich gleich bleibendes Interesse zu den Seltenheiten, Umfang und Tiefe des Wissens stehen einander feindlich gegenüber und es scheint selbst im besten Falle kaum vermeidlich das einem Gedankenkreise zukommende Interesse, dessen volle Befriedigung wir uns zu versagen genöthigt sind, zu beschwichtigen durch gewisse Lieblingsmeinungen und Vorurtheile, deren allmälige Befestigung dadurch nicht im geringsten gestört zu werden pflegt, daß sie im Grunde nichts für sich haben als das vage Gefühl der Beruhigung die sie uns schon seit lange gewährt haben. Tritt dieser Fall wirklich ein, so ist damit die Unmöglichkeit einer ferneren Umbildung eines ganzen Begriffsgebietes so wie die einer vollen Verständigung über dasselbe gegeben; denn ein Begriff für sich allein läßt sich weder ausbilden noch mittheilen, sondern die Entstehung eines jeden ist die Herstellung einer gewissen Ordnung und einer bestimmten Art des Zusammenhanges unter einer größeren oder kleineren Gruppe zusammengehöriger Vorstellungen. Der Begriff nämlich ist selbst nichts Anderes als die bestimmte Art des Zusammenhanges in einem Vorstellungskreise, er drückt stets ein Gesetz des Zusammenhanges der Vorstellungen nach ihrem Inhalte aus und kann deshalb nur entstehen durch die Ausbildung der besonderen Beziehungen in welche die einzelnen Vorstellungen ihrem Inhalte gemäß zueinander treten. Die Mittheilung und volle Verständigung über einen Begriff erfordert daher immer eine vorgängige

Entwickelung der nothwendigen Beziehungen und Verbindungen unter den einzelnen Vorstellungen für deren Zusammenhang der Begriff das Gesetz enthält, und es wird eine solche Verständigung immer unmöglich, wenn man entweder auf jene Beziehungen nicht zurückgehen mag oder sie scharf in's Auge zu fassen nicht mehr im Stande ist, sei es aus Vorurtheil oder aus irgend einer andern Ursache.

Die Erfahrungen welche die Menschen machen und die Art wie sie dieselben aufnehmen und benutzen, wird nie bei Allen gleich sein, ebensowenig daher ihre Begriffe, Urtheile und Meinungen, denn diese sind nur die Resultate jener. Ist nun der psychologische Entwickelungsgang eines jeden Menschen nothwendig, so scheint die nächste Folge zu sein, daß jeder mit demselben Rechte die Resultate seines eigenen inneren Lebens und nur diese als absolute Wahrheit geltend mache. Dies zeigt sich auch in der That: was alle Andern meinen bleibt solange für uns ganz werthlos und höchstens eine äußere Autorität, als wir nicht im Stande sind es uns anzueignen und mit unsern Überzeugungen in Übereinstimmung zu bringen. Gleichwohl gesteht jeder factisch durch den Versuch sich mit Andern zu verständigen seinen Glauben ein an die Gleichheit sowohl der gesammten Organisation der Menschen in sinnlicher und geistiger Beziehung, als der objectiven Ursachen durch welche sie in Thätigkeit gesetzt wird und der Gesetze nach denen dies geschieht. Nur unter dieser Voraussetzung ist Wahrheit und Erkenntniß in einem andern als dem ganz individuellen Sinne des P o r t a g o r a s möglich, daß jeder Einzelne mit gleicher Berechtigung seine besondere Wahrheit für sich habe. Der einzige mögliche Weg der sich einschlagen läßt um zu ihr zu gelangen liegt zugleich hiermit vor Augen, es ist der psychologische. Die Elemente aller geistigen Entwickelung die wir in der sinnlichen Empfindung gefunden haben, müssen rein aufgefaßt und die Gesetze nachgewiesen werden nach welchen aus ihnen alle höheren

psychischen Gebilde hervorgehen. Obgleich nun alle geistigen Verbildungen, Irrthümer und Unsittlichkeiten in Rücksicht des Individuums an welchem sie sich zeigen, nothwendige Producte seines Bildungsganges sind und nach denselben Gesetzen zu Stande kommen nach welchen auch die normalen Gebilde entstehen, so sind sie doch weder durch jene Elemente der Erfahrung als solche noch durch die Gesetze bedingt nach denen ihr Zusammenwirken sich richtet, sondern haben ihren Grund stets in besonderen Umständen und Verhältnissen unter deren Einfluß einzelne Individuen stehen, keineswegs aber sind sie Resultate der allgemeinen psychologischen Bedingungen an welche die geistige Entwickelung des Menschen überhaupt geknüpft ist. Affecte, Leidenschaften, moralische Verderbniß und Vorurtheile irgend welcher Art sind deshalb bei den Einzelnen stets sehr verschieden, sie können in der geistigen Entwickelung des Menschen vorkommen wie die Krankheit in der leiblichen, und wo sie vorkommen sind sie nothwendig, nie aber sind sie allgemein nothwendig, sie bilden kein nothwendiges Moment in der menschlichen Entwickelung als solcher, wie z. B. die Raumvorstellungen, das Begehren und Wollen, der Begriff der Zeit und der Ursache. Wie es möglich sei diese allgemein nothwendigen Gebilde von den blos subjectiv nothwendigen zu unterscheiden, ist eine Frage deren Beantwortung wir in die Erkenntnißlehre verweisen müssen; hier mag die vorstehende Bemerkung über die Art genügen, wie sich diese auf die Psychologie zu stützen habe.

§. 48.

Die erste und wichtigste Operation welche uns einer höheren intellectuellen Ausbildung entgegenführt, ist das Abstrahiren. Um sie ihrem Ursprung und Wesen nach gründlich zu besprechen macht es sich nöthig auf die einfachen Empfindungen und das Zusammenwirken der ihnen entsprechenden Vorstellungen zurückzugehn.

Es ist schon früher (§. 13) darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Sinken jeder einfachen Vorstellung nicht blos ein quantitativer sondern auch ein qualitativer Verlust für sie ist, sie erleidet dadurch als Disposition der Seele sowohl eine Verminderung ihrer Stärke als auch eine Abschwächung der Klarheit ihres Inhaltes; denn zwei Farbennüancen oder Töne die nebeneinander gegeben unterschieden werden, sind der Verwechselung ausgesetzt, sobald sie erst längere Zeit nacheinander auftreten, so daß andere Vorstellungen sich zwischen beide einschieben. Eine unmittelbare Folgerung hieraus ist, daß mehreren Vorstellungsacten in sehr vielen Fällen nur ein einziges Vorgestellte entsprechen kann. Es verschmelzen nämlich miteinander nicht blos diejenigen Vorstellungen, welche entweder vollständig gleichen oder doch so wenig verschiedenen Inhalt besitzen, daß diese Verschiedenheit wegen der früher (§. 12) erwähnten Grenze der Unterscheidungsfähigkeit des aufnehmenden Organes unbemerkbar bleiben muß, sondern die Verschmelzung erstreckt sich auch auf alle diejenigen, welche so weit gesunken sind, daß die dadurch herbeigeführte Verdunkelung des Vorgestellten ausreicht um die ursprünglich bestehende Verschiedenheit desselben nicht mehr erkennen zu lassen. Darin daß Vieles was an sich unterscheidbar ist und anfangs in der That unterschieden wird, später wegen der eintretenden Verdunkelung nicht mehr unterschieden bleibt und also nicht mehr als Vieles sondern als Eins vorgestellt wird, liegt der erste Ansatz zur Abstraction (die demnach nicht etwa ein willkürliches Absondern des Gemeinsamen aus vielen verschiedenen Vorstellungen ist, sondern ein durchaus unwillkürliches, psychologisch nothwendiges Zusammengehen vieler ursprünglich verschiedenen Vorstellungen in eine einzige), und es ist um dies möglich zu finden nur der Irrthum zu vermeiden, daß eine Vorstellung etwas vollkommen Festes und Unveränderliches sei; denn eine jede derselben erleidet fortwährende Schwankungen sowohl quantitativ als qualitativ, alle sind —

und namentlich beim Kinde, dessen Vorstellen sich ganz nach dem Wechsel der sinnlichen Reize richtet — in einem unausgesetzten Fließen begriffen.

Die einfachen Empfindungsvorstellungen treten, wie sich gezeigt hat, nie isolirt und für sich allein auf, sondern stets verbunden zu größeren Ganzen die wir Complicationen genannt haben (§. 20). Unter den einzelnen Theilen aus welchen diese bestehen, ist die Gesichtsvorstellung die am meisten hervorstechende, fast mit alleiniger Ausnahme derjenigen Fälle, in welchen gleichzeitig ein Begehren oder Verabscheuen sich einstellt das sich auf einen andern Sinn, z. B. Geschmack oder Getast gründet; doch pflegt sich die Erregung der sinnlichen Begierden im Allgemeinen immer an die Gesichtsvorstellung anzuschließen und durch sie vermittelt zu werden. Innerhalb der Gesichtsvorstellung selbst findet in Rücksicht der einzelnen Theile aus denen sie zusammengesetzt ist ein ähnliches Verhältniß statt; denn ein verschieden starkes Hervortreten der Partialvorstellungen wird ebenso von der einen Seite durch die verschiedene objective Größe der gleichzeitig auf das Auge wirkenden Reize selbst, wie von der andern durch die besondere Construction des Auges bedingt. Bedenkt man nun daß beim Sehen immer die Netzhaut in ihrer ganzen Ausdehnung beschäftigt ist und daß demnach durch jeden einzelnen Sehact eine ungeheure Menge von Partialvorstellungen miteinander complicirt werden müßten, so könnte es scheinen als wäre ein anderes Resultat als dieses, daß eine unauflösbare Verwirrung in unsrem Vorstellen entstände, nicht möglich, da mit jeder Kopf- oder Augenbewegung fast das ganze Sehfeld oder doch ein großer Theil desselben sich ändert. Diese Schwierigkeit hebt sich auf die angedeutete Weise, nämlich dadurch, daß die stärkeren Reize, welche ursprünglich und von Natur immer den Mittelpunkt des Auges sich zueignen, deshalb auch im Vorstellen zu einem sehr bedeutenden Übergewicht gegen die übrigen gelangen, die den schwächeren seitlichen

Reizen zugehörigen Vorstellungen dagegen sehr schnell wieder so weit sinken, daß ihr Einfluß auf die Gesammtvorstellung dessen was im ganzen Gesichtsfelde gegenwärtig war als verschwindend klein betrachtet werden kann.

Dieses letztere ist sehr wichtig für die Ausbildung der Vorstellungen von isolirten Gegenständen, welche, wie früher gezeigt, hauptsächlich durch die Anschauung der Bewegung (§. 25) vollendet wird. Es entsteht nämlich hier die Frage, wie es möglich sei von der Umgebung eines Gegenstandes zu abstrahiren, ihn isolirt vorzustellen, da er im Gesichtsfelde doch stets mit seiner Umgebung verwachsen erscheint, immer mit dieser zugleich gegeben wird und zwar so, daß kein Punkt seiner Grenze sich rein absondern läßt von dem Hintergrunde, sondern vielmehr jeder Grenzpunkt continuirlich übergeht in diesen. Es geschieht dies auf folgende Weise.

Befinden sich mehrere Gegenstände zugleich im Gesichtsfelde, so richtet sich das Auge so, daß derjenige unter ihnen welcher den stärksten Reiz ausübt, vom mittleren Theile der Netzhaut aufgenommen wird (§. 21). Fängt der Gegenstand an sich über seinen Hintergrund hin zu bewegen und ist das Auge im Stande ganz oder auch nur sprungweise dieser Bewegung zu folgen, so ist der psychologische Vorgang hierbei einfach der, daß eine bestimmte Gruppe von Elementartheilen des ganzen Gesichtsbildes nach Zahl und Anordnung der Elemente unverändert dieselbe bleibt — und zwar ist dies der überwiegende Hauptbestandtheil des Gesammtbildes —, während die viel weniger scharf aufgefaßte Umgebung dieser Gruppe rasch und fortwährend wechselt. Demnach tritt der Theil des Gesammtbildes (des ganzen Gesichtsfeldes), welcher ohnedies schon im Übergewicht ist durch die Stärke des Reizes die er ausübt und die Schärfe der Auffassung die ihm zu Theil wird, dadurch noch weit stärker hervor in der Vorstellung, daß er allein sich gleich bleibt und dem betrachtenden Blicke fortdauernd ausgesetzt ist. Die gesammte Umgebung

dagegen macht einen minder starken und ungenaueren Eindruck und überdies ist dieser sehr flüchtig, wird nicht verstärkt sondern verdrängt durch verschiedene Reize die rasch wechselnd an seine Stelle treten. Daher kommt es, daß die Gegenstände in unsrer Vorstellung abgesondert werden von ihrer häufig wechselnden Umgebung, obgleich sie anfangs ganz continuirlich in diese überzugehn scheinen müssen. — Was für die Auffassung bewegter Gegenstände gilt, findet ebenso seine Anwendung in dem Falle, daß wir denselben Gegenstand zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten wiederfinden. Um die Identität des Gegenstandes zu erkennen bedarf es hierbei nicht etwa eines Schlusses, sondern nur einer trotz der Verschiedenheit der Umgebung eintretenden Verschmelzung der gegenwärtigen Wahrnehmung des Gegenstandes mit der früher gebildeten Vorstellung desselben, und die Bedingung von welcher diese Verschmelzung, die Wiedererkennung des Gegenstandes abhängt, ist keine andere als die, daß die Stärke des einander Entgegenwirkenden (die verschiedene Umgebung) geringer sei als die Stärke des identischen Vorstellens das zur Verschmelzung strebt.

Derselbe Vorgang welchen wir soeben betrachtet haben, wiederholt sich im Wesentlichen bei aller Abstraction. Er besteht nicht etwa darin, daß vermittelst einer willkürlichen Reflexion welche ähnliche Vorstellungen vergleicht, das Gleiche das sie enthalten vom Verschiedenen abgesondert und dann für sich allein festgehalten wird, sondern darin, daß complicirte Vorstellungen welche dieselben Hauptelemente besitzen, trotz der Verschiedenheit der mit diesen verbundenen Nebenbestimmungen, vollständig miteinander verschmelzen. Das Abstrahiren geschieht demnach, wie auch die Erfahrung lehrt, ohne bewußt vergleichende Reflexion, und das Resultat desselben ist stets dieses, daß die Menge des ohnehin nur ungenau auffaßbaren Details welches den Sinnen gegeben wird, sich gegenseitig stört und auslöscht, während der Kern welcher bei

vielen Complicationen derselbe ist, nur stärker und fester wird.

Das Erste was auf diesem Wege gewonnen wird, sind feste Vorstellungen von Einzeldingen, nämlich solche aus denen alle begleitenden Nebenumstände, wie Umgebung und Lage, Bewegung und Ruhe, Dauer und Veränderlichkeit, ausgeschieden sind, so daß nach Hinweglassung derselben nur ein sinnliches Gesammtbild uns übrig bleibt, das in sich vollkommen abgeschlossen ist und als solches durch eine feststehende sprachliche Bezeichnung fixirt wird. Diese Abgeschlossenheit darf man jedoch nicht zugleich auch für eine vollständige Umfassung der sämmtlichen Details halten, welche das Ding der sinnlichen Wahrnehmung darbietet; denn bei einiger Aufmerksamkeit zeigt es sich leicht, daß selbst der längeren und angestrengten Betrachtung des Gegenstandes immer noch Vieles entgeht das in die Complication hätte aufgenommen werden müssen wenn sie vollständig sein sollte. Einige Genauigkeit der Unterscheidung, die anfangs nur so weit getrieben wird als der Gebrauch des gemeinen Lebens zur Vermeidung häufiger und grober Verwechselungen verlangt, kann erst verhältnißmäßig spät eintreten, da zu geschärfter Auffassung der Einzelnheiten erst in entdeckten Irrthümern eine Veranlassung liegt. Vollständig im strengen Sinne wird aber die Auffassung nie, daher in sehr vielen Fällen Schlüsse zu den Wahrnehmungen hinzukommen müssen um die sinnlichen Dinge gehörig zu unterscheiden.

Die Vorstellung eines einzelnen Gegenstandes als solchen zeigt uns diesen stets in der Stellung und überhaupt in dem Zustande, in welchen er uns gewöhnlich erschienen ist, und es reproduciren sich dann oft mit diesem allgemeinen Bilde desselben und im Anschlusse an dasselbe die besonderen Umstände und Verhältnisse die zu verschiedenen Zeiten mit ihm associirt worden sind. Eine uns bekannte Person stellt sich uns mit dem ihr habituellen Gesichtsausdruck dar, in ihrer

gewöhnlichen Haltung und Stellung. Dieses Bild, auch abgesehn von aller äußeren Umgebung desselben, ist in sich selbst wandelbar und erleidet mannigfache Modificationen, größtentheils aber löschen auch sie sich gegenseitig aus und verschwinden in dem einen Gesammtbilde, wenn nicht durch eine an sie geknüpfte gemüthliche Erregung oder ein sonstiges auf ihnen ruhendes Interesse ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Dauer ihrer Erinnerung erhalten wird.

Es hat sich gezeigt, daß schon die distincte Auffassung einzelner Gegenstände durch mehrfach wiederholte Wahrnehmungen auf einem Abstrahiren oder Generalisiren beruht. Im Wesentlichen derselbe Vorgang, nur deutlicher hervortretend, findet statt bei der Bildung aller Vorstellungen von Arten und Gattungen, die man vorzugsweise Abstractionen zu nennen gewohnt ist. Auch hierbei ist an ein bewußtes Vergleichen ähnlicher Complexe nicht zu denken, sondern es sind diese Complexe selbst, die unbewußter Weise miteinander verschmelzen, sobald die Partialvorstellungen durch welche sie sich unterscheiden, weit genug verdunkelt sind. Nur dadurch wird es möglich daß das Kind den Hund im Bilde wiedererkennt, obwohl er eine andere Größe, andere Stellung, andere Farben besitzt als irgend einer von denen die ihm in der Wirklichkeit vorgekommen sein mögen. Hätte das Kind alle Einzelnheiten genau behalten, so würde es ihm ungleich schwerer, wenn nicht unmöglich werden das Bild des Thieres zu erkennen.

Was auf diese Weise entsteht kann man abstracte Begriffe insofern nennen als sie subjectiv betrachtet das Gemeinsame vieler Wahrnehmungen, objectiv betrachtet das Gemeinsame vieler Gegenstände in sich begreifen, insofern sie eine Vielheit umfassen und zusammenhalten. Mit demselben Rechte aber würde man auch die sinnliche Vorstellung eines isolirten Einzeldinges schon einen Begriff dieses Dinges nennen dürfen, denn es laufen in dieselbe viele Acte der Wahrnehmung zu-

sammen die sich gegenseitig zum Theil aufheben, so daß das sinnliche Gesammtbild welches daraus resultirt, den Inbegriff des Gemeinsamen darstellt das sie besitzen. Um Mißverständnisse und Unklarheiten zu vermeiden scheint es daher geeigneter alle auf die angegebene Weise entstehenden Abstractionen, zumal da eine Erweiterung der Einsicht, ein Begreifen im engeren Sinne nicht unmittelbar in und mit ihnen gegeben ist (denn aus ihnen allein lassen sich nur tautologische, analytische Urtheile bilden), abstracte Vorstellungen oder Schemen zu nennen. Dieser letztere von Kant entlehnte Name ist um so passender, weil jedes auf dem Wege der Abstraction entstandene psychische Gebilde nachweislich den anschaulichen Charakter eines Bildes besitzt. Besonders einleuchtend ist dies rücksichtlich der niederen Abstractionen die der sinnlichen Wahrnehmung selbst noch am nächsten stehen, bei den höheren dagegen wird es leicht zweifelhaft, da sie sich zu den niederen ebenso verhalten und auf dieselbe Weise aus ihnen entstehen wie diese aus einer Menge ähnlicher Wahrnehmungen: das sinnliche Bild dieser Schemen wird nothwendig um so schwankender, je mehr die individuelle Bestimmtheit jeder einzelnen sinnlichen Erscheinung die zu deren Entstehung mitgewirkt hat, in den Hintergrund tritt und unberücksichtigt bleibt. Ein Beispiel kann dies klar machen.

Die Vorstellung eines bestimmten Menschen ist, auch abgesehen von den besondern Umständen und Beziehungen in denen das Individuum zu einer gewissen Zeit sich befindet, ein vollkommen bestimmtes sinnliches Bild, obwohl dieses im Einzelnen gar manchem Wechsel ausgesetzt ist und im Laufe der Zeit vielfache Modificationen erleidet, welche sich hauptsächlich nach den neuesten Anschauungen richten die wir von der betreffenden Person haben. Das Neue schließt sich an das Alte an, die jedesmalige einzelne Wahrnehmung der Person wird von dem bereits fertigen Gesammtbilde appercipirt, aber dieses letztere selbst erhält sich dabei nicht unverändert, son-

dern erfährt eine theilweise Umwandlung, eine Auffrischung und Berichtigung. Weit unbestimmter dagegen muß das Bild sein, das den Charakter einer Familie oder eines ganzen Volksstammes darstellen soll. Es läßt sich nicht in fest ausgeprägte Formen einschließen, sondern gestattet der Phantasie einen freien Spielraum, obwohl der Kenner der eine reiche Erfahrung besitzt, oft mit großer Leichtigkeit und nicht geringerer Sicherheit zu beurtheilen im Stande ist, ob ein bestimmtes Individuum dieser oder jener Klasse zuzuzählen sei. In noch höherem Grade gilt dies von den Rasseunterschieden. Auch diese sind an bestimmte anschauliche Typen gebunden deren Merkmale sich mit Genauigkeit angeben lassen, aber die Grenzen, innerhalb welcher das sinnlich anschauliche Gesammtbild einer gewissen Rasse variiren darf, sind offenbar noch viel weiter zu ziehen als diejenigen in denen die Familie sich hält. Steigen wir noch höher hinauf zur abstracten Vorstellung des Menschen überhaupt, so kommt das Schwankende derselben dadurch leicht zu Tage, daß wir zwar aus der bloßen sinnlichen Wahrnehmung uns mit Sicherheit zu entscheiden getrauen, ob wir in einem bestimmten Falle einen Menschen vor uns haben oder nicht, es aber gleichwohl auch Fälle von so zweifelhafter Art giebt, daß wir bei der Entscheidung genöthigt sind besondere anatomische, physiologische und psychologische Kennzeichen zu Hülfe zu nehmen, welche auf weitläufige und gleichwohl bisweilen nicht ausreichende Schlüsse begründet sind, um die unbestimmten Umrisse der unmittelbaren sinnlichen Anschauung die blos an die Oberfläche sich hält, zu ergänzen. Es genügt darauf hinzuweisen daß der Begriff des Menschen etwas ganz Anderes ist als dieses aus der sinnlichen Wahrnehmung stammende Schema, wenn es auch richtig ist daß er in seiner Bildung von diesem ausgeht und fortwährend an dasselbe sich anlehnt.

Wie aus dem Obigen erhellt, ist das Wesentliche bei der Abstraction dies, daß aus vielen Vorstellungen von gleichem

Hauptinhalt mit Verlust ihrer individuellen Bestimmtheiten sich eine einzige neue bildet, die, weil sie jene sämmtlich umfaßt, stets etwas Schwankendes und Schwebendes behalten muß. Diese Schwankungen nehmen zu, je weiter sich die abstracte Vorstellung von der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung entfernt, indem sie dann nicht mehr das Gemeinsame ähnlicher Wahrnehmungen, sondern das Gemeinsame analog gebildeter Abstractionen enthält. Man vergleiche in dieser Rücksicht die anschauliche Vorstellung eines bestimmten Dreiecks mit den abstracten Vorstellungen des rechtwinkligen Dreiecks, des Dreiecks überhaupt, der Figur. Beiläufig sei hier die Bemerkung erlaubt, daß wenn das auf diesem Wege der Abstraction gewonnene Schema des Dreiecks, das seinen Ursprung lediglich der sinnlichen Wahnehmung verdankt, nicht der Begriff des Dreiecks genannt werden darf, der Inhalt dieses Begriffs ebensowenig genügend angegeben sein kann in der Nominaldefinition, daß das Dreieck ein von drei geraden Linien begrenzter Raum sei, da alle Theile dieser Definition ebenfalls nichts sind als Abstractionen aus sinnlichen Vorstellungen.

Bei der Bildung der Abstractionen leistet die Sprache eine sehr bedeutende Beihülfe *), denn sie bezeichnet mit einziger Ausnahme der Eigennamen nur Abstractes und darf nur dieses bezeichnen, weil sie aufhören würde brauchbar zu sein sobald nicht mehr die Zahl der Wörter sehr ungleich geringer wäre als die der Wahrnehmungen. Diese Hülfe

*) Sehr richtig sagt Rousseau, de l'inégalité parmi les hommes (Oeuv. IV. p. 273, Paris 1817): Les idées générales ne peuvent s'introduire dans l'esprit qu' à l'aide des mots et l'entendement ne les saisit que par des propositions. C'est une des raisons pourquoi les animaux ne sauraient se former de telles idées ni jamais acquérir la perfectibilité qui en depend. Wir werden darauf im folgenden Paragraphen zurückkommen.

von Seiten der Sprache ist jedoch auch mit einem Nachtheile für unser Vorstellungsleben verbunden: die Sprache hindert die scharfe Ausprägung der abstracten Vorstellungen. Bevor nämlich die Abstractionen selbst gebildet sind, wird uns oft schon das Wort gegeben, es kann daher dieses anfangs von uns nur verstanden und gebraucht werden als Bezeichnung eines Einzelgegenstandes, bis erst sehr allmälig Verständniß und Gebrauch desselben sich auf viele Gegenstände derselben Art erweitern. Nicht seltener ist der umgekehrte Irrthum daß Eigennamen vom Kinde als Gattungsnamen verstanden und gebraucht werden, sei es daß die Unterschiede der Einzeldinge die es durch denselben Ausdruck bezeichnet, noch gar nicht von ihm bemerkt worden sind oder daß die Einzeldinge zwar nicht verwechselt werden, die abstracte Vorstellung aber welche sich bereits gebildet hat und alle umfaßt, falsch bezeichnet wird durch einen Eigennamen. Wissen wir erst die Wörter der Sprache richtig anzuwenden und wird durch den Gebrauch derselben der Zweck der Verständlichkeit so weit erreicht als das Bedürfniß des gemeinen Lebens uns dies wünschenswerth macht, so fehlt es an aller Veranlassung die abstracten Vorstellungen noch ferner mit gesteigerter Sorgfalt auszubilden. Die feineren, nicht an der Oberfläche liegenden Unterschiede der Gegenstände werden vernachläßigt, gerade weil die Sprache uns hinreichend geläufig ist. Wie schon im gemeinen Leben oft vieles Reden nur von Mangel an Durchbildung und Ungründlichkeit des Denkens zeugt, so ist es psychologisch genommen ganz allgemein richtig, daß die Sprache der Gedankenbildung nur bis auf einen gewissen Punkt günstig ist, dann aber die schärfere Ausarbeitung der Begriffe entschieden erschwert. Jede Abstraction nämlich wird zunächst immer aus der Anschauung einzelner ähnlichen Fälle gebildet und kann deshalb anfangs nichts enthalten als das Gemeinsame dieser wenigen Fälle. Der Inhalt der so entstandenen abstracten Vorstellung ist aber kein abgeschlossener und fertiger, denn

durch neue Wahrnehmungen können Veränderungen an ihm hervorgebracht werden denen er nicht entzogen werden darf. Wer z. B. nicht alle Arten von Hunden, nicht alle Arten von Raubthieren kennt, dessen Abstraction fällt in Rücksicht auf diese offenbar ungenügend aus und bedarf einer Erweiterung, die jedoch gerade der fixirende sprachliche Ausdruck als unnöthig erscheinen läßt und hindert; denn das Wort ist fest und bleibt sich gleich, die abstracte Vorstellung ist innig mit ihm verknüpft und es kommt daher nicht zu der Einsicht, daß sie einer steten Fortbildung offen erhalten, einer fortwährenden Controle durch neue Erfahrungen unterworfen bleiben muß. Nur diese Einsicht aber und die Möglichkeit den Umfang der einzelnen Fälle aus denen abstrahirt wurde, genau anzugeben, sichert gegen diejenigen Irrthümer und Mißbräuche, welche in neuerer Zeit besonders gefährlich für die Naturwissenschaften geworden sind, da sie sämmtlich auf der falschen Voraussetzung beruhen, daß sich Abstractionen aus sinnlichen Wahrnehmungen, die man abstracte Begriffe nannte, jemals als Regeln und Gesetze betrachten lassen, nach denen sich die Natur in ihren Productionen oder wenigstens unsere Auffassung derselben nothwendig richten müsse, oder kürzer, daß eine philosophische Construction der Natur aus Begriffen ein möglicher Gedanke sei. Was zu diesem Vorurtheile außer der sprachlichen Bezeichnung noch hauptsächlich verleiten konnte, liegt in Folgendem.

Sind abstracte Vorstellungen einmal gebildet, so wird das sinnlich Gegebene nicht mehr rein aufgefaßt, sondern es stellen sich die einzelnen Dinge als Träger abstracter Merkmale dar. Jede sinnliche Vorstellung nämlich welche die Wahrnehmung uns zuführt, wird, wie früher bemerkt, von der schon fertigen abstracten sogleich appercipirt als deren besonderer Fall sie erscheint, sie verschmilzt mit ihr und diese Verschmelzung leitet uns an, die sinnliche Bestimmtheit des vorliegenden Gegenstandes bis in seine einzelnen Nüancen

gar nicht zu verfolgen, sondern uns mit einer ungenauen Auffassung desselben zu begnügen, für welche er nur als ein Complex bereits bekannter abstracten Vorstellungen erscheint. Man besinne sich nur auf die an's Unglaubliche grenzende Oberflächlichkeit mit welcher wir etwa eine Reihe von Häusern, Bäumen, Menschen übersehen, die gleichwohl unsrem Auge eine so große Menge ganz neuer Eindrücke bieten, daß die Schnelligkeit des Sehens nur durch die augenblickliche Einordnung der neuen Vorstellungen in fertige Abstractionen, gleichsam eine Absorption jener durch diese, erklärlich wird — daher wir auch von dem Neuen alsdann nur wenig oder nichts behalten. Derselben Apperception der sinnlichen Vorstellungen durch die abstracten ist es zuzuschreiben, daß diese als das Wesentliche, jene als das Zufällige erscheinen. Da nämlich die abstracten Vorstellungen das Gemeinsame vieler ähnlichen Wahrnehmungen zusammenfassen, so lassen sie innerhalb ihres Umfangs der Veränderlichkeit der sinnlichen Eigenschaften einen nicht unbedeutenden Spielraum, während sie selbst dieser gegenüber als das Unveränderliche und Bleibende erscheinen. Hier liegt der Ursprung der Begriffe des Wesentlichen und Zufälligen, zugleich aber auch der Ursprung des Irrthums welcher in der modernen Philosophie wie im Realismus des Mittelalters hervorgetreten ist, daß die abstracten Begriffe die wirkenden Principien der Dinge seien und daß sich deshalb die objective Welt als ein System aus jenen construiren lassen müsse.

Dagegen ist aus dem Obigen einzusehen, daß durch Abstractionen das Concrete nie ganz erreicht, nie vollständig begriffen werden kann; denn weil sie nur das Gemeinsame umfassen, liegen alle individuellen Bestimmungen ganz jenseits derselben. Jede einzelne Erscheinung in ihrer Besonderheit und als einzelne bleibt deshalb überhaupt unsrem Verständniß unzugänglich und unerklärlich, denn alles Erklären und Begreifen setzt das Auffinden eines bestimmten Zusammen-

hanges voraus. Ein solcher aber läßt sich in der vereinzelten Erscheinung als einer vereinzelten, da sie nur der Anschauung als factisch gegeben werden kann, durchaus nicht entdecken, sondern wird erst möglich durch die abstracten Vorstellungen, vermittelst deren sich die einzelnen Erscheinungen insofern aufeinander beziehen, als sie aus der Gleichheit ihrer wesentlichen Bestimmungen auf Gesetze schließen lassen an welche die Natur in ihrer Erzeugung gebunden ist — nur darf dabei nicht vergessen werden, theils daß unsre Begriffe zu keiner Zeit als vollkommen fertige und abgeschlossene Gebilde vorliegen, sondern einem fortgehenden Entwickelungsprocesse unterworfen sind, theils daß sie, weit entfernt von den natürlichen Einwirkungen der Dinge auf uns (dem empirisch Gegebenen) unabhängig zu sein, vielmehr lediglich durch die Wechselwirkung zwischen uns selbst und der äußeren Natur zu Stande kommen.

Hiermit hängt die weitere Bemerkung sehr nahe zusammen, daß man sich beim Gebrauch der abstracten Vorstellungen vorzüglich vor leeren Abstractionen zu hüten hat. Da nämlich zu vollkommener Ausbildung und Abschließung dieser Vorstellungen die sorgfältigste Benutzung aller möglichen Erfahrungen erforderlich sein würde — eine unvollendbare Arbeit —, so leiden unsre sämmtlichen Abstractionen an mehr oder minder bedeutenden Mängeln. Diese sind hauptsächlich von doppelter Art; entweder nämlich werden in die abstracte Vorstellung eine oder mehrere Bestimmungen aufgenommen die sich zwar an den Individuen aus deren Betrachtung die Abstraction hervorgegangen ist, wirklich vorfinden, gleichwohl aber zu den Eigenthümlichkeiten der Art als solcher nicht gehören — der Erfahrungskreis auf welchen sich die Abstraction stützt und daher diese selbst ist zu eng — oder es wird nicht Alles umfaßt was als wesentliche Bestimmung der Art zu betrachten ist, die Abstraction ist zu weit. Im letzteren Falle muß sie zugleich als leer und völlig unbrauchbar bezeichnet

werden, sobald man versucht sie als Grundlage und Anknüpfungspunkt für die Beurtheilung concreter Verhältnisse zu benutzen. Dies pflegt sich denn auch in allen Kreisen des menschlichen Denkens zu zeigen. Als besonders verderblich erweist es sich in politischen und in naturwissenschaftlichen Dingen. An Beispielen hierzu kann es nicht fehlen. Um nur eins anzuführen, so ist auf beiden erwähnten Gebieten die abstracte Vorstellung des Organismus, welche als unbestimmtes Bild vorschwebte, in einer solchen Weise gemißbraucht worden, daß man nichts weiter dadurch bezeichnen wollte als ein gegliedertes Ganze dessen Theile gegenseitig für einander arbeiten. Nennt man nun die gesammte Natur, den Staat einen Organismus oder spricht von einem Organismus der Sprache, so giebt man damit nichts an als eine Analogie; eine Theorie aber welche auf dergleichen Sätze gebaut ist, bewegt sich durchgängig in leeren Abstractionen, theils weil die Hauptbegriffe aus denen sie sich entwickelt, demjenigen Erfahrungskreise gar nicht entnommen sind für welchen sie gelten sollen, theils weil sie überhaupt ihre ursprüngliche Bedeutung ganz verloren haben und so sehr erweitert worden sind, daß ihr Sinn oft gar nicht mehr mit einiger Schärfe sich angeben läßt. In unsrem Beispiele nämlich ist eine physiologische Abstraction auf die gesammte Natur, den Staat, die Sprache übertragen worden, wogegen vielmehr die entschiedene Forderung aufzustellen ist, daß die abstracten Vorstellungen durch deren Vermittelung das Wesen dieser Gegenstände verstanden werden soll, aus einem ganz andern Gedankenkreise hervorgehn müssen als aus dem physiologischen. Hierzu kommt noch daß der Organismus des Staats oder der Sprache von dem man redet, offenbar in ganz andrem Sinne ein Organismus ist als der menschliche oder thierische und daß daher gerade durch dergleichen Analogieen die Schärfe der Betrachtung abgestumpft und unmöglich gemacht wird, weil sie den Schein erzeugen als werde in solchen Abstractionen das We-

sen der Sache erschöpfend dargestellt und dadurch die Mühe der empirischen Erforschung des Details ganz oder großentheils unnütz gemacht. Als Grundsatz ist vielmehr in dieser Rücksicht festzuhalten, daß Abstractionen nur auf denjenigen Vorstellungskreis Anwendung finden dürfen aus welchem sie entsprungen sind, denn es ergiebt sich dies unmittelbar aus ihrer Natur und ihrer Entstehung.

§. 49.

Die demselben Sinne, besonders dem Gesicht und Getast gegebenen Elemente traten zunächst in größere Gruppen zusammen, diese Gruppen gingen mit den zugleich gegebenen Vorstellungen der übrigen Sinne Complicationen ein und es entstanden so Vorstellungen von Einzeldingen. Auch diese erscheinen im sinnlichen Raume stets wieder zu noch umfassenderen Gruppen vereinigt, die sich mehr oder weniger veränderlich zeigen. Der Wechsel welcher innerhalb der letzteren vorgeht, veranlaßt, weil er kein regelloser ist, die Bildung fester Vorstellungsreihen, welche als räumlich-zeitliche Ganze zusammengefaßt und von der Sprache bezeichnet werden. Alle diese einzelnen Vorstellungen, Gruppen und Reihen unterliegen der weiteren Bearbeitung durch die Abstraction, aber so vollständig und genau diese letztere auch ausgeführt werden möchte, es würde doch stets gerade an dem fehlen müssen was das Charakteristische des Denkens ausmacht, nämlich an dem Zusammenhange der psychischen Gebilde untereinander nach ihrem Inhalte; denn die einzige Art der Verbindung unter ihnen welche wir bis jetzt kennen, ist die durch Association. Es ist dies keine den einzelnen Vorstellungen wesentliche und nothwendige Verbindung, keine innere durch das Vorgestellte selbst bedingte, sondern eine äußere, aber factisch gegebene, welcher wir nicht im Stande sind uns zu entziehen. Die weitere Entwickelung der Intelligenz besteht daher darin, daß wir an die Stelle dieser blos äußeren, großentheils zu-

fälligen Verbindung eine innere und wesentliche treten lassen. Dadurch machen wir den Fortschritt von dem bloßen Vorstellen des factisch Verbundenen, Aneinandergereihten zum Verknüpfen der Vorstellungen nach den Beziehungen des Vorgestellten selbst, zum Denken. Das Mittel durch welches dieser Fortschritt hauptsächlich geschieht ist das Urtheilen.

Im Urtheil werden zwei Vorstellungen so auf einander bezogen, daß die eine als bestimmt durch die andere erscheint. Sie werden nicht beide nur nebeneinander gesetzt, sondern die eine wird in der andern enthalten gedacht als integrirender Theil derselben. Erst durch das Urtheil kommt die Vorstellung des Prädicats zu der des Subjects entweder als neu und nicht unmittelbar in ihr mitgedacht hinzu oder sie tritt nur deutlich hervor aus der Gesammtvorstellung des Subjectes, in welcher sie bisher verborgen lag. Im ersten Falle (»die Winkelsumme im Dreieck ist zwei Rechten gleich«) wie im andern (»Gold ist ein Metall«) ist das Resultat dies, daß für die Zukunft die eine Vorstellung, das Prädicat, als in der andern enthalten betrachtet wird — mag nun die künftige Erfahrung dies bestätigen oder nicht. Durch jedes Urtheil wird daher eine gewisse Bereicherung der Subjectsvorstellung bewirkt, insofern nämlich auch dies als Gewinn für sie zu betrachten ist, daß nun mit Deutlichkeit als zu ihrem Inhalt gehörig anerkannt wird was bisher nur unbemerkt ihr einverleibt war. Je weiter diese Bereicherung fortschreitet, desto bestimmter und geschlossener wird allmälig der Inhalt der Subjectsvorstellungen: diese werden nach und nach zu Mittelpunkten ganzer Vorstellungskreise, deren inneren Zusammenhang sie durch die an sie angeknüpften Urtheile vermitteln, und hierdurch geschieht es, daß sie allmälig den oben angegebenen Charakter der Begriffe annehmen. — Die sprachliche Bezeichnung, welche Subject und Prädicat meistens als gesonderte Glieder auseinandertreten läßt, so daß es scheint als müßten immer beide schon vorher fertig und das Urtheil

erst aus ihnen zusammengesetzt sein, kann leicht zu einem Irrthum über den psychologischen Vorgang hierbei verleiten, zumal da man an die grammatische Zergliederung des Urtheils in Subject, Prädicat und Copula gewöhnt ist. In dieser Hinsicht ist zu bemerken, daß alle Urtheile aus unmittelbarer sinnlicher Wahrnehmung nicht durch Zusammensetzung, sondern durch Analyse der vorliegenden (sinnlichen) Gesammtvorstellung entstehen. Man sieht eine fliegende Taube und urtheilt »die Taube fliegt« — unter welcher Veranlassung, wird sich sogleich zeigen. Ebenso verhält es sich mit allen Urtheilen die Kant analytische genannt hat. Nur da wo erst erschlossen wird, daß das Prädicat dem Subjecte beizulegen oder abzusprechen sei, findet eine wirkliche Zusammensetzung (Synthese) statt.

Den Ausdruck des Urtheils kann die Sprache selbst bis auf ein einziges Wort zusammenziehen, wie öfters in Ausrufen, Antworten, und ganz gewöhnlich in den Zeitwörtern der lateinischen und griechischen Sprache. Will man es dabei auch sprachlich anstößig finden, daß das Zeitwort in die Copula und ein entsprechendes Participium aufgelöst werde, so ist doch der psychologische Hergang beim Urtheil nie ein anderer als der, daß der Inhalt einer Vorstellung durch eine andere, mag diese in jener schon gelegen haben oder zu ihr neu hinzukommen, modificirt oder näher bestimmt wird. Kann zwar demnach die Copula nicht für ein besonderes drittes Glied des Urtheils gelten — dieses im psychologischen Sinne genommen —, denn sie bezeichnet keinen selbstständigen Vorstellungsinhalt, sondern nur die besondere Art der Beziehung und Verbindung in welche Subject und Prädicat zu einander treten, so enthält sie doch eine unzweifelhafte Hindeutung darauf, daß eine psychologische Veranlassung vorhanden war, die beiden Glieder des Urtheils, deren eines im andern mitgedacht werden soll, jedes für sich und abgesondert vom andern hervortreten lassen. Auch wo eine solche Veranlassung

sprachlich nicht angedeutet ist durch ein besonderes äußeres Zeichen, muß sie gleichwohl sich vorfinden, da sonst ein Urtheil gar nicht hätte entstehen können, und hierin liegt aus dem psychologischen Gesichtspunkte angesehen die Berechtigung jedes Urtheil in Subject, Prädicat und Copula aufzulösen.

Was hier hauptsächlich in Betracht kommt, ist die Entstehung des Urtheils. Die Association zweier Vorstellungen im Denken, so fest die Verbindung auch sein mag die sie hervorbringt, ist nicht hinreichend ein Urtheil zu erzeugen, denn es entsteht immer dadurch nur eine Anfügung der einen an die andere, nicht innere Verknüpfung derselben. Als Antwort auf eine Frage läßt sich zwar jedes Urtheil betrachten, aber es entspringt darum nicht jedes aus einer Frage. Es ist nicht nöthig daß der Zweifel zwischen zwei entgegengesetzten Prädicaten dem Urtheil vorhergehe, ja es würde die psychologische Ableitung des letzteren aus jenem schon deshalb unzulässig sein, weil die Frage selbst sich nur der Form nach vom Urtheil unterscheidet, da sie nur dadurch zu Stande kommen kann, daß man sich das Hinzutreten einander ausschließender Prädicatsbestimmungen zu einem Subjecte, d. h. entgegengesetzte Urtheile, als möglich denkt. Halten wir uns in Rücksicht der Entstehung des Urtheils unmittelbar an das Bisherige, insbesondere daran daß die neuen Wahrnehmungen stets von den fertigen Abstractionen appercipirt werden so weit dies möglich ist.

Eine vollkommene Verschmelzung der einzelnen Wahrnehmung mit der abstracten Vorstellung deren besonderer Fall sie ist, kann nur dann eintreten, wenn die Wahrnehmung selbst so flüchtig ist, daß das Besondere wodurch sie sich von andern Fällen unterscheidet welche sich derselben Abstraction unterordnen, von uns gar nicht bemerkt wird. Bei jeder genaueren Anschauung dagegen muß es sich zeigen, daß wir im einzelnen Falle stets eine Menge von Besonderheiten vor uns haben, welche in der abstracten Vorstellung als solcher nicht

enthalten sein können, weil diese ihrer Natur nach nur ein Bild mit schwankenden Umrissen ist, das gar keine individuelle Ausprägung leidet. Während demnach auf der einen Seite die sinnliche Wahrnehmung zur Verschmelzung mit der abstracten Vorstellung hingezogen wird, wird sie auf der andern davon zurückgehalten. Dies ist der Vorgang welcher stattfindet bei allen Urtheilen der Subsumtion, z. B. »dies ist ein Hund.« Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß sich im Wesentlichen nichts ändert, wenn an die Stelle der Wahrnehmung selbst eine Abstraction tritt, z. B. »die Linde ist ein Baum,« da dergleichen abstracte Urtheile wie die einzelnen abstracten Vorstellungen selbst anfangs nichts sind als Collectivausdrücke.

Sind die Urtheile durch welche die Individuen der Gattung untergeordnet werden hinreichend geläufig, so geht die Prädicatsbestimmung in die Subjectsvorstellung selbst über. Aus dem Urtheile »dies ist ein Hund« wird das Subject »dieser Hund,« das nun für neue Prädicate empfänglich ist, und es entstehen jetzt Urtheile die von denen der Subsumtion wesentlich verschieden sind. Bei sorgfältiger Betrachtung des vorliegenden Individuums nämlich kann es nicht verborgen bleiben, daß dieses sich in vieler Rücksicht von den bereits bekannten Individuen derselben Gattung unterscheidet. Wie daher im Subsumtionsurtheile »dies ist ein Mensch« die Einstimmung der Wahrnehmung mit der Abstraction im Großen und Ganzen ausgesprochen wurde ohne daß jedoch eine völlige Verschmelzung stattfinden konnte, so wird jetzt in einem neuen Urtheile der Gegensatz des vorliegenden Falles gegen andere derselben Art ausgedrückt: »dieser Mensch hat schwarze Gesichtsfarbe, krauses Haar, aufgeworfene Lippen«. Das Beispiel zeigt sogleich die Wichtigkeit dieser Individualurtheile, da sie wesentlich dazu dienen um die abstracten Vorstellungen schärfer auszuprägen und in ihre feineren Nüancen zu verfolgen. Der psychologische Hergang ist dabei der, daß das

der Anschauung vorliegende Gesammtbild, welches sich unter eine abstracte Vorstellung hat subsumiren lassen, gleichwohl Eigenthümlichkeiten zeigt, die der Verschmelzung widerstreben, weil sie nicht mit inbegriffen sind in dem Gemeinsamen der uns bekannt gewordenen ähnlichen Fälle das den Inhalt der Abstraction ausmacht. Am leichtesten und schnellsten werden demnach die Urtheile dieser Art sich bilden, wenn eine auffallende Eigenschaft an einem Gegenstande unerwartet hervortritt: das Gefühl der getäuschten Erwartung treibt daher fast immer Urtheile hervor.

Es ist wichtig hierbei zu bemerken, daß es nächst den Abstractionen selbst hauptsächlich die Urtheile sind, durch welche wir wesentliche und zufällige, bleibende und wechselnde Eigenschaften der Dinge kennen lernen. Die ersteren bilden den festen Kern, an den sich die andern anlehnen, und dürfen deshalb in ihrer Vereinigung als der Begriff des Dinges betrachtet werden — woran es jedoch einem solchen nur aus dem sinnlichen Vorstellungskreise entsprungenen Begriffe noch fehlen würde wird sich später zeigen. Hier benutzen wir den angegebenen Unterschied nur um darauf aufmerksam zu machen, daß die bleibenden Eigenschaften, wenn sie durch Urtheile einmal als solche gewonnen und anerkannt sind, in die Subjectsvorstellung selbst übergehen und zu keinen weiteren Urtheilen derselben Art veranlassen, während die wechselnden Eigenschaften immer neue Urtheile erzeugen, weil es bei veränderlicher Verbindnng eines Prädicats mit einem Subjecte immer zweifelhaft bleibt, ob zu dieser oder jener Zeit und unter diesen oder jenen Umständen die Verbindung zu knüpfen sei oder aufzulösen. Wer es z. B. als bleibende Eigenschaft des Eisens erkannt hat, daß es ein gewisses specifisches Gewicht besitzt, daß es an der Luft rostet, daß es schmelzbar ist, der urtheilt nicht mehr »das Eisen ist schmelzbar« u. dergl., sondern er denkt alle diese Prädicate in der Vorstellung (dem Begriff) des Eisens sogleich mit. Wer dagegen die Veränder-

lichkeit des Wetters kennt, hat immer im vorkommenden Falle noch Veranlassung zu urtheilen »es regnet, es schneit«; denn jede veränderliche Subjectsvorstellung bleibt neuen Prädicaten fortwährend offen.

Beiläufig sei hier eine Andeutung darüber erlaubt, wie den Thieren durch den Mangel der Sprache die Begriffsbildung und das Denken unmöglich gemacht ist. Sollen nämlich Begriffe entstehn, so muß sich eine große Menge von Urtheilen bilden, deren Prädicate sich sämmtlich auf eine gemeinsame Subjectsvorstellung concentriren und in sie aufgenommen werden. Damit dies geschehen könne, bedarf es eines festen Anhaltspunktes, da sonst jedes einzelne Urtheil das gefällt wird, vereinzelt stehen bleiben würde und ohne Beziehung auf die andern. Erst das Wort bildet gleichsam den Brennpunkt, in welchem alle Strahlen sich sammeln die den Gegenstand von den verschiedensten Seiten beleuchten, denn jede Vorstellung als solche ohne Unterschied taucht auf im Verlaufe des inneren Lebens und wird wieder verdrängt, besitzt zu verschiedenen Zeiten verschiedene Grade der Klarheit und Stärke, geht Verbindungen sehr verschiedener Art ein und läßt sich nicht direct durch den Willen, sondern nur mittelbar durch ihre Association mit andern nach feststehenden Reproductionsgesetzen wiedergewinnen, wenn sie nicht gegenwärtig ist im Bewußtsein. Dies Alles macht einen unveränderlichen Anknüpfungspunkt für sie nöthig, wenn ihr Inhalt gleichmäßig festgehalten, reproducirt und fortgebildet werden soll, und diesen festen Punkt ist das Wort abzugeben ganz geeignet.

Von dieser Seite her wird es auch einleuchtend, auf welche Weise die Schrift, durch die wiederum das gesprochene Wort fixirt wird, als ein kräftiges Mittel zur Fortbildung der Gedanken wirkt. Die Sache ist dieselbe. Um sicher fortschreiten zu können im Denken müssen diejenigen Gedanken an welche angeknüpft werden soll, uns möglichst fest vor Augen stehn, denn bei einer größeren Anzahl derselben ist eine scharfe

Vergleichung ihrer gegenseitigen Beziehungen nach Grund und Folge, eine sichere Übersicht der Mittelglieder durch welche sie ihrem Inhalte nach sich miteinander in Verbindung bringen lassen, gar nicht mehr möglich ohne ein Mittel durch das wir in den Stand gesetzt werden willkürlich von einem zum andern überzugehen, und dieses Mittel ist die Schrift.

Auch den höheren Thieren bleibt deshalb die Welt verschlossen welche sich dem Menschen durch zusammenhängendes Denken in festen Begriffen eröffnet, obwohl ihnen die Fähigkeit sich nicht wird absprechen lassen über eine große Menge von Verhältnissen zu urtheilen die dem sinnlichen Vorstellungskreise angehören. Wenn nämlich auch Sprache und Schrift zur höheren Entwickelung der Intelligenz unentbehrlich sind, so darf man sich doch durch den unausgesetzten Gebrauch den wir bei allem Vorstellen von der Sprache machen, sobald wir sie einmal besitzen, nicht zu der Behauptung verleiten lassen, daß das Urtheilen selbst erst durch die Sprache möglich gemacht werde. Der Hund welcher den Herrn sich ankleiden sieht zum Ausgehen drückt darüber seine Freude aus. Es würde keinen Sinn haben dies auf einen Instinct zurückzuführen, vielmehr ist der psychologische Zusammenhang der Sache der, daß der Herr vorgestellt wird als sich ankleidend, dann als ausgehend, mit welchem letzteren sinnlichen Bilde die Vorstellung eines Lustgefühls associirt ist. Der Herr wird also vorgestellt in verschiedenen Situationen, d. h. es wird über ihn geurtheilt, denn die Vorstellungen jener verschiedenen Situationen können schon deshalb weil sie verschieden sind, nicht integrirende Theile der Subjectsvorstellung sein mit der sie verbunden werden. Auch wir selbst urtheilen öfters ohne von den sprachlichen Bezeichnungen dabei Gebrauch zu machen. Sehen wir z. B. ein zerbrechliches Geräthe in Gefahr zu fallen, so bemühen wir uns es aufzufangen. Das Denken in Worten würde dabei zu langsam gehn und unsre Hülfe entschieden zu spät kommen lassen, gleichwohl aber ist es un-

zweifelhaft, daß der Versuch zu helfen nur veranlaßt sein kann durch Urtheile über das Vorhandensein der Gefahr und die Möglichkeit sie zu beseitigen.

Im Urtheile läßt sich der Ursprung der Verneinung nachweisen, welche Kant für einen nicht aus der Erfahrung entlehnten Begriff, sondern für ein dem Verstande angestammtes Eigenthum hielt. Wir unterscheiden um diese Nachweisung zu geben wieder die Urtheile der Subsumtion von denen über Eigenschaften von Einzeldingen. Was die ersteren betrifft, so zeigt sich sogleich, daß eine psychologische Veranlassung zu einem verneinenden Urtheile überall da nicht eintreten kann, wo ein Antrieb zu einem Versuche der Subsumtion einer Anschauung unter eine abstracte Vorstellung nicht vorhanden ist und daher auch ein Mißlingen dieses Versuchs gar nicht stattfindet. Wir urtheilen deshalb z. B. nicht »gelb ist nicht blau«, wir urtheilen aber allerdings von einer Wachsfigur oder einem Automaten »dies ist kein Mensch, dies ist kein Thier«, weil uns in diesem Falle der Augenschein verleitet die Subsumtion vorzunehmen, die dann durch das Urtheil als falsch zurückgewiesen wird. Ein verneinendes Urtheil dieser Art kann demnach nur dann entstehn, wenn wir in Versuchung gerathen eine vorliegende Wahrnehmung unter eine abstracte Vorstellung zu subsumiren, zugleich aber uns genöthigt sehen diese Subsumtion wieder aufzugeben. Wie beim bejahenden Urtheile strebt auch hier das Wahrgenommene zur Verschmelzung mit der abstracten Vorstellung, wird aber davon zurückgehalten; es zeigt sich also der wesentliche Unterschied, daß in dem einen Falle (bei der Entstehung eines bejahenden Urtheils) zwar keine totale wohl aber eine partielle Verschmelzung wirklich zu Stande kommt, bei der es dann sein Bewenden hat, im andern dagegen der Anschluß der sinnlichen Vorstellung an die abstracte überhaupt zurückgewiesen wird und gehindert bleibt — und eben dies ist es was im verneinenden Urtheile ausgesprochen wird.

Wie im positiven Individualurtheile diejenige Eigenschaft, durch welche das beurtheilte Subject sich von den Individuen derselben Art unterschied, als Prädicat sich neben dasselbe stellte, so geschieht dies auch im negativen Urtheile, so jedoch, daß im ersteren das Prädicat eine Eigenschaft bezeichnet, die in der abstracten Vorstellung nicht enthalten ist unter welche das Subject des Urtheils gehört, im zweiten dagegen eine Eigenschaft die sich nicht am Subjecte findet, obgleich sie in der ihm übergeordneten abstracten Vorstellung enthalten ist. Besser so: bejahendes und verneinendes Individualurtheil kommen darin überein, daß sie beide eine auffallende Eigenthümlichkeit am Subjecte hervorheben, aber sie unterscheiden sich durch den Grund, warum diese auffällt: beim bejahenden Urtheile findet man am Subjecte was die abstracte Vorstellung der es sich unterordnet nicht erwarten ließ, beim verneinenden findet man nicht was diese erwarten ließ. So wird man z. B. veranlaßt zu dem Urtheil »dieser Mensch hat keinen Arm«, weil die Vorstellung des Armes, welche ein integrirender Theil des abstracten Bildes ist das wir vom Menschen haben, von der Abstraction unter die wir das beurtheilte Individuum subsumirt haben, sogleich hervorgetrieben wird zur Ergänzung des Mangelnden. Es beruhen demnach die verneinenden Urtheile dieser Art auf einem Vermissen, d. h. auf einer durch die sinnliche Wahrnehmung bewirkten oder doch versuchten momentanen Losreißung eines einzelnen Theiles einer Complication von den übrigen. Für die große Ähnlichkeit des psychologischen Prozesses bei der Bildung des bejahenden und des verneinenden Urtheils legt die Sprache dadurch Zeugniß ab, daß sie häufig beide Formen ohne Unterschied des Sinnes gestattet, da es eine Menge von Prädicaten giebt (taub, stumm, kahl) die bei bejahender Form rein verneinende Bedeutung haben, und außer diesen eine andere Menge (feig, faul, dumm) welche wenigstens ebensowohl einen negativen Sinn als einen positiven zulassen. Überdies ist es ganz

dieselbe Veranlassung, aus welcher das positive Urtheil »dieser Italiener hat blondes Haar« und das negative »dieser Italiener hat kein schwarzes Haar« hervorgeht.

Es wird aus dem Obigen klar sein, daß jede Negation ursprünglich nur bestimmte, nicht abstracte Negation sein kann. Die Entstehung der letzteren hat aber ebenfalls keine psychologischen Schwierigkeiten mehr, denn sie geschieht wie die aller andern Abstractionen auf die früher angegebene Weise, und es bedarf in dieser Rücksicht wohl kaum der Erinnerung, daß anfangs das Nichts wie das Nein immer nur Einzelnes und Bestimmtes, nicht aber allgemein verneint, wie sich an einzelnen Wörtern (Taugenichts, nichtssagend, nichtswürdig) nachweisen läßt. Ja es muß streng genommen behauptet werden, daß die reine Abstraction des Nichts ohne alle Beziehung auf ein Bestimmtes das durch sie verneint würde, nie von jemand gedacht worden ist, weil sie gar nicht gedacht werden kann; denn würde das Nichts gedacht, so müßte in ihm zugleich auch der Denkact selbst mit aufgehoben gedacht werden durch den es gedacht werden sollte. Es würde dadurch also vielmehr zu einem nicht Gedachten. Alles Philosophiren daher daß mit dem Nichts anfängt hebt sich selbst auf und macht sich unmöglich noch bevor es angefangen hat, wenn es nicht etwa von der Strenge des Denkens so viel nachläßt, daß unter dem Nichts etwa nur die Negation alles Wirklichen, nicht aber zugleich auch die alles Gedachten und des Denkens überhaupt verstanden werden soll.

In der Logik pflegt die Gültigkeit der bejahenden Urtheile auf den Satz der Identität, *) die der verneinen-

---

*) Wir können nicht unterlassen auf die große Inconsequenz und völlige Ungereimtheit hier aufmerksam zu machen, die jedoch seit Kant in den Lehrbüchern der Logik ganz allgemein geworden ist, daß es auf der einen Seite außer den analytischen Urtheilen auch synthetische geben soll, während auf der andern alle bejahenden Urtheile

den auf den Satz des Widerspruchs gestützt zu werden. Eine besondere Form des ersteren ist bekanntlich das mathematische Axiom: »jedes Ding ist (der Größe nach betrachtet) sich selbst gleich.« Ebenso lassen sich mehrere andere mathematische Grundsätze leicht auf jene beiden zurückführen. Alle Schlüsse erwachsen erst aus Urtheilen und es gilt deshalb mittelbar von ihnen dasselbe als von diesen; alle Berechtigung zum Schließen und hiermit jede Garantie für die Richtigkeit des Gedankenfortschrittes überhaupt beruht ihrem letzten Grunde nach auf jenen Sätzen. Es giebt daher für die Erkenntnißlehre kaum eine wichtigere Frage als die, woher die Sätze der Identität und des Widerspruchs selbst stammen. Zwar hat man oft genug gesagt, daß sie als die obersten Denkgesetze zu betrachten seien, aber man sagte dies ohne eben viel dabei zu denken; denn da Denkgesetze eine Art der psychologischen Gesetze sind, würde man sonst längst darüber einig geworden sein, daß ihr Ursprung und der Grund aus welchem sie als Principien alles Urtheilens und Schließens anerkannt werden müssen, wenn überhaupt nachweisbar, allein von der Psychologie genügend ermittelt werden können. Statt dieser so einfachen Einsicht hat man die Frage nach der Abstammung und dem Grunde der Wahrheit jener Grundsätze gar nicht aufwerfen zu dürfen geglaubt und daher auch so gut als gar nicht, nämlich dahin beantwortet, daß sie als ursprünglich und unmittelbar gewiß gar keiner Ableitung fähig seien. Kant durfte dies sagen, denn er hatte eine schlechte Psychologie, und mußte sie behalten nachdem er dies gesagt hatte, Herbart aber durfte es nicht, denn er hatte eine gute Psychologie und gab durch jene Behauptung der Logik eine ganz falsche Stellung zu ihr, ja er setzte sie mit ihr in

---

den Grund ihrer Wahrheit im Satze der Identität finden sollen, der nach Kant's eigener Aussage das Princip der analytischen Urtheile allein ist. —

Widerspruch: seine Logik behauptet das Vorhandensein von Begriffen und Grundsätzen im menschlichen Geiste die in Rücksicht ihrer Gültigkeit unabhängig sein sollen von den psychologischen Gesetzen, seine Psychologie muß consequenter Weise dies leugnen; denn wenn jedes Product psychischer Thätigkeiten seiner Form wie seinem Inhalte nach als Glied einer Entwickelungsreihe die von erfahrungsmäßigen Daten ausgeht, durch diese selbst bedingt ist, wie sollte es zu rechtfertigen sein daß die Gültigkeit eines oder mehrerer dieser Producte als eine unbedingte angesprochen werde? Die Kluft zwischen Logik und Psychologie ist bei Herbart eine unausfüllbare: jene behauptet die Apriorität einiger Begriffe und Grundsätze, diese die Aposteriorität aller. Ohne Zweifel ist hierin ein Rest des noch nicht vollständig überwundenen Kantianismus zu erkennen.

Die Gefahren welche für die Philosophie, auch abgesehen von Herbart, in der so oft wiederholten Behauptung liegen, daß es gewisse Begriffe und Grundsätze gebe deren Gültigkeit keines weiteren Nachweises bedürfe, weil sie unmittelbar von jedem eingesehn und zugegeben werden müssen — diese Gefahren sind oft zu gering geschätzt, oft auch ganz übersehen worden. Denn was ist im Grunde eine solche Behauptung Anderes als die einer intellectuellen Anschauung, von welcher Kant so weit als möglich entfernt zu sein meinte? Worauf kann man sich berufen, wenn man annimmt daß mit dem Denken gewisser Begriffe zugleich die Einsicht in ihre absolute Gültigkeit verbunden sei, als auf Wahrnehmungen eines innern Sinnes, die von dem Gefühle einer unabweislichen Evidenz begleitet seien? Und welches Recht hat man dann noch das Princip Schelling's zu bekämpfen, wenn man sich nicht etwa auf den consensus gentium stützen will der dem Princip widerstreite?

Es soll im Vorstehenden ganz und gar kein Zweifel über die Gültigkeit der Grundsätze der Identität und des Wider=

spruchs ausgedrückt sein, nichts desto weniger aber die Forderung geltend gemacht werden, daß die wissenschaftliche Berechtigung nachgewiesen werde mit welcher sie als Grundsätze auftreten. Beides ist wesentlich von einander verschieden: das Erstere würde von praktischer Wichtigkeit sein, das Letztere ist lediglich von theoretischem Interesse. Wie z. B. das Urtheil »dieser Mensch ist ein Neger« um vollkommen sicher zu stehen nicht erst der Prüfung nach dem Principe der Identität bedarf, so bedarf auch dieses nicht erst der Ableitung aus einem psychologischen Gesetze um für völlig verbürgt gelten zu können. Wie es aber auf der andern Seite die Aufgabe der Wissenschaft ist, für das was praktisch (erfahrungsmäßig) als Factum bereits feststeht die Ursachen zu finden, so ist auch hier unsre Aufgabe nur die, zu untersuchen warum jene ganz unbestrittenen Grundsätze für uns bindend sind. Denn für das was als Princip gelten soll, genügt es nicht daß es unangreifbar sei, sondern es darf auch den Grund seiner Wahrheit in nichts Anderem haben, es darf nicht ableitbar sein. Die Berufung auf eine Wahrheit aber als auf eine unmittelbar gewisse, mit Ausnahme derjenigen Elemente aus denen unsre gesammte geistige Entwickelung hervorwächst, des sinnlich Gegebenen als solchen (des Farbensehens, Schmerzempfindens u. s. f.), ist stets als ein Mangel an Vollständigkeit in der Begründung der betreffenden Wissenschaft anzusehen und deshalb einem offenen Geständniß philosophischer Ungründlichkeit gleich zu achten. Abstracte Sätze namentlich wie die in Rede stehenden, können offenbar schon deshalb keine unmittelbar gewissen Wahrheiten sein, weil sich vollständig nachweisen läßt daß sich alle Abstractionen erst im Verlaufe unsres geistigen Bildungsganges allmälig entwickeln.

Was nun den psychologischen Grund des Satzes der Identität selbst betrifft, so liegt dieser zuletzt in dem Wesen der Seele selbst, das wir als strenge Einheit aufgefaßt haben, keineswegs aber in irgend einer besondern Beschaffenheit

des ihr zur Verarbeitung dargebotenen erfahrungsmäßigen Stoffes: insofern und in diesem Sinne, aber auch nur in diesem, kann daher der Satz der Identität als ein apriorisches Denkgesetz betrachtet werden. Aus der Einheit der Seele nämlich folgte weiter, wie sich oben gezeigt hat, daß sie keine innere Mannigfaltigkeit von Thätigkeiten oder Zuständen zugleich in sich fassen kann; könnte sie dies, so würde daraus umgekehrt folgen daß der Satz des Widerspruchs falsch sei: es wäre dann A zugleich Non-A und würde als solches gedacht. Ein einziger Vorstellungsact kann keinen zusammengesetzten vielförmigen Inhalt haben; das Vielfache des Inhalts würde vieles Vorgestellte sein, vieles Vorgestellte aber würde um producirt werden zu können ein vielfaches Vorstellen als Thätigkeit und also auch vieles Vorstellende, eine Mehrheit vorstellender Wesen voraussetzen. Hierauf beruht der Satz der Identität »A ist A«. Der Sinn desselben ist deshalb ursprünglich kein anderer als der: jede Vorstellung — nicht etwa »jeder Begriff«, denn es redet zwar die Logik nur von Begriffen, aber jener Satz ist allgemeiner und schon der logische Sinn desselben ist ein beschränkter und einseitiger — jede Vorstellung, oder besser jede psychische Action als solche ist einfach und darum im strengen Sinne sich selbst gleich, während dagegen alles innerlich Mannigfaltige das sich selbst Ungleiche ist. Mit aller Schärfe gilt nämlich der Satz der Identität nur von den einfachen Vorstellungen, auf jede zusammengesetzte Vorstellung, auf Begriffe, Gefühle, Willensacte ist er in aller Strenge nicht mehr anwendbar, da man von dem was in sich ein Vieles birgt nicht mehr sagen kann, es sei mit sich selbst identisch, denn von seinen Theilen (und deshalb mittelbar auch von ihm selbst) gilt dann immer die Behauptung, daß der eine sei was der andere nicht ist: das heißt, das Viele als solches schließt für unser Denken einen Widerspruch in sich. Dies scheint paradox, aber es erläutert sich nach dem Vorstehenden von selbst so: Vieles durch einen

einzigen untheilbaren Vorstellungsact zu denken ist unmöglich, das Viele zu denken werden viele Vorstellungsacte erfordert. Dies aus der psychologischen Sprache in die logische übersetzt lautet: A ist nicht Non-A, Verschiedenes (Vieles) ist nicht Eins oder einerlei. Der Satz des Widerspruchs ist demnach wie der der Identität nur ein anderer, objectiv gefaßter Ausdruck eines und desselben psychologischen Gesetzes: nur deshalb weil wir Vieles nicht durch Einen Vorstellungsact denken können, ist Verschiedenes nicht Eins, und nur deshalb weil wir durch Einen Vorstellungsact nur Eins denken können, ist jedes Vorgestellte sich selbst gleich.

Gilt nun zwar dem Vorigen zufolge der Satz der Identität ursprünglich und in seiner scharfen Fassung nur für elementare Vorstellungsacte und deren Vorgestelltes, so wird er doch ohne Anstoß und mit Recht auf alle complicirten psychischen Actionen übertragen, jedoch darf dies nur unter der Voraussetzung und in dem Sinne geschehen, daß dem vielfachen Vorgestellten immer auch eine ebenso vielfache Thätigkeit des Vorstellens entspreche. Denn fällt diese Voraussetzung hinweg und kann Vieles im strengen Sinne zugleich vorgestellt werden, so ist der Satz der Identität falsch, kann als Kriterium der Wahrheit nicht gebraucht werden und Hegel würde Recht haben mit seiner bei allem Ungeschick doch mehr als dreisten Polemik gegen ihn. Deshalb läßt sich aber auch umgekehrt aus der vorausgesetzten Gültigkeit des Satzes der Identität — diesen im strengen Sinne genommen — die Einheit der Seele als eines vorstellenden Wesens rückwärts folgern.

Was für einen einzigen Vorstellungsact gilt, das gilt auch für alle mit ihm vollkommen verschmelzenden, denn das vollkommen Verschmelzende kann, obgleich es ein Vielfaches ist, doch nicht als Vieles unterschieden werden, da alle Unterscheidbarkeit der Vorstellungen bei völlig gleichem Inhalte hinwegfällt. Hierauf beruht eine zweite Erweiterung des

Satzes der Identität, nämlich die, daß wenn unter dem mit sich identischen A nicht ein Vorstellungs a c t, sondern der Vorstellungs i n h a l t verstanden wird, jedes Vorgestellte — in der Logik wird dies ebenfalls nur beschränkt ausgesprochen und blos auf Begriffe bezogen — nur einmal im Denken vorhanden ist. Der Grund dieses Satzes, der in der Logik als unmotivirte Annahme aufzutreten pflegt, liegt in dem psychologischen Gesetze der Verschmelzung aller qualitativ gleichen Vorstellungen. Zugleich wird hieraus klar inwiefern alle bejahenden Urtheile im Satze der Identität ihren Grund haben, denn es hat sich gezeigt daß die Subsumtion des Subjects unter das Prädicat auf einer, obwohl nicht vollständigen Verschmelzung beruht und daß ebenso das Individualurtheil nur zu Stande kommt, wenn das Prädicat die bereits geschehene Subsumtion des Subjects unter eine abstracte Vorstellung (die Verschmelzung der gegenwärtigen sinnlichen Vorstellung mit der abstracten) nicht wieder aufhebt. Beispiele erläutern dies leicht. Das Urtheil »dies ist ein Mensch« hat nur darum Gültigkeit, weil die vorliegende Wahrnehmung ihrem wesentlichen Inhalte nach der abstracten Vorstellung »Mensch« völlig gleichartig ist. Würde sie ihr durchaus gleich sein, so müßte vollkommene Verschmelzung eintreten und das Urtheil könnte gar nicht entstehen, denn es fehlte dann an aller Veranlassung das Prädicat neben das Subject gesondert hinzustellen. Die Tendenz zur Verschmelzung überwiegt das Streben zur Sonderung sehr bedeutend ohne jedoch dieses völlig unterdrücken zu können. Wird dagegen geurtheilt »dieser Mensch hat krauses Haar«, so beruht die Gültigkeit dieses Urtheils lediglich darauf, daß die beigefügte Prädicatsbestimmung die im Subject ausgesprochene Subsumtion nicht hindert; denn würde man z. B. urtheilen »dieser Mensch ist eine Leiche«, so ließe sich (wenn nicht dadurch etwa blos ausgesprochen sein soll daß die sinnlich gegebene Vorstellung unter die Abstraction »Leiche« unterzuordnen sei) bezweifeln ob die Subsumtion noch

statthaft sei und es nicht vielmehr heißen müsse »dieser Mensch ist kein Mensch mehr«.

Das letztere Beispiel weist darauf hin, auf welche Weise alle verneinenden Urtheile sich auf den Satz des Widerspruchs stützen. Die erweiterte, auf den Vorstellungsinhalt übertragene Bedeutung dieses Satzes nämlich ist, daß die Verschmelzung verschiedener Vorstellungen durch deren Inhalt gehindert bleibt. Wir verweilen hierbei nicht länger, da es keine Schwierigkeit hat die versuchte, aber nicht zu Stande gekommene Verschmelzung als Grund der verneinenden Urtheile an Beispielen nachzuweisen. Auch erklärt es sich aus dem Obigen leicht warum aus derselben Materie Urtheile von verschiedener Form sich bilden lassen: »die Rose ist roth, das Roth ist nicht die Rose». Der Grund liegt nämlich darin, daß die Verschmelzung der Subjects- und Prädicatsvorstellung, mit einziger Ausnahme der rein tautologischen Urtheile, keine vollständige ist und daher aus beiden sowohl ein positives als ein negatives Urtheil hervorgehen kann, je nachdem das Verschmelzende oder das der Verschmelzung Widerstehende vorzugsweise in's Auge gefaßt wird. Ob die Natur der Sache, d. h. der gewöhnliche psychologische Mechanismus, zu dem einen oder dem andern Urtheile hinführt, läßt sich leicht nach der besonderen künstlichen Veranstaltung beurtheilen, die sich stets nöthig macht um das eine von beiden zu Stande zu bringen.

Es ist noch übrig zweier Einwürfe zu gedenken die sich gegen die Behauptung richten, auf welche wir uns im Vorigen hauptsächlich gestützt haben. Der erste Einwurf ist der, daß der Satz der Identität selbst gerade erst dann widersprechend werde und sich selbst aufhebe, wenn angenommen wird, daß durch einen einzigen einfachen Vorstellungsact ein innerlich Vieles sich nicht denken lasse. Jener Satz verlangt nämlich daß A als A, d. h. daß zweierlei zugleich gedacht werde, nämlich zuerst A und mit ihm zugleich die Identität des A mit sich selbst; es wird die Sichselbstgleichheit und deshalb

die Nichtunterscheidbarkeit des A von sich selbst behauptet und zugleich auch geleugnet, da es einmal als Subject und einmal als Prädicat, also unterschieden von sich selbst gedacht wird. Der Satz der Identität behauptet demnach factisch das Gegentheil von dem was er behaupten will, er widerlegt sich selbst, woraus dann weiter folgt, daß ebenso alle bejahenden Urtheile sich selbst aufheben, da der Grund ihrer Wahrheit in jenem liegen soll. Die Beantwortung dieses Einwurfs geht ganz einfach dahin, daß der Satz der Identität weder verlangt es solle das Subject A mit dem Prädicate A in einen einzigen Vorstellungs*act* vereinigt werden (denn könnte dies geschehen, so wäre eben damit das eine A nicht mehr Subject und das andere Prädicat), noch behauptet es könne die Identität als solche durch einen einzigen Vorstellungsact gedacht werden, was in der That unmöglich ist, da Identisches immer nur so sich denken läßt daß *Eins mit dem Andern* identisch sei, was also offenbar mehrere Denkacte erfordert. Der Begriff der Identität ist demnach in der That widersprechend und eben deshalb darf man dem Satze »A ist A« keine der zuletzt angeführten Bedeutungen geben, sondern sein wahrer und einzig möglicher (denkbarer) Sinn ist der, daß Vieles nicht streng gleichzeitig (oder durch eine einzige psychische Thätigkeit) vorgestellt werden kann; und gerade der Widerspruch der im Begriffe der Identität selbst liegt und uns die Unausführbarkeit der Zumuthung fühlbar macht das Subject A mit dem Prädicate A in einen untheilbaren Vorstellungsact zusammenzufassen, erhebt die Wahrheit dieses Satzes zu voller Evidenz.

Der zweite Einwurf dessen wir Erwähnung thun wollen, ist von der Operation des Vergleichens hergenommen. Es scheint nämlich als sei eine Vergleichung nur möglich, wenn man Mehreres absolut gleichzeitig im Bewußtsein gegenwärtig hat. Denn trifft die eine der zu vergleichenden Vorstellungen die andere nicht mehr an, sondern tritt erst ein, wenn

diese schon aus dem Bewußtsein entwichen ist, so findet höchstens ein gegenseitiges Verdrängen derselben statt das zu einer Vergleichung beider gar nicht führen kann. Wie dieser Einwand zu beseitigen sei, zeigt ein Rückblick in die Lehre vom Urtheil. Jedes Urtheil nämlich kann nur durch Vergleichung zu Stande kommen, zwar nicht nothwendig durch bewußte, sondern durch unwillkürliche Vergleichung welche ohne alle Beihülfe der Reflexion sich nach den Gesetzen von selbst macht denen das Zusammenwirken der Vorstellungen unterworfen ist. Um bei dem gewöhnlichsten Falle allein stehen zu bleiben — denn das Wesentliche des psychologischen Vorganges bleibt dasselbe, wenn auch die Verschiedenheit der Nebenumstände modificirend einwirkt —, so beruhte das Urtheil auf der Vergleichung einer sinnlichen Wahrnehmung mit einer durch die letztere in's Bewußtsein gerufenen abstracten Vorstellung. Das Resultat dieser Vergleichung entschied über die Qualität des Urtheils, die Vergleichung selbst aber kam hier wie überall nur dadurch zu Stande, daß die Partialvorstellungen die zu einer räumlich bestimmten Gruppe zusammengefaßt waren und in dieser Zusammenfassung das Ganze der sinnlichen Wahrnehmung ausmachten, einzeln und in bestimmter Reihenfolge genommen mit den einzelnen Theilen des abstracten Schema's verschmolzen oder der Verschmelzung wiederstanden. Es erfordert demnach eine Vergleichung nichts als eine Reihe von Versuchen zur Verschmelzung, keineswegs aber absolut gleichzeitige Gegenwart vieler Vorstellungen. Ebenso verhält es sich beim Vergleichen zweier Gegenstände das bewußter Weise vorgenommen wird. Man hält die Gegenstände wo möglich nebeneinander und betrachtet sie theilweise und abwechselnd nacheinander, wenn die Vergleichung mit größerer Sorgfalt angestellt werden soll als es gewöhnlich geschieht, da man sich im gemeinen Leben mit einer nur sehr oberflächlichen und ungenauen Übersicht ihrer Umrisse und hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten zu begnü-

gen pflegt, wie schon anderwärts bemerkt worden ist. Je größer hierbei die Genauigkeit der abwechselnden successiven Betrachtung und je weniger complicirt das Verglichene selbst ist — man denke z. B. an das Stimmen mehrerer Saiten die denselben Ton angeben sollen —, desto einleuchtender wird es, daß die Vergleichung auf solchen Versuchen zur Verschmelzung beruht wie wir behauptet haben. Würden die beiden Tonvorstellungen dagegen absolut gleichzeitig gegeben, so zeigt die Erfahrung selbst die Unmöglichkeit der Vergleichung; denn wir hören alsdann entweder nur einen einzigen reinen oder verstimmten Ton oder zwei verschiedene Töne (ein Intervall), deren blos successive Wahrnehmung beim Vergleichen beider die Selbstbeobachtung sehr deutlich zeigt. Daß wir zwei Gegenstände die sich völlig gleichen, dennoch als zwei voneinander unterscheiden, wird entweder durch die Verschiedenheit ihrer Umgebungen möglich mit denen sie complicirt sind in der Vorstellung, wenn sie beide gleichzeitig unsern Sinnen sich darbieten, oder es geschieht durch Schlüsse.

§. 50.

Hat sich die Ausbildung der Intelligenz zum Urtheilen erhoben und ist dieses in den mannigfaltigsten Formen und über die verschiedensten Gegenstände ausgeübt worden, so geschieht die fernere Erweiterung der Einsicht hauptsächlich durch das Schließen, vermittelst dessen uns ebensowohl ganz neue Urtheile entstehen als auch die Gründe uns klar werden auf denen die schon früher gefällten ruhen. Es bildet sich auf diesem Wege allmälig ein mehr oder minder ausgeprägter Zusammenhang unsres inneren Lebens, ein Zusammenhang der Gedanken nach Grund und Folge, den wir schon früher als das Charakteristische des Denkens im Vergleich mit dem bloßen Vorstellen bezeichnet haben. Die Producte eines auf diese Weise fortschreitenden Denkens sind die Begriffe, deren jeder streng genommen erst dann als abgeschlossen und vollständig bestimmt betrachtet werden darf, wenn in seinem

Inhalt alle diejenigen Beziehungen zusammengefaßt sind als deren Sammelplatz er in einem nach Grund und Folge fortschreitenden Denken sich darstellen muß. Diese Beziehungen selbst sind theils nähere theils entferntere, theils unmittelbare theils mittelbare. Die ersteren bilden nun zwar den nächsten Inhalt des Begriffes (die Definition), den Kern, an welchen sich alle übrigen Beziehungen desselben anlehnen müssen; aber keineswegs sind die letzteren (die mittelbaren) darum entbehrlich, vielmehr ergeben sie stets eine Bereicherung des Begriffes und machen ein weiteres Fortschreiten des Denkens erst möglich.

Die einfachste und zugleich die wichtigste Art des Schließens ist die nach der Analogie. Es bestehen die Schlüsse dieser Art nur in einer Reproduction dessen was mit der Vorstellung unter welche ein vorliegender Fall subsumirt wird, bereits früher sich verknüpft hat. Wir haben z. B. schon öfter den Himmel beobachtet bevor es regnete; zeigt nun gegenwärtig der Himmel ähnliche Wolkengebilde, so schließen wir nach der Analogie: es wird regnen. Der psychologische Vorgang besteht hierbei nur darin, daß die gegenwärtige Anschauung mit einer andern sinnlichen Vorstellung verschmilzt oder auch unter ein abstractes Schema subsumirt wird, durch welche dann die mit diesen associirte Vorstellung (des Regens) hervorgetrieben wird. Das Urtheil oder die Urtheile durch welche jene Subsumtion ausgedrückt wird (etwa: der Himmel ist ganz bedeckt, die Wolken sind so und so gefärbt, gleichförmig vertheilt u. s. f.) müssen dabei nicht erst dem Schlusse vorausgehen, sondern werden in der Regel völlig übersprungen und es wird aus der Anschauung, welche immer Veranlassung genug zu einer großen Menge von Urtheilen enthält, unmittelbar geschlossen. In der Regel treten sie erst dann gesondert hervor, wenn Gelegenheit gegeben wird sich Rechenschaft abzulegen von dem Grunde auf welchem der schon gemachte Schluß beruht. Ebenso schließen wir »diese Pflanze ist giftig,« wenn wir die Art zu welcher sie gehört,

ihrem allgemeinen Typus nach kennen, und der Schluß besteht auch hier psychologisch betrachtet darin, daß ein integrirender Theil der Gattungsvorstellung oder eine mit ihr verknüpfte Bestimmung mittelbar dem besonderen Falle beigelegt wird der unter jene Gattungsvorstellung gehört und von ihr appercipirt wird.

So verkehrt es sein würde solche einfache Schlüsse, wenn es sich um deren psychologische Entstehung handelt, auf die logische Form zurückzuführen: Pflanzen welche so und so aussehen sind Giftpflanzen, diese Pflanze sieht so und so aus, also ... oder etwa gar schon für die einfache Subsumtion: Hunde haben die und die Gestalt, dieser Gegenstand hat diese Gestalt, also ... denn in der That ist der psychologische Prozeß bei weitem nicht so langweilig weitläufig als die logische Analyse, die genau genommen jede Gattungs- und Individualvorstellung zum Behufe der Subsumtion in eine unzählige Menge von Urtheilen zerlegen müßte. So verkehrt, wie gesagt, diese Zurückführung des psychologischen Vorganges beim Schließen auf den logischen auch sein würde, so dürfen doch die oben angeführten und alle ähnlichen Sätze nicht etwa für bloße Urtheile gehalten werden, sondern sind auch vom psychologischen Gesichtspunkte aus als Schlüsse zu betrachten, wie sich mit voller Evidenz daraus ergiebt, daß man ohne Vermittelung bereits gemachter Erfahrungen und fertiger Vorstellungen, die sich zu Urtheilen schon vorher verbunden haben, gar nicht sagen kann »diese Pflanze ist giftig, es wird regnen« u. dergl. Denn aus der Anschauung der Pflanze oder der Wolken am Himmel für sich allein können die ihnen beigelegten Prädicate gar nicht entnommen werden.

Wie groß das Gebiet ist das von den Schlüssen der Analogie beherrscht wird, zeigt sich ebenso im Leben wie in der Wissenschaft. Alle Erwartungen ähnlicher Erfolge als Resultate ähnlicher Bedingungen beruhen auf solchen Schlüssen, die demnach in der mannigfaltigsten Weise beim Handeln der Menschen zur Anwendung kommen müssen; denn jedes Mit-

tel das zu einem bestimmten Zwecke ergriffen wird, muß vorher, sei es für sich allein oder in der ganzen Verwickelung seines Zusammenwirkens mit anderen Umständen, beurtheilt sein in Rücksicht seiner Wirksamkeit, und erst durch diese Beurtheilung, die nur vermittelst eines Schlusses nach der Analogie zu Stande kommen kann, wird das Handeln selbst möglich. Eben so gründet sich alle empirische Wissenschaft auf Schlüsse nach der Analogie: wir ordnen jeden uns vorkommenden Gegenstand einer abstracten Vorstellung unter, die aus der Anschauung einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl äußerlich ähnlicher Individuen gebildet ist, und erwarten von ihm dieselbe innere Einrichtung, dieselbe Art der Wirksamkeit, kurz alle die Erscheinungen die wir an ähnlichen Gegenständen in ähnlichen Verhältnissen bemerkt haben. Und fast möchte es von dieser Seite her als unverantwortlicher Leichtsinn erscheinen, daß der Naturforscher aus einigen wenigen, wenn auch noch so sorgfältig angestellten Beobachtungen sich einen Schluß auf ein allgemeines Gesetz erlaubt. Gleichwohl ist dieser Schluß, wie aus dem Obigen hervorgeht, unumgänglich nothwendig, denn er beruht auf dem psychologischen Gesetze, daß jede gegebene Anschauung unter eine abstracte Vorstellung subsumirt, von ihr appercipirt wird und dadurch alle Bestandtheile und Eigenthümlichkeiten der abstracten in sich aufnehmen und alles mit ihr Verknüpfte sich aneignen muß: die abstracte Vorstellung geht mit allem was sie enthält und was sich ihr angeschlossen hat über in die jedesmal vorliegende Anschauung. Ist es demnach eine psychologische Nothwendigkeit daß die Schlüsse nach der Analogie das gesammte Gebiet unsrer Erfahrung beherrschen, so kann ein Vorwurf des Leichtsinns in Rücksicht derselben nur insofern gelten, als diese Schlüsse häufig nicht mit der erforderlichen Vorsicht und Genauigkeit der Beobachtung gemacht werden, so daß oberflächliche Ähnlichkeit für Gleichheit genommen oder wesentliche Verschiedenheiten unter den begleitenden Umständen übersehen werden.

Die Schlüsse der Induction sind nicht dieselben mit denen der Analogie, sondern unterscheiden sich von ihnen dadurch, daß diese ihnen erst zur Vorbereitung und Grundlage dienen müssen. Durch Analogie nämlich wird auf das Verhalten eines einzelnen vorliegenden Falles aus vielen ähnlichen, durch Induction dagegen aus möglichst vielen gleichartigen Fällen auf ein allgemeines Gesetz geschlossen. Das Material welches zum Schlusse gebraucht wird, kann dasselbe sein bei der Analogie und der Induction, aber die Art seiner Verwendung und daher auch das Resultat ist bei beiden verschieden. Von dem Irrthume, daß durch alle Schlüsse dieser Art streng genommen immer nur eine höchst wahrscheinliche Vermuthung begründet werde, ist schon früher (§. 46.) die Rede gewesen.

Stellen wir jetzt den psychologischen Vorgang allgemein dar, welcher in gleicher Weise beim Schließen aus Begriffen, das allein oder doch vorzugsweise von der Logik betrachtet zu werden pflegt, wie beim Schließen nach der Analogie stattfindet, so ist es folgender: eine Vorstellung a wird in einer andern b und diese in einer dritten c mitgedacht, so daß mittelbar nun auch a in c mitgedacht wird. Fand dieses letztere ohne diese Vermittelung schon vorher statt, so erscheint der Schluß als eine unnütze Weitläufigkeit und kann zwar in der Logik als Beispiel gebraucht werden, kommt aber im natürlichen psychologischen Entwickelungsgange nicht vor. Vielmehr ergeben alle Schlüsse auf die wir im Laufe des Lebens wirklich geführt werden, stets eine Bereicherung oder wenigstens eine Verdeutlichung der Subjectsvorstellung im Schlußsatze durch ein neues oder bisher nicht hinreichend hervorgetretenes, unbeachtet gebliebenes Prädicat. Es ergiebt sich hieraus auf welche Weise das Schließen einen wesentlichen Beitrag zu unsrer intellectuellen Entwickelung liefert, besonders zur Begriffsbildung, indem durch dasselbe stets die Übertragung eines Prädicates von einem Subjecte auf ein anderes hervorgebracht wird. Die Entstehung des neuen Ur=

theils das erschlossen wird, hängt hierbei ganz und gar davon ab, daß sich die andern aus denen es hervorgeht im Denken zusammenfinden. Solange dies nicht geschicht, kann sich jenes nicht bilden. Daraus wird erklärlich, wie alle Menschen ohne Unterschied sich im Besitze desselben Materials zur Begriffsbildung und Begriffsverbindung befinden und doch auf sehr verschiedenen Stufen der intellectuellen Entwickelung stehen können, da es dem Einen ebensosehr an äußerer Veranlassung durch Natur und Menschen fehlt die Elemente gehörig zu benutzen aus welchen höhere geistige Bildung erwachsen kann, während der Andere sie in reichem Maße erfährt. Hierzu kommt noch daß man häufig um einen Satz hinreichend zu begründen gewisse Hülfsbegriffe bedarf, die nur zu diesem Zwecke auf künstliche Weise gebildet werden müssen und als überflüssig wieder wegfallen sobald sie ihren Dienst gethan haben. Die Mathematik und die Naturwissenschaften liefern hierzu eine Menge von Beispielen.

Die verneinenden Schlüsse beruhen sämmtlich darauf, daß wenn eine Vorstellung a von jeder Verbindung mit einer andern Vorstellung b ausgeschlossen ist, b aber in c mitgedacht wird, auch a keine Verbindung mit c zu einem positiven Urtheil eingehen kann, weil sonst mittelbarer Weise die Verbindung von a mit b hergestellt werden würde, die im negativen Urtheil ab als unstatthaft zurückgewiesen war. Die auf diese Weise entstehenden negativen Schlußsätze liefern zwar so wenig als die negativen Urtheile überhaupt einen directen Beitrag zur Begriffsbildung und zum Fortschritt des Denkens, desto wichtiger aber sind sie auf mittelbare Weise, zur Vermeidung künftigen Irrthums und zur Widerlegung des bereits begangenen, wobei noch überdies zu bemerken ist, daß man in vielen Fällen durch die Exclusion gewisser Prädicate, welche durch verneinende Urtheile und Schlüsse geschieht, der Auffindung positiver Wahrheit allerdings bedeutend näher zu kommen vermag.

Für den Fortgang der intellectuellen Bildung ist es von großer Wichtigkeit, daß die Resultate einzelner Schlüsse und ganzer Schlußketten völlig geläufig und zur bloßen Gedächtnißsache werden, denn es würde jeder Gedankenfortschritt ein Geschäft von unabsehbarer Weitläufigkeit sein, wenn die Richtigkeit der Voraussetzungen auf die er sich gründet, jedesmal von Neuem nachgewiesen werden müßte. Die ganze Verzweigung eines Räsonnements auf welches sich jeder einzelne Satz stützt auf den unser Denken dann weiter fortbaut, immer gegenwärtig zu haben oder doch sogleich reproduciren zu können, würde sogar unmöglich sein; denn je gewandter und biegsamer unser Denken allmälig wird, eine desto größere Anzahl von Mittelbegriffen wird häufig ganz übergangen werden müssen. Die Schrift zeigt sich hier wieder als einziges, unentbehrliches Mittel sowohl den Gedankenfortschritt selbst als seine Resultate völlig zu sichern und so oft es nöthig ist, vollständig und genau reproducirbar zu machen.

Es ergiebt sich aus dem Vorstehenden warum für den Einen das Verständniß eines Satzes oder der ganzen Schlußfolge aus der er hervorgeht, äußerst leicht und natürlich, für den Andern dagegen schwer oder gar unmöglich ist, da dem Einen als Resultat des Denkens bereits geläufig ist und sich ihm sogleich mit allen erforderlichen Nebenbestimmungen reproducirt, was für den Andern noch ganz unzugänglich geblieben ist oder worüber er bei sich selbst noch nicht einmal eine Frage aufgeworfen hat. Jedes Wort das einen bestimmten Begriff bezeichnen soll, muß daher erst der Sammelplatz und Beziehungspunkt einer großen Menge von Urtheilen und Schlüssen geworden sein, deren Resultate wenigstens der Hauptsache nach uns gegenwärtig oder doch unmittelbar reproducirbar sind, bevor es uns gelingen kann uns mit einiger Leichtigkeit auf dem betreffenden Begriffsgebiete zu bewegen und sowohl schnelle Fassungskraft als auch namentlich die Fähigkeit der glücklichen Erfindung und Verarbeitung auf

demselben zu bethätigen. Worauf es hierbei besonders ankommt ist dies, daß theils das Verhältniß des betreffenden Hauptbegriffes zu allen Vorstellungen mit denen er in nächster Verbindung steht, klar hervortritt — ob sie sich zu ihm als Arten oder Gattungen, als ständige oder wechselnde Eigenschaften, als Theile zum Ganzen, als Bedingungen oder Folgen u. s. f. verhalten — theils daß die Verhältnisse der mit dem Hauptbegriffe in Verbindung stehenden Vorstellungen untereinander, und zwar hauptsächlich ihrer gegenseitigen Ableitbarkeit nach möglichst vollständig übersehen werden.

Es hat sich zwar das Überspringen eines großen Theiles der Mittelglieder aus deren Combination die Schlußsätze hervorgingen, und das Festhalten der bloßen Resultate als nothwendig gezeigt für die Fortbildung des Denkens, aber es darf auf der andern Seite auch nicht unbemerkt bleiben, daß die erforderlichen Mittelglieder zu jedem Schlußsatze immer sich müssen reproduciren lassen, so oft es nöthig scheint, wenn sie auch nur selten wirklich reproducirt werden. Ist diese Reproduction unmöglich, so entsteht daraus zwar noch kein Irrthum, aber es wird dem Denken dann mit Recht der Vorwurf der Ungründlichkeit gemacht, denn es trifft dieser Tadel immer denjenigen welcher beweisbare Sätze behauptet ohne im Stande zu sein den Beweis selbst zu liefern. Es ist begreiflich daß dies auf alle Menschen ohne Unterschied Anwendung findet, denn keiner hat die Bildungsgeschichte seiner Begriffe vollständig erforscht, keiner hat alle die Urtheile und Schlüsse noch vor Augen durch deren Zusammenwirken seine Begriffe entstanden sind, keiner kennt die besonderen Einseitigkeiten seiner eigenen Erfahrung, obgleich offenbar die Begriffe eines jeden sich nur nach der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Urtheilen und Schlüssen bestimmt haben, zu denen er im Laufe seines Lebens Veranlassung gefunden hat. Würde eine vollständige Revision aller dieser Prozesse möglich sein, so ließen sich durch spätere Controle die früher begangenen

Fehler wieder verbessern; da dies aber unthunlich ist, so bleibt nichts übrig als das ganze Geschäft der Begriffsbildung wieder von vorn anzufangen.

Ungründlichkeit des Denkens geht leicht in Unklarheit über, da der Inhalt der Begriffe selbst leicht zweifelhaft und schwankend wird, wenn die Urtheile und Schlüsse sich nicht mehr reproduciren lassen aus denen sie hervorgegangen sind. Der vielfache Gebrauch eines Begriffes oder Satzes, zumal wenn er uns häufig durch fremde Autorität bestätigt entgegenkommt, ist uns Bürgschaft genug für seine Brauchbarkeit und Richtigkeit. Mag er auch nur einen lockeren Zusammenhang mit unsern sonstigen Gedanken besitzen und eine schlechte Begründung in ihnen finden, schon die öftere Wiederholung und ein paar oberflächliche Analogieen die für ihn zu sprechen scheinen, reichen in den meisten Fällen hin um vermittelst eines Wahrheitsgefühls das an die Stelle der klaren Einsicht tritt uns zu überreden, daß wir nicht allein ein vollkommenes Verständniß der Begriffe und Sätze besitzen um die es sich handelt, sondern sogar eine Erkenntniß ihrer Gründe, während wir in der That — wie dies gewöhnlich bei Principienfragen der Fall ist — uns nächst fremder Autorität und eigener Gewohnheit auf nichts weiter stützen als auf ein unbestimmtes Gefühl, das uns glauben machen will, weil das Eine ihm zusage das Andere aber ihm widerstrebe, würden entscheidende Gründe dafür, die ohne Zweifel vorhanden seien, sich schon finden lassen. Daher unterliegen auch die Denkenden den Vorurtheilen ihrer Zeit.

Durch die Operationen des Urtheilens und Schließens sind wir über das bloße Aneinanderreihen der Vorstellungen durch die Association, welches von der Beschaffenheit ihres Inhaltes ganz unabhängig war, hinausgeführt worden zu solchen Verbindungen derselben, welche auf theilweiser Gleichheit oder Verwandtschaft des Inhaltes beruhen. Durchgängigen Zusammenhang dieser Art in unser gesammtes

Vorstellungsleben zu bringen, ist das Ziel aller intellectuellen Bildung. Es ist dies ein Zusammenhang nach Gründen und Folgen, in welchem vollständige Begründung auf der einen und möglichst umfassende Entwickelung der Consequenzen auf der anderen Seite erstrebt wird. Man kann diese Aufgabe auch dahin aussprechen, die Erfahrung zu begreifen, d. h. unter unsren sämmtlichen Gedanken eine solche Ordnung und Verbindung herzustellen, daß für alle secundären Gebilde des geistigen Lebens klar wird auf welche Weise sie aus den Elementen desselben entspringen müssen. Als diese Elemente haben wir die einfachen sinnlichen Vorstellungen bezeichnet und aus ihnen unter Voraussetzung der Einheit der Seele die Ableitbarkeit der wichtigsten Grundphänomene der geistigen Entwickelung des Menschen nachzuweisen versucht. Es gehört zu den unmittelbaren Folgerungen aus dieser Voraussetzung, daß alle späteren Zustände in welche die Seele geräth, sich anschließen an die früheren, daß kein psychisches Gebilde isolirt, sondern mit allen andern in mittelbarem oder unmittelbarem Zusammenhange steht, daß jedes secundäre höhere Gebilde durch die primären vollständig bedingt ist und seine Entstehung — sei es Gefühl, Wille, That, Begriff oder was sonst — nächst einer besonderen äußeren Veranlassung ganz und gar dem schon vorher bereiteten Boden verdankt aus dem es hervorgetrieben wurde. Hierin liegt unmittelbar der Satz des Grundes, welcher allgemein ausgedrückt so lautet: alle psychischen Phänomene, mit Ausnahme des sinnlich Gegebenen oder der einfachen Vorstellungen, sind ableitbar aus anderen. Es bezieht sich dieser Satz nur auf unser inneres geistiges Leben und dessen subjectiven Zusammenhang. Er ist daher weit verschieden von dem Satze der Ursache, welcher einen objectiven Zusammenhang in der Natur behauptet, obwohl er sich als eine besondere Anwendung dieses letzteren insofern betrachten läßt, als der Reflexion welche ihre eigenen Gedanken sich zum Object macht, aller Gedankenzusam-

menhang als eine bestimmte Art des allgemeinen Causalzusammenhanges in der Natur erscheint.

§. 51.

Es wird aus den vorstehenden Bemerkungen klar geworden sein, daß Zusammenhang unsrer Vorstellungen nach Gründen und Folgen überhaupt und daher sowohl die Auffassung des Verhältnisses von Grund und Folge selbst als auch von Ursache und Wirkung nur durch das Schließen möglich wird. Die Entstehung dieser wichtigen Begriffe bedarf einer näheren Betrachtung.

Die sinnliche Wahrnehmung zeigt uns in vielen Fällen eine gleich regelmäßige Wiederkehr einer längeren Reihe von Erscheinungen. Eine große Anzahl von Veränderungen wiederholt sich z. B. gleichmäßig und in derselben Ordnung im Laufe der Tages- und Jahreszeiten. Diese Regelmäßigkeit des Wechsels bringt allmälig die Bildung fester Vorstellungsreihen und mit diesen, wie sich im vorigen Abschnitte ergeben hat, an jedem Hemmungspunkte ihres Ablaufs mannigfache Erwartungen hervor. So sehr diese Regelmäßigkeit nun das Nachdenken des Gebildeten erregt und ihn treibt nach Gesetzen und Kräften zu forschen, die er als die Träger und Ordner jener Veränderungen vorauszusetzen sich gedrungen fühlt, so wenig ist sie geeignet die Aufmerksamkeit des ungebildeten, naturwüchsigen Menschen auf sich zu ziehen, der sich vielmehr schon sehr früh gewöhnt sie gerade wegen ihrer gleichmäßigen Wiederkehr ohne alle Spannung und als sich von selbst verstehend zu betrachten. Nur zwei Fälle scheint es zu geben, in denen an die Stelle dieser gleichgültigen Unaufmerksamkeit eine genauere Beobachtung tritt. Der eine findet statt, wenn unsre Wünsche und Neigungen, die unabhängig von jenen Naturereignissen entstanden sind, mit diesen in Conflict gerathen; der andere, wenn Ungewöhnliches geschieht und dadurch der von selbst sich fortspinnende Faden im Ablaufe gestört wird.

Jener Conflict wie diese Unterbrechung, welche sich uns nur als eine Ausnahme von der Regel darstellt, belehrt uns zunächst über die Unabhängigkeit des Naturlaufes von den Vorschriften die wir ihm machen möchten und wirklich machen. Erfahrungen dieser Art können, wenn sie sich wiederholen, die Wirkung nicht verfehlen, daß wir öfters unsicher und zweifelhaft darüber werden, ob die Anticipationen von Begebenheiten, die wir nach der Analogie einer Reihe von früheren Erfahrungen zu machen geneigt sind, durch den Erfolg bestätigt werden oder nicht: wir betrachten die Natur auf diesem Standpunkte als eine Verwickelung von Vorgängen, die zwar nach Regeln sich richten, so jedoch, daß diese nicht ohne Ausnahmen sind. Die Natur erscheint in ihrem Handeln eben so schwankend wie der Mensch, es läßt sich auf sie rechnen, aber nicht mit voller Bestimmtheit. Nach dieser Analogie mit dem Menschen wird sie vom Kinde fortwährend aufgefaßt und beurtheilt. Es liegt darin die Poesie der kindlichen Weltanschauung, welche selbst noch im Gemüthe des Naturforschers, der an eine ganz andere Art der Betrachtung gewöhnt ist, ihren Nachhall findet, denn auch ihm erscheint noch die Brandung des Meeres als ein Ankämpfen gegen Hindernisse, auch zu ihm reden noch alle Stimmen der Natur eine menschliche Sprache.

Aber es liegt darin auch noch eine ganz andere Lehre, eine Hindeutung nämlich auf den Ursprung des Causalbegriffes. Dieser Ursprung ist hauptsächlich im Wollen und den mit diesem verbundenen Erscheinungen zu suchen. Besonders ist dabei der Übergang des Begehrens in das Wollen in's Auge zu fassen.

Schon das Begehren treibt, wenn es heftig wird, mancherlei unruhige Bewegungen des Körpers ohne bestimmte Tendenz hervor. Diese Bewegungen, welche sich an Kindern wie an Thieren vielfach beobachten lassen, gehen in Versuche und hiermit das Begehren in ein Wollen über, wenn an die Stelle der rein physiologischen Ursachen dieser Thätigkeitsreihe

psychologische Ursachen treten, d. h. wenn die Bewegungsthätigkeiten durch eine Reihe associirter Vorstellungen hervorgebracht und geleitet werden. Der einfachste Fall dieser Art tritt dann ein, wenn die Vorstellung des begehrten Objectes als zweites oder letztes Glied mit der Vorstellung einer Gliederbewegung oder mit einer Reihe solcher Vorstellungen associirt ist, welche durch jene reproducirt wird (vergl. §. 41). Beispiele welche erläutern wie die Vorstellung eines begehrten Objectes mit der Vorstellung einer Gliederbewegung verknüpft wird, finden sich leicht: das Kind sieht die Taste eines Claviers anschlagen und hört dabei den Ton, es überwindet durch Geschrei, das zuerst ganz instinctmäßig eintritt, ein seinen Wünschen entgegenstehendes Hinderniß, es lernt durch einfache und combinirte Bewegungen der Hände und Füße gewisse Veränderungen im Kreise seiner Wahrnehmungen hervorbringen. Alle solche Thätigkeiten sind mit einem sinnlichen Muskelgefühle verbunden, das sich bis zum Gefühle bedeutender Anstrengung und Erschöpfung steigern kann. Ohne dieses Mittelglied verfehlt unser Wille sein Ziel und es bleibt uns versagt in die Veränderungen der Außenwelt einzugreifen und sie zu leiten.

Hieraus ist ersichtlich auf welche Weise die erste noch rohe Vorstellung einer Ursache sich bildet. Das Mittelglied nämlich, ohne welches ein beabsichtigter Erfolg gar nicht als eintretend gedacht werden kann, ist die Vorstellung einer gewissen Anstrengung die durch das Muskelgefühl uns gegeben wird. Diese erscheint demnach als nothwendige Voraussetzung irgend eines Erfolges überhaupt. In den meisten Fällen bestätigt die Erfahrung diesen Satz, daß ein gewünschter Erfolg nur nach vorausgegangener Kraftanstrengung eintritt; und träte er einmal ein ohne daß diese vorher stattgefunden hätte, so würde er eben deshalb nicht mehr als beabsichtigter Erfolg, sondern nur als erwünschtes Ereigniß, als ein glücklicher Zu-

fall aufgefaßt werden, bei welchem — denn dies liegt in der Vorstellung des Zufalls — an eine hervorbringende Causalität gar nicht mehr gedacht wird. Zugleich wird klar warum jenes Mittelglied, die Vorstellung einer Kraftanstrengung nach der Analogie unsrer eigenen Thätigkeiten sich auch dann reproduciren muß, wenn wir fremdem Handeln zusehen. Diese Reproduction geschieht hauptsächlich in den beiden oben erwähnten Fällen, nämlich wenn unsre Wünsche und Absichten durch fremde Thätigkeiten gestört werden, mögen diese von Menschen ausgehen oder durch den Lauf der Naturereignisse herbeigeführt sein, oder wenn Ungewöhnliches sich begiebt das unsern Erwartungen widerspricht, besonders wenn es durch die Größe seiner Erscheinung selbst oder der Veränderungen die es hervorbringt, den Eindruck des Gewaltigen auf uns macht. Die Vorstellung der eigenen Krafanstrengung wird hierbei sogleich auf die äußeren Ereignisse übertragen und in der Regel zum Maßstabe derselben gemacht. Es bedarf nur noch der Verallgemeinerung dieser Vorstellungsweise, so daß für jedes Naturereigniß eine Kraftanstrengung als dessen Bedingung vorausgesetzt wird, und wir haben die Causalvorstellung des gemeinen Mannes.

An einen scharf ausgeprägten Causalbegriff ist auf dieser Stufe noch gar nicht zu denken. Man täusche sich in dieser Hinsicht nicht: für den Ungebildeten, der den Naturereignissen nicht nachdenkt, sondern sie nur für seine Zwecke so weit nutzbar macht als es eben gelingen will, ist das Causalgesetz gar nichts weiter als die Gewohnheit der Natur im Verlaufe ihrer Erscheinungen. Die Beobachtung bleibt zunächst bei der Zeitreihe dieser Erscheinungen stehen und ihr Zusammenhang untereinander ist zuerst für uns durchaus kein anderer als derjenige, welchen jede Folge von Vorstellungen besitzt die miteinander zu einer Reihe associirt sind. Zeigen sich Ausnahmen von dem gewöhnlichen Gange der Ereignisse, so bleiben sie

leicht unbeachtet, wenn sie nicht besonders auffallend sind oder auf unsern Gemüthszustand einwirken, und sie werden um so eher übersehen, je öfter sie wiederkehren.

Die Vorstellung einer wirkenden Ursache tritt dagegen sogleich ein, wenn wir uns bemühen (und die Natur nöthigt den Menschen vielfach dazu) einen gewissen Erfolg herbeizuführen. Die besondere Veranstaltung welche wir hierzu treffen müssen, lehrt uns daß jeder Erfolg an bestimmte Bedingungen und diese wieder an andere Bedingungen geknüpft sind, welche zu kennen und zu beherrschen Nachdenken und Übung erfordert. Die vielen mißlingenden Versuche sind es ganz hauptsächlich welche die weitere Ausbildung des Causalbegriffes veranlassen und die einzelnen Dinge und Umstände als wirkende Ursachen uns kennen lehren, die bald hemmend unsern Absichten entgegentreten bald fördernd in sie eingreifen. Sie erscheinen, so lange wir mit ihrer Wirksamkeit noch unbekannt sind, als zufälliges Glück oder Unglück. Je mehr es aber dem Naturforscher gelingt die Ausnahmen als blos scheinbare nachzuweisen, so daß sie als Resultate anderer, aber ebenfalls ganz gleichmäßig geltender Regeln sich darstellen, desto mehr verschwindet allmälig jene rohe Naturansicht, und der Glaube an eine durchgängige Ordnung und Regelmäßigkeit in allen Naturbegebenheiten tritt an ihre Stelle. Der Grund dieses Glaubens liegt nächst der systematischen Befriedigung die allein eine solche Naturansicht gewährt, lediglich darin, daß eine große Menge von Ereignissen mit fast unzweifelhafter Sicherheit willkürlich von uns hervorgerufen werden kann, obwohl wir uns gestehen müssen, daß dies in Rücksicht einer noch weit bedeutenderen Anzahl uns nicht möglich ist.

Unrichtige oder wenigstens schiefe Causalvorstellungen entstehen im gemeinen Denken in Menge, denn überall wo der Lauf der Naturerscheinungen mit einem gewissen Interesse von uns betrachtet wird, projiciren wir das in uns entstehende subjective Gefühl nothwendig auf die äußeren Ereignisse, deren

Auffassung durch diese Übertragung eine besondere Färbung erhält. Für die Causalbetrachtung als solche ist dies offenbar eine Verunreinigung. Daher muß die strenge Empirie selbst jeden Anklang an eine poetische und teleologische Naturansicht vermeiden und entschieden zurückweisen, und sie kann streng genommen solchen Ansichten keine andere Berechtigung zuschreiben als die einer unwissenschaftlichen und voreiligen Befriedigung praktischer Bedürfnisse, da ein Entstehen der Dinge aus Zwecken und ein Zusammenhang derselben nach Zwecken sich im Einzelnen durchaus nicht nachweisen läßt. Wie leicht falsche Beurtheilungen von Ursachen entstehen können vermittelst unrichtiger Vorstellungsassociationen, zu deren Bildung wir durch ein blos äußerliches Zusammentreffen gewisser Begebenheiten veranlaßt werden, dafür geben alle Arten des Aberglaubens die nächsten Beispiele. Wie sich dies ebenso auf die Thiere erstreckt, läßt sich an einer Menge von Fällen zeigen, zu welchen z. B. auch der gehört, daß ein Hund dem man öfters Moschus zu riechen gegeben hatte wenn er Schläge bekam, einmal durch seine schleunige Flucht zur Entdeckung einer sehr geringen Menge dieser Substanz diente. Daß auch bei wissenschaftlich gebildeten Menschen der Causalbegriff keineswegs immer zu voller Schärfe und Reife gelangt, davon überzeugt man sich leicht, wenn man bedenkt daß von Zufall und Wahlfreiheit so viel noch im Ernste gesprochen wird, wogegen eine consequente Naturansicht nicht umhin kann beide geradezu dem Aberglauben beizuzählen.

Größere Schärfe und bestimmtere Ausprägung der Vorstellungen von Ursache und Wirkung wird erst durch die Experimente des Physikers möglich. Jeder Mensch nämlich wird im Laufe des Lebens durch sein Begehren und Wollen zu gewissen Versuchen hingeführt, deren Erfolg ihm entweder die Befriedigung eines Wunsches gewährt oder eine mehr oder minder lehrreiche Täuschung bereitet. Auf diesem Wege wird ihm allmälig klar, daß er um einen bestimmten Erfolg zu

erzielen bestimmte Bedingungen herbeischaffen, sie von einigen absondern, isoliren, mit andern dagegen zusammenbringen müsse. Er erfährt, daß er gewisse Veranstaltungen treffen müsse, wenn dieser oder jener Erfolg eintreten soll, daß aber auch andrerseits, so oft jene vollendet sind, das Resultat sowohl qualitativ als quantitativ als dasselbe daraus hervorgeht. Es bedarf keiner weiteren Ausführung wie auf diese Weise die Vorstellungen von Bedingung und Erfolg entstehen und Veranlassung geben zu hypothetischen Urtheilen der mannichfaltigsten Art. Ebenso leicht ist zu begreifen wie diese Betrachtungsweise der Natur sich fortsetzt und erweitert zu der Vorstellung eines durchgängigen Causalzusammenhanges, der vom Naturforscher als allgemein vorausgesetzt und so untersucht wird, daß alle Erscheinungen als Resultate des Zusammenwirkens einfacher Actionen sich darstellen sollen, die man durch Schlüsse zu finden bestrebt ist, nachdem man das Zusammenwirkende so weit als möglich zu isoliren gesucht hat.

Die Auffassung des Causalverhältnisses geht aus von der Vorstellung der Kraft, unter welcher zunächst nichts Anderes verstanden wird als das sinnliche Muskelgefühl welches wir aus eigener Erfahrung kennen. Würden wir weder dieses Gefühl der Anstrengung bei eigener körperlicher Thätigkeit kennen lernen noch jemals eine Täuschung unsrer Wünsche und der Anticipationen des Künftigen durch die sinnliche Wahrnehmung erfahren, so könnten die Vorstellungen von Kraft und Ursache uns gar nicht entstehen. Zuerst muß eine Täuschung dieser Art den Vorstellungsverlauf unterbrechen und anhalten. Zu dieser Unterbrechung die unsrem Vorstellen einen Zwang anthut durch das Erscheinen des Unerwarteten, wird eine Kraft als Ursache hinzugedacht, sobald die Erfahrung hinreichend geläufig und allgemein geworden ist, daß zu allen Veränderungen die wir selbst in der Außenwelt (d. h. in unsrem jedesmal gegenwärtigen sinnlichen Wahrnehmungskreise) hervorzubringen im Stande sind, ein gewisses

Muskelgefühl gehört. Dieses Gefühl der Anstrengung bleibt stets die Grundlage der Vorstellung der Kraft, wir übertragen es mit psychologischer Nothwendigkeit auf die äußeren Dinge — denn wie wir sie, obwohl nicht ohne Anstrengung, zu dem nöthigen was sie nicht von selbst thun, so scheinen sie auch einander gegenseitig zu nöthigen, wenn Ungewöhnliches, oder uns selbst, wenn Unerwünschtes geschieht. Die Vorstellung der Kraft beruht demnach nur auf dieser Analogie mit unsern Muskelgefühlen. Ohne diese würden wir in der Außenwelt nichts erblicken, als eine bloße Succession von Erscheinungen. Es erklärt sich hier warum wir später uns genöthigt finden zu jeder Veränderung eine Kraft hinzuzudenken durch die sie hervorgebracht wird, denn die Erfahrung daß das Eingreifen in die Vorgänge der Außenwelt von unsrer Seite von einem Muskelgefühle begleitet wird, ist eine Regel ohne Ausnahme. Ebenso ist ersichtlich warum wir ruhende und thätige Kräfte unterscheiden; die Dinge sollen Kräfte haben, wenn deren Wirksamkeit sich auch gegenwärtig nicht zeigt, wir denken sie uns gleichsam als immer auf dem Sprunge stehend zum Handeln, gerade so wie wir selbst uns erscheinen als willkürlich eingreifend in den Naturlauf an diesem oder jenem Punkte, zu dieser oder jener Zeit. Wir denken uns endlich die Kräfte die wir den Dingen zuschreiben als das innere Wesen derselben, weil alle äußere Gestaltung und deren Wechsel als von ihnen abhängig erscheint.

Bei der Auffassung aller derjenigen Veränderungen welche sehr allmälig von Statten gehen, tritt die Vorstellung der Kraft gar nicht oder erst in Folge eines Schlusses hervor, wenn wir nämlich nach einem längeren Zeitraume die Veränderung eingetreten finden ohne jedoch in ihrem Verlaufe sie beobachtet zu haben. Dies führt auf den Unterschied zwischen den Vorstellungen der Kraft und der Ursache. Die erstere entsteht uns hauptsächlich bei der Anschauung plötzlicher großer Veränderungen und ganz vorzüglich bei der Wahrneh-

mung räumlicher Bewegungen. Die uns bekannten Kräfte werden ursprünglich alle als bewegende vorgestellt, weil die von uns selbst ausgehenden Kraftäußerungen sich zum größten Theile als bloße Bewegungsursachen darstellen. Dagegen giebt es in der Natur auch eine große Menge scheinbar wenigstens rein qualitativer Veränderungen, die durch eine Reihe unbeobachtbarer Gradationen fortschreiten, so daß erst in deren Resultat uns die Veränderung als bereits geschehen und vollendet entgegentritt. Die Vorstellung der Kraft kann in diesen Fällen uns nicht entstehen, weil für sie die Analogie mit unsrer eigenen Wirkungsweise fehlt. Wir beobachten die Veränderungen dieser Art sowohl in der Außenwelt als an den Zuständen unsres eigenen Leibes, aber immer nur sprung- und stückweise. Sie finden sich stets gebunden an eine Menge von besonderen Umständen und Verhältnissen, mit denen sie theils associirt theils complicirt werden, so z. B. das Wachsen einer Pflanze erscheint als gebunden an das Vorhandensein eines Samenkorns von bestimmter Beschaffenheit in der Erde, an eine gewisse Qualität des Bodens, an Witterungsverhältnisse und dergl. Diese begleitenden Umstände werden anfangs nur ungenau aufgefaßt und erscheinen zuerst nur als beiläufig. Es drängt sich jedoch bei einiger Aufmerksamkeit und mehrfacher Erfahrung die Bemerkung auf, daß mit der Abwesenheit eines oder mehrerer dieser Umstände immer auch eine Verschiedenheit des Resultates sich verbunden zeigt. Je mehr sich solche Beobachtungen häufen, desto klarer bildet sich die Vorstellung von Bedingung und Erfolg aus, deren Verhältniß nur positiv ausgedrückt (denn der Begriff der Bedingung ist ein negativer) das Verhältniß von Ursache und Wirkung ist.

Bei der geringen Schärfe und mangelhaften Umsicht mit welcher die Bedingungen der einzelnen Phänomene im gemeinen Leben aufgefaßt zu werden pflegen, kann es uns nicht wundern, daß für dieselbe Erscheinung, in dem erwähnten

Falle nämlich bald das Samenkorn, bald der Boden, bald Regen und Sonnenschein als ausschließliche Bedingung angegeben werden, da für unser Vorstellen bald das Eine bald das Andere allein oder doch vorzugsweise als das Wesentliche hervortritt. Daß die in Rede stehende Reihe von Veränderungen wirklich producirt wird durch diese Ursachen einzeln genommen oder durch deren Zusammenwirken, ist eine Voraussetzung deren Entstehung aus einer Reihe von negativen hypothetischen Urtheilen im Obigen zwar nachgewiesen, welche aber keineswegs hiermit zugleich als objectiv gültig aufgezeigt ist. Woher die Nothwendigkeit rührt dem Causalzusammenhange objective Bedeutung zuzuschreiben ergiebt sich aus der Vorstellung der Causalität selbst, deren Inhalt eben dies ist, daß ein äußerer Gegenstand, ein Ereigniß oder ein gewisser Complex von Ereignissen als objective Voraussetzung (Bedingung) eines anderen betrachtet wird; denn indem unsre sinnlichen Vorstellungen (wie im zweiten Abschnitte gezeigt) nach außen projicirt und dadurch in objective Dinge umgestaltet werden, muß auch die Art ihres an sich rein subjectiven Zusammenhanges, sobald er von uns bemerkt wird, sich verändern und die Form eines objectiven Bandes unter den Dingen selbst annehmen — und dies ist es eben was sich als Causalität uns darstellt. Der letzte Grund der Nothwendigkeit dieser Vorstellungsweise liegt also in dem Nachaußenversetzen der sinnlichen Vorstellungen.

Die objective Gültigkeit des Causalzusammenhanges beweisen kann überhaupt nichts heißen als beweisen daß wir das Causalgesetz als objectiv wirklich zu denken genöthigt sind, und dieser Beweis ist durch das Vorhergehende bereits gegeben. Ob ein solcher Zusammenhang unabhängig von unsrem Denken objectiv vorhanden sei, würde überhaupt eine thörichte Frage sein, wie alle anderen Fragen nach Objectivität in diesem Sinne, da eine solche Objectivität in der strengen Bedeutung des Kantischen Dinges an sich ein reines Nichts

ist, wenigstens für uns; denn es ist widersprechend durch Denken über irgend etwas entscheiden zu wollen das von unsrem Denken unabhängig ist. Mag es daher auch gewagt klingen, so bleibt es doch wahr, daß Alles objectiv ist was und lediglich weil wir es als objectiv zu denken genöthigt sind. In Rücksicht des Causalgesetzes liegt der Grund dieser Nöthigung in der Projection der sinnlichen Vorstellungen nach außen, und fühlbar wird dieselbe namentlich dadurch, daß der sinnliche Stoff selbst auf welchen das Causalgesetz seine Anwendung findet, weder ein Product der psychologischen Gesetze als solcher noch durch uns selbst in irgend einer Weise willkürlich bestimmbar ist; wir können ihn nicht schaffen, nicht ändern, wir müssen ihn nehmen wie er uns gegeben wird, müssen abwarten was für Erscheinungen und in welcher Ordnung sie aus gewissen Bedingungen resultiren werden, es steht uns nicht frei was wir als die Wirkung gewisser Ursachen und was als Ursachen einer bestimmten Wirkung ansehen wollen.

Durch die sinnliche Wahrnehmung für sich allein kann nur Factisches, also weder eine einzelne Causalität als solche noch auch die Realität des Causalzusammenhanges überhaupt gegeben werden, denn der Begriff der Ursache bezeichnet nicht selbst Thatsächliches, sondern eine bestimmte Art und Weise des objectiven Zusammenhanges. So unabhängig aber auch der Causalbegriff von der Materie des Vorstellens ist, so abhängig ist er von dessen Form, von den psychologischen Gesetzen nach denen sich die Verarbeitung des sinnlich gegebenen Stoffes richtet; er ist ganz und gar ein Product dieser Gesetze, denn wenn ein äußeres Phänomen nie eintritt ohne daß ein bestimmtes andere ihm vorausgegangen ist, so nöthigt uns ein psychologisches Gesetz den innigen Zusammenhang der Vorstellungen welcher auf diese Weise entsteht, mit den Vorstellungen selbst nach außen zu setzen als einen ursächlichen Zusammenhang, obwohl in der Außenwelt (im Stoffe der Erfahrung) an keinem Punkte ein objectives Band sich nachweisen läßt durch

das jener Zusammenhang vermittelt würde, und zwar um so weniger als abgesehen von Folgerungen die ganz auf empirischen Daten beruhen, nicht die geringste Vermuthung darüber möglich ist welcher Erfolg und auf welche Weise er aus gegebenen Bedingungen sich entwickeln werde. Diese merkliche Lücke unsrer Einsicht in den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung versucht man in den Naturwissenschaften nicht selten zum Nachtheile ihres weiteren Fortschreitens durch den Begriff der Kraft auszufüllen.

Insofern der Causalbegriff empirisch nicht gegeben werden kann, sondern ein Product der psychologischen Gesetze ist, die auf den empirischen Stoff angewendet werden ohne durch dessen besondere Beschaffenheit bedingt zu sein, kann er ein a priori gegebener heißen. Zwar ist er nicht eine Form des Geistes im Kantischen Sinne, eine schon vor aller Erfahrung fertige Disposition desselben welche zu ihrer Bethätigung und Erfüllung nur noch wartete auf den durch die sinnlichen Erscheinungen ihr darzubietenden Stoff, sondern eine Form der Auffassung der Phänomene von der sich das Denken nie losmachen kann, weil sie selbst erst ein nothwendiges Product und damit zugleich ein Gesetz der Entwickelung eines jeden denkenden Wesens als solchen ist. Diese ganze Entwickelung selbst geht, wie wir gesehen haben, immer und nothwendig aus vom empirisch Gegebenen. Es ist daher in Rücksicht eines jeden psychischen Gebildes und also auch des Causalbegriffes eine Unrichtigkeit, wenn eine absolute Unabhängigkeit desselben von allem Empirischen behauptet wird, denn es würde in jeder Behauptung dieser Art eine Übertreibung liegen, da es keine Gesetze der Verarbeitung eines Stoffes geben kann, wenn nicht dieser selbst bereits vorhanden ist. Apriorische Begriffe in dem Sinne, daß sie von den Gesetzen für sich allein producirt würden denen die Entwickelung des Geisteslebens unterworfen ist ohne alle Mitwirkung irgend welches empirischen Stoffes — solche Begriffe kann es gar nicht geben, weil Stoff

und Form der psychischen Gebilde weder auf diese Weise getrennt vorhanden sind noch auch von der denkenden Betrachtung so voneinander abgesondert werden dürfen als wäre jener die objective Grundlage, diese aber die subjective Zuthat und als käme erst durch ein Zusammenwirken dieser beiden ursprünglich unabhängig voneinander schon bestehenden Factoren unser inneres Leben zu Stande. Vielmehr existiren die Gesetze der Verarbeitung des sinnlich gegebenen Stoffes von diesem gesondert nur für unsre trennende Reflexion, in der That und Wahrheit aber haben sie ihr Bestehen nur an und mit dem Stoffe; einige derselben aber sind bedingt durch eine besondere Beschaffenheit dieses Stoffes, andere dagegen sind von allen besonderen Eigenthümlichkeiten desselben unabhängig und können deshalb, insofern sie dies sind und nur empirischen Stoff überhaupt voraussetzen auf welchen sie ihre Anwendung finden, apriorische heißen. Es wird nöthig sein dies noch kurz zu erläutern.

Daß sich Complicationen bilden, daß Gefühle, Begierden, Affecte entstehen und einen individuell bestimmten eigenthümlichen Inhalt haben, dies hängt theils von dem besondern Inhalte ab den die einzelnen Vorstellungen besitzen durch deren Zusammenwirken jene Gebilde entstehen, theils und hauptsächlich von der Art und Weise auf welche sich diese Vorstellungen zusammenfinden, von den Umständen unter welchen dies geschieht, von der Ordnung in welcher und von den inneren gegenseitigen Verhältnissen durch welche sie aufeinanderwirken. Ähnlich verhält es sich zwar auch mit den Raumvorstellungen, da diese nur durch die besondere Beschaffenheit der Gesichts- und Tastvorstellungen möglich werden, während die durch Gehör, Geruch und Geschmack vermittelten hierzu nichts beitragen, aber gleichwohl ist der Raum als eine allgemeine und nothwendige Vorstellungsweise zu betrachten, obwohl nur für den sinnlichen Vorstellungskreis, weil innerhalb desselben der Gesichtssinn ein so bedeutendes Über-

gewicht über alle anderen erlangt, daß er für unsre sinnliche Weltansicht allein maßgebend wird. Der Begriff der Causalität dagegen ist in seiner Entstehung nicht bedingt durch besondere Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse einzelner Arten von Vorstellungen, sondern er muß sich überall bilden (sei es nun leichter oder schwieriger) wo die Beobachtung einer unwillkürlichen Regel des Wechsels seiner Vorstellungen einem denkenden Wesen sich aufdrängt, mögen selbst diese Vorstellungen nach außen projicirt als objective Dinge erscheinen oder nicht. Daher stammt die Nothwendigkeit und vollkommene Allgemeinheit des Causalbegriffs, während die des räumlichen Vorstellens auf das sinnliche Gebiet beschränkt bleibt, denn wo es sich um Intensives, um Werthbestimmungen, Zwecke, Begriffe, Gefühle handelt, da kann zwar das Räumliche als Bild und Analogie zur Verdeutlichung gebraucht, nie aber als Grund oder Mittel zur Erkenntniß des Wesens dieser ihm heterogenen Gegenstände angewendet werden.

Als a priori gegeben kann demnach ein Begriff nur betrachtet werden, wenn er ein allgemeines Gesetz des Vorstellungszusammenhanges überhaupt darstellt, so daß geordnetes Denken überhaupt erst durch die Befolgung und in dem Maaße der Befolgung dieses Gesetzes möglich wird. Dies gilt vom Causalbegriff, denn erst durch ihn (resp. durch die Begriffe von Grund und Folge) wird ein allgemeiner Zusammenhang unsrer Vorstellungen ihrem Inhalte nach möglich. Daher ist aber auch dieser Begriff streng genommen der einzige rein apriorische: seine Realität und allgemeine Anwendbarkeit beruht nicht auf einem Glauben oder einer Wahrscheinlichkeit, sondern auf subjectiver Nothwendigkeit.

Dieselbe Bedeutung welche für das Wesen der Dinge dieses objective Band unter ihnen hat, das Causalverhältniß, besitzt subjectiv genommen der Zusammenhang der Gedanken nach ihrem Inhalt, das Verhältniß von Grund und Folge. Beide Verhältnisse stehen miteinander in der innigsten Wech-

selbeziehung, da unsre Erkenntniß stets auf analytischem Wege von den thatsächlich gegebenen Wirkungen zu den Ursachen fortschreiten muß, so daß jene als Gründe betrachtet und diese als deren Folgen aus ihnen abgeleitet werden. Die umgekehrte synthetische Methode kann entweder nur nach Vollendung der Analyse angewendet werden oder ist nur von hypothetischem Werthe, d. h. die Resultate die sie liefert, sind nur unter der Voraussetzung richtig, daß die Folgerungen die sie macht und überhaupt gestattet, mit den Thatsachen zusammentreffen welche erfahrungsmäßig gegeben waren und zur Erklärung aus ihren Ursachen vorlagen. Dieser letztere Weg ist es den wir in der Psychologie verfolgt haben. Nur in den Fällen in welchen unsre Gedanken selbst unmittelbar productiv werden, beim Wollen das die That hervortreibt, fallen Gründe und Ursachen zusammen, die Gründe des bewußt gewollten Handelns sind zugleich auch die Ursachen desselben. Sind uns aber die Motive (Ursachen) des eigenen oder fremden Handelns unbekannt, so bleibt auch hier wie überall in der Naturbetrachtung nur der analytische Weg der Erkenntniß übrig, daß wir von den Wirkungen aus auf sie schließen, so daß auch hier das der Zeit und seiner Natur nach Spätere das Begründende, das der Zeit und seiner Natur nach Frühere dagegen die Folgerung wird.

Es reicht nicht hin sich im Allgemeinen davon überzeugt zu halten, daß jede Erscheinung des äußeren und inneren Lebens bestimmten Ursachen ihre Entstehung verdanke, sondern es muß auch ermittelt werden welche Ursachen den einzelnen Phänomenen zum Grunde liegen, an welche Bedingungen ihre Wirksamkeit geknüpft ist. Die Lösung dieser allgemeinen Aufgabe fällt den Naturwissenschaften zu. Sie wird angebahnt durch Schlüsse der Induction, durch welche die Allgemeinen Regeln oder Gesetze der räumlichen und zeitlichen Folge der Erscheinungen festgestellt werden. Ist dies geschehen, so wird zur Aufsuchung der Ursachen selbst fortgeschrit-

ten durch Schlüsse der Exclusion. Man sucht das Phänomen zu theilen bis es sich durch Theilung nicht weiter vereinfachen läßt oder unterläßt die Theilung wenn es durch eine Zergliederung selbst zerstört werden würde. Alles kommt nun darauf an die Umstände und Bedingungen durch deren Zusammenwirken es entsteht, einzeln in unsre Gewalt zu bekommen, denn durch eine vollständige Isolation derselben wird es allein möglich zu erkennen, welcher Complex von Ursachen einer bestimmten Wirkung zugehört und welche Bedingungen dagegen für das Zustandekommen eines gewissen Effectes unwesentlich oder unwirksam sind. Die Ausschließung dieser letzteren liefert alsdann unmittelbar den Nachweis der Menge und Art der Ursachen welche das zu erklärende Phänomen produciren. Die Schlüsse selbst sind hierbei äußerst einfach und ihrem größten Theile nach durch die Anschauung gegeben; was dagegen sich oft als unendlich schwierig oder unmöglich zeigt, ist die reine Isolation der zusammenwirkenden Agentien.

Die große Wichtigkeit des Causalbegriffes für die Entwickelung der Intelligenz überhaupt zeigt sich leicht in Rücksicht des Schließens und der Begriffsbildung. Unter allen Schlüssen nämlich sind die Schlüsse auf Ursachen diejenigen, welche für das Verständniß der uns umgebenden Welt und unsrer selbst das Bedeutendste leisten. Wie fruchtbar die Verfolgung dieses Weges für das gesammte Geschäft der Begriffsbildung ist, ergiebt sich theils unmittelbar aus dem Vorstehenden — denn bald führen die naturwissenschaftlichen Schlüsse auf ganz neue Anschauungen und Vorstellungsweisen, bald bereichern und vertiefen sie diejenigen welche wir bereits besitzen; man vergleiche z. B. die Vorstellung vom Menschen die der Anatom und Physiolog sich erworben hat mit der des gemeinen Mannes — theils zeigt es sich in den Forderungen welche von Seiten der Causalbetrachtung an die Inhaltsbestimmung der Begriffe gemacht werden. Man verlangt nämlich zur vollständigen Bestimmung eines jeden Begriffes, der

auf objective Bedeutung Anspruch macht, mit Recht, daß von ihm nachgewiesen werde sowohl durch welchen physikalischen Causalzusammenhang das Object zu Stande komme auf das er sich bezieht, als auch durch welches psychologische Causalverhältniß er selbst zu Stande komme. Erst wenn diese beiden Aufgaben gelöst sind, kann der betreffende Begriff als vollendet angesehen werden. Dieses Geschäft wird angefangen, obwohl keineswegs vollkommen ausgeführt, durch die sogenannten genetischen Definitionen, und daher kommt es daß man diese allen anderen Begriffserklärungen vorzieht.

§. 52.

Der Causalität sehr nahe steht die Zeit; denn obwohl es richtig ist daß Ursache und Wirkung mit vollkommener Schärfe aufgefaßt als absolut simultan vorgestellt werden müssen, wenn nicht eine durch nichts wieder auszufüllende Kluft zwischen beiden entstehen soll, so läßt sich doch das gemeine Denken zu dieser Vorstellungsweise keineswegs geneigt finden, vielmehr hält es in den meisten Fällen die zeitliche Folge des Früheren und Späteren für unzertrennlich vom Causalverhältniß. Die Ursache davon liegt theils in einer ungenauen Fassung des Causalbegriffes selbst, theils aber auch in der psychologischen Nothwendigkeit zweierlei das als verschieden vorgestellt wird, nicht absolut gleichzeitig, sondern nur nacheinander als Erstes und Zweites vorstellen zu können. Es bleibt deshalb für uns immer ein bloßes Postulat, dem wir vollständig zu genügen nicht im Stande sind, daß Ursache und Wirkung als durchaus simultan gedacht werden sollen; denn dächten wir sie in der That einmal simultan, so könnten wir nicht mehr Zwei, Ursache und Wirkung, sondern entweder nur Eins von beiden oder ein Mittleres gedacht haben, das im Grunde weder das Eine noch das Andere wäre.

Wodurch es möglich wird eine bloße Zeitreihe von einer

Causalreihe zu unterscheiden, ergiebt sich aus dem Vorigen. Da es nämlich zur Entstehung der Vorstellung eines ursächlichen Zusammenhanges wesentlich war, daß die einzelnen Glieder der vorliegenden Erscheinungsreihe (man denke sich z. B. einen beliebigen Naturprozeß) in keiner andern Ordnung und mit keinen anderen Antecedentien jemals auftreten können außer denjenigen welche auch der gegenwärtige Fall zeigt, so können alle Reihen deren Glieder willkürlich versetzbar sind oder Einschiebungen und Weglassungen einzelner Theile wenigstens zulassen, wenn sie auch sonst eine sich gleichbleibende bestimmte Ordnung besitzen (wie z. B. die natürliche Reihe der Zahlen oder der Buchstaben des Alphabets), niemals Veranlassung geben einen Causalzusammenhang unter ihren Gliedern aufzusuchen. Als Zeitreihen dagegen werden sie immer noch sich darstellen können.

Kant hat die Zeit als die Form des inneren, den Raum als die des äußeren Sinnes bezeichnet. Abgesehen von der Unklarheit die in dem Begriffe einer Form des inneren Sinnes liegt und von dem Übelstande, daß man hiernach Geruch, Gehör und Geschmack zu den äußeren Sinnen nicht würde zählen dürfen, weil ihre Objecte als solche gar nicht räumlicher, extensiver Natur, sondern bloße Intensitäten sind, enthält jene Behauptung die ganz richtige Hinweisung darauf, daß der Raum durch die Einrichtung der äußeren Sinne, die Zeit dagegen durch den bloßen Vorstellungsverlauf in unsrem Innern bedingt ist. Halten wir uns hier ausschließlich an das Letztere, da vom Raume schon ausführlich gehandelt worden ist, so läßt sich zunächst leicht darthun, daß die Zeit so wenig als der Raum für einen a priori bestimmten Begriff in dem früher (§. 51) angegebenen Sinne gehalten werden darf, denn er verdankt seine Entstehung, wie sich zeigen wird, keineswegs einem allgemeinen Gesetze des Vorstellungszusammenhanges überhaupt, sondern einem eigenthümlichen Zusammentreffen besonderer Umstände, das zwar nicht selten, doch aber nicht von

der Art ist, daß es durch den Inhalt der Vorstellungen selbst oder durch die Gesetze nach denen sie sich verbinden, allgemein nothwendig gemacht würde. Möchten nämlich die Vorstellungen in der That zeitlich aufeinander folgen, durch diese Succession für sich betrachtet, würde uns die Vorstellung des Zeitlichen nicht entstehen können. Die Gesetze nach denen sich ihr Zusammenhang richtet, scheinen ebenfalls dies nicht unmittelbar bewirken zu können; denn sie möchten sein welche sie wollten, immer würden sie nur die aufeinanderfolgenden Vorstellungen selbst zu produciren vermögen, nicht aber die Vorstellung einer solchen Folge selbst. Kämen nicht gewisse Gemüthszustände noch hinzu, welche auf einer besonderen Art des Conflictes der Vorstellungen und Vorstellungsreihen beruhen, diesen selbst aber unwesentlich und zufällig sind — wie Erwartung, Ungeduld, Langweile —, so würden Vorstellungen des Zeitlichen sich nicht erzeugen. Je geringere Abstufungen und Haltpunkte der Verlauf unsres inneren Lebens zeigt, desto weniger werden Zeitabschnitte in demselben hervortreten können. Dies führt uns dem Ursprunge der Vorstellungen des Zeitlichen näher.

Wer sich gut unterhalten findet und wer sich in einen Gegenstand mit seinen Gedanken vertieft, bemerkt nichts vom Zeitverlauf. Nur in dem Maaße in welchem wir gehindert werden und aufhören uns mit dem Inhalte der Vorstellungen ausschließlich zu beschäftigen, können Zeitvorstellungen entstehen. Die Frage nach dem Ursprunge der letzteren ist daher enthalten in der andern Frage, wie es möglich sei daß wir von dem Vorstellungsinhalte abzusehen und die Form oder die Art und Weise des Verlaufs unsrer inneren Thätigkeiten zu bemerken im Stande sind. Es liegt hierin, wie man sieht, der erste Ansatz zur Selbstbeobachtung und zum Bewußtsein. Zugleich ist dies der Grund warum von der Entstehung der Zeitvorstellungen in der Psychologie erst da geredet werden kann, wo die Erklärung der höheren geistigen Ausbildung

gegeben werden soll, während die Raumvorstellungen eine weit frühere Stelle angewiesen erhielten, da sie unmittelbar aus den sinnlichen Wahrnehmungen erwachsen. Es geht daraus hervor, daß es ein sehr erheblicher psychologischer Fehlgriff ist, wenn Raum und Zeit als coordinirt behandelt werden. Einige Aufmerksamkeit in der Beobachtung der Thiere kann dies als unstatthaft zeigen; denn so offenbar ein hoher Grad der Ausbildung den Raumvorstellungen vieler Thiere zugesprochen werden muß, so mangelhaft und oft gar nicht einmal nachweisbar sind ihre Zeitvorstellungen. Dasselbe bestätigt sich auch am menschlichen Kinde. Die Vorstellungen des Zeitlichen bilden sich bei ihm verhältnißmäßig spät; denn ein Ansatz dazu zeigt sich erst, wenn die Vorstellungen des Räumlichen schon vollständig entwickelt sind und große Genauigkeit erlangt haben. Mit der Zeit pflegt es daher dem Kinde zu gehen wie mit allen schwierigern Begriffen, es erhält früher das Wort als den zugehörigen Begriff selbst. Dieser wird ihm erläutert durch Beispiele, besonders durch Beobachtung der Uhr und der Tageszeiten. Belehrung durch Andere muß ihm zu Hülfe kommen. Erst durch diese wird seine Aufmerksamkeit auf das gelenkt worauf es hauptsächlich ankommt, es wird angeleitet in seinem Vorstellungskreise dasjenige aufzusuchen und zu combiniren was ohne diese Anleitung unbeachtet und unfruchtbar vereinzelt geblieben sein würde. Aber auch so pflegt beim Kinde die Schätzung von Zeiträumen immer noch sehr mangelhaft und wenig übersichtlich auszufallen, wovon der Grund hauptsächlich darin zu suchen ist, daß es sich außer Stande befindet seine Vorstellungswelt objectiv sich gegenüberzustellen, weil es zu sehr von dem Inhalte seines Vorstellens selbst in Anspruch genommen wird.

Ist dasjenige richtig was oben über die Entstehung der abstracten Vorstellungen überhaupt gesagt worden ist, so versteht es sich hier von selbst, daß nicht der abstracte Begriff der Zeit, welcher die schwierigen Merkmale der Continuität

und Unendlichkeit enthält, das Erste und Unmittelbare ist das sich aus den uns bis jetzt bekannt gewordenen psychischen Gebilden entwickelt, sondern was zunächst entsteht können nur Vorstellungen erfüllter Zeitstrecken oder Zeitpunkte sein. Ebenso verhält es sich mit dem der Zeit verwandten Begriffe der Zahl: dem psychologischen Entwickelungsgange nach giebt es früher benannte Zahlen und diesen analog benannte Zeiten als unbenannte. Ferner kann die Behauptung nicht befremden, daß das Kind sich anfangs keineswegs den Verlauf der Zeit als einen ununterbrochen fortgehenden denkt, wie ja auch derjenige welcher eine benannte Zahl vorstellt, der Möglichkeit nicht zugleich inne wird die Reihe der Zahlen in's Unbegrenzte fortzusetzen. Vielmehr stellt sich das Kind die Zeit wie den Raum zuerst vor als abgeschlossen in einer Strecke von bestimmter Ausdehnung und was als außerhalb dieser Strecke liegend gedacht werden könnte das tritt in sein Vorstellen überhaupt noch nicht ein. Der Gegensatz des Begrenzten und Unbegrenzten wird anfangs von ihm gar nicht aufgefaßt, die Zeit welche es kennt, ist ihm nur so lang als die Menge der Ereignisse erfordert die innerhalb derselben Platz nehmen und als succedirend vorgestellt werden; denn es gilt dasselbe sogar vom Erwachsenen, daß er nämlich nur diejenige Zeit als Zeit wirklich erlebt, innerhalb deren er die Succession der Ereignisse als solche beobachtet, während der Ablauf der ganzen übrigen Zeit, während welcher er z. B. schläft oder mit einem bestimmten Gedankeninhalte beschäftigt ist, von ihm nur schlußweise vorausgesetzt und supplirt wird. Es geht uns hier wie überall: aus einigen wenigen Beobachtungen die wir wirklich gemacht haben, erlauben wir uns einen Schluß nach der Analogie auf ein allgemeines und nothwendiges Gesetz, wenn wir uns im Stande glauben diese Beobachtungen willkürlich oft und unter allen Umständen erneuern zu können ohne dabei besorgen zu müssen daß einmal ein verschiedenes Resultat zum Vorschein komme.

Um jedoch nicht schon hier vorgreifend auf die Entstehungsweise der abstracten Vorstellung der Zeit einzugehen, ist es nöthig zuerst näher anzugeben was unter benannter Zeit zu verstehen ist. Die Zeit hat für uns stets die Form einer Reihe, und selbst wenn sie nicht als abfließend, sondern als stehend, als Dauer gedacht wird, liegt doch die Reihenform, wie sich zeigen wird, stets zu Grunde. Obwohl nun unser Vorstellen immer eine Reihe von einzelnen, in verschiedener Weise miteinander zusammenhängenden Vorstellungen ist und sich einem draußen stehenden Beobachter als solche darstellen müßte, so bleibt es doch eine nicht geringe Schwierigkeit zu erklären, wie es *sich selbst* als eine solche Reihe erscheinen könne; und dies ist es eben was man benannte Zeit nennen kann, eine Reihe von Vorstellungen die uns selbst als eine Reihe sich darstellt, als ein Vieles innerhalb dessen wir die Unterschiede des Früheren und Späteren machen.

Solange wir bei der unmittelbaren Anschauung äußerer Gegenstände und ihrer Veränderungen stehen bleiben, kann ein Zeitverlauf nicht bemerkt werden; denn damit dies möglich sei, darf der Blick nicht lediglich nach außen gewendet bleiben, sondern muß vielmehr auf die Veränderungen unsres eigenen Innern sich richten. Auf welche Weise diese Umkehr des Blickes von außen nach innen zu Stande kommt, zeigt sich an der Combination zweier Vorgänge, welche wir einzeln genommen schon kennen gelernt und erklärt haben, daher ihre Combination dem Verständnisse jetzt keine Schwierigkeit mehr bietet. Diese Vorgänge sind das Fühlen und das Urtheilen. Es entstehen nämlich Urtheile durch welche gewisse Gefühle ausgesprochen werden. Hierher gehören insbesondere die Urtheile gespannter und getäuschter Erwartung. Durch diese werden die Vorstellungen des »Noch nicht« und des »Nicht mehr« erzeugt, welche den Charakter des Zeitlichen unzweifelhaft an sich tragen. Dies bedarf einer weiteren Auseinandersetzung.

Das Gefühl der Erwartung entsteht uns wenn eine zur Evolution kommende Vorstellungsreihe durch die sinnliche Wahrnehmung darin aufgehalten wird, indem uns diese zu einem längeren Verweilen bei einzelnen Gliedern der Reihe nöthigt als das psychologische, von den jedesmaligen äußeren Veränderungen unabhängige Gesetz ihres Ablaufes verlangt. Haben die Glieder der Reihe durch Einzelbetrachtung derselben sich bereits gehörig voneinander gesondert und ein selbstständiges Bestehen erlangt, so sind uns Urtheile möglich über ihre gegenseitigen Verhältnisse und Beziehungen. Durch diese Urtheile werden dann die in unsrem Vorstellen entstehenden Lücken und Ruhepunkte ausgefüllt, es wird durch sie die von der gespannten Erwartung anticipirte Vorstellung auf die gegenwärtige sinnliche Wahrnehmung bezogen. Die allgemeine Form dieser Urtheile ist: »a ist noch nicht b«, oder ohne Zeichen: »die sich aufdrängende Vorstellung wird noch nicht bestätigt durch die gegenwärtige Wahrnehmung«. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Man will den Aufgang der Sonne oder des Mondes beobachten und sieht dabei zuerst den Glanz der von einer Stelle des Horizontes in abgestufter Stärke ausgeht. Dieser nimmt an Intensität allmälig zu, aber die anticipirte Vorstellung des Maximum seiner Stärke muß lange warten bis sie durch die Anschauung bestätigt wird, und nachdem dies geschehen ist, zögert wiederum die sinnliche Wahrnehmung die ihr vorausgeeilte Vorstellung der ganzen Scheibe zu bewahrheiten. Die Stagnation welche unsrem Vorstellen in beiden Fällen geboten wird durch die Wahrnehmung, bringt eine ausdrückliche Beziehung dessen was in uns vorgeht auf das was außer uns geschieht hervor, diese Beziehung zeigt sich als ständig und als solche wird sie ausgesprochen in den Urtheilen »die Sonne ist noch nicht da« und »die Sonne ist noch nicht ganz da«. Das angehaltene Vorstellen macht dem durch das Gefühl der Erwartung verursachten Druck gleichsam Luft an diesen Haltpunkten

durch das Urtheilen. Es bedarf nur einer beiläufigen Erwähnung daß das negative Urtheil sich je nach der Beziehung aus der es hervorgeht, leicht in ein positives verwandelt. Das »Noch nicht« geht alsdann über in das »Immer noch«. Im vorliegenden Beispiel: »die Sonne ist immer noch hinter dem Berge«.

Auf ganz analoge Weise entsteht durch das Urtheilen die Vorstellung des »Nicht mehr,« welche ebenso die Beziehung einer hervorgetriebenen Vorstellung auf eine ihr entsprechende Wahrnehmung bezeichnet die uns versagt bleibt. Auch hier ist die Veranlassung zum Urtheil erst dadurch gegeben, daß das Wahrgenommene den Vorstellungsverlauf hemmt und zum Stillstand nöthigt. Besonders fühlbar macht sich diese Hemmung wenn der bisherige ungehinderte Ablauf der Wahrnehmungen mit einem sinnlichen oder ästhetischen Lustgefühl verbunden war, dessen ungestörte Fortdauer Object eines Begehrens wird. Die bloße Anschauung eines interessanten Gegenstandes, das Spiel, angenehme Empfindungen deren Fortsetzung begehrt wird, können auf diese Weise Urtheile veranlassen in denen die Zeitvorstellung des »Nicht mehr« liegt, wenn der Contrast zwischen der bloßen Vorstellung und dem wirklichen Genusse der Wahrnehmung stark, frei stehend und anhaltend genug hervortritt. Die Urtheile der letzteren Art durch welche uns die Vorstellung des »Nicht mehr« entsteht, treten begreiflicher Weise in größerer Anzahl und meist früher auf als die des »Noch nicht«, weil zu jenen nicht erforderlich ist daß eine fertig ausgebildete und befestigte Vorstellungsreihe bereits vorhanden sei, durch welche eine bestimmte Erwartung begründet werde, während diese ohne eine solche gar nicht zu Stande kommen können. Die Entwickelung jeder Naturerscheinung, mag sie sich an einzelnen Gegenständen zeigen oder einen Einfluß im Großen und Ganzen auf die uns umgebende Welt ausüben, bietet vielfache Gelegenheit zur Bildung solcher Urtheile, und erst durch diese treten uns

dann die Vorgänge der Außenwelt reihenweise so auseinander, daß eine bestimmte Anordnung ihrer einzelnen Glieder bemerkt werden kann, indem sich zwischen dieselben jene Urtheile einschieben. Die Veränderungen welche sich uns darstellen, erhalten dadurch gewisse Einschnitte, ihre Kette wird unterbrochen durch die Ruhepunkte die sich im Ablaufe unsrer Vorstellungen vermittelst des Urtheilens einstellen. Es erscheinen uns diese Ruhepunkte daher anfangs als objective Pausen, als wirkliche Absätze der ineinander übergehenden Veränderungen selbst, denn als Unterbrechungen unsrer Beobachtung der Erscheinungen können sie uns unmittelbar gar nicht bemerkbar werden, weil es nicht diese selbst ist welche wieder von uns beobachtet wird.

Hieraus ist ersichtlich auf welche Weise durch eine Anzahl mißlingender Versuche zur Verschmelzung des Erwarteten mit dem Wahrgenommenen sich in uns allmälig die Vorstellung einer Reihe von Veränderungen ausbildet; Veränderungen aber als Reihen aufgefaßt, sind benannte Zeit, Zeit die gleichsam gefärbt ist mit einem bestimmten Quale. Denn damit, daß vermittelst der eingeschobenen Urtheile, deren jedes sich an eine etwas veränderte sinnliche Wahrnehmung anlehnt, die einzelnen Glieder gehörig auseinandertreten und ihre fest bestimmten Plätze angewiesen bekommen, ist zugleich das Charakteristische der Zeit gegeben, daß eine Rückkehr von einem Gliede der Kette zu einem früheren nicht möglich ist, da der ganze Fortgang der äußeren Veränderungen welche zum Urtheilen veranlassen, durch willkürliche oder unwillkürliche Aufmerksamkeit weder angehalten, noch die einzelnen Glieder der Veränderungsreihe abwechselnd betrachtet werden können. Dagegen verhält sich dies wesentlich anders bei allen Vorstellungsreihen von räumlicher Art — nur die Bewegung ausgenommen, welche jedoch ebensosehr ein zeitliches Phänomen ist als ein räumliches. Es liegt hierin der Grund, weshalb Zeiträume (Dauer) als Complexe vieler Zeitpunkte weit schwe-

rer und später aufgefaßt werden als die Zusammenfassungen von Raumelementen zu Linien, Flächen und Körpern: diese gestatten eine öftere willkürliche Wiederholung der Einzelnheiten, sie halten Stand und die sinnliche Wahrnehmung führt uns sogar von selbst zu solchen Wiederholungen, durch deren Geläufigkeit dann die Zusammenfassung sehr bedeutend erleichtert wird, bei jenen dagegen treten die entgegengesetzten erschwerenden Umstände ein.

Es ist wichtig zu bemerken, daß die Zeitstrecken deren Entstehung wir nachgewiesen haben, ursprünglich nur aus Zeitpunkten sich zusammensetzen als deren Summen sie sich darstellen, daß demnach die Zeit anfangs nicht allein als eine Reihe von begrenzter Ausdehnung, sondern auch als discontinuirliche Größe erscheinen muß. Gleichwohl läßt sich von ihr so wenig als vom Raume behaupten (S. oben p. 208 f.), sie werde ursprünglich als discret vorgestellt, weil die Einschnitte welche durch das Urtheilen in den Faden unsrer Beobachtung der äußeren Veränderungen gemacht werden, diesen nicht zerschneiden, sondern höchstens einen Knotenpunkt desselben bezeichnen; aufmerksamere Beobachtung aber belehrt uns bald, daß die Veränderungen sich fortentwickeln ohne Rücksicht auf den Haltpunkt den wir in unsrem Vorstellen durch das Urtheil gemacht haben. Die Zeit ist demnach für uns ursprünglich weder stetig noch discret, weil dieser Gegensatz überhaupt erst für den Verstand des weiter entwickelten Beobachters existirt, nicht aber in der Seele des Kindes. Dem Kinde entstehen zunächst die Vorstellungen von Zeitpunkten, diese reihen sich aneinander, aber selbst nachdem dies geschehen ist, wird die Zeit von ihm weder als discret noch als stetig vorgestellt, weil die Frage ob sich zwischen jene Punkte etwas einschieben lasse oder nicht, von ihm noch gar nicht aufgeworfen werden kann. Was zwischen je zwei Punkten sich befinden mag, wird von ihm übersehen; deshalb liegen diese unmittelbar aneinander ohne daß jedoch von einer Unmöglichkeit sie durch

Einschiebung eines dritten und vierten zu trennen die Rede sein könnte. Die Schwierigkeit der richtigen Einsicht in diesen Punkt kommt hier wie an so vielen andern Stellen der genetisch verfahrenden Psychologie lediglich daher, daß es der Erwachsene nicht lassen kann seine sämmtlichen Reflexionen in die Seele des Kindes unbewußter Weise hineinzutragen. Wenigstens als Anlage, Fähigkeit oder Vermögen glaubt man ihr alles das andichten zu müssen was der Erwachsene in sich vorfindet; die wissenschaftliche Psychologie wird jedoch in ihrer Entwickelung nur in dem Maaße fortschreiten, in welchem man es über sich gewinnen lernt, sich aller unkritischen und voreiligen Übertragungen der inneren Thätigkeiten und Zustände des entwickelten Menschen auf die des Kindes zu entschlagen. Bequem waren solche Übertragungen freilich, daher die anscheinende Natürlichkeit und große Einfachheit, man möchte sagen die Naivetät der alten Psychologie, daher aber auch ihre Seichtigkeit und Werthlosigkeit.

Sollen Zeiturtheile in der angegebenen Weise entstehen, so begreift es sich leicht, daß weder die Spannung der Erwartung welche die eine Art derselben hervorbringt noch das Interesse an dem zurückgewünschten Objecte des Begehrens welches die Urtheile der andern Art veranlaßt, zu stark sein darf, etwa gar so intensiv daß die unmittelbare Folge desselben die Erregung eines Affectes ist, wie z. B. bei einer drohenden Gefahr, bei gänzlicher Vereitelung eines lange gehegten Wunsches u. dergl. Denn in diesen Fällen würde zwar immer noch dieselbe Beziehung zwischen der bloßen Vorstellung und der entsprechenden Wahrnehmung stattfinden, aber die Bildung des Zeiturtheils selbst würde, wenigstens so lange diese Denkform noch nicht vollkommen geläufig geworden ist, entweder gar nicht vor sich gehen, weil dann sogleich eine ganz überwiegende Beschäftigung mit dem Gedankeninhalte eintritt, oder wenn sie auch geschieht, wird sie doch sehr schnell vorübergehen und keine nachhaltige Wirkung für die Ausbildung

der Zeitvorstellungen ausüben können, weil für den Augenblick die Übermacht des ergreifenden Gefühls zu groß ist, als daß die besonderen Verhältnisse einzelner Vorstellungen gegeneinander uns nur bemerkbar werden könnten. Daher ist im Allgemeinen keine Gemüthslage der weiteren Ausbildung dieser Vorstellungen günstiger als diejenige, welche in Rücksicht der Schnelligkeit des Vorstellungswechsels überhaupt dem Affecte und der Leidenschaft gerade entgegengesetzt ist, nämlich die Langweile. Diese ist es hauptsächlich, welche uns zunächst auf die Vorstellung der zeitlichen Dauer führt, wie sich sogleich weiter zeigen wird.

Mit gehöriger Berücksichtigung der obigen Bemerkungen läßt sich die Entstehung der Zeitvorstellungen allgemein auf folgende Weise angeben. Was erwartet wird, ist entweder dem gegenwärtig Wahrgenommenen gleich oder von ihm verschieden. Wird die Erwartung getäuscht, so entsteht im ersten Falle die Vorstellung des »Nicht mehr«, da an die Stelle der erwarteten Verschmelzung der neuen Wahrnehmung mit der bisherigen vielmehr eine völlige Losreißung derselben von ihr tritt, im zweiten Falle die Vorstellung des »Noch nicht«, da das Streben der neuen Wahrnehmung zur Verschmelzung mit der ihr vorausgeeilten Vorstellung noch unbefriedigt bleibt.

Eine weitere Belehrung über die fernere Ausbildung der Zeitvorstellungen geben uns noch einige positive Ausdrücke des »Nicht mehr«, welche ein etwas complicirteres Verhältniß unsrer Erwartung zu den wirklich eintretenden Ereignissen bezeichnen. Haben sich nämlich Urtheile über einzelne Zeitpunkte so zahlreich gebildet, daß wir vermittelst derselben auf die vorhin bezeichnete Art die einzelnen Glieder einer Reihe von Ereignissen nach ihren Stellen unterscheiden und eine bestimmte Anordnung derselben bemerken, so können nun auch bestimmtere Erwartungen über die Stellung der Glieder einer Wahrnehmungsreihe selbst entstehen. Hieraus erklärt sich auf welche

Weise diejenigen Beziehungen zwischen Vorstellungen und Wahrnehmungen sich bilden, welche die Sprache durch »schon, erst, endlich« bezeichnet. Tritt nämlich eine Wahrnehmung ein die zwar erwartet wird, über deren Stelle wir uns aber so täuschen, daß die Erwartung derselben bei ihrem wirklichen Eintritte noch im Steigen begriffen war, so erhält die allgemeine Vorstellung des »Nicht mehr« dadurch eine solche Modification, daß sie in die specielle des »Schon« übergeht. Ebenso tritt umgekehrt an die Stelle des allgemeinen »Nicht mehr« das specielle »Erst« und »Endlich«, wenn die Erwartung ohne befriedigt zu sein vor dem wirklichen Eintritte der Wahrnehmung wieder zum Sinken genöthigt worden ist. Besonders ist es dieser letztere Fall durch welchen wir der Vorstellung der Zeitdauer näher gebracht werden.

In den Vorstellungen des »Noch nicht« und »Nicht mehr« liegen die Keime die sich zu den allgemeinen Vorstellungen von Zukunft und Vergangenheit entwickeln. Es geschieht dies begreiflicher Weise um so besser je mehr jene beiden schon durch mannigfaltige Urtheile gestützt, sich in ihren besonderen Nüancen gezeigt und zu größeren Ganzen so ausgebildet haben, daß innerhalb dieser letzteren eine gewisse Anzahl verschiedener Plätze bestimmt unterschieden werden die sich in einer festen Ordnung und Folge darstellen. Die Vorstellung des zwischen Künftigem und Vergangenem liegenden Gegenwärtigen dagegen kann nicht durch weitere Verfolgung dieses Weges gewonnen werden, denn sie würde von dem Kinde nur durch eine schwierige Reflexion auf den Zusammenhang zwischen Zukunft und Vergangenheit zu Stande gebracht werden können, zu welcher es einer besonderen Anleitung bedürfte. Überhaupt ist die Gegenwart gar keine Zeit in demselben Sinne wie Zukunft und Vergangenheit, denn diese werden nur gedacht und können nur gedacht werden als Reihen, ablaufend, als kommend und gehend vermittelst steigender und sinkender, befriedigter und getäuschter Erwartungen, die Gegenwart aber wird

nur gedacht als stehend, so zu sagen als feste Masse — sobald sie in Fluß geräth ist sie schon Vergangenheit. Der Ursprung dieser Vorstellung ist daher anderswo zu suchen als auf dem Wege der uns zu der Entstehung jener scheinbar ihr so nahe verwandten Vorstellungen geführt hat. Er ist zu suchen in der Vorstellung der Dauer, denn was wir als gegenwärtig vorstellen, das wird ursprünglich und insofern wir es als gegenwärtig vorstellen, als dauernd von uns gedacht.

Wer sich langweilt dem scheint die Zeit still zu stehen oder wenigstens weit langsamer fortzurücken als zu erwarten gewesen wäre. Sind wir z. B. dazu verurtheilt einer längeren uninteressanten Geschichte zuzuhören die uns überdies schon bekannt ist, so entsteht zu wiederholten Malen durch das Gefühl der Ermüdung und als dessen Ausdruck das Urtheil »die Geschichte ist noch nicht zu Ende« oder ein ähnliches. Diese Wiederholungen desselben Urtheils ändern zwar am Inhalte desselben nichts, aber man würde sich irren wenn man sie als bloße Reproductionen des ersten unter ihnen betrachten wollte. Wären sie nichts weiter als dies, so würden sie ohne Zweifel vollkommen miteinander verschmelzen und es könnte dabei zur Vorstellung der Dauer gar nicht kommen. Soll dieses letztere der Fall sein, so werden demnach jene Urtheile durch irgend einen Umstand an der Verschmelzung zu einem einzigen gehindert werden müssen; und in der That, es ist nicht schwer diesen Umstand zu finden. Jedes Urtheil nämlich ist von einem Gefühle der angegebenen Art hervorgetrieben und begleitet, aber diese Gefühle besitzen verschiedene Grade der Spannung und steigern sich erst allmälig. Es zeigt sich dies namentlich darin, daß wir die Urtheile anfangs ganz innerlich und nur in Gedanken aussprechen bis nach und nach die Neigung sie laut werden zu lassen sich immer mehr steigert, wir setzen dem Urtheile dann (wenn nicht gesellige Rücksicht uns abhält) eine Interjection, verstärkende Partikeln oder eine ganze Phrase hinzu. Diese verschiedenen

Grade der gemüthlichen Affection verhindern die Verschmelzung der ihrem Inhalte nach identischen Urtheile an welche sie gebunden sind. Ähnliches geschieht ohne das Gefühl der Langweile bei allen denjenigen Gemüthszuständen welche den Affect der Ungeduld vorbereiten. Ist nämlich unsre Erwartung auf den Eintritt eines bestimmten Ereignisses positiv gerichtet — nicht wie in dem eben angeführten Falle negativ auf das Aufhören dessen was uns langweilt —, so pflegt unser Vorstellen sich mit diesem Ereigniß fast ausschließlich zu beschäftigen. Gleichwohl vermag diese Erwartung das Eindringen anderer Gedanken auf längere Zeit nicht zu hindern, aber diese können sich nicht halten, können nicht ruhig Platz nehmen, sondern werden sehr bald wieder durch die Rückkehr jenes Hauptgedankens bei Seite geschoben. So groß auch die Mannigfaltigkeit solcher Neben- und Zwischengedanken sein mag, sie befriedigen weder einzeln genommen noch alle zusammen die Erwartung und vermögen die innere Unruhe nicht zu beschwichtigen. Zum Theil werden sie schon in ihrem Entstehen wieder erdrückt, können zur Evolution nicht kommen und zerreißen daher nur die Stetigkeit des einen Hauptgedankens in mehrere durch diese verschiedene Begleitung gesonderte Theile.

Allgemein läßt sich dies auf folgende Weise fassen. Wiederholt sich ein identisches Vorstellen b, dessen Bestätigung durch die sinnliche Wahrnehmung gehofft oder hinweggewünscht wird, und wird es unterbrochen durch verschiedene Zwischengedanken oder durch begleitende Gefühle von verschiedenen Intensitäten, so knüpft sich, wenn das Unterbrechende a a′ a″ ... heißt, an jedes a ein Bild von »Noch nicht b« oder umgekehrt an jedes »Noch nicht b« ein Bild verschiedener a, welche die vollkommene Verschmelzung der b verhindern. Man sieht jedoch leicht, daß das Hinderniß dieser Verschmelzung kein absolutes, sondern nur ein relatives ist. Das identische Vorstellen nämlich kann zwar, da es fortwährend auseinander-

gehalten wird durch dasjenige womit es complicirt ist, nicht zu einer untheilbaren Einheit zusammengehen, wie z. B. die Vorstellung eines Tones, dessen sinnliche Wahrnehmung durch eine Reihe unmittelbar aufeinander folgender Acte ganz gleichartiger Perception vermittelt wird, aber gleichwohl wird die Identität des Vorgestellten so weit auf die Verschmelzung hinwirken und eine so große Annäherung an dieselbe herbeiführen, als die entgegenstehenden Hindernisse dies irgend gestatten. Das Resultat ist daher dieses, daß es zwar nicht zu einer wirklichen Verschmelzung, aber doch zu einer Zusammenfassung des identischen Vorstellens kommt, in welcher die einzelnen zusammengefaßten Theile nicht mehr unterscheidbar sind. Dies ist die Vorstellung der Dauer, welche ursprünglich nicht als Reihe vorgestellt wird, sondern aus den angegebenen Gründen als ein solidarisches Ganze erscheinen muß.

Wie groß die Ungenauigkeit in der Größenschätzung solcher Zusammenfassungen ist, davon hat selbst der Erwachsene oft genug Gelegenheit sich zu überzeugen. Ein Blick auf die Entstehungsweise der Vorstellung der Dauer erklärt uns dies leicht, denn jene Schätzung hängt von dem Zusammenwirken mehrerer Factoren ab für die wir selbst nicht einmal ein ungefähres Maaß besitzen. Im Allgemeinen läßt sich zwar sagen, daß uns etwas um so länger zu dauern scheinen wird, eine je größere Anzahl von Urtheilen der angegebenen Art gebildet und zusammengefaßt wird, allein abgesehen davon daß diese Urtheile nicht wirklich von uns nachgezählt werden können, hängt die Schätzung der Zeitgröße hauptsächlich davon ab, wie sehr wir uns etwa vorübergehend in die sich eindrängenden Zwischengedanken vertiefen, und wie stark die bald steigenden bald sinkenden Gefühle von denen die Einzelurtheile begleitet sind, uns gemüthlich in Anspruch nehmen. Besitzen sie große Intensität, so werden sie zu einer Fehlerquelle für das Urtheil über die Dauer; sind sie sehr schwach, wie beim ruhigen geduldigen Beobachter, so findet

dasselbe statt, weil dann die Einzelurtheile nicht mehr hinreichend durch sie auseinandergehalten werden, sondern sich der völligen Verschmelzung mehr und mehr nähern. Dem Erwachsenen kommt bei solchen Schätzungen der gewohnte Rhythmus seines Vorstellungsverlaufs zu Hülfe den er schon oft mit der Uhr verglichen hat. Abgesehen von der ungleichen Vertiefung welche stets diese Urtheile schwankend macht, wird die Dauer immer um so größer geschätzt je größer die Mannigfaltigkeit des Zusammengefaßten ist, ganz ähnlich wie bei der ursprünglichen Schätzung der Raumgrößen. Die Leichtigkeit der Täuschung wächst mit der Größe des zu schätzenden Zeitraumes, da das Urtheil über diese Größe sich nur auf die Menge desjenigen basiren kann, was uns von dem innerhalb desselben Geschehenen noch gegenwärtig ist in der Erinnerung, diese Menge aber im Verhältniß der wirklichen Größe des Zeitraumes und im Verhältniß seiner Entfernung von dem gegenwärtigen Augenblicke immer um so kleiner ausfällt; denn während uns von dem was innerhalb der letzten halben Stunde vorging das Meiste gegenwärtig werden kann, vermögen wir uns nur eines sehr kleinen Theiles von dem zu erinnern was den verflossenen Tag oder Monat oder gar einen längst vergangenen ausfüllte.

Wir besitzen jetzt die Hauptelemente welche zur weiteren Ausbildung der Zeitvorstellungen erfordert werden, nämlich Zeitpunkte auf der einen Seite, welche eine gegenseitig bestimmte Stellung haben, und die Vorstellung der Dauer eines Ereignisses, die sich jedoch zunächst nur auf das jedesmal Gegenwärtige bezieht. Der nächste wichtige Schritt in der Entwickelung ist nun der, daß diese Vorstellung auch auf das Vergangene übertragen wird, wobei sie eine ausgeprägte Reihenform annimmt und eine solche Erweiterung erfährt, daß ein Überschauen ganzer Zeitstrecken dadurch möglich wird. Es bleibt dann nur noch die Entstehung des Zeitmaßes und des abstracten Begriffs der Zeit zu besprechen übrig.

Beobachten wir den Verlauf einer sinnlichen Begebenheit, deren Glieder uns durch ihren stetigen Übergang ineinander und durch eine gewisse Gleichartigkeit ihres Inhalts als ein zusammenhängendes Ganze erscheinen — z. B. die Entwickelung einer Pflanze, einer Frucht, ein vorgetragenes Musikstück — so entstehen uns zunächst auf dem früher angegebenen Wege Vorstellungen einzelner Zeitpunkte vermittelst der Urtheile welche das vorliegende Ereigniß in bestimmte Abtheilungen oder Gruppen zerschneiden. Je zwei Zeitpunkte schließen dabei stets eine durch sie scharf begrenzte Gruppe ein. Sobald es gelingt die einzelnen Glieder dieser Gruppen selbst in Zeitpunkte zu verwandeln oder die bereits gewonnenen Zeitpunkte untereinander zu verbinden, so würde damit die Vorstellung eines Zeitraumes in übersichtlicher Weise erzeugt sein. Dieß geschieht auf die Art, daß sich Vorstellungen der Dauer einschieben zwischen die Vorstellungen der einzelnen Zeitpunkte. In welcher Weise beide miteinander combinirt werden, ist aus Folgendem ersichtlich. Je mehr sich allmälig die Vorstellung der Dauer allseitig ausbildet und auf die einzelnen Theile jedes größeren Ereignisses sich erstreckt das der sinnlichen Wahrnehmung vorliegt, desto deutlicher tritt in unsrer Auffassung einer zusammenhängenden Begebenheit jedes einzelne Glied derselben außer seiner qualitativen Bestimmtheit zugleich auch als Quantum hervor, so daß die Begebenheit jetzt als eine Reihe von Veränderungen erscheint, deren jeder ein gewisses Quantum der Dauer zukommt. Das Überschauen dieser Reihe als eines Ganzen das einen Zeitraum ausfüllt, wird dann vermittelst der Reproduction bewirkt. Sind uns nämlich schon öfter Entwickelungsreihen anschaulich gegeben worden, welche der gegenwärtig vorliegenden analog sind, so wird diese eine mehr oder minder genaue Reproduction jener früheren Reihen verursachen müssen. Die Vorstellungen der Dauer welche an jedes einzelne Glied der betreffenden Reihe geknüpft sind, müssen dabei ebenso

mitreproducirt werden wie die einzelnen Zeitpunkte, welche uns an verschiedenen Stellen der Reihe entstanden sind, und hiermit wird dann das gesammte frühere Ereigniß als eine erfüllte Zeitreihe angeschaut, als ein übersichtlicher Zeitraum, während wir vorher in demselben nur erst unverbundene Zeitpunkte zu bemerken und seine einzelnen Glieder als Quanta der Dauer vorzustellen vermochten — und zwar letzteres selbst nur so lange als die sinnliche Wahrnehmung dieser Glieder wirklich stattfand. Wie sich dieses Überschauen der Zeit nach und nach weiter ausbildet mag unerörtert bleiben, da nur die Möglichkeit der Entstehung dieser Vorstellungsweise psychologische Schwierigkeiten hat.

Das Messen der Zeit ist stets ein Vergleichen je zweier Zeitstrecken. Um es zu erklären ist daher die Frage zu beantworten auf welche Weise wir auf eine solche Vergleichung geführt werden. Am einfachsten geschieht dies dann, wenn das erwartete Quantum einer Wahrnehmung dem sinnlich gegebenen nicht entspricht, sondern ein beträchtliches Mißverhältniß zwischen beiden sich findet. Die Vergleichung ist hierbei anfangs nur sehr roher Art und ihr Resultat besteht in nichts weiter als in einem Urtheil, aus welchem die relativen Vorstellungen des Langen und Kurzen oder zunächst des »zu lang« und »zu kurz« hervorgehen. Daran, daß wir ein ursprüngliches Reflexionsvermögen nicht besitzen um solche Vergleichungen anzustellen, braucht hier nicht mehr ausführlich erinnert zu werden.

Wie eine minder oberflächliche Vergleichung und mit ihr zugleich die Vorstellung des »Während« veranlaßt wird, mag folgendes Beispiel zeigen. Wir sehen einen Wagen sich vor einem festen Hintergrunde vorbeibewegen, die Beobachtung dieses Ereignisses wird aber unterbrochen durch eine Gedankenreihe von größerem Interesse die uns einige Zeit festhält. Ist diese Reihe abgelaufen und unser Blick noch auf die Stelle gerichtet, an welcher sich der Wagen befand als die Beobach-

tung abgebrochen wurde, so wird die Wahrnehmung dieser Stelle die Vorstellung des Wagens reproduciren und die letztere unsern Blick anleiten den uns inzwischen entschwundenen Gegenstand wieder aufzusuchen. Nach der Analogie früherer Erfahrungen stellt sich dann eine Schätzung des Zeitraumes ein den der Wagen brauchte um von der einen Stelle zu der andern zu kommen an welcher wir ihn wiederfinden, denn eine solche Schätzung kann auch ohne sinnliche Wahrnehmung überall stattfinden, wo uns der durchlaufene Raum und das Fortschrittsgesetz der Bewegung bekannt sind, da sie selbst in nichts Anderem besteht als in der Zusammenfassung einer Menge von Zeitpunkten die nach dem gewohnten Rythmus unsres Vorstellungsverlaufs bei Gelegenheit jener Bewegung und durch sie veranlaßt entstehen würden. Der geschätzte Zeitraum fällt im vorliegenden Falle zusammen mit demjenigen welcher von unseren Zwischengedanken ausgefüllt wurde, und wir erhalten daher durch jene Schätzung ein Zeitmaß für ein Phänomen das ganz außerhalb desjenigen liegt mit welchem es in Rücksicht seiner Dauer verglichen wird. Die uns abgenöthigte Vergleichung giebt uns dabei unmittelbar die Vorstellung des »Während«, welche für die Zeitmessung wesentlich ist.

Verallgemeinern wir die vorstehende Betrachtung, so zeigt sich, daß wir zu genauerer Zeitschätzung oder Zeitmessung hauptsächlich dann geführt werden, wenn wir in der Auffassung einer Veränderungsreihe deren Fortschrittsgesetz uns bekannt ist, durch eine andere Reihe psychischer Vorgänge unterbrochen werden, später aber uns zu jener wieder zurückgeführt finden. Das bekannte Fortschrittsgesetz dient dabei als Zeitmaß, die unterbrechende Reihe aber ist das Gemessene. Die Möglichkeit der Messung beruht demnach im Wesentlichen darauf, daß uns gewisse Zeitschätzungen geläufig werden, und die wirkliche Ausführung derselben tritt ein, wenn diese uns geläufig gewordenen Zeitgrößen, zu denen wir der sinnlichen Wahrnehmung als Controle nicht mehr zu bedürfen glauben,

im Laufe des Vorstellens bezogen werden auf andere deren Dauer uns noch unbekannt ist. Warum zur Zeitmessung, bei der früher besprochenen unvermeidlichen Ungenauigkeit aller blos subjectiven Schätzung der Zeitgrößen, allein eine Reihe von Bewegungen dienen kann, auf deren gleichmäßigen Ablauf wir uns mit voller Sicherheit verlassen dürfen, ist leicht hiernach ersichtlich; denn die zum Maße dienende Reihe muß so beschaffen sein, daß jedes einzelne Glied derselben, vermöge des bestimmten Platzes den es einnimmt, auf eine leicht und genau zu bestimmende Summe abgelaufener Veränderungen schließen läßt. Daraus wird begreiflich, weshalb alle Zeitvorstellungen und namentlich die Zeitmessung alles dessen was in unsrem eigenen Innern vorgeht, die Beobachtung der Himmelserscheinungen und dann die Bewegung der Zeiger an der Uhr zu ihrem Ausgangspunkte zu nehmen pflegen.

Hiermit ist die Entstehung der abstracten Zeitvorstellung, die keinen weiteren Inhalt hat als den einer Successionsreihe überhaupt ohne Rücksicht auf deren qualitative Bestimmtheit, hinreichend vorbereitet; denn wenn erst die Uhr oder die regelmäßig wiederkehrenden Himmelserscheinungen als Zeitmesser verstanden werden, kann die Einsicht nicht mehr fern sein, daß diese in ihrer speciellen Bestimmtheit nicht das Wesen der Zeit selbst ausmachen, sondern daß das letztere nur in demjenigen zu suchen ist was sie gemeinsam haben, nämlich in der regelmäßigen Wiederkehr eines Wechsels, durch welche man in den Stand gesetzt wird sich über den Verlauf aller anderen Veränderungsreihen zu orientiren, seien sie äußere oder innere. Eine bemerkenswerthe Vorstufe für die Ausbildung dieser Abstraction ist schon durch die vorhin erwähnte Reproduction gegeben, vermittelst deren wir früher durchlaufene Zeitstrecken überschauen. Je ferner uns nämlich das reproducirte Ereigniß selbst gerückt ist, desto mangelhafter pflegen die Einzelnheiten desselben in der Erinnerung hervorzu-

treten. Je mehr aber die Bestimmtheit des Einzelnen abnimmt, bis es endlich größtentheils ganz verwischt wird mit Ausnahme weniger besonders hervorstechenden Punkte, desto kürzer müßte die Zeitreihe selbst werden und sich für uns immer mehr zusammenziehen, wenn nicht hierbei andere Daten uns zu Hülfe kämen, welche durch Schlüsse die Überzeugung in uns erweckten, daß ein solches Zusammenschrumpfen der Zeit eine irrthümliche Vorstellungsweise sein würde. Sobald dies aber erkannt wird, so bleibt für die vergangene Zeit, deren Erfüllung uns nicht mehr erinnerlich ist, nur noch die abstracte Vorstellung übrig durch welche sie als eine ununterbrochene Folge leerer Stellen gedacht wird. Schließlich nur noch die hieraus sich ergebende Bemerkung, daß der wirkliche Verlauf bei weitem des größten Theiles der Zeit von uns blos erschlossen wird — man denke nur an die Zeit die wir verschlafen und während welcher wir einigermaßen intensiv beschäftigt sind — und daß wir, wenn andere Anhaltspunkte fehlen, jeden vergangenen Zeitpunkt nur nach dem Grade der leicht täuschenden Lebhaftigkeit oder Dunkelheit des Erlebten festzustellen vermögen.

Aristoteles hat die Zeit als die Zahl der Bewegung erklärt, es ist dies jedoch nur richtig von der Zeit insofern sie meßbar ist und wirklich gemessen wird. Das Messen der Zeit geschieht durch gezählte Bewegungen, dagegen würde man gänzlich irren, wenn man den Ursprung der Zeitvorstellungen in der Zahl oder umgekehrt den Ursprung dieser in jenen suchen wollte, denn um Zeitliches vorzustellen brauchen wir nicht erst Bewegungen zu zählen, und durch ein solches Zählen würde überdies uns schon darum keine Zeitvorstellung entstehen, weil die Zahl eine discrete Größe ist, die Zeit dagegen als continuirlich erscheint. Dies läßt vermuthen, daß die Entstehung der Zahlvorstellungen, die wir jetzt betrachten wollen, auf einem ganz anderen Gebiete zu suchen sei.

Zahlen sind bestimmte Mengen; der bestimmten Auffassung des Quantitativen pflegt aber, wie sich bei den Raumvorstellungen gezeigt hat, eine ungenaue und nur ungefähre vorauszugehn. Die Entwickelung der Zahlvorstellungen wird also nicht etwa von Eins anfangen, sondern von den unbestimmt zusammenfassenden Vorstellungen des Vielen und Wenigen, die wir an Raum- und Zeitgrößen bereits kennen gelernt haben. Durch diese werden uns Verhältnisse verschiedener Mengen bekannt, deren allmälig genauer werdende Vergleichung uns auf die Vorstellung der Einheit und von dieser auf die Zusammensetzbarkeit der Mengen aus Einheiten führt.

Werden der Anschauung sinnliche Gegenstände von sehr verschiedener Art zugleich gegeben, so entsteht, wenn sie uns unbekannt sind, überhaupt nur eine verworrene Vorstellung, die erst dann einige Klarheit erhält, wenn es uns gelingt über das Einzelne eine Übersicht zu gewinnen, uns zu orientiren. Sind uns die einzelnen Gegenstände bekannt, so pflegt die heterogene Natur derselben es zu einer Zusammenfassung nicht kommen zu lassen, sondern unsre Betrachtung geht von dem einen zum andern fort bis sie nach öfterer Wiederholung sich trotz der vorliegenden Mannigfaltigkeit ermüdet findet: die Gegenstände fallen durch ihre gänzliche Verschiedenheit zu sehr auseinander um als eine Menge aufgefaßt werden zu können. Soll dies geschehen, dann muß demnach — so wird man zunächst zu vermuthen geneigt sein — die Verschiedenheit des Einzelnen möglichst gering und unmerklich werden. Am meisten und vollständigsten tritt dieser Fall offenbar ein bei einer ganz gleichmäßig gefärbten Fläche oder bei einem mit identischem Vorstellen erfüllten Zeitraum; diese müßte daher am besten geeignet sein uns die Vorstellung einer Menge zu gewähren. Die Erfahrung zeigt jedoch das Gegentheil, denn die einfarbige Fläche pflegt zwar als ein Ausgedehntes, nicht aber als eine Menge aufgefaßt zu werden, und bei völliger Identität der Vorstellungsthätigkeiten innerhalb eines gewissen Zeitraumes

würden vollkommene Verschmelzungen, also nicht einmal die Vorstellung eines Mannigfaltigen eintreten. In beiden Fällen müßte die Inhaltsgleichheit der Partialvorstellungen das Auseinandertreten derselben als eines Vielfachen bedeutend erschweren. Hieraus ergiebt sich die Bedingung unter welcher die Vorstellung einer Menge zu Stande kommen kann: es dürfen die der Anschauung vorliegenden Gegenstände weder so verschieden sein, daß sie uns bei der Einzelbetrachtung festhalten ohne es zu einer Zusammenfassung kommen zu lassen, noch dürfen sie bei völliger Identität ihres Inhaltes und dadurch herbeigeführter Verschmelzung die Absonderung des Einzelnen erschweren oder gar unmöglich machen. Als Menge erscheint daher die Fläche erst dann, wenn sie zerschnitten und aus ihren Theilen wieder zusammengesetzt wird, mag dies wirklich oder nur in Gedanken vorgenommen werden, welches letztere jedoch nur dem Erwachsenen möglich ist der seine Vorstellungen willkürlich zu analysiren und zu combiniren vermag. Eine Menge kann nur vorgestellt werden als ein Complex von Einzelnheiten; die einzelnen Punkte aber aus denen die Fläche besteht, werden ursprünglich nicht unterschieden als Punkte, daher kann sie nur secundär und mittelbar die Vorstellung einer Menge ergeben.

Hieraus ist ersichtlich daß die Vorstellung eines gleichartigen Vielen oder einer Menge nur dann entsteht, wenn uns complicirte Vorstellungen von homogener Zusammensetzung gleichzeitig sinnlich gegeben werden. Wie groß oder klein, wie ähnlich oder verschieden untereinander die einzelnen Gegenstände sein müssen um die Vorstellung der Menge möglichst zu erleichtern, dies hängt hauptsächlich von dem Grade der nur allmälig fortschreitenden Ausbildung der Raumvorstellungen ab: sehr kleine Gegenstände, z. B. Sandkörner, würden dem Kinde, das anfangs nur das Größere zu unterscheiden im Stande ist, die Erzeugung jener Vorstellung bedeutend erschweren; selbst Verschiedenheiten dagegen die den

Erwachsenen stören könnten, werden die Entstehung derselben bei dem Kinde nicht hindern, weil sie ihm noch unbemerkbar sind. Die complicirten Vorstellungen (Gegenstände) welche zusammengefaßt werden sollen als Menge, müssen vorher uns bekannt geworden sein, ohne daß sie jedoch als einzelne, als Einheiten schon von uns vorgestellt worden zu sein brauchten; vielmehr kommt die Vorstellung des Einzelnen oder der Einheit selbst erst später. Die Vorstellung eines Baumes, eines Thieres z. B. muß sich schon ausgebildet haben bevor die Vorstellung eines Waldes, einer Heerde entstehen kann, aber als einzelner, als einer erscheint ein Baum oder ein Thier uns erst dann, wenn er sich darstellt als abgesondert aus einer Vielheit, wobei demnach diese als Zusammenfassung der Vorstellung des Einzelnen als solchen nothwendig vorausgeht. Das abstracte Zählen daher, das von der Einheit anfängt, zeigt nicht den natürlichen Weg auf welchem die Zahlvorstellungen entstehen; denn abgesehen davon daß diese keineswegs ursprünglich eine Reihe von Gliedern bilden die in einer fest bestimmten Ordnung stehen, sind alle Zahlen anfangs immer benannte und besitzen einen bestimmten qualitativen Inhalt.

Wie die anschaulich gegebenen Mengen als größere und kleinere unterschieden werden, ergiebt sich aus der Art wie Raumgrößen überhaupt geschätzt werden, nämlich nach der größeren oder geringeren Schwierigkeit des sinnlich gegebenen Mannigfaltigen in eine einzige Wahrnehmung zusammenzufassen. Wie einzelne Gegenstände, abgesehen von der Entfernung die unser Urtheil modificirt, für um so größer gelten, je mehr die Schwierigkeit wächst sie in eine Gesammtwahrnehmung zu vereinigen oder je undeutlicher das in ihr zusammengefaßte Detail uns wird, so erscheint uns auch eine Menge im Vergleich mit einer andern, wenn beide aus gleichartigen Theilen bestehen, als um so größer, je schwieriger uns die zusammenfassende Wahrnehmung oder je undeutlicher das Einzelne wird. Eine Vergleichung von Mengen

geschieht aber überhaupt nur dann, wenn sie gleichartige Zusammensetzung zeigen, weil die Vorstellung der benannten Menge nur auf der Gleichartigkeit der zusammengefaßten Einzelgegenstände beruht und durch sie möglich wird.

Aus solcher Vergleichung von Mengen geht, wenn sie weit genug fortgesetzt wird, die Vorstellung der Zahl hervor, denn die Zahl ist selbst nichts Anderes als der Ausdruck für eine vollkommen bestimmte und deshalb genau vergleichbare Summe oder Menge gleichartiger Gegenstände. Am einfachsten wird die Auffassung der vollständigen Bestimmtheit einer Menge herbeigeführt durch willkürliche oder unwillkürliche Zerlegung der größeren Menge in kleinere Haufen und Wiedervereinigung derselben. Zunächst nämlich wird dadurch Anleitung gegeben zur Beurtheilung der Größenverhältnisse unter den Mengen selbst; indem aber dann weiter jede Zusammenfassung zu einer Menge noch eine fortgesetzte Sonderung zuläßt, erscheinen alle solche Zusammenfassungen überhaupt als wechselnd, als abhängig von willkürlicher Theilung und hiermit als zufällig. Bei dieser Absonderung und Wiedervereinigung der kleineren Mengen gelangen wir jedoch nach beiden Seiten hin an eine Grenze, und mit der Entdeckung dieser Grenze nach unten wird uns die Vorstellung der Einheit, mit der nach oben die Vorstellung der Allheit gegeben. Wird nämlich die Theilung der Menge in kleinere Mengen weit genug fortgesetzt, so kommen wir an einen Punkt, an welchem die Theilung zwar nicht nothwendig still stehen muß, aber doch nicht mehr weiter fortgesetzt werden kann ohne zugleich die Form der zusammengefaßten gleichartigen Gegenstände zu ändern. Derjenige Theil einer Menge von homogenen Complicationen (gleichartigen Gegenständen), welcher die Grenze der ohne eine solche Formveränderung möglichen Absonderung bezeichnet, ist die benannte Einheit, und die Benennung welche der Menge zukommt ist eben diese Form welche sich ändern müßte wenn die Theilung noch weiter fortschritte.

Die Einheiten selbst, so zusammengesetzt sie auch sein mögen, gelten dann, weil sie auf der Grenze dieser möglichen Absonderung stehen, aus diesem Gesichtspunkte nicht mehr für Complexe. An jede derselben knüpft sich, da sie durch Absonderung gewonnen worden sind, das Bild eines oder mehrerer anderen gleichartigen Gegenstände, es treten somit die Vorstellungen von Einheit und Vielheit in innige Wechselbeziehung miteinander und es läßt sich daher nun sowohl diese aus jener als umgekehrt jene aus dieser — beziehungsweise auf synthetischem oder auf analytischem Wege wie beim Vorwärts- und Rückwärtszählen — erzeugen.

Wie sich aus der Einheit dann weiter die Vorstellungen von Brüchen entwickeln, bedarf kaum der Auseinandersetzung. Wird nämlich die Theilung fortgesetzt ohne Rücksicht auf die Formveränderung welche die Einheiten erleiden, so entstehen zunächst die Vorstellungen des Ganzen und der Theile, welche letzteren als Brüche erscheinen, sobald deren Größenverhältnisse zum Ganzen noch außer dessen Zusammensetzbarkeit aus ihnen in's Auge fallen.

Zur Ausbildung der abstracten Zahlvorstellungen endlich ist, wie bei allen Abstractionen, die Fixirung durch die sprachliche Bezeichnung sehr behülflich. Auch ohne das Hinzutreten der letzteren würden sie jedoch schon dadurch allmälig entstehen, daß die Zahlen als bestimmte Mengen sich an sehr verschiedenen, obwohl unter sich stets gleichartigen Gegenständen darstellen. Das Zählen und die Mengenverhältnisse selbst bleiben dagegen bei aller Verschiedenheit der qualitativen Bestimmungen der Gegenstände auf die sie angewendet werden, sich gleich. Verdunkeln sich nun allmälig diese qualitativen Bestimmtheiten gegenseitig, so bleiben nur noch die abstracten Zahlen als bloße Formen der Zusammenfassung übrig, denen das Quale des Zusammengefaßten gleichgültig ist, und diese nehmen dann die Form einer festen Reihe an, da die Zusammenfassungen bestimmter Mengen eine geordnete Folge zulassen.

§. 53.

Wir haben bisher die hauptsächlichsten Operationen der Begriffsbildung untersucht, durch deren vielfach verwickeltes Zusammenwirken unter fortgehender Veranlassung durch neue sinnliche Wahrnehmungen das Denken bald mehr bald minder vollkommen durch den Willen geleitet seinen Fortgang nimmt. Nur eine Hauptart der psychischen Gebilde, einer solchen jedoch von welcher in der Psychologie gewöhnlich gar nicht gehandelt wird, ist noch unerwähnt geblieben, die Ideen. Für diejenigen freilich welche sie für angeborene ewige Wahrheiten halten, liegt der Grund nahe sie in der Entwickelungsgeschichte des Geistes ganz zu übergehen, obwohl selbst in diesem Falle immer zu erörtern bliebe wie und warum sie bei einigen Individuen zu einem höheren Grade der Klarheit und Reinheit gelangen als bei andern. Dagegen müßte von denen welche eine solche Annahme nicht machen, die Entstehung der Ideen nachzuweisen als Aufgabe wenigstens anerkannt und wenn nicht vollständig gelöst, doch zur Lösung vorbereitet werden. Die Hauptursache der Unachtsamkeit auf das Problem liegt hier wie öfter darin, daß man sich nicht hinreichend klar darüber geworden ist was unter Ideeen zu verstehen sei und wie sie sich namentlich von den Begriffen unterscheiden. Nur Kant und Herbart sprechen darüber mit der nöthigen Bestimmtheit. Jener erklärt sie als diejenigen psychischen Gebilde welche entstehen wenn Begriffe über die Schranken der Erfahrung hinaus erweitert werden, diesem sind sie die ursprünglichen, ebenfalls jenseits der Erfahrung liegenden Normen oder Musterbilder für den Willen; er kennt daher keine theoretischen, sondern nur praktische Ideen. Die schönen Reden von der absoluten Idee dagegen welche in neuerer Zeit sich haben vernehmen lassen, bleiben billiger Weise hier ganz unberücksichtigt, denn »der Begriff« und »die Idee« sind solange für inhaltsleere Abstractionen zu halten,

als es an genauer Angabe dessen mangelt was unter ihnen verstanden werden soll.

Der von Kant angegebene Charakter der Ideen, daß wir durch sie die Grenzen der Erfahrung überschreiten, ist, wie sich aus dem Vorstehenden ergiebt, von Herbart beibehalten und nur durch eine weitere Modification genauer bestimmt und auf das Gebiet des Handelns beschränkt worden. Wir dürfen daher die Kantische Bestimmung, wenn sie auch von Einigen für zu weit gehalten wird, als allgemein anerkannt betrachten, da außer jenen beiden Niemand eine feste und bestimmte Erklärung darüber gegeben hat. Die erste und wichtigste psychologische Frage in Rücksicht der Ideen ist daher die, wie es geschieht, daß wir überhaupt mit unsrem Denken über das Gebiet der Erfahrung hinausgehen.

Wir dürfen nur zurückblicken auf die sämmtlichen Entwickelungsprozesse des geistigen Lebens und besonders auf den zuletzt betrachteten Proceß der Begriffsbildung, so zeigt sich ein Überschreiten dessen was im strengen Sinne für erfahrungsmäßig gegeben gelten kann, an jeder Stelle; denn genau genommen giebt die Erfahrung weiter nichts als die jedesmalige einzelne Empfindung als solche in ihrer besonderen Bestimmtheit. Alles Andere ist erst ein Product der Verarbeitung solcher Daten nach psychologischen Gesetzen, die zum Theil selbst nicht erst mit dem Stoffe der Empfindung und durch ihn entstehen, sondern durch die Natur der Seele bedingt in gleicher Weise ihre Anwendung finden würden auf jeden Stoff der Erfahrung überhaupt. Freilich pflegt man unter Erfahrung nicht diesen sinnlichen Stoff allein zu verstehen wenn man von einem Überschreiten derselben durch unser Denken spricht, doch ändert sich in der Sache dadurch gar nichts. Denn will man den Begriff der Erfahrung auch dahin erweitern, daß er den Umfang alles dessen bezeichne was von uns als räumlich-zeitlich in der Außenwelt und als eigener Zustand in unsrem Innern beobachtet wird —

wobei man die Phänomene sowohl ihrem Stoffe als ihrer Form nach als erfahrungsmäßig gegeben betrachten mag —, so tritt doch so viel dabei klar hervor, daß immer nur die einzelne concrete Erscheinung, sei sie nun eine Pflanze, ein Thier, ein Gefühl, eine Begehrung, dem Gebiete der Erfahrung angehört; denn nur als einzelne mit der ganzen Menge ihrer individuellen Bestimmtheiten wird sie uns unmittelbar und völlig unwillkürlich gegeben, alle Abstractionen aber die sich später aus solchen Individualvorstellungen herausbilden, so wie alle psychischen Thätigkeiten und Gebilde, die dazu dienen einen Zusammenhang der Vorstellungen nach ihrem Inhalte hervorzubringen, liegen ganz und gar jenseits dieses Gebietes: nur dieses bestimmte Thier, nur dieses bestimmte Gefühl ist ein Gegenstand möglicher Erfahrung, das Thier, das Gefühl, das Dreieck als Abstracta dagegen sind nirgends in der Natur als unmittelbar gegeben aufzufinden. Man wird wohl nicht einwenden mögen, daß abstracte Begriffe ebenso wie alle andern Producte des geistigen Lebens Gegenstände der innern Erfahrung werden könnten, wenn auch nur auf mittelbare Weise, da man es ja doch als einen Erfahrungssatz werde anerkennen müssen daß sie sich in uns als Thatsachen der Erfahrung vorfänden, wenn sie nämlich einmal gebildet seien. Man wird dies nicht einwenden, sage ich, weil bei einem so stark erweiterten Sinne des Begriffes der Erfahrung, ebensowohl auch alle Ideen als Thatsachen der Erfahrung betrachtet werden müßten und es dann gar kein psychisches Gebilde geben könnte das über die Grenzen der Erfahrung hinausginge, ausgenommen etwa diejenigen die uns unbewußt bleiben und von deren wirklichem Vorhandensein wir uns nur durch Schlüsse zu überzeugen vermögen.

Faßt man aber nun die Erfahrung auch in der zweiten weiteren Bedeutung auf, so ist die Frage auf welche Weise unser Denken die Erfahrung überschreite, bereits beantwortet durch die Untersuchung über die Entstehung der abstracten

Begriffe, welche zwar — wie Kant sehr richtig einsah — nur zum Verständniß der Erfahrung gebildet sind und deshalb nur auf sie bezogen werden und auf ihrem Gebiete Anwendung finden dürfen, in der That aber ein Erheben unseres Denkens über die Erfahrung, ein Losmachen desselben von ihr voraussetzen, da ihr Wesen eben darin besteht, daß sie die allgemeinen Gesichtspunkte sind unter welche eine unzählbare Menge empirischer Thatsachen fallen, die Typen, Charaktere, Regeln nach denen sich die Natur in ihren Productionen richtet, oder besser, nach denen unsere Auffassung der Natur durch die psychologischen Gesetze der Verarbeitung des sinnlich gegebenen Stoffes sich zu richten genöthigt ist.

Es ist schon früher darauf aufmerksam gemacht worden daß die Abstractionen, je höher sie steigen, sich desto mehr auch von dem Boden der Erfahrung entfernen aus dem sie hervorgewachsen sind. Es wird nicht allein quantitativ die Sphäre ihrer Anwendbarkeit immer unbestimmter, sondern auch qualitativ die Angabe ihres Inhaltes immer schwieriger und unsicherer. Indem die Besonderheiten der wirklich erfahrenen Einzelfälle, deren Typus sich in der abstracten Vorstellung darstellt, mehr und mehr zurücktreten und durch ihre Verschiedenheit gegenseitig sich ganz auslöschen, treten die Abstractionen, welchen sich fortgehend neue Einzelfälle durch Subsumtion anschließen, deren individuelle Bestimmtheiten jedoch ebenfalls nicht festgehalten werden, bald mit dem Anspruche auf nicht blos die Charaktere oder Regeln der wirklich beobachteten Fälle zu sein, sondern vielmehr Regeln für jede überhaupt mögliche Erfahrung, und hiermit ist dann das Gebiet der Erfahrung völlig überschritten, der Boden der wissenschaftlichen Forschung verloren und der leeren Speculation das Feld geöffnet. Es verdient dabei besondere Beachtung, daß dies in Rücksicht der höchsten Abstractionen am leichtesten geschieht, bei denen auch in der That das Philosophiren in leeren Begriffen immer anzufangen pflegt. So bleibt z. B. der Begriff der Zweckmäßig-

keit in seiner Anwendung nicht bei denjenigen Phänomenen stehen als deren Ursache ein Wille nachweisbar ist welcher einen Zweck verfolgt, bei den Producten des Willens, von denen er abstrahirt ist, sondern verschafft sich weit allgemeinere Geltung: wir sehen Zwecke in die Natur hinein, obwohl wir uns, sobald die niedrigste Stufe der Naturansicht überschritten ist, gestehen müssen, daß die Naturkräfte nicht nach der Analogie der Willenskräfte gedacht werden dürfen. Es bedarf kaum der Erinnerung daß solche Übertragungen allgemeiner Begriffe auf Gebiete die ursprünglich ihnen fremd sind, nur den Werth subjectiver Hypothesen haben, den Werth von Versuchen uns den Zusammenhang größerer Kreise von Phänomenen, welcher uns sonst ganz verborgen bleiben würde, wenigstens vorläufig zu erklären und annähernd uns verständlich zu machen. In Ermangelung tieferer Einsicht deuten wir nach Analogieen die sich uns als nächstliegende darbieten, obwohl sie im Grunde als unstatthaft geradezu zurückgewiesen werden sollten.

Die Natur der Ideen ergiebt sich hieraus eben so leicht als ihre Entstehung. Sie sind Vorstellungsweisen welche dazu dienen größeren Gedankenkreisen zu der Einheit, zu dem Abschluß und Zusammenhang zu verhelfen die ihnen noch abgehen. Es gelingt dem Menschen nicht, vollständig abgerundeten Zusammenhang und durchgängig scharf ausgeprägte Bestimmtheit in seinem gesammten Gedankenkreise herzustellen. Gleichwohl zeigt sich bei ihm, und zwar je mehr er in seiner inneren Bildung gleichmäßig fortschreitet desto unverkennbarer, ein solches Streben nach Einheit und Abschluß, das seinem letzten Grunde nach auf der strengen Einheit der Seele beruhend, sich auf verschiedenen Stufen der Bildung in der verschiedensten Weise geltend macht und zu befriedigen sucht. Die Art wie dies bei den einzelnen Individuen geschieht, ist für den Stand der gesammten Bildung die sie sich angeeignet haben, höchst charakteristisch; denn es werden dadurch die Hauptinteressen von denen das innere Leben des Menschen

getragen wird und ihre gegenseitigen Verhältnisse bezeichnet. Als unbefriedigtes Bedürfniß ist dieses Streben nach letzten Stützen und Ruhepunkten des inneren Lebens in der Neuzeit unter der Form des Weltschmerzes aufgetreten. Je nach den wechselnden großen Interessen von denen die Einzelnen wie ganze Völker und Zeiten beherrscht wurden, hat es sich in mehr oder minder ausgebildeten Formen dargestellt, bald als Idee der Gottheit, bald als Idee der Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit, des Staates. Es haben nächst den sinnlichen Begierden diese Ideen als die Mittel- und Zielpunkte des Denkens und Strebens der Menschen in ihren verschiedenen Phasen auf mannigfaltige Weise das Leben der Menschen bewegt, haben einzeln und miteinander verwebt ihre besondere Geschichte gehabt und durch diese als Träger und Beweger des gesammten Menschenlebens gedient.

Besonders auffallend zeigt sich das Hinausgehen selbst über jede mögliche Erfahrung an denjenigen Vorstellungsweisen, die ihrer Natur nach eine Tendenz zur Reihenbildung in sich tragen, wie Raum, Zeit, Zahl und Causalität. Sie dehnen sich aus in's Unendliche, obgleich die Erfahrung sie uns nie anders als in endlicher und concret bestimmter Form zeigt. Die Ursache dieser sonderbaren Erweiterung wird aus Folgendem klar werden.

Bleiben wir zunächst beim Raume stehen, so ist schon öfter erinnert worden, daß wir ursprünglich vom abstracten unendlichen Raume gar nichts wissen, daß wir überhaupt anfangs nicht den Raum, sondern nur bestimmt begrenzte Räume kennen die auf verschiedenartige Weise erfüllt sind. Die Räumlichkeit der Dinge ist eine von den vielen Eigenschaften deren Complication die Vorstellung des Dinges selbst ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie durch das Übergewicht des Gesichtssinnes über die anderen am stärksten und allgemeinsten in der Complication hervortritt. Auf welche Weise von hier aus dann Vorstellungen von Gestalt und Größe

entstehen ist früher nachgewiesen worden. Je weiter die Abstraction in dieser Richtung fortschreitet, desto mehr gehen allmälich die übersichtlich bestimmten Mengen des Nebeneinander und die bestimmten Verhältnisse der Anordnung und Lage der einzelnen Theile gegeneinander verloren, und es bleibt nur noch die Vorstellung einer unbestimmten Summe des Nebeneinander ohne anschauliche Anordnung ihrer Elemente übrig, der abstracte Raum, der zwar das Gestaltete in sich aufzunehmen vermag und auf diese Erfüllung so zu sagen fortwährend wartet, weil er selbst erst aus der vielseitigsten Auffassung des Gestalteten sich herausgebildet hat, selbst aber gestaltlos ist und deshalb keine Anschaulichkeit mehr besitzt. Um eine Anschauung zu sein dazu fehlt ihm die concrete Bestimmtheit, vielmehr ist er nichts als ein leeres Schema, das von gar keiner Bedeutung sein würde, wenn sich nicht die einzelnen bestimmten Gestalten aus ihm herausschneiden ließen. Daß dieser abstracte Raum, der nur als Summe des Nebeneinander gedacht wird ohne eine feste Anordnung seiner Theile — denn durch Versetzung derselben ändert sich nichts an ihm — daß dieser Raum zugleich als unbegrenzt und unbegrenzbar erscheinen muß, ist eine unmittelbare Folge seiner Gestaltlosigkeit; denn durch jede Begrenzung würde sogleich ein Ansatz zur Gestaltenbildung und hiermit der Anfang eines Überganges vom abstracten Raume zu einem bestimmten räumlichen Gebilde gegeben sein. Daß wir nun gleichwohl die unendliche Ausdehnung die wir dem Raume zuschreiben, für ein positives Prädicat desselben zu halten geneigt sind, erklärt sich leicht aus der psychischen Thätigkeit durch welche wir sie erzeugen. Diese Thätigkeit nämlich ist die einer allseitig fortgesetzten Reihenbildung, dieselbe welche wir beim wirklichen Überschauen großer Räume ausüben, ein Linienziehen mit dem Auge von unserem eigenen Standpunkte aus nach allen Richtungen hin. Daher kommt es daß man beim Vorstellen des unendlichen Raumes sich selbst immer als im Mittelpunkte

desselben stehend erscheint. Jene positive Thätigkeit bei der Raumerzeugung bringt den Schein hervor als sei die Unendlichkeit des Raumes, welcher als abstractes Schema des Nebeneinander überhaupt zunächst nur als unbestimmt, nicht begrenzt, gestaltlos gedacht wird, ein positives Merkmal desselben, obwohl sich jetzt deutlich genug zeigt, daß er die Eigenschaft der Unendlichkeit nur durch den unvollendbaren und deshalb überhaupt verkehrten Versuch erhält, ihn trotz seiner nothwendigen Unbestimmtheit und Gestaltlosigkeit irgendwie zu umfassen und in Grenzen einzuschließen um ihn uns vorstelliger und wo möglich anschaulicher zu machen.

Mit der unendlichen Theilbarkeit von Raum, Zeit und Zahl verhält es sich ganz ähnlich. Aus einer unbestimmbar weit fortsetzbaren Theilung wird eine unendliche, sobald man es unternimmt doch irgend einen festen und bestimmten Ausdruck für die Größe der Theilbarkeit zu schaffen; aber gerade in diesem Unternehmen liegt die Verkehrtheit das zu bestimmen und als bestimmt zu bezeichnen dessen Unbestimmbarkeit man sich vielmehr eingestehen sollte, ja eigentlich sich schon eingestanden hat. Die unendliche Theilbarkeit ist daher ebensowenig als die unendliche Ausdehnung ein positiver möglicher Gedanke, sondern nur ein unklarer Ausdruck für den Vorbehalt daß die Grenze denkbarer Theilung niemals überschritten werden könne durch eine wirklich vorkommende Theilung, — ein Vorbehalt welcher deshalb gemacht werden muß, damit in der angewandten Mathematik jene Grenze immer so klein angenommen werden könne als die in der Natur vorkommende Theilung erfordert. Dagegen hat die Bedeutung der unendlichen Theilbarkeit, daß wir uns stets eine noch weiter fortgesetzte Theilung denken könnten als in der Natur wirklich stattfindet, gar keinen Sinn, denn eine kleinere Theilung sich zu denken als je wirklich vorkommt, würde eine völlig leere und deshalb unstatthafte Fiction sein, weil es immer und überall eine unrichtige Vorstellungsweise ist sich

dasjenige als möglich zu denken was der Natur der Sache nach unmöglich ist. Die unendliche Theilbarkeit hat daher nur den Sinn, daß die Theilung als weit genug fortsetzbar zu denken sei um der wirklichen Theilung deren Grenze wir nicht kennen, keine Beschränkung a priori vorzuschreiben. In Rücksicht der Zeit mag noch beiläufig daran erinnert werden, daß ihre Theilbarkeit schon deshalb nicht im positiven Sinne in's Unendliche gehen kann, weil es ein Maximum der Schnelligkeit unsres Vorstellungsverlaufes geben muß, da wir sonst im Stande sein würden innerhalb jedes noch so kleinen Zeitraumes unendlich Vieles vorzustellen. Beachtenswerth besonders für diejenigen welche die Erfindung der »schlechten« und »wahren Unendlichkeit« bewundern und überhaupt gern unklare Begriffe zur Schau stellen die dem Haufen zu imponiren pflegen, sind die ebenso einfachen als treffenden Bemerkungen von Hobbes (Elem. phil. sect. I. cap. 7. §. 11 seq.): »eine unendliche Zahl ist diejenige von der nicht gesagt wird was für eine sie sei, denn sobald sie gesagt wird, ist sie endlich. Sagt man aber die Zahl sei unendlich, so heißt dies, das Wort »Zahl« sei ein unbestimmtes Wort... Von der unbegrenzbaren Zeit und dem unbegrenzbaren Raume kann man nicht sagen daß sie Eins seien oder ein Ganzes... Wird gefragt ob die Welt unendlich sei, so sagt der Begriff Welt hier gar nichts; denn was wir uns auch vorstellen, es ist immer etwas Endliches.«

Mit dem in neuerer Zeit übel berühmt gewordenen Begriffe des Absoluten sieht es nicht besser aus. Er kann auf positive Weise ebenfalls gar nicht fixirt werden, und in der That ist sogar von denen welche sich desselben als eines philosophischen Grundbegriffs bedienen, mit großartiger Naivetät zugestanden worden daß sein Inhalt nicht eine besondere Bestimmung zulasse, weil er sonst aufhöre absolut zu sein. Aus einem völlig unbestimmten und seiner Natur nach unbestimmbaren Begriffe Alles herauszutreiben was gerade nöthig

schien, konnte freilich nicht schwer sein, und da man ohne einen in sich widersprechenden Anfangspunkt nach so vielen mißglückten Versuchen in der Philosophie doch nicht auskommen zu können schien, so war der weitere Einfall ebenso natürlich als consequent die Widersprüche selbst für das eigentlich Speculative auszugeben.

Die Entstehung jenes verworrenen Begriffes ist folgende. Die Grade aller Qualitäten bilden Reihenvorstellungen, die anfangs zwar lückenhaft sind und keinen stetigen Übergang von einem Gliede zum andern gestatten, aber die Abstraction erhebt sich über die erfahrungsmäßig gegebenen Einzelnheiten, welche als discrete Punkte einer aufsteigenden Linie sich darstellen, und verhilft ihnen zu dem Scheine der Continuität in der Steigerung. Der höhere Grad scheint dabei stets alle niederen in sich zu enthalten, da diese durch Theilung aus jenem hervorgehen können. Der Endpunkt solcher Reihen ist ebensowenig bestimmbar als eine Grenze des Raumes oder der Zeit. Werden solche Endpunkte nun gleichwohl angenommen, so enthalten sie der Möglichkeit (Potenz) nach alles ihnen Untergeordnete. Unter den Qualitäten die sich gradweise in Reihen ordnen, nehmen die Werthbestimmungen einen vorzüglichen Platz ein. Vereinigt man nun alle jene fingirten Endpunkte der Qualitätsreihen oder die hervorbringenden Kräfte derselben in einen einzigen Gedanken und stellt sie unter den Einfluß der Werthbestimmungen, mit denen man übrigens auf gleiche Weise verfährt, so erhält man dadurch als eine willkürlich ersonnene Zusammenfassung der höchsten Grade aller denkbaren Qualitäten mit den obersten Werthbestimmungen, den unklaren und gar nicht klar zu machenden Begriff des Absoluten, für welchen sowohl die Menge und die gegenseitigen Verhältnisse des Zusammengefaßten als auch die Art der Zusammenfassung selbst zu einer Einheit ganz im Dunkeln bleiben müssen.

Es geht hieraus hervor daß die Begriffe des Unendlichen

und des Absoluten mißglückte Versuche zur Ideenbildung sind, denn sie sind hervorgegangen aus dem Bedürfniß einzelne Gedankenreihen in einer Weise abzuschließen auf welche sie sich nicht abschließen lassen. Ähnlich verhält es sich in dieser Rücksicht mit der Idee der Freiheit bei Kant, die als Postulat der praktischen Vernunft nur deshalb erscheint, weil sie sich theoretisch nicht wollte rechtfertigen lassen. Darf von der praktischen Seite her zwar etwas postulirt werden worüber die Theorie nichts zu entscheiden im Stande ist, so kann doch als Postulat von jener Seite sicherlich nicht dasjenige geduldet werden was von dieser als ungereimt und widersprechend sich darthun läßt, wenn man nicht einen ursprünglichen Widerspruch im inneren Leben des Menschen selbst behaupten und damit alles Philosophiren von vornherein als ein vergebliches Bemühen zugestehen will. Der Übelstand durch welchen bei Kant die Idee der Freiheit verdorben wird, ist im Wesentlichen kein anderer als derjenige welcher die Schuld trägt, daß die Idee der Gottheit, und zwar nicht allein vom Polytheismus, sondern oft genug auch vom Monotheismus unrichtig und verkümmert aufgefaßt wird, es ist der Übelstand einer mangelhaften Causalbetrachtung oder einer beschränkten, inconsequenten Naturansicht überhaupt.

Wenden wir uns jetzt zur Untersuchung derjenigen Ideen, welche ihre Entstehung nicht einem Fehler oder Mißverständniß der angegebenen Art verdanken, sondern nothwendige Resultate der höheren Entwickelung des menschlichen Geisteslebens sind.

Die Befriedigung welche der Mensch im Leben findet, hängt theils ab von dem harmonischen Eingreifen seiner Gedankenreihen ineinander oder der Stärke der Conflicte in die sie unter sich gerathen, theils von dem Grade in welchem er die Forderungen erfüllt die er an sich selbst stellt oder sich beruhigt wegen deren Übertretung, theils endlich von der Art auf welche er die ihn treffenden glücklichen oder unglücklichen

Schicksale in sich aufnimmt und verarbeitet. Je mehr seinen Hauptinteressen von allen Seiten genügt wird, desto mehr fühlt er sich Eins mit sich selbst und zufrieden mit dem Weltlauf. Wir haben im vorigen Abschnitte vier Klassen der Interessen kennen gelernt, das sinnliche nur auf Genuß gerichtete auf der einen, das intellectuelle, ethische und ästhetische auf der andern Seite. Das erste ist in Rücksicht seiner Objecte ein durchaus wechselndes, richtet sich bald dahin bald dorthin, weil die Erreichung alles dessen Genuß ist was zufälliger Weise gerade jetzt begehrt wird. Mag dieses Interesse daher so verständig reflectirend und raffinirt auftreten als es immer will, immer sind ihm seine Zielpunkte äußerlich und zufällig, denn es liegt im Wesen des Genusses, daß er seine Gegenstände nicht um ihres innern Gehaltes, sondern um einer veränderlichen Beziehung willen erstrebt die sie zu uns gerade haben. Die Objecte die der Genuß verfolgt, dürfen und müssen sogar bei jedem Menschen verschieden sein, sie müssen wechseln nach Zeit und Umständen, lassen keine allgemeine und feste Bestimmung zu: daher giebt es keine sinnlichen Ideen, wenn man nicht etwa die des Paradieses und ähnliche Vorstellungsweisen hierher rechnen will, deren weitere Ausmalung aus den angeführten Gründen jedem Einzelnen überlassen bleiben muß. Zugleich liegt darin der Grund, weshalb die Lust oder der Genuß nicht als Princip der Ethik gebraucht werden kann.

Ganz anders verhält es sich mit denjenigen Interessen die bei fortschreitender geistiger Ausbildung in den Mittelpunkt des inneren Lebens rücken. Ihre volle Befriedigung freilich hängt eben so wenig von uns allein ab als die des sinnlichen Interesses, und zwar macht sich dies um so fühlbarer je weiter wir sie in uns entwickeln und abklären. Ausbreitung und Vertiefung der Einsicht scheinen fast nur geeignet uns das Lückenhafte derselben zu zeigen; moralischer Ernst und Strenge des Urtheils über uns und Andere lassen uns schon früh erkennen daß nur bei wenigen Menschen eine klare und warme sittliche Gesinnung

den Grundzug des gesammten Lebens bildet und daß selbst diese oft von Leidenschaft, noch öfter von Schlaffheit überwältigt werden, daß die Kraft ihnen ausgeht oder daß Nebenabsichten sich einmischen; die fortschreitende Geschmacksbildung endlich bereitet dem nur zu leicht verletzlichen Gefühl des sinnigen Menschen und Künstlers fast in allen Kreisen und Verhältnissen des Lebens tausend Schmerzen von denen der minder Empfängliche nichts ahnet — denn das Schöne ist selten, es ist vergänglich, der Pöbel behandelt es als Waare oder tritt es mit Füßen. Je vielseitiger und harmonischer der Einzelne sich zu bilden strebt, desto mehr giebt ihm das Leben zu leiden, desto mehr muß er sich vereinsamt finden.

So ist dem Menschen durch innere wie durch außer ihm liegende Bedingungen die Befriedigung seiner großen Interessen nicht allein erschwert, sondern geradezu unmöglich gemacht. Deshalb betritt er das Gebiet des Glaubens und muß es seiner Natur nach betreten. Nur wer darauf verzichten wollte große Interessen zu besitzen oder wer bei großer Einseitigkeit und Beschränktheit des Interesses das wenig beneidenswerthe Glück hätte es immer befriedigt zu sehen, nur der würde kein Bedürfniß zum Glauben in sich finden. Die Gegenstände des Glaubens sind die Ideen; denn diese wollen unser inneres Leben zu einem Abschlusse führen den die Wirklichkeit versagt und uns auf diese Weise mit ihr versöhnen. Daß jemals die Menschheit der Ideen werde entbehren können, ist demnach nicht zu erwarten, obwohl zugestanden werden muß daß sie unvollendete und unvollendbare Vorstellungsweisen sind, nicht feste, sondern stets sich weiter entwickelnde psychische Gebilde; denn die Art wie ein Gedankenkreis abgeschlossen und das gesammte auf ihm ruhende Interesse befriedigt wird, hängt ganz und gar von seiner inneren Bildung selbst ab, welche ihre Fortschritte und Rückschritte macht im Laufe der Geschichte des Einzelnen wie der gesammten Menschheit.

Deshalb dürfen die Ideen — und hierin liegt einer der Hauptpunkte durch die sie sich von den Begriffen unterscheiden — nicht als Principien der Erkenntniß betrachtet, nicht zur Erklärung des Zusammenhanges der Phänomene, überhaupt nicht zum Begreifen gebraucht werden, wie dies in der neueren Philosophie geschehen ist. Ein solches Verfahren geht hervor aus Unkenntniß ihrer Entstehung und Bedeutung und hat nichts Anderes zur Folge als daß die Philosophie in alle die Gefahren gestürzt wird welche die intellectuelle Anschauung mit sich bringt. Erkenntniß entspringt nicht aus ihnen, sondern sie sind die subjectiv nothwendigen Grenzsteine derselben. Ihr Wesen hat Kant mit richtigem Blicke gedeutet, obwohl er es nicht psychologisch begriffen hat.

Die Ideen erscheinen als Musterbilder oder als Postulate, je nachdem sie in Beziehung gesetzt werden zu unserm Wollen oder nicht. Zwar vermögen wir nicht sie durch unsern Willen zu realisiren, aber wir sind doch im Stande sie als Normen für denselben zu fixiren und durch beharrliches Streben uns ihnen zu nähern. Da sich nun der Wille im einzelnen Falle stets auf ein bestimmtes Object richten muß um thätig zu werden, so kann es nur dadurch gelingen die Ideen praktisch zu machen, daß man sie von der Form der abstracten Allgemeinheit befreit die sie ursprünglich besitzen und ihnen dafür eine concrete Gestalt giebt, sie in ein möglichst bestimmt ausgeprägtes Bild verwandelt. Dieses Bild ist das Ideal. Ohne bestimmte Ideale als Zielpunkte des Strebens ist alle Praxis nichts als haltungslose Routine. Deshalb muß diese stets zur Theorie zurückgehen um sich an ihr immer wieder aufs Neue zu orientiren. Das Eifern der Praktiker gegen die Ideale beruht entweder auf Mißverstand oder ist nicht gegen die Ideale als solche gerichtet, sondern gegen einzelne die ihrer Natur nach ungesund und unmöglich, zu vag und unbestimmt oder doch zeitweise unmöglich sind; denn

die Einführung der Ideale in das Leben wird bei aller Verehrung für sie dem Praktiker nicht selten verboten durch die Einsicht in die physischen oder moralischen Übel, welche der Gebrauch der nöthigen Mittel unter einer gewissen Complication bestehender Verhältnisse nach sich ziehen würde. Ideen und Ideale zu schaffen vermag nur die Theorie, sie praktisch zu machen ist die Aufgabe derer welche als die großen Männer ihrer Zeit, als periodisch wechselnde Zeitgeister in der Geschichte auftreten.

Den geistigen Hauptinteressen des Menschen entsprechend erhalten wir die Idee der Wahrheit, die sich im Systeme des Wissens realisiren soll; die Idee der Sittlichkeit, welche als Norm für die Gesinnung des Einzelnen auf der einen und für das Zusammenleben Aller auf der andern Seite sich dort als sittliche Freiheit, hier als Idealstaat darstellt; die Idee der Schönheit, die sich in eine Reihe von Kunstidealen entfaltet. Durch eine jede dieser drei Ideen wird ein bestimmter Vorstellungskreis zu befriedigendem Abschluß gebracht, aber dieser Abschluß ist theils nur ein subjectiver theils deshalb noch ein unvollständiger, weil jene drei Gebiete noch unverbunden nebeneinander liegen ohne gemeinsamen höchsten Beziehungspunkt. Diese Mängel werden beseitigt durch die Gottesidee, in welcher der Glaube sowohl die objective Realität als auch die Einheit jener drei Ideen verbürgt findet. Sowohl bei einzelnen Denkern als bei ganzen Völkern treten in der Gottesidee die einzelnen Ideen in eigenthümlich abgestuften Verhältnissen zusammen, so daß sich bald die eine bald die andere in den Vordergrund stellt: so z. B. in der griechischen Religion die ideale Schönheit der Götter, bei Platon die sittliche Güte, bei Aristoteles das vollendete Wissen als »Theorie«; denn Inhalt und Bildungsgrad der Hauptinteressen des Menschen werden immer bestimmend für die besondere Fassung die er der Gottesidee giebt.

§. 54.

Obgleich es unpassend sein würde an dieser Stelle auf eine Auseinandersetzung der Gründe zurückzukommen die wir früher gegen die psychologische Theorie der Seelenvermögen geltend gemacht haben, so scheint es doch zweckmäßig am Ende der Darstellung dessen was bei dem Prozesse der Gedankenbildung und des Gedankenfortschrittes das Wesentliche ist, noch einen prüfenden Blick auf die Art und Weise zu werfen, auf welche die ältere Psychologie und das gemeine Leben sich diese Vorgänge zu erklären pflegt. Diese Erklärung stützt sich auf die zwei Hauptvermögen Verstand und Vernunft, über deren Unterscheidung in früherer Zeit bekanntlich ein langer unfruchtbarer Streit geführt worden ist. Unfruchtbar nämlich mußte er schon deshalb sein, weil es dem Philosophen frei stehen muß mit möglichster Berücksichtigung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs die Bedeutung der Wörter abweichend von der gemeinen Fassungsweise zu bestimmen sobald es sich nöthig macht, ebenso wie der Mathematiker in seinen Definitionen von dem Sinne theilweise abweicht welchen man im gewöhnlichen Leben mit den Ausdrücken verbindet (Linie, Fläche, Körper) deren er sich bedient. Ein zweiter Grund und zwar der hauptsächlichste für die Leerheit jenes Streites liegt aber darin, daß er aus dem Irrthume hervorging, Verstand und Vernunft seien reale Gegenstände oder wenigstens besondere Kräfte des Geistes, deren eigenthümliches Wesen ebenso eigenthümliche Gesetze ihrer Wirkungsweise bedinge. Der Gesichtspunkt aus welchem der Streit hätte lehrreich werden können blieb dabei ganz unbeachtet, nämlich der, daß man den Sprachgebrauch selbst untersuchen sollte, wodurch man einen Aufschluß darüber erhalten haben würde, ob etwa durch die Wörter »Verstand« und »Vernunft« eine Unterscheidung verschiedener geistigen Operationen oder ganzer Gruppen von Thätigkeiten gegeben sei und ob sie dadurch geeignet seien einen Überblick über die intellectuelle

Seite unsres innern Lebens zu gewähren, wenn auch nicht eine Erklärung desselben. Dies zeigt sich in der That, und es ist der Mühe werth diesem Punkte unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Vortreffliche Andeutungen über denselben finden sich bei Herbart (Psychol. als Wiss. II. p. 38 ff.), bei Drobisch (Empir. Psychol. §. 112 ff.).

Wir wollen uns nicht damit beschäftigen Definitionen des Verstandes und der Vernunft aufzusuchen, denn solche sind selten bezeichnend genug um den charakteristischen Typus dieser vielumfassenden und stets ineinander eingreifenden Vermögen scharf und leicht kenntlich anzugeben, noch weniger aber pflegen durch sie die gegenseitigen Verhältnisse beider, auf die es uns vorzüglich ankommt, in das rechte Licht zu treten. Auch wollen wir nicht den Sprachgebrauch im Einzelnen verfolgen, denn dieser gestattet sich Ausnahmen der verschiedensten Art und das Sprichwort nennt ihn mit Recht einen Tyrannen, daher wir aus einer vergleichenden Zusammenstellung nur nach der Mehrzahl der Fälle eine Regel würden feststellen können, ohne jedoch einen Entscheidungsgrund daraus zu gewinnen, warum gerade die wenigen Fälle als Ausnahmen, die vielen aber als Regel betrachtet werden sollten; denn das numerische Verhältniß für sich allein entscheidet schon deshalb nichts, weil bei genauer Betrachtung der Natur alles Regelmäßige weit seltner ist als das Unregelmäßige. Die Fälle wirklich zu zählen kann ohnedies Niemandem einfallen, und selbst wenn dies geschähe, würden wir eines schon fertigen Princips der Beurtheilung bedürfen um sie anzuordnen und über sie zu entscheiden. Ein solches Princip nun haben wir durch die bisher geführte Untersuchung bereits gewonnen, und es kann uns daher jetzt nur darauf ankommen die der Intelligenz angehörigen Thätigkeiten zu großen Gruppen zusammenzufassen, wobei es sich zeigen wird daß schon der gewöhnliche Sprachgebrauch durch die Unterscheidung von Verstand und Vernunft solche Zusammenfassun-

gen vorbereitet und einen passenden Anfang zu denselben gemacht hat.

Der Verstand ist so verschieden als die Gegenstände mit denen er sich beschäftigt. Bei allen Menschen ist er einseitig gebildet und nur in gewissen Richtungen vorhanden. Während er beim Staatsmanne auf Mittel sinnt gegebene Verhältnisse besser zu ordnen und umzugestalten oder die Folgen einer gewissen Maaßregel zu untersuchen, ist er beim Naturforscher bestrebt die Verwickelung der Bedingungen zu entwirren die einem bekannten Phänomene zu Grunde liegen, die Bedingungen selbst abgesondert voneinander zu erhalten und dann willkürlich combinirt aufeinander wirken zu lassen. Ja der Verstand des Geschichtsforschers der die Quellen kritisirt ist jedenfalls ein anderer als der, welcher zur künstlerischen Darstellung des kritisch bearbeiteten Stoffes erfordert wird. Will man dies weiter verfolgen, so wird sich leicht zeigen, daß theils derselbe Stoff sehr verschiedene Arten des Verstandesgebrauchs zuläßt, theils auch die Verschiedenheit des Stoffes verschiedene Verstandesbildung zur Bearbeitung verlangt; denn der gute Mathematiker z.B. ist auch dann noch nicht im Besitze eines richtig urtheilenden historischen Verstandes, wenn ihm die nöthigen Daten zur Beurtheilung eines einzelnen historischen Factums gegeben werden, und der tüchtige Jurist kann in pädagogischen Dingen einen unerhörten Unverstand an den Tag legen, selbst wenn er den Stand der Sache im einzelnen Falle vollkommen kennt. Der Verstand kann demnach nicht eine allgemeine Fähigkeit der Beurtheilung sein, die an einem oder zwei Gegenständen geübt dadurch für alle erworben würde, wie man freilich oft genug glaubt, sondern wir besitzen ihn zunächst nur für die Dinge an welchen wir ihn gebildet haben.

Gleichwohl ist unverkennbar, daß durch Übung und Bildung des Verstandes an einem einzigen Gegenstande die Befähigung wächst ihn mit Erfolg auch allen übrigen Gegen=

ständen des Denkens zuzuwenden; und zwar ist dies, wie die Erfahrung lehrt, in so hohem Grade der Fall, daß demjenigen welcher seinen Verstand möglichst vielseitig und durchgreifend bilden will, kein besserer Rath gegeben werden kann als ihn vorher durch tief eindringendes Studium einer einzelnen Wissenschaft zu entwickeln. Selbst der einseitig aber gründlich Gebildete pflegt an Verstand dem oberflächlichen aber vielseitigen Menschen im Allgemeinen überlegen zu sein. Die Ursachen hiervon sind leicht zu finden. Sie liegen vorzüglich darin, daß die einzelnen Operationen die wir dem Verstande zuschreiben, sich der Form nach überall gleich bleiben, die Combination aber in welcher sie angewendet werden müssen mit dem Stoffe wechselt welcher bearbeitet wird. Die allgemeinen Thätigkeiten des Urtheilens, Schließens, Vergleichens, Abstrahirens, Eintheilens u. s. f. bleiben dieselben, aber die Schlüsse auf die praktischen Folgen eines Gesetzes, die sich zunächst nur auf die Einsicht in die Verwickelung der einzelnen Verhältnisse stützen können, setzen die Kenntniß und gehörige Verarbeitung eines ganz anderen Materials voraus, als die Schlüsse auf die pädagogische Wirksamkeit einer gewissen Unterrichtsmethode oder die Schlüsse auf die Richtigkeit eines mathematischen Satzes oder die Schlüsse auf die elementare Constitution eines chemischen Körpers — denn es gehört zum Schließen sowohl eine möglichst umfassende Kenntniß der Prämissen als auch geschickte Combination derselben. Ähnliches gilt von allen andern Operationen des Verstandes. Die Übung welche er auf einem bestimmten Gebiete erlangt hat, läßt sich nicht unmittelbar auf jedes andere übertragen, wenn nicht eine innere Verwandtschaft derselben durch ihren Inhalt oder durch die Methode ihrer Bearbeitung besteht, aber es wird jede Art des Verstandesgebrauchs auf einem andern Gebiete durch eine solche Übung erleichtert und zweckmäßig vorbereitet.

Das Ergebniß welches sich aus dem Vorstehenden ablei-

ten läßt ist dieses, daß der Verstand den Grad der innern Bildung einzelner Vorstellungskreise als solcher bezeichnet. Überall hat er es mit der Berücksichtigung des Einzelnen innerhalb eines größeren Ganzen zu thun, bald nur anordnend und es aufeinander beziehend nach seinen verschiedenen Verhältnissen, bald es weiter entwickelnd und ergänzend, nie aber abschließend und vollendend; vielmehr findet er überall und ohne Ende zu schaffen combinirend, distinguirend, abstrahirend u. s. f. Kein Wunder daher daß er wächst mit den Jahren, selbst da wo seiner Ausbildung keine ausdrückliche Sorgfalt zugewendet wird, denn die psychologischen Gesetze sorgen von selbst dafür daß der dargebotene Stoff wenigstens zu zusammenhängenden Reihen verarbeitet werde, die sich dann wieder zu größeren Ganzen vereinigen. Einigen Verstand bekommt der Mensch immer wenn er in Gesellschaft aufwächst, er kann ihm nicht entgehen, und in dieser inneren Gliederung die seine Vorstellungen unwillkürlicher Weise allmälig annehmen, liegt das so merkliche Übergewicht selbst des wenig gebildeten Erwachsenen über das talentvolle, aber noch unverständige Kind. Daß man den Verstand als das Vermögen der Begriffsbildung und -verbindung erklärt hat, ist demnach zwar einseitig, und Herbart (a. a. O. p. 44) bemerkt mit Recht dagegen, daß er bei Frauen, Staatsmännern, Feldherrn, Künstlern, Kaufleuten nach der Cultur der Begriffe unmöglich abgemessen werden könne, aber es liegt in dieser Erklärung doch das Richtige, daß die Begriffe ganz und gar ein Eigenthum des Verstandes sind, weil nämlich ihre Entstehung und ihr Inhalt allein abhängt von der Gliederung und den gegenseitigen Verhältnissen der einzelnen Theile des besonderen Vorstellungskreises innerhalb dessen sie fallen.

Um uns den Unterschied der Vernunft vom Verstande klar zu machen, wollen wir zunächst uns daran erinnern, daß man sowohl von praktischer Vernunft als von praktischem Verstande spricht, und zwar so, daß jene die Zwecke setzt,

dieser dagegen die passendsten Mittel zur Ausführung aufsucht. Die Zwecke sind dem Verstande gleichgültig. Er giebt sich mit derselben Bereitwilligkeit dazu her das Schlechte ins Werk zu setzen wie das Gute, nur zum Ziele müssen die Mittel führen die er angiebt, sonst wäre er kein Verstand mehr. Als solcher ist er nur klug, listig, berechnend, treibt aber für sich allein nie zum Handeln, ist also nie unmittelbar praktisch, sondern wird es erst auf das Geheiß der Vernunft oder Unvernunft die ihn leiten. Den Verstand kann daher der Vorwurf treffen daß er kalt sei und rücksichtlos, denn er hält sich streng innerhalb des durch die Zweckvorstellung bezeichneten Gedankenkreises, nimmt keine Rücksicht auf das Gewicht und die Berechtigung andrer Vorstellungskreise die bei der Wahl der Mittel mitsprechen sollten, und verhindert gerade durch seine Überlegungen jede Erwärmung und Belebung des Gemüths welche seine egoistischen Bestrebungen leicht stören könnten. Er zeigt sich durchgängig als einseitig in den Fällen welche ein gleichmäßiges Zusammenwirken aller Kräfte des innern Menschen erfordern und verdirbt daher leicht den kräftigen sittlichen Entschluß durch subtiles Abwägen der Gründe und Gegengründe, des Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen, der Reihe von Folgen und Bedingungen einer Handlung. Dergleichen Tadel trifft die Vernunft nie, vernünftig handeln ist besser als verständig handeln, und es bleibt für die praktische Seite des menschlichen Lebens nichts mehr zu wünschen übrig, wenn die Vernunft durchgängig die Herrschaft führt und es dem Verstande zum Dienen weder an dem nöthigen Geschick noch an der wünschenswerthen Bereitwilligkeit fehlt.

Das Verhältniß von Verstand und Vernunft läßt sich nach Anleitung des Vorhergehenden jetzt dahin angeben, daß jener die einzelnen Vorstellungs- und Begriffsgebiete auszuarbeiten hat, diese dagegen die richtige Anordnung der Massen besorgt nach Maßgabe der geistigen Hauptinteressen des

Menschen. Unvernünftig ist daher derjenige bei welchem entweder diese Anordnung der Massen falsch oder überhaupt gar nicht möglich ist, weil er keine umfangreicheren Vorstellungskreise besitzt. Die Vernunft gilt für das unterscheidende Merkmal des Menschen vom Thiere, weil bei diesem weder von gegliederten Vorstellungsmassen und einer Übersicht über sie noch von einer Rangordnung der Interessen die Rede sein kann. Es erklärt sich daraus warum es Gradationen des Verstandes giebt, nicht aber der Vernunft; warum ein Mensch viel oder wenig Verstand besitzen kann, während die Vernunft wo sie sich auch finden und thätig beweisen mag, stets Eine, untheilbar ist und überall denselben Ausspruch thut, denn die Anordnung der Interessen kann nur richtig oder falsch sein, sie läßt so wenig eine Steigerung zu als die Wahrheit. Die Weltansicht des materialistischen Naturforschers erscheint dem orthodoxen Theologen als unvernünftig und umgekehrt, weil die Hauptinteressen und die Verhältnisse der Unter- und Überordnung der verschiedenen Gedankenkreise eines jeden von beiden grundverschieden sind. Aus demselben Grunde haben Philosophen einander für unvernünftig gehalten deren Principien und Methoden einander entgegengesetzt sind.

Es wird hieraus klar mit welchem Rechte Kant die Vernunft als das Vermögen der Ideen erklärt hat, wenn man zugleich berücksichtigt was oben über diese letzteren gesagt worden ist; denn die Vernunft hat es mit den Bestimmungen von Werth und Zweck zu thun, welche die vielfachen oft einander widerstrebenden Interessen des innern und äußeren Lebens in Ordnung halten und in das richtige Verhältniß zueinander setzen sollen. Sie muß einstehen für die Richtigkeit der Grundsätze des Denkens und Handelns. Für unvernünftig gilt wer leugnet was allen Andern einleuchtet oder behauptet was alle Andern widerstreiten, wer bewußter Weise will und thut was Alle als schändlich verabscheuen. Wer

noch keinen Verstand hat oder ihn verlor, vermag ein bündiges Räsonnement nicht einzusehen, der Unvernünftige dagegen läßt sich im Handeln trotz dieser Einsicht nicht durch sie bestimmen; dieser denkt das Absurde und handelt, sei es absichtlich oder aus unbegreiflicher Verblendung, entweder böse oder gegen eines seiner Hauptinteressen, jener handelt unzweckmäßig und denkt unzusammenhängend.

Daß das Gebiet des Verstandes und das der Vernunft nahe zusammengrenzen, ergiebt sich hieraus von selbst und daß der Sprachgebrauch dieses Ineinanderspielen der Begriffe nicht selten begünstigt, ist nicht zu verwundern. Da nämlich die Vernunft die Principien des Denkens und Handelns, die Säulen des gesammten innern Lebens aufzustellen und zu stützen hat, da sie die Verhältnisse der Vorstellungsmassen gegeneinander, die Rangordnung der Interessen bestimmen soll und deshalb aus einem höheren vereinigenden Gesichtspunkte das Leben mit allen seinen Erscheinungen im Großen und Ganzen zu überblicken hat, so bedarf sie bei diesem Geschäfte des reflectirenden Verstandes, der sie das Einzelne und dessen Zusammenhang kennen lehre und ihrer Ideenbildung mit seinen Begriffen und Schlüssen zu Hülfe komme. Daß man deshalb die Vernunft selbst bisweilen als das Vermögen zu schließen betrachtet hat, war eine nahe liegende Folgerung. Wir haben im Obigen gerade umgekehrt das Schließen dem Verstande zugewiesen, denn Reflexion, Berechnung, Klugheit, die man ganz gewöhnlich dem Verstande zuschreibt, können ohne Schlüsse nicht zu Stande kommen. Es ergiebt sich daraus daß das Überlegen ebenfalls dem Verstande, nicht der Vernunft angehört, denn das Vernehmen von Gründen und Gegengründen würde zunächst doch nur ein Verstehen sein. Die Entscheidung über den Antheil welcher jedem von beiden am Überlegen und Schließen zuzusprechen ist, hat keine Schwierigkeit: das Verstehen der Argumentation, die gesammte theoretische Thätigkeit des Überlegens nach Inhalt und Zusam-

menhang und die Angabe der zweckdienlichen Mittel gehört dem Verstande, dagegen ist das Überlegen insofern eine Thätigkeit der Vernunft als Zwecke und Werthbestimmungen selbst dadurch in Frage gestellt werden und uns beim Handeln leiten. Eine scharfe und vollständige Trennung des einen Gebietes vom andern ist natürlicher Weise deshalb unmöglich, weil jedes Mittel secundär selbst wieder Zweck und deshalb sowohl vom Verstande als von der Vernunft, obwohl aus verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt wird. — Ebensowenig kann man es als das Charakteristische des Verstandes betrachten daß er sich nach der Beschaffenheit des Gedachten richte, denn abgesehen von der Schwierigkeit des Ausdruckes — da es, das Gedachte in weiterem Sinne genommen, unbegreiflich sein würde wonach sich das Denken richten solle außer nach der Beschaffenheit des Gedachten — richtet sich Niemand weniger nach der Beschaffenheit des Gedachten als der Unvernünftige welcher Absurdes behauptet oder aus Verblendung sich ins Verderben stürzt.

§. 55.

Bei weitem wichtiger als jene Vermögen, deren Existenz als Thatsache der Erfahrung nicht betrachtet werden kann, sondern eine blos hypothetische ist, sind für die Erklärung des psychischen Lebens die Phänomene selbst welche wir in unsrem Innern unmittelbar sich ereignen sehen und beobachtend verfolgen können. An diese letzteren haben wir uns bisher gehalten und sie allein sollen auch der fernere Gegenstand unsrer Betrachtung sein. Was uns von ihnen noch übrig ist, beschränkt sich auf eine kleine Gruppe zusammengehöriger Erscheinungen, welche besonders geeignet sind den Abschluß unsrer ganzen Untersuchung zu machen, weil mit ihnen und durch sie der Mensch in sich fertig und selbstständig wird. Mit ihrem Eintreten ist die Grenzlinie überschritten welche das Kind vom Erwachsenen scheidet. Von diesem Punkte an entstehen keine

wesentlich neuen Gebilde mehr im Innern des Menschen, sondern jeder weitere Schritt den er in seiner Entwickelung macht, ist von den früheren nur graduell, nicht der Art nach verschieden; die wesentlichen Entwickelungsformen sind geschlossen und alles Fernere beruht nur auf neuen Combinationen, gewandter Ausführung und umsichtiger Erweiterung des Bisherigen. Die Erscheinungen welche wir meinen, sind die Aufmerksamkeit und das Bewußtsein nebst den ihnen verwandten Phänomenen. Durch diese wird uns ein freier und planmäßiger Gebrauch unserer sämmtlichen Kräfte möglich, durch sie werden wir in den Stand gesetzt wenigstens annähernd eine systematische Ordnung im Denken und Handeln herbeizuführen, durch sie sind also die Entstehung und das Fortschreiten der Wissenschaft wie der Sittlichkeit bedingt; sie sind die Stützen und zugleich die Hebel der gesammten höheren Ausbildung des Menschen.

Aufmerksam im weiteren Sinne ist jeder der mit einem gewissen Grade innerer Spannung etwas erwartet, den Verlauf einer Begebenheit beobachtend verfolgt, einen einzelnen Gedanken mit Interesse festhält oder eine längere Gedankenreihe im Zusammenhange aufzufassen strebt. Auf welche Weise dies geschehe, wird ohne Schwierigkeit klar durch einen Blick auf die Gesetze nach denen sich der Vorstellungsverlauf richtet; denn wir wissen bereits wie Erwartungen entstehen, wie die mannigfaltigen Interessen sich erzeugen und wie durch sie bald ein längeres oder kürzeres Verweilen unsrer Gedanken bei einzelnen Gegenständen bald ein rasches Hingleiten derselben über sie veranlaßt wird, das in seiner Oberflächlichkeit sogar so weit gehen kann, daß eine große Menge von Einzelnheiten die sich den Sinnen darbieten, völlig unbemerkt bleiben. Ganz besonders bedarf es der Erinnerung daran, daß in jedem Augenblicke des Lebens eine unzählbare Menge verschiedener Factoren den Verlauf der inneren Ereignisse gleichzeitig zu bestimmen streben. Auf der einen Seite stehen die sinnlichen

Reize welche fortwährend auf uns eindringen. Den Geruch und Geschmack ausgenommen trägt jeder Sinn das Seinige bei: während das Auge uns meist schon allein eine große Menge von Gegenständen zeigt und mehr als hinreichenden Stoff zur Beschäftigung gewährt, wird fast immer zugleich auch das Ohr in Anspruch genommen und, selbst abgesehen von den besondern Gesundheits- oder Krankheitsgefühlen die sich nur selten oder nie zu völliger Indifferenz ausgleichen, sind schon mit jeder bestimmten Körperlage eine große Anzahl mannigfaltiger Druckempfindungen verbunden, welche ebenfalls die Perception verlangen. Auf der andern Seite sind in unsrem Innern selbst eine Menge von Dispositionen vorbereitet, deren Verbindungen sich nach eigenthümlichen, von den physiologischen Prozessen unabhängigen Gesetzen richten. Aus diesen Verbindungen und deren Zusammentreffen mit den äußeren Reizen können in jedem Augenblicke Gefühle, Begehrungen, Willensacte entstehen, welche sämmtlich der Thätigkeit der Seele einen bestimmten Inhalt und eine veränderte Richtung zu geben streben. Erst aus dem Zusammenwirken aller dieser Factoren (der sinnlichen Reize und der nach bestimmten Gesetzen verknüpften, bald gegenseitig sich hemmenden bald begünstigenden Vorstellungen) geht als Resultat dasjenige hervor was unser Inneres jedesmal wirklich beschäftigt.

Die Phänomene der Aufmerksamkeit und Unaufmerksamkeit erklären sich hiernach leicht. Beide finden meistens zugleich statt. Wer sich von Gehörseindrücken gefesselt findet, von dem Vortrage eines Musikstückes oder einer Rede, kann nicht zugleich in ein Gemälde oder ein Buch sich vertiefen; wer damit beschäftigt ist einen Entschluß zu fassen und Gründe abzuwägen, vermag nicht zugleich einer Erzählung zu folgen. Ja es geht dies so weit, daß sogar heftige körperliche Schmerzen zeitweise uns völlig unbemerkbar werden, wenn wir selbst eine Auseinandersetzung machen die uns Mühe kostet oder wenn uns gute Unterhaltung geboten wird. Die strenge Einheit

der Seele wird uns hier durch Thatsachen der Erfahrung exemplificirt vor Augen gestellt; denn jedes Aufmerken (und dieses besteht in nichts Anderem als in einem scharfen und genauen Percipiren von Einzelnem) macht es nothwendig, daß wir allem Übrigen das gleichzeitig uns in Anspruch zu nehmen strebt, unsre Aufmerksamkeit entziehen, es uns entgehen lassen. Dagegen kann die Unaufmerksamkeit sehr wohl allein auftreten und ohne ihr Gegentheil, denn es ist nicht nothwendig daß jederzeit ein bestimmter Reiz ein völlig entschiedenes Übergewicht über alle andern erhalte, die gleichzeitig die Perception für sich zu erlangen suchen, vielmehr ist es besonders beim ungebildeten Menschen gar nicht selten, daß eine dem Gemeingefühl ähnliche Verworrenheit sich einstellt, aus welcher keine Einzelvorstellung mit Bestimmtheit und Präcision hervortritt, wenn nämlich einerseits die verschiedenen Reize an Stärke nahe gleich und deshalb nur gerade hinreichend sind um sich gegenseitig wenn nicht ganz zu hemmen, doch sehr bedeutend zu stören, und andrerseits das Vorstellungsleben selbst noch nicht genug entwickelt ist um ohne äußere Anregung oder sogar im Gegensatze zu ihr selbst thätig den Gedankengang fortzubestimmen. Dergleichen Zustände, in welchen die Seele selbst im Wachen fast ganz unthätig zu sein scheint, stellen sich bei allen mechanischen Arbeiten leicht ein und selbst Menschen von großer geistiger Lebendigkeit werden sie stets an sich bemerken können, sobald ein gewisser Grad körperlicher Erschöpfung eingetreten ist; denn diese verstärkt je länger je mehr die fortwährend auf uns wirkenden Nervenreize, welche immer von der Perception abgehalten werden müssen, wenn unser Denken das auf einen andern Gegenstand gerichtet ist, nicht gestört werden soll: wir gelangen daher endlich auf einen Punkt an welchem die Anstrengung des Geistes dazu nicht mehr hinreichen will, da die physische Erschlaffung fortwährend wächst.

Die allgemeine Unaufmerksamkeit allmälich zu beseitigen

welche sich überall zeigt wo das organische Leben die Oberhand hat über das geistige, ist die erste und wichtigste, aber auch schwierigste Aufgabe des beginnenden Unterrichts. Das Abrichten der Thiere, wenn es nicht blos auf falsche Associationen gegründet wird die man ihnen beibringt, muß sich vorzüglich auf Erweckung der Aufmerksamkeit stützen *), d. h. man muß zu bewirken suchen daß sie allmälig gesondert auffassen (percipiren) was sie sich selbst überlassen nicht bemerken, weil es mit einer großen Summe anderer sinnlichen Reize zu einem unklaren Totaleindruck zusammenschmilzt in welchem sich das Einzelne nur gegenseitig trübt und verdunkelt. Ganz ähnlich verhält es sich anfangs auch beim menschlichen Kinde. Die ungeheuren Schwierigkeiten des Taubstummen- und noch mehr des Blödsinnigenunterrichts haben ganz vorzüglich darin ihren Grund, daß es nur langsam und mit großer Mühe gelingt aus der allgemeinen Verworrenheit des Percipirten Einzelnes mit möglichster Schärfe hervortreten zu lassen. Daß das Wort hierzu ein ausgezeichnetes Mittel ist, haben wir schon früher bemerkt. Für den Fall, daß die gesonderte Leitung der sinnlichen Reize durch die Nervenfasern unvollkommen oder gar nicht vorhanden wäre, müßte freilich jeder Versuch scheitern Blödsinn durch Unterricht einigermaßen zu heilen.

Von der gesonderten Wahrnehmung sinnlicher Einzelnheiten geht dann die Aufmerksamkeit fort zur zusammenhängenden Beobachtung größerer Ereignisse und zur Auffassung längerer Gedankenreihen — wie dies geschehe, bedarf keiner Auseinandersetzung, da wir sowohl die Gesetze der Reihenbildung selbst als auch mannigfaltige Anwendungen derselben früher kennen gelernt haben. Erst darin liegt das Charakteristische der Aufmerksamkeit im engeren Sinne (d. h. derjenigen die sich nicht blos auf das Bemerken von Einzelnheiten

---

*) Vgl. Adrien Léonard, Essai sur l'éducation des animaux. Lille. 1842.

beschränkt), daß sie das Zusammenhängende ungestört ablaufen läßt und festhält, erst dadurch wird sie auf umfassende Weise fruchtbar für die höhere Ausbildung des geistigen Lebens: wir schreiben uns Aufmerksamkeit zu, wenn die psychologischen Gesetze unsern Vorstellungsverlauf so bestimmen, daß dieser sich an einen durch die innere Zusammengehörigkeit des Vorgestellten bestimmten Faden hält, ohne sich aus dieser Bahn herausdrängen zu lassen, sei es durch äußere Reize oder durch associirte Nebengedanken welche sich emporzuarbeiten und den Faden zu zerreißen streben. Aufmerksamkeit wird demnach nur dadurch möglich, daß sich Vorstellungsreihen allmälig befestigen und zwar so stark, daß sie sowohl den plötzlich auftretenden sinnlichen Reizen als auch allen unwillkürlichen Einfällen widerstehen: daher schwindet dem Kinde sehr schnell die Aufmerksamkeit für einen und denselben Gegenstand; denn es wird noch zu stark gefesselt und gelenkt vom sinnlichen Reize, es vermag der Gewalt desselben noch wenig oder gar nicht zu widerstehen, weil es noch keine festen Gedanken und Gedankenverbindungen besitzt. Aufmerksamkeit ist nur möglich innerhalb eines schon einigermaßen gebildeten Gedankenkreises; daher beruht die Kunst des Unterrichtes nächst der Erweckung des Interesses für den betreffenden Gegenstand überhaupt, vorzüglich in der Ausbildung bestimmter Gedankenreihen welche allmälig geläufig und fest genug werden müssen um sowohl ohne Anstoß abzulaufen als auch alles Fremde das sich einzudrängen strebt, kräftig zurückzuweisen.

So weit wir bisher die Aufmerksamkeit betrachtet haben, bestand sie nur in einer bestimmten Richtung die unser Gedankenlauf unter gewissen Umständen den psychologischen Gesetzen gemäß erhält, sobald unser inneres Leben eine gewisse Entwickelungsstufe erreicht hat. Ein Hauptgedanke auf welchem ein bereits mehr oder weniger consolidirtes Interesse ruht, übernimmt dabei meistens die Leitung des gesammten Vorstellungsverlaufes, zieht das ihm Verwandte an sich heran

und unterdrückt alles Heterogene oder läßt es gar nicht aufkommen. Dieser ganze Vorgang ist zunächst völlig unwillkürlich, die Aufmerksamkeit auf ein vorliegendes Ereigniß dauert nur so lange als das Interesse anhält und kräftig genug bleibt um sowohl die Nebengedanken als die sinnlichen Reize zurückzuhalten. Schwindet das Interesse, unterliegt es einem andern stärkeren Reize oder tritt Ermüdung ein, so läßt die Aufmerksamkeit von selbst nach und giebt somit selbst den Beweis, daß sie nichts ist als ein Phänomen welches wie alles Andere das in unsrem Innern vorgeht, nur als ein Resultat der besondern Art des Zusammenwirkens zu betrachten ist das nach festen Gesetzen unter unsern Vorstellungen stattfindet. Etwas anders scheint es sich auf den ersten Blick mit der willkürlichen Aufmerksamkeit zu verhalten, zu deren Untersuchung wir uns jetzt zu wenden haben.

Daß die Aufmerksamkeit dem Willen unterworfen werden kann und wirklich unterworfen wird, bedarf keiner weiteren Erklärung; denn wie beim Wollen stets die Zweckvorstellung, auf welcher ein gewisses Interesse ruht, die Vorstellungsreihen der möglichen Mittel producirt, wenn überhaupt die Gedankenbildung weit genug gediehen ist und sich solche Reihen schon in mannigfaltiger Weise vorgebildet haben, so vermag auch ganz analog eine Hauptvorstellung die durch ein gewisses Interesse, sei es ein eigenes und unmittelbares oder ein übertragenes, der Sitz einer Begehrung geworden ist, einer großen Anzahl von Einzelvorstellungen die zu ihr gehören und an sie sich anlehnen, dieses Interesse mitzutheilen und sie dadurch gesondert und rein hervortreten zu lassen. Der allgemeine Wille z. B. uns über einen Gegenstand eine möglichst sicher stehende Ansicht zu bilden, erhält unsre Aufmerksamkeit selbst während langer und langweiliger Verhandlungen. Es ist dies nur ein besonderer Fall davon, daß sich der Wille vom Zweck auf die Mittel überträgt. So verhält es sich immer mit der willkürlichen Aufmerksamkeit, sie richtet sich vermittelst

des Interesses das auf einem Ganzen ruht, auf die einzelnen Theile in die sich das Ganze gliedert oder zu denen es sich evolvirt. Ohne ein solches Interesse, das freilich bisweilen auch nur ein Interesse des Eigensinns sein kann, ist Aufmerksamkeit durchaus unmöglich, vielmehr ist sie stets der Stärke desselben direct proportional, obwohl sie keineswegs durch diese allein bestimmt wird, wie sich sogleich zeigen wird, wenn wir den Umfang der willkürlichen Aufmerksamkeit näher in's Auge fassen.

Das Kind ermüdet bekanntlich beim Lernen sehr schnell und kommt sehr bald auf den Punkt daß fernere Zumuthung zur Anstrengung durchaus vergeblich und schädlich sein würde. Daß dies von einem Mangel an gutem Willen herrühre, wird man um so weniger geneigt sein zu glauben als es nicht schwer hält sogar Erwachsene zu finden, denen es völlig unmöglich zu sein scheint selbst einem ansprechenden Vortrage von mäßiger Ausdehnung mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu folgen. Die Ursachen dieser Erscheinung sind mehrfach. Zunächst pflegt es dem Kinde nicht selten an Interesse für den Gegenstand des Lernens zu fehlen, oder es ist dasselbe doch so gering, daß es bedeutend überwogen wird von anderen Interessen. Wird nun eines dieser übrigen durch irgend ein äußeres Object das in den Kreis der Wahrnehmung fällt, in Anregung gebracht, so schwindet die Aufmerksamkeit schnell und auf lange Zeit, wenn dies nicht verhindert wird. Daher muß der Unterricht Alles benutzen um zunächst Interesse zu erwecken, dann es zu erhalten und zu stärken. Je mehr ein Interesse sich consolidirt und etwa später zum Mittelpunkte der ganzen Lebensansicht wird, desto sicherer läßt sich fast unter allen Umständen eine scharfe und ausdauernde Aufmerksamkeit für den Gegenstand erwarten. Gleichwohl reicht selbst ein reges Interesse in vielen Fällen noch nicht weit, sondern es bedarf, wie schon bemerkt, vor Allem einer gewissen inneren Bildung des ganzen Vorstellungskreises innerhalb dessen die Aufmerk-

samkeit gefesselt bleiben soll. Wer z. B. eben anfängt Mathematik zu studiren wird nie im Stande sein sogleich einen ganzen Tag unausgesetzt sich damit zu beschäftigen; denn die neuen Begriffe welche ihm am Anfange sogleich in Menge zugeführt werden, besitzen noch keine Festigkeit. Selbst wenn es auf einen Augenblick gelingt sie in voller Klarheit und Schärfe festzuhalten, verdunkeln sie sich doch schnell wieder. Schreiten wir weiter fort, so bedarf es einer gewissen Leichtigkeit der Reproduction und der Übersicht jener Begriffe, da sie neue Combinationen eingehen und vielfach gebraucht werden sollen. Jede Verundeutlichung der Elemente schadet und macht den Fortschritt unmöglich, wir finden uns auf den Anfang zurückgeworfen, die vergeblichen Versuche häufen sich und mit ihnen die lästigen Gefühle des Mißlingens, statt der gehofften Klarheit gerathen wir nur in immer tiefere Dunkelheit, verlieren uns in ein Labyrinth von oft völlig unnützen oder bloß scheinbaren Schwierigkeiten und finden uns genöthigt eine Pause zu machen, weil selbst die größte Energie des Willens es nicht zu hindern vermag, daß uns, wie wir ganz richtig sagen, die Gedanken allmälig vergehen und mit der Verworrenheit die Unaufmerksamkeit an die Stelle des geordneten Nachdenkens tritt. Ein dritter Umstand welcher die Ausdehnung der willkürlichen Aufmerksamkeit in bestimmte Grenzen einschließt, ist der, daß wir den gewohnten Rythmus des geistigen Lebens durch einen einzelnen selbst noch so kräftigen Entschluß gänzlich umzuändern nicht im Stande sind. Viele und namentlich die Gelehrten werden ohne Zweifel aus Erfahrung wissen daß die Überwindung jeder Verwöhnung in der Arbeit einen erheblichen Kraftaufwand erfordert und daß sie trotz bedeutender Anstrengung oft nur allmälig gelingt. So wenig durch einen einzigen Entschluß aus einem Unbesonnenen ein Weiser, aus einem Lasterhaften ein sittlich guter Mensch wird, so wenig läßt sich auf ein Mal an die Stelle gewohnter Zerstreutheit und Oberflächlichkeit in der Beobach-

tung der äußeren und inneren Vorgänge Aufmerksamkeit und strenge Sorgfalt setzen. Die Empfänglichkeit hat ihre bestimmten Perioden, die außer unsern Gewohnheiten auch von den Tageszeiten und Nervenstimmungen abhängen, über welche der Wille wenigstens keine unmittelbare Macht besitzt. Besonders einflußreich auf die Intensität der Aufmerksamkeit mit welcher wir uns einer Beschäftigung hingeben, ist die Art der unmittelbar vorhergegangenen Thätigkeit. Von leichter Lectüre oder vom Kartenspiel zu geistiger Anstrengung zurückzukehren kostet stets bedeutende Mühe, die Gedanken wollen sich nicht sammeln und Stand halten. Sehr fühlbar wird dies namentlich dann, wenn wir den Tag mit spielender Thätigkeit anfangen und im Laufe desselben zu anstrengender Arbeit überzugehen versuchen. Das Vierte endlich wovon die Macht des Willens über die Aufmerksamkeit abhängt, ist der Grad der Energie und Übung des Willens in der Selbstbeherrschung überhaupt. Dies führt uns auf die Zerstreutheit.

Die Aufmerksamkeit bestand darin, daß ein Hauptgedanke vermittelst eines Interesses das auf ihm ruht, nur die mit ihm verbundenen Vorstellungsreihen sich evolviren ließ, alles Andere aber zurückdrängte. Der Vorstellungsverlauf erhält dadurch eine bestimmte Richtung und zeigt eine gewisse planmäßige Ordnung, indem jener Hauptgedanke alles ihm Verwandte heranzieht, alles Heterogene dagegen sogleich ausstößt. Es erscheint daher die Aufmerksamkeit als eine Sammlung der Gedanken, als ein Zusammenfassen alles dessen was unter einen Hauptgesichtspunkt gehört. Das Gegentheil derselben ist die Zerstreuung, welche darin besteht, daß die sich drängenden Gedanken nicht unter sich zusammenhängen durch einen gemeinsamen Beziehungspunkt ihres Inhaltes, sondern planlos durcheinander laufen indem sie sich in ihrem Auftauchen und Verschwinden lediglich nach äußeren Reizen oder nach zufälligen Associationen richten. Wenn nämlich weder ein unwillkürliches Interesse sich geltend macht noch ein ausdrücklicher

Willensact unsre inneren Thätigkeiten leitet, wird der Wechsel unsrer Vorstellungen sich nur nach dem jedesmaligen momentanen Übergewicht richten müssen das eine Nervenaction über die übrigen erhält und nächst dem nach den zufälligen Associationen die sich in früherer Zeit schon gebildet haben; es wird daher der Vorstellungsverlauf im Allgemeinen als planlos erscheinen. Hiernach ist es begreiflich daß eine solche Zerstreuung der Gedanken stets sich einstellt, wenn der Wille oder das Interesse eine Abschwächung erleidet oder sich ganz zurückzieht: es tritt dann zunächst eine Theilung der Aufmerksamkeit und nach und nach gänzliche Unordnung des Gedankenlaufes ein. Ebenso erklärlich ist es, daß diese Unordnung zu gewohnter Zerstreutheit sich steigern kann, da die Kraftlosigkeit des Willens sich in gleicher Weise durch Verwöhnung immer steigert wie die Energie desselben durch Übung gelernt wird. (Vergl. §. 42 zu Ende.) Daß diese Schlaffheit gar so weit gehen kann, daß man fast augenblicklich wieder vergißt was man gehört, gesagt, gethan hat, ist bekannt genug. Auch der Vertiefte erscheint häufig als zerstreut, da er oft nicht bemerkt was um ihn vorgeht und was er selbst thut, aber diese Unaufmerksamkeit ist eine blos partielle und man hat Unrecht sie Zerstreutheit zu nennen, denn die letztere besteht nur in einem völligen Zurückziehen des Willens und in der Abwesenheit jedes feststehenden Interesses das den Vorstellungsverlauf ordnet, sie ist allgemeine Unaufmerksamkeit, während die blos theilweise, wie schon erwähnt, stets eine nothwendige Begleiterin der Aufmerksamkeit ist.

Es hat nach dem Vorstehenden keine Schwierigkeit mehr zu entscheiden was die willkürliche Aufmerksamkeit bedeute, nämlich nichts Anderes als dies, daß die Aufmerksamkeit dem Willen unterworfen werden und von ihm ihre Richtung erhalten könne, nicht aber daß diese Unterwerfung und Richtung selbst willkürlich sei. Daß der Schein der Willkür entsteht, erklärt sich in Rücksicht der Aufmerksamkeit ganz auf dieselbe

Weise wie in Rücksicht des Wollens überhaupt (Vgl. §. 43), nämlich zunächst daraus, daß sie unter Umständen unabhängig wird von den äußeren Reizen und sich diesen bisweilen gerade zuwider bestimmt, und weiter daher, daß wir nicht im Stande sind die Verwickelung von Ursachen durch Selbstbeobachtung zu erforschen von denen sie im Einzelnen abhängt. Die Erfahrung selbst überzeugt uns leicht davon, daß es nicht möglich ist unsre Aufmerksamkeit mit jedem beliebigen Grad der Stärke auf jeden beliebigen Gegenstand zu concentriren, denn wir vermögen ebensowenig unsre Interessen willkürlich zu schaffen oder umzuwandeln als die Langeweile abzuhalten, die unfehlbar Unaufmerksamkeit auf den betreffenden Gegenstand herbeiführt, sobald sie sich einmal unsrer bemächtigt. Man verlange nur von dem der an scharfes zusammenhängendes Denken gewöhnt ist gespannte Aufmerksamkeit für verworrene mystische Reden, es wird sich bald zeigen daß sie ihm trotz aller Anstrengung entschwindet, wenn er nicht einen Gesichtspunkt entdeckt durch welchen sein Interesse gefesselt wird. So wenig die Objecte des Willens und also mittelbar die der Aufmerksamkeit willkürlich wählbar sind, so wenig sind es auch Stärke und Dauer derselben. Sie bleibt sowohl der Richtung als dem Grade nach an den Willen (das Interesse) und dieser unter allen Umständen an seine jedesmaligen Motive gebunden, deren Wirksamkeit auf Überlegung und Entschluß sonst wieder von einer andern willkürlichen Aufmerksamkeit abhängen würde, von welcher aber wieder ganz dasselbe gelten müßte wie von der ersteren. Auf diese Weise ist der Einwurf zu beseitigen der sonst die Aufmerksamkeit treffen würde, daß sie ein unbegreifliches, weil ursachlos wirkendes Princip im Menschen sei, das ihn befähige einige seiner Gedanken festzuhalten und sich in sie zu vertiefen, andere dagegen ohne nachhaltigen Eindruck an seinem Gemüthe abgleiten zu lassen. Wenn z. B. der Musiker aus einem complicirten Ganzen eine einzelne Stimme sich auswählt und allein verfolgt, so

scheint es als vermöchte er die Wirkung aller übrigen zu paralysiren und ganz willkürlich jene allein hervortreten zu lassen, aber abgesehen davon daß das Gelingen dieses Versuchs ganz und gar von der Übung und dem Bildungsgrade abhängt die sein Ohr bereits erlangt hat, bedarf es ohne Zweifel eines bestimmten Motives durch das die Richtung seiner Aufmerksamkeit gerade so und nicht anders bestimmt wird. Der psychische Vorgang ist hierbei kein anderer als der bekannte, daß eine Reihe von Einzelvorstellungen durch das vorzugsweise auf ihnen ruhende Interesse Hülfen erfährt, vermöge deren sie gegen alles Übrige das gleichzeitig die Perception verlangt, in's Übergewicht tritt und sich deshalb allein und abgesondert hervordrängt. Wie das Auge fixiren lernt, so lernt das Ohr Einzelnheiten heraushören aus einem Ensemble, und die Hebung durch welche die matte Gedächtnißvorstellung zu dem weit lebhafteren Phantasiebilde gesteigert wird, ist im Wesentlichen dasselbe wie die Verstärkung gegenwärtiger Lust- oder Schmerzempfindungen durch die Aufmerksamkeit — diese Verstärkung der Empfindung selbst nämlich ist keineswegs eine blos scheinbare, der ganze Vorgang ist dabei nicht ein rein psychologischer, sondern dieser äußert eine Rückwirkung auf die organischen Thätigkeiten der Sinnesnerven. Wie wenig in diesen Fällen von einer im eigentlichen Sinne willkürlichen Aufmerksamkeit die Rede sein kann, zeigt sich namentlich an dem merkwürdigen Beispiel, daß uns gar oft etwas erst dann stört, wenn wir uns vornehmen uns von ihm nicht stören zu lassen: so fängt eine kleine Blendung des Auges, die wir längere Zeit ganz übersahen, erst dann an zu wirken und wird uns unerträglich, wenn wir uns bestreben die Aufmerksamkeit ihr zu entziehen. Ganz ähnlich wie mit einzelnen sinnlichen Reizen geht es bisweilen auch mit einzelnen Gedanken, die wir trotz aller Gegengründe und Willensanstrengung nicht loswerden können. Sie können sogar zu sogenannten

fixen Ideen werden und einen Ansatz zur Verrücktheit bilden, wenn es uns nicht gelingt sie zu verbannen.

§. 56.

Der Aufmerksamkeit verwandt und durch sie vermittelt ist die Selbstbeherrschung, welche zwei verschiedene Seiten hat, eine theoretische und eine praktische. Die erstere dieser beiden Seiten ist bei weitem die wichtigere und umfangreichere, da die Beherrschung des Gedankenlaufs, wenn sie durchgängig gelingt, bei körperlicher Gesundheit die Beherrschung unsres Handelns von selbst nach sich zieht. Im gemeinen Leben pflegt man unter Selbstbeherrschung vorzugsweise nur die Unterwerfung der sinnlichen Begierden unter die besonnene Überlegung und namentlich unter das sittliche Urtheil zu verstehen, indem man vorauszusetzen scheint daß ruhiges Nachdenken, wenn es dem Menschen nur immer möglich wäre, ihn immer und nothwendig zum Guten hinführen würde. Es schreibt diese Ansicht dem Menschen gleichsam einen sittlich guten Kern zu den er von Natur besitze; denn nur insofern kann seine Unterjochung durch sinnliche Begierden als das Gegentheil der Selbstherrschaft, als ein Beherrschtwerden durch etwas Fremdes erscheinen. Diese Auffassung des gemeinen Lebens ist aber jedenfalls zu eng, denn fast nirgends zeigt sich — wenn wir blos auf die Größe der ausgeübten Kraft sehen — ein höherer Grad von Selbstbeherrschung als bei der im Innern des Menschen fortwühlenden Leidenschaft, die ihr Ziel noch nicht erreicht hat und sich vor übereilten Ausbrüchen hütet. Ebenso erfordert das wissenschaftliche Nachdenken, das wenigstens keinen unmittelbar ethischen Zweck hat, eine sehr bedeutende Selbstbeherrschung, durch welche nicht allein die äußeren Reize für den Fortgang des Denkens unschädlich gemacht, sondern namentlich auch alle Gemüthsbewegungen entfernt gehalten oder beseitigt werden

müssen. Besonders ist es diese letztere Art der Selbstbeherrschung, welche mit der Aufmerksamkeit eine nahe Verwandtschaft besitzt.

Die Selbstbeherrschung des Gedankenlaufs ist eines der wichtigsten unter den Phänomenen, durch welche Einheit und Ordnung in das gesammte geistige Leben gebracht wird. Blicken wir zurück auf die große Einfachheit der Elemente aus denen wir unsre ganze Theorie zu entwickeln versucht haben, so müssen wir uns gestehen, daß anfangs nur geringe Hoffnung vorhanden zu sein schien auf diesem Wege zu einem umfassenden Verständniß der psychischen Erscheinungen und namentlich derjenigen unter ihnen zu gelangen, welche ein zusammenhängendes planmäßig geordnetes Denken möglich machen; denn wir gingen in unsrer Untersuchung nur aus von der Einheit der Seele auf der einen und der Perception der Nerveraffectionen durch sie auf der andern Seite. Die sinnlichen Wahrnehmungen welche auf diese Weise gewonnen wurden, traten vereinzelt auf, drängten sich hervor und verschwanden wieder je nach ihrer Stärke, einen innern Zusammenhang aber besaßen sie untereinander gar nicht. Es bildeten sich zwar Associationen und Reihen sinnlicher Vorstellungen, aber auch diese Verknüpfung derselben richtete sich keineswegs nach ihrem Inhalt, sondern war eine rein äußerliche, hauptsächlich veranlaßt durch ihre räumliche Gruppirung und zeitliche Folge. Die partielle oder totale Verschmelzung schien allein geeignet eine Verbindung der Vorstellungen nach ihrem Inhalte zu vermitteln, eine Aussicht aber auf die Möglichkeit einer Erklärung des selbstständigen geordneten Denkens und planmäßigen Handelns zeigte sich noch nirgends. Hauptsächlich mußte es dazu an der beherrschenden Einheit zu fehlen scheinen welche den Gedankenlauf im Großen und Ganzen zu überschauen und zu leiten im Stande sei. Diese Einheit hinzuzudenken als ein dunkles, im Laufe des Lebens aber sich allmälig abklärendes Bewußtsein, würde theils mit unsern psychologischen

Principien geradezu in Widerspruch gestanden haben, theils würde es eine bloße Annahme, nicht aber eine Erklärung, vielmehr ein offenes Eingeständniß der Unmöglichkeit einer solchen gewesen sein. Es wird nicht unzweckmäßig sein hier darauf hinzuweisen, auf welche Weise im Laufe unsrer ganzen Untersuchung eine wirkliche Erklärung dieser Gegenstände vorbereitet worden sei.

Der erste Ansatz zu einer Centralisation der gesammten Vorstellungswelt zeigt sich in dem Verhältniß in welches das Gemeingefühl zu den einzelnen Empfindungsvorstellungen tritt (S. Grundl. der Psychol. p. 70—77). Dieses nämlich stellt sich dar als der gemeinsame Beziehungspunkt derselben, als der Boden aus welchem sie hervorwachsen und an welchen sie wieder zurückfallen. Jede scheinbare Empfindungsleere wird ausgefüllt durch ein stärker oder schwächer hervortretendes Gemeingefühl. Dieses verhält sich ursprünglich zu den einzelnen Empfindungen wie das Allgemeine zum Besondern, und wir haben deshalb (a. a. O.) dieses Verhältniß mit dem Namen der Apperception belegt: alle einzelnen Empfindungen werden durch das Gemeingefühl appercipirt, d. h. sie erscheinen nur als besondere Arten oder Modificationen desselben. Auf diese Weise bildet anfangs das Gemeingefühl den rein *subjectiven* Vereinigungspunkt unsres ganzen Empfindungskreises. Hierbei bleibt es jedoch nicht, sondern unsre sinnlichen Vorstellungen werden nach außen projicirt, es entstehen uns dadurch Gegenstände mit vielen Merkmalen. Obwohl diese Gegenstände im Grunde nichts sind als fest gewordene Complicationen einer großen Anzahl sinnlicher Partialvorstellungen, so fanden wir uns, wie sich gezeigt hat, doch genöthigt diese Gegenstände als objective Einheiten zu denken. Diese Einheiten sind zwar streng genommen nicht erfahrungsmäßig gegeben, aber ein psychologisches Gesetz zwang uns zu dieser Vorstellungsweise, zwang uns sie sogar trotz der vielfachen Veränderlichkeit immer noch festzuhalten welcher sich die sinn-

lichen Gegenstände fortwährend unterworfen zeigen (Vgl. §. 20 und §. 25 gegen Ende). Wir erhielten dadurch objective Einheitspunkte unseres gesammten sinnlichen Vorstellungskreises.

Im Laufe unsrer Untersuchung hat sich weiter ergeben auf welche Weise die große Menge verschiedenartiger Gefühle und Begehrungen sich erzeugt, von denen das Gemüth des Menschen bewegt wird. Ein Theil der Gefühle war in seiner Entstehung bedingt durch einen bestimmten Vorstellungsinhalt an welchen sie sich anknüpfen, ein anderer Theil dagegen hing lediglich ab von der besondern Art des Zusammentreffens irgend welcher Vorstellungen. Die Entstehung des Begehrens und Wollens setzte Vorstellungen voraus auf denen ein gewisses Interesse ruhte. Dadurch geschieht es, wie vorzüglich an den Willensphänomenen klar wird, daß einige Vorstellungen eine große Menge anderer in Bewegung zu setzen und die bereits gebildeten Associationen und Reihen sich dienstbar zu machen vermögen. Wir haben vier Hauptklassen der menschlichen Interessen kennen gelernt, die sinnlichen, sittlichen, intellectuellen und ästhetischen. In diesen finden wir also neue Einheitspunkte unsres inneren Lebens. Indem der Wille sich auf sie richtet und nach ihnen bestimmt, setzt er die sämmtlichen Vorstellungsreihen allmälig in Thätigkeit welche mit der Befriedigung des betreffenden Interesses (dem Zwecke) in Beziehung stehen. Je mehr sich nun die Interessen des Menschen im Laufe des Lebens consolidiren und in bestimmte Absichten concentriren, desto mehr treten allmälig um sie her die Vorstellungsreihen zu bestimmten Gruppen zusammen, sie ordnen sich in kleinere und größere Kreise, je nach ihrem Zusammenhange untereinander und nach ihrem Verhältniß zu dem Hauptinteresse um das sie sich sammeln. Mit dem Hauptinteresse verbinden sich Nebeninteressen, die ebenso wie jene unter sich nach den Umständen bald einander unterstützen bald sich gegenseitig bekämpfen.

Was endlich die hauptsächlichste Operation der Intelligenz betrifft, die Begriffsbildung, so zeigt sich an ihr sehr deutlich auf welche Weise durch sie unser inneres Leben nach und nach feste Beziehungspunkte gewinnt, welche eine Übersicht über längere Vorstellungsreihen und inneren Zusammenhang ganzer Gedankenkreise erst möglich machen; denn das Wesen der Begriffe besteht eben darin, daß sie dies leisten. Zu einem wichtigen Ergebniß dieser Art führt schon die bloße Abstraction, da jede abstracte Vorstellung ein Vereinigungspunkt ist in welchem eine unzählbare Menge von Einzelfällen zusammentrifft, seien diese nun sinnlich wahrnehmbare Gegenstände oder irgend welche gleichartigen psychischen Vorgänge. Je höher die Abstraction hinaufsteigt, eine desto größere Anzahl von Fällen umfaßt sie, und diese letzteren werden von den abstracten Vorstellungen appercipirt — eine psychologische Nothwendigkeit welche namentlich durch den Gebrauch der Sprache herbeigeführt wird (Vgl. §. 48.). Durch das Urtheilen und Schließen gewinnen wir theils völlig theils nur relativ neue Prädicatsbestimmungen für ein schon bekanntes Subject, diese gehen in die Subjectsvorstellung über, werden von ihr aufgenommen, appercipirt, und bereichern sie dadurch auf directe oder indirecte Weise. Durch die drei angeführten Operationen, die in vielseitiger Weise ausgeübt werden und miteinander in Verbindung treten, gehen einzelne Vorstellungen in Begriffe über und es kann nach dem Vorstehenden wohl kein Zweifel mehr darüber sein, daß sie eben dadurch zu Mittelpunkten größerer Vorstellungskreise werden.

Sind im Vorstehenden die wesentlichen Punkte angedeutet an welche wir uns werden zu halten haben um zu einer Erklärung der Möglichkeit des geordneten Denkens und planmäßigen Handelns zu gelangen, so macht sich zunächst nothwendig nachzuweisen auf welche Weise uns von hier aus allgemeine Principien und Maximen entstehen, denn diese sind das hauptsächliche Mittel durch welches die Selbst-

beherrschung bewerkstelligt wird. Principien sind Grundurtheile die wir als Normen unseres Denkens, Maximen Grundurtheile die wir als Regeln unseres Handelns anerkennen. Es kümmert uns hier nicht ob sie richtig und löblich seien, sondern wir fragen nur nach der Art ihrer Entstehung. Ebensowenig ist es uns jetzt um die Erzeugung derjenigen praktischen Grundsätze zu thun deren Befolgung wir von uns und von Andern verlangen, sondern lediglich um diejenigen welche wir im Handeln wirklich befolgen. Die Antwort daß beide, sowohl die Principien als die Maximen, erst in Folge künstlicher Reflexion entständen, muß von vornherein zurückgewiesen werden, theils weil es sich hier nicht darum handelt auf welche Weise wir uns unsrer theoretischen und praktischen Grundsätze bewußt werden, theils weil dieselben schon als vorhanden sich nachweisen lassen noch bevor wir um sie wissen; denn richtiges und falsches Räsonnement werden schon unterschieden ebenso wie gute und böse Handlungen, noch ehe wir die Grundsätze in ausgeprägter Form kennen nach denen wir diese Entscheidung einrichten. Zuerst machen sie sich, wie die Erfahrung lehrt, in Form des Gefühls geltend, als abstracte feststehende Sätze aber lernen wir sie erst entweder durch Belehrung von Andern oder durch Reflexion auf unsre eigenen Gemüthslagen kennen. Sie entwickeln sich auf folgende sehr einfache Weise.

Die Principien und Maximen verhalten sich zu den einzelnen theoretischen Urtheilen und praktischen Entschließungen gerade so wie die abstracte Vorstellung unter welche ein einzelner Fall gehört, zu diesem selbst. Sie entstehen aus ihnen auf ganz analoge Weise. Die der Entschließung vorausgehende Überlegung (die wir §. 42 betrachtet haben) endigt mit der Wahl und diese selbst drückt in allen Fällen in welchen keine Reue nach der That eintritt, das richtige Verhältniß der beiden gegeneinander streitenden Hauptparteien aus, deren jede einen großen Complex verschiedener Motive in sich fassen

kann. In allen künftigen ähnlichen Fällen, d. h. in allen denen in welchen ähnliche Complexe von Motiven einander gegenüberstehen, wird die Entscheidung um so leichter und sicherer auf ganz analoge Weise ausfallen, theils je öfter wir dieselbe Handlungsweise schon befolgt haben, und besonders dann, wenn wir nach der That keine Ursache hatten sie wieder ungeschehen zu wünschen, theils je mehrere bestätigende Urtheile, sowohl eigene über ähnliche Handlungen Anderer als fremde über das Handeln einer dritten Person oder über unser eigenes, in der Zwischenzeit hinzugekommen sind und auf uns gewirkt haben. Finden wir uns nun in einer Lebenslage die uns zum Handeln nöthigt, so wirken die früheren Entscheidungen die wir zwischen entgegenstehenden Motiven getroffen haben, unmittelbar auf die im gegenwärtigen Falle zu fassende Entschließung: es entstehen Gefühle die uns bald auf die eine Seite ziehen, bald mehr für die andere uns geneigt machen. Auf diese Weise bildet sich leicht durch den wiederholten Eintritt ähnlicher Fälle eine feste Gewohnheit gewissen Gefühlen vorzugsweise zu folgen, andere dagegen zu unterdrücken: das Handeln des Menschen besitzt alsdann einen bestimmten Charakter, er befolgt thatsächlich bestimmte Maximen, obwohl diese als solche ihm selbst erst dann hervortreten, wenn es ihm gelingt in einem allgemeinen Satze die Handlungsweise auszusprechen, die er unter näher zu bezeichnenden analogen Umständen gleichmäßig und dauernd befolgt. Daß die Maximen sich oft gegenseitig beschränken, ja einander bisweilen widersprechen, kann bei der angegebenen Entstehungsart derselben nicht befremden, denn sie entspringen aus Gefühlen die selbst einem bedeutenden Wechsel fast in jeder Hinsicht unterworfen sind, und diese Gefühle selbst gehen aus den Hauptinteressen des Menschen hervor, welche miteinander nicht selten in Zwiespalt gerathen müssen (Vergl. §. 42). Trotz der mancherlei Inconsequenzen in den Maximen wird sich jedoch schon aus theoretischen Gründen

behaupten lassen — und die Erfahrung bestätigt es — daß im Laufe des Lebens gewöhnlich entweder eine von ihnen ein entschiedenes Übergewicht über alle übrigen erhalten oder doch ein ziemlich gleichmäßiges Rangverhältniß unter ihnen sich einstellen wird, das zwar Schwankungen, nicht leicht aber gänzliche Umänderung erleidet. Die Sicherheit mit welcher man auf seine Principien und Maximen zu bauen und sie gegen jeden Angriff zu vertreten pflegt, erklärt sich jetzt leicht aus der Basis auf der sie selbst ruhen, den Gefühlen, die als solche den Gründen unzugänglich sind und durch diese nie direct umgestoßen werden können. — Die Entstehung der theoretischen Principien ist der der Maximen so analog, daß es keiner weiteren Auseinandersetzung derselben bedürfen wird, denn es tritt dabei nur an die Stelle einer Handlung oder eines Entschlusses ein rein theoretisches Urtheil.

Das Wesen der Selbstbeherrschung wird sich jetzt ohne Schwierigkeit verständlich machen lassen, denn schwierig konnte dies überhaupt nur insofern sein als es bei unsern früheren Voraussetzungen an dem Einheitspunkte und dem leitenden Principe zu fehlen schien von welchem die Selbstbeherrschung ausgehen sollte. Zwar hat sich uns bis jetzt noch nicht das Vorhandensein eines einzigen Mittelpunktes aller Gedanken ergeben, sondern es haben sich mehrere solche Mittelpunkte gefunden, deren wesentlichste die Hauptinteressen, die Begriffe, Principien und Maximen des Menschen sind, aber man wird von dieser Mehrheit um so weniger einen Einwurf gegen unsre Erklärung des fraglichen Phänomenes hernehmen dürfen als die Erfahrung lehrt, einerseits daß die Einheit des Selbstbewußtseins weder Bedingung der Möglichkeit noch Mittel der Selbstbeherrschung ist — denn schon das in intellectueller Rücksicht noch wenig entwickelte Kind weiß seine Begierden zu beherrschen durch eine Maxime des Gehorsams — andrerseits daß sogar von demselben Menschen die Selbstbeherrschung zu ganz verschiedenen Zwecken und daher auch

durch verschiedene Mittel ausgeübt wird; bald kann ihr ein Motiv der Klugheit, bald eine sittliche Triebfeder, bald die Absicht rein theoretischer Ausbildung zu Grunde liegen. Sind aber die Zwecke verschieden welche erreicht werden sollen, so sind es jedenfalls wenigstens auch die Anfangspunkte der Wege welche wir hierzu einschlagen, denn die Zweckvorstellungen selbst sind (wie wir gesehen haben §. 42) diese Anfangspunkte aus welchen das menschliche Handeln hervorgetrieben wird. Wir stehen der Lösung nahe: es sind hauptsächlich die jedesmaligen Zweckvorstellungen welche unser Handeln beherrschen, es ist der Entschluß welcher die einzelnen Thätigkeiten beherrscht und leitet die zu seiner Ausführung erforderlich sind. Wie das Beherrschte beim Phänomene der Selbstbeherrschung keineswegs immer dasselbe ist, so auch das Beherrschende, und es ist daher blos eine Ungenauigkeit des sprachlichen Ausdrucks, die sich freilich auf den Gedanken überträgt, wenn das »Selbst« von welchem hier die Rede ist, als ein einziges, durchgängig mit sich identisches erscheint — ein Schein der uns ebenso natürlich und nothwendig entsteht wie der Schein der willkürlichen Wahl beim Entschließen, nämlich daraus, daß wir ohne weitere Analyse der uns großentheils sich verbergenden Ursachen des Entschließens »unsrem Selbst« als einer selbstständig handelnden, sich gleich bleibenden Person alles dasjenige zuschreiben was durch unsern Willen vollbracht wird.

Die Selbstbeherrschung erklärt sich demnach auf die Art, daß ein Theil unsres Vorstellungslebens einen andern beherrscht ohne daß wir dabei nöthig hätten die Existenz eines außerhalb der Gedankenmassen selbst stehenden und von ihnen unabhängigen Agens anzunehmen, das gleichsam hinter dem Vorhange die Gedankenreihen überschaue und sie dirigire. Aber, kann man einwenden, findet denn diese Art der Selbstbeherrschung nach unsrer bisherigen Theorie nicht fortwährend und unter allen Umständen statt, da jede einzelne Vorstellung

nur dadurch hervortreten und sich halten kann, daß sie alle andern unterdrückt und verdrängt die ihr den Platz streitig zu machen streben? Würde also die Selbstbeherrschung in diesem Sinne nicht ein ganz gewöhnliches und sich völlig von selbst verstehendes Phänomen sein? Allerdings in *diesem* Sinne, nur vergißt man dabei daß dies gar nicht der eben angegebene ist; denn wir verstanden darunter nicht irgend eine Herrschaft überhaupt durch Gewalt, sondern eine planmäßige Regierung einer größeren Gedankenmasse aus bestimmten leitenden Gesichtspunkten, durch deren consequentes Festhalten die Ausstoßung und Unterdrückung alles Heterogenen möglich wird das sich einzudrängen strebt. Die Möglichkeit einer solchen planmäßigen Herrschaft ist zunächst in der Ausbildung eines immer umfassender sich gestaltenden Zusammenhanges der Vorstellungen nach ihrem Inhalte zu suchen. Die auf diese Weise sich bildenden Vorstellungskreise bedürfen um als Totalkräfte zu wirken gewisser feststehender Repräsentanten, welche durch ihr Auftreten sogleich das ganze Gewicht der Masse *fühlbar* zu machen vermögen die sie vertreten, indem sie durch Vielseitigkeit und Festigkeit ihrer Verbindungen mit den einzelnen Gliedern der Masse in den Stand gesetzt werden gegen jeden Angriff der auf diese geschieht, unverzüglich so starke und so mannigfaltige Hülfe um sich her zusammenzuziehen als nöthig ist um denselben zurückzuschlagen. Diese Repräsentanten setzen sogleich die ganze Masse in Bewegung und bewirken die Evolution eines Theiles derselben, doch hängt sowohl die Größe als die Art ihrer Wirksamkeit ganz und gar ab, theils von dem innern Zusammenhange der Masse selbst, theils von den besondern Verhältnissen ihrer Vertreter zu den einzelnen Theilen der Masse, und es ist daher anzuerkennen daß die mögliche wie die wirkliche Selbstbeherrschung in jedem Falle eine vollkommen bestimmte und deshalb endliche Größe ist.

Es wird nach dem Vorstehenden keiner weiteren Erläu-

terung darüber bedürfen daß und wie es außer den Begriffen und Hauptinteressen des Menschen die Principien und Maximen sind durch welche die Selbstbeherrschung ausgeführt wird. Denn die Begriffe sind die Vereinigungspunkte ganzer Vorstellungskreise und der Ausdruck der besondern Art ihres innern Zusammenhanges, sie weisen zurück was sich in diesen nicht fügen will oder kann und verstärken sich durch die Apperception des Ähnlichen; die Principien sind allgemein von uns befolgte Regeln der Gedankenverbindung und des Gedankenfortschrittes, sie stoßen aus was ihnen widerspricht und gestatten nur solche Vorstellungsverknüpfungen an denen sie eine neue Bestätigung finden; die Interessen leiten die praktische Überlegung in ihrer ganzen Ausdehnung, wie sich bei der Betrachtung der Willensphänomene gezeigt hat; die Maximen endlich als allgemeine Bilder unsrer bisher gebilligten Handlungsweise unterwerfen sich die Entschlüsse und deren Ausführung. Daß hierbei in einem Falle zum Beherrschten wird was in einem andern das Beherrschende war, kann uns bei der Menge, Verschiedenheit und Uneinigkeit der Begriffe, Interessen, Principien und Maximen die sich in unsrem Innern finden um so weniger befremden, als es uns weder im Denken noch im Handeln jemals gelingt uns von äußeren Einflüssen vollkommen frei zu machen, sondern vielmehr die Richtung unsres Gedankenganges, die jedesmalige Stärke einzelner Vorstellungen und namentlich die der Begierden von äußeren Veranlassungen in hohem Grade abhängig bleibt. Bald sind wir die von den Begierden Beherrschten und Unterliegenden, bald sind wir die Herrschenden und behalten die Begierden in unsrer Gewalt. Psychologisch richtiger würde es ohne Zweifel sein statt des Ausdrucks »wir beherrschen uns selbst« zu sagen »ein Hauptgedanke, Interesse und dergl. beherrscht unsern Vorstellungsverlauf«, jener Ausdruck wird jedoch unschädlich wenn ihm das richtige Verständniß der Sache zur Seite steht.

Befragen wir endlich die Erfahrung darüber ob die Selbstbeherrschung, so weit sie in den Kreis unsrer Beobachtung fällt, sich uns darstelle als eine besondere Energie einer bestimmten Gemüthskraft die uns befähige über unsre innern Regungen und deren Verlauf zu gebieten, so müssen wir uns gestehen daß erfahrungsmäßig die Existenz eines eigenthümlichen Agens dieser Art sich nicht nachweisen läßt; denn es geschieht nicht selten daß dieselbe Begierde die wir zeitweise beherrschen, ein anderes Mal uns fortreißt zu einer leidenschaftlichen Handlung der die Reue folgt, ja es ist uns sogar in vielen Fällen möglich die Mittel zu beobachten durch welche die Selbstbeherrschung bewerkstelligt wird: so z. B. in dem angegebenen Falle kann es der Begriff oder das bloße Gefühl der Ehre, der Pflicht, es kann auch die Maxime sein die einmal gefaßten Vorsätze unter allen Umständen so weit als möglich zu halten, welche uns die Herrschaft über die Begierde in die Hand geben und sichern. Noch von einer andern Seite her zeigt sich die Erfahrung der vorhin aufgestellten theoretischen Ansicht entschieden günstig. Die Energie der Selbstbeherrschung besitzt nämlich nicht dieselbe Größe für alle Objecte des Denkens und Handelns, sondern diese ist so bedeutenden Verschiedenheiten unterworfen, daß derjenige welcher auf einem Felde der Thätigkeit sich vollkommen zu beherrschen scheint, auf einem andern die auffallendste Schwäche zeigt. Ein guter Erzieher z. B. — und wohl kein Beruf verlangt eine ausgedehntere und vielseitigere Herrschaft über uns selbst als diese — kann unvermögend sein die zum Kartenspiel oder zu einer mechanischen Beschäftigung die ihm nicht geläufig ist, nöthige Sammlung der Gedanken zu bewirken; selbst wer an Beherrschung des Gedankenlaufs für eine bestimmte Art geistiger Anstrengung vollkommen gewöhnt ist, hat oft die größte Mühe sich diese Gewohnheit für eine andere Art von Überlegungen zu erwerben. (Es ist hier theils an das über die willkürliche Aufmerksamkeit Gesagte zu erinnern, theils an

die Art wie einzeln stehende Begierden allmälig zu Leidenschaften sich ausbilden. Vergl. §. 45) Es geht daraus hervor daß die Selbstbeherrschung nicht eine allgemeine, über alle Arten der Thätigkeit sich gleichmäßig erstreckende Kraft des Charakters ist, sondern auf jedem Gebiete des innern Lebens besonders erlernt sein will und daher in der besondern Beschaffenheit und den eigenthümlichen Verhältnissen ihren Grund hat die innerhalb jeder einzelnen Vorstellungsmasse obwalten, kurz daß sie abhängt von dem Grade der innern Bildung welchen die einzelne Masse besitzt und von dem Interesse das auf ihr ruht.

Es fällt von selbst in die Augen daß wir hier der willkürlichen Reflexion sehr nahe stehen, welche nichts Anderes ist als eine besondere Art der Beherrschung und Leitung unsres Gedankenlaufs. Um sie zu verstehen wird es zweckmäßig sein die größeren Vorstellungsmassen ihrer innern Einrichtung nach vorher kurz zu betrachten.

Wir haben im Vorigen die großen Mittelpunkte im Allgemeinen kennen gelernt um welche sich unser inneres Leben zu bewegen pflegt. Soll es nicht bei einer dunkeln und unbestimmten Vorstellung von der Art und Weise bleiben auf welche dies geschieht, so wird hauptsächlich auf zweierlei zu achten sein, einmal darauf daß die Vorstellungsmasse welche von jenen Punkten aus sich im Innern regieren und nach außen vertreten läßt, nicht als ein ungeordneter Haufe ohne alle innere Gliederung betrachtet werden darf, zweitens darauf daß dieselbe ebensowenig für ein vollständig geordnetes System zu halten ist, dessen einzelne Theile an einem festen Faden aufgereiht sich auseinander entwickeln. Die richtige Ansicht liegt in der Mitte: je nach dem Grade der inneren Bildung einer jeden Vorstellungsmasse besitzt sie größere Ähnlichkeit bald mit einem verwirrten Knäuel bald mit einem streng gegliederten Systeme. Ferner würde es ein Irrthum sein wenn man sich die einzelnen Theile jeder Masse etwa wie die

Radien eines Kreises alle gleichmäßig in ihren Mittelpunkt zusammenlaufend denken wollte; denn eine solche concentrische Gestalt der Gruppirung läßt sich in unsrem Vorstellungsleben — mit einziger Ausnahme der Vorstellung des Ich, die allerdings etwas der Art zeigt — weder erfahrungsmäßig nachweisen, noch führt die Theorie auf eine solche Annahme. Vielmehr stellt sich jede Vorstellungsmasse beim gebildeten Menschen dar als eine Gruppe größerer und kleinerer, bald mehr bald weniger in sich geschlossener oder ineinander übergehender, theils fester theils lockerer unter sich zusammenhängender Kreise. Diese letzteren besitzen ebenso wieder wie die ganze Masse ihre Vereinigungspunkte in weniger allgemeinen Begriffen, untergeordneten Interessen und specielleren Grundsätzen des Denkens und Handelns, welche gleichsam als Hebel dienen können um die einzelnen Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen in Bewegung zu setzen und ihrem Zusammenhange nach hervortreten zu lassen. Der Mittelpunkt der ganzen Masse ist nur selten geeignet dies unmittelbar zu bewirken, nämlich dann, wenn die Gliederung eine sehr scharf ausgeprägte ist und die einzelnen Theile aus denen sie besteht, einander hinreichend kräftige Reproductionshülfen leisten. Auch ist selbst dies ein seltener Fall, daß eine ganze Masse einen einzigen vollkommen festen und scharf bestimmten Träger und Beweger besitzt, sondern meistens sind es deren mehrere die untereinander innig zusammenhängen und sich gegenseitig unterstützen. Die ethischen Begriffe, Grundsätze und Interessen z. B. concentriren sich selten so auf den einen und höchsten Begriff der Sittlichkeit, daß dieser allein und in völliger Bestimmtheit an die Spitze aller praktischen Überlegungen träte und den ganzen Kreis der sittlichen Interessen regierte, sondern bald ist es die Gerechtigkeit, bald das Wohlwollen, bald die Ehre welche den sittlichen Vorstellungskreis in Thätigkeit setzt und die Überlegung beherrscht, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise.

Besonders muß noch hervorgehoben werden daß hierbei überhaupt nicht an compacte starre Massen, sondern an äußerst bewegliche Gebilde zu denken ist. Jede sinnliche Wahrnehmung vermag eine mehr oder weniger umfangreiche Bewegung unter ihnen zu veranlassen, durch welche in vielen Fällen zwar die bisherigen Vorstellungsverbindungen nur reproducirt und auf's Neue bestätigt, in andern jedoch auch erweitert, bereichert und umgebildet werden. Wir beschäftigen uns zwar zu jeder Zeit vorzugsweise innerhalb eines bestimmten Gedankenkreises, aber es finden häufig auch Übergänge aus einem in einen anderen statt. Die rein theoretische Überlegung z. B. tritt sogleich in die innigste Beziehung mit unsern ethischen Interessen, sobald sie von unsrer Berufsthätigkeit gefordert wird oder einem pädagogischen Zwecke dient. Menschliche Handlungen, dramatische Darstellungen nehmen den ganzen Kreis unsrer Interessen meist gleichzeitig in Anspruch, dienen auf diese Art als gemeinsame Anknüpfungspunkte für sehr verschiedene Reihen innerer Thätigkeiten und dadurch als Verbindungsmittel der Vorstellungsmassen untereinander, deren reine Sonderung sie aber zugleich nicht selten verhindern oder wenigstens bedeutend erschweren.

Der psychologische Vorgang nun welcher bei der willkürlichen Reflexion stattfindet, besteht darin, daß sich innerhalb eines gewissen Gedankenkreises eine zweifelnde Frage erhebt auf deren Lösung ein Interesse ruht. Dieses letztere bringt die betreffende Vorstellungsmasse in Bewegung, indem es sich zunächst an die erwähnten Mittelpunkte und Repräsentanten derselben wendet, mit deren Hülfe es gelingt einzelne Resultate zu reproduciren welche innerhalb dieses Gedankenkreises bereits fertig geworden sind. Der Wille vermag hier wie überall nur den allgemeinen Anstoß zu geben und die Hauptbegriffe hervortreten zu lassen um die es sich handelt, nicht aber die einzelnen Glieder herbeizurufen die nacheinander ablaufen sollen und den Gedankengang selbst zu bestimmen; vielmehr würde jeder Versuch dazu nicht allein erfolglos sein, sondern nur

störend wirken können, wie man sich leicht durch die Erfahrung überzeugt. (Vgl. §. 41.) Die willkürliche Reflexion vermag demnach überhaupt weiter nichts als daß sie unsre Aufmerksamkeit bei dem Probleme festhält auf das sich diese einmal gerichtet hat. Besitzt die betreffende Vorstellungsmasse nicht schon für sich einen so hohen Grad innerer Bildung, daß sich die Lösung durch den combinirten Gebrauch der in ihr schon vorhandenen Vorstellungsverbindungen endlich von selbst einfindet, ist sie nicht hinreichend vorbereitet durch die Lösung anderer Aufgaben welche ihr zur Voraussetzung dienen, so ist alle Anstrengung des Willens durchaus vergeblich, wenn nicht die Wissenschaft blos auf die glücklichen Griffe oder offenbarenden Anschauungen des Genie's angewiesen sein soll. Die Willkür der Reflexion besteht demnach lediglich darin, daß die Gegenstände ihr durch den Willen bestimmt werden können. Daß neue Vorstellungsverbindungen durch sie zu Stande gebracht werden, kann nur in den Fällen auffallend sein, in welchen es ohne vielfältige vorausgehende Versuche geschieht; denn das Problem stellt ein bekanntes Subject hin welches für neue Prädicatsbestimmungen offen ist um deren eine es sich handelt. Das bekannte Subject ist schon früher der Mittelpunkt vieler Prädicate durch mehrfaches Urtheilen geworden, und es wird daher nur verlangt die Verbindung des zweifelhaften neuen Prädicates mit ihm dadurch herzustellen oder als unzulässig darzuthun, daß seine Beziehungen zu den bekannten Prädicaten möglichst vollständig aufgesucht und durchforscht werden. Auch eine ungewöhnlich schnelle Lösung verliert dabei ihr Wunderbares, weil wir nicht selten die Nähe oder Ferne dieser Beziehungen selbst und insbesondere die in der innern Bildung unsrer Gedanken liegende Vorbereitung zur Auffindung derselben unrichtig beurtheilen — es gilt dies schon von unseren eigenen, noch mehr aber von fremden Gedanken, für welche wir nur in wenigen Fällen mit Sicherheit zu entscheiden im

Stande sind welche Combinationen näher und welche ferner liegen.

§. 57.

Die bisherigen Betrachtungen haben uns die große Ausdehnung des Einflusses gezeigt, welchen der Wille in Form der Aufmerksamkeit, Selbstbeherrschung und Reflexion auf den Verlauf aller psychischen Vorgänge zwar nicht ursprünglich besitzt, aber durch Übung doch allmälig erlangen kann. Mit dieser allmäligen Erweiterung der Herrschaft des Willens steht ein anderes Phänomen in sehr naher Verbindung dessen Ausbildung ihr fast durchgängig parallel läuft, ein Phänomen das man oft für unerklärlich ausgegeben und für die Bedingung der Möglichkeit aller inneren Vorgänge überhaupt gehalten hat — mit Unrecht, denn es ist nur die Bedingung der Möglichkeit sie zu beobachten, nicht aber die ihres Entstehens. Es ist bis jetzt noch kein Versuch gelungen aus ihm alle übrigen psychischen Erscheinungen zu deduciren und selbst eine scharfe Begriffsbestimmung desselben sucht man fast überall vergebens. Dieses Phänomen ist das Bewußtsein. Die Schwierigkeiten seiner Erklärung haben weit mehr in einem Mangel an Schärfe der Fassung als im Gegenstande selbst ihren Grund. Nur für die Theorie der Seelenvermögen dürfte eine Erklärung desselben geradezu unmöglich sein, da weder die Sprache, so freigebig sie sonst in dieser Beziehung ist, von einem Bewußtseinsvermögen zu reden gestattet, noch eine Ableitung des Bewußtseins aus der Thätigkeit eines andern Vermögens sich thunlich zeigt, weil es als der Begleiter des größten Theils der psychischen Vorgänge erscheint ohne an eine oder mehrere Arten derselben vorzugsweise gebunden zu sein; sinnliche Wahrnehmungen, Gefühle, Willensthätigkeiten, Operationen der Intelligenz gehen bald bewußter Weise bald unbewußt vor sich.

Es ist schon früher (§. 8 zu Ende) vor der Verwechselung der beiden verschiedenen Bedeutungen gewarnt worden in denen wir von Bewußtsein zu reden pflegen. Wir sagen nämlich einerseits von jedem psychischen Ereigniß es gehe im Bewußtsein vor sich, lediglich um damit das Gebiet unsres inneren Lebens im Gegensatze zur materiellen Außenwelt zu bezeichnen, andererseits schreiben wir uns selbst ein Bewußtsein dessen zu was in uns sich begiebt, d. h. ein Wissen um den Verlauf unsres inneren Lebens als des unsrigen. Diese an sich sehr einfache Unterscheidung ist oft übersehen worden und darin liegt die hauptsächliche Ursache der bisherigen Unklarheit der Lehre vom Bewußtsein. Nahm man nämlich dieses in der ersten Bedeutung, so ließ sich mit Recht behaupten, daß es Vorstellungen, Gefühle, Begriffe ohne ein Bewußtsein gar nicht geben köune; nahm man es in der zweiten, so mußte dagegen zugestanden werden, daß alle Producte des psychischen Lebens, bevor wir uns ihrer bewußt werden, als unbewußte in uns vorhanden sein müssen, denn das Wahrnehmen, Fühlen, Denken muß offenbar (selbst die Erfahrung bestätigt dies) dem Wissen um dieses Wahrnehmen, Fühlen und Denken vorausgehen, weil ein Wissen um etwas noch nicht Fertiges und Vorhandenes ein bloßes Erwarten sein würde. Gleichwohl scheint es von der andern Seite als ob es unbewußte Vorgänge in unsrem Innern gar nicht geben könne, denn es müßten dies solche sein von deren Existenz wir durchaus nichts wissen würden, und es würde demnach jede wirklich vorhandene psychische Erscheinung von irgend einem Grade des Bewußtseins (dieses in der zweiten Bedeutung genommen) begleitet sein müssen, wenn auch nur einem niederen und schwachen. Dieser Schluß ist jedoch entschieden unrichtig, weil er die falsche Voraussetzung macht daß wir nur um dasjenige wissen können, dessen wir uns unmittelbar bewußt zu werden oder das wir in oder außer uns zu beobachten fähig sind. Unser Wissen ist aber, wie allgemein zugegeben wird, theils

ein unmittelbares, theils ein mittelbares, abgeleitetes, und dieses letztere ist es das uns durch Schlüsse, aber auch nur durch diese, zu einer Kenntniß dessen verhelfen kann was ursprünglich uns unbewußt ist. Wir sehen, hören, merken und reproduciren anfangs unsre Vorstellungen ohne uns ihrer bewußt zu sein, später finden wir eine große Geläufigkeit aller dieser Operationen in uns vor, werden uns ihrer bewußt und schließen nun nach der Analogie und aus sehr unvollständiger Erinnerung, daß alle diese Prozesse schon seit langer Zeit in uns auf dieselbe Weise vor sich gegangen sein mögen, obgleich wir damals ganz und gar nichts von ihnen wußten. Es liegt hierin der Beweis dafür, daß eine Menge von Ereignissen völlig unbewußt in uns wirklich stattfinden und stattfinden müssen. Es sind dies alle diejenigen deren Vorhandensein wir nur zu erschließen im Stande sind. Nachdem wir sie erschlossen haben, sind wir uns ihrer freilich bewußt geworden, aber gerade dies, daß Schlüsse hierzu nöthig waren, beweist, daß ursprünglich ein solches Wissen um sie nicht vorhanden war und daß es unbewußte Vorgänge in unsrem Innern wirklich giebt.

Erkennt man die Richtigkeit des Vorstehenden im Ganzen an, so wird man vielleicht nichtsdestoweniger noch zu der Behauptung geneigt sein, daß man dem psychischen Leben des Menschen wie der Thiere zu jeder Zeit eine gewisse Art des Bewußtseins beilegen müsse, wenn auch in den meisten Fällen von einem vollständigen und klaren Bewußtsein in der zweiten der angegebenen Bedeutungen — denn mit dieser haben wir es hier allein zu thun — bei ihnen nicht die Rede sein könne. Im Kinde, wird man sagen, entwickele und kläre sich das Bewußtsein allmälig ab bis erst der Erwachsene in den vollen Besitz desselben gelange, das Thier bleibe je nach dem Grade der Ausbildung seines psychischen Lebens auf einer höheren oder niederen Stufe des Bewußtseins stehen, überall aber wo eine psychische Regsamkeit sich zeige, müsse irgend ein Bewußt-

sein vorausgesetzt werden, wenn auch nur ein dunkles, verworrenes. Vor Allem wäre zu wünschen daß man hierbei sich klar darüber ausspräche was man unter Bewußtsein in diesem Sinne verstanden wissen wolle. Es wäre zu bestimmen wie weit diese Dunkelheit des Bewußtseins gehen dürfe um noch den Namen des Bewußtseins zu verdienen, worin sie bestehe und durch welche Ursachen sie bedingt sei. Diese Fragen jedoch sind nicht nur nicht beantwortet, sondern noch nicht einmal aufgeworfen worden. Da man alle Verworrenheit des inneren Lebens gewöhnlich dem Gefühle zuschreibt, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man die Anfänge des Bewußtseins etwa in einem Gefühle suchen wollte, obwohl nichts leichter ist als die Einsicht, daß durch dergleichen schwankende Bezeichnungen für die Erklärung des Phänomenes selbst nichts gewonnen wird.

Die Sache ist einfacher als es den Anschein hat. Schreibt man nämlich allem psychischen Leben, wo es sich auch finden mag, einen gewissen Grad des Bewußtseins zu, so versteht es sich nach dem Obigen von selbst, daß unter Bewußtsein nicht ein Wissen um die innern Vorgänge als die unsrigen verstanden werden kann, da ein solches nachweislich beim Kinde überhaupt nicht stattfindet, sondern lediglich der Grad der Klarheit welcher unsrem psychischen Leben eigen ist. Hiermit stimmt zunächst der Sprachgebrauch größtentheils überein; denn wie der Ohnmächtige bewußtlos heißt, weil er nicht mehr wahrzunehmen fähig ist was um ihn vorgeht, wie vom Einschlafenden gesagt wird daß ihm das Bewußtsein schwinde, so reden wir auch von einer Rückkehr des Bewußtseins beim Erwachen aus der Betäubung des Schlafes und der Ohnmacht lediglich insofern, als die Fähigkeit distincte Perceptionen zu haben uns zurückgegeben wird. Selbst dem Verrückten pflegt man ein Bewußtsein in diesem Sinne nicht abzusprechen, obwohl man von ihm sagt er sei nicht bei Sinnen, es fehle ihm die Besinnung. Es kann nicht befremden daß der Sprachgebrauch hier wie öfter sich inconsequent zeigt; es wird sich

daher darüber streiten lassen ob dem phantasirenden Fieberkranken, dem Zornigen, dem in Meditation Vertieften Bewußtsein zuzuschreiben sei oder nicht; denn der Fieberkranke scheint die äußern Gegenstände so wenig zu bemerken als der Vertiefte und der Zornige, aber gleichwohl wird man schwerlich geneigt sein, namentlich den Vertieften bewußtlos zu nennen. Der Grund davon liegt darin, daß man zunächst unter Bewußtsein zwar nur die Fähigkeit der distincten Perception der äußern Welt, dann aber auch den weit höheren Grad der Klarheit des inneren Lebens versteht, welcher richtiger Besinnung heißt und darin besteht, daß wir bekannte Gegenstände wiedererkennen und sie im Denken in diejenigen Beziehungen zueinander setzen welche uns bereits geläufig geworden sind. Deshalb ist es gestattet den Zornigen und den Fieberkranken bewußtlos zu nennen, weil nämlich ein geordneter Vorstellungsverlauf zeitweise ihnen unmöglich geworden ist, welcher theils ein Wiedererkennen des Bekannten theils eine Würdigung der vorliegenden Verhältnisse, eine gewisse Übersicht und vielseitige Berücksichtigung derselben im Handeln, kurz Alles was zur Besinnung gehört, unfehlbar herbeiführen würde. Der Vertiefte und der Zerstreute dagegen sind zwar auch der gegenwärtigen sinnlichen Welt mit ihren Gedanken entrückt, sie sind abwesend, wie man sagt, aber der leiseste Anstoß vermag sie aus ihrer Abgezogenheit in diese Welt wieder zurückzuführen.

Hieraus erklärt sich warum man jedem vorstellenden Wesen als solchem mit seinen Vorstellungen zugleich ein gewisses Bewußtsein zuspricht, denn der Grad der Klarheit den seine innern Zustände besitzen mag noch so tief herabsinken, er wird nie gleich Null werden können. In diesem Sinne kann man von einem Weltbewußtsein im Gegensatze zum Selbstbewußtsein als dem höchsten Grade der inneren Klarheit sprechen, nur wird man dabei nicht an etwas außer den Vorstellungen selbst Liegendes und zu ihnen erst Hinzu-

kommendes denken dürfen, sondern blos an die Ordnung ganzer Vorstellungsreihen und Gewebe von Reihen und an die Übersicht über sie, die sich im Laufe des Lebens vermittelst der psychologischen Gesetze allmälig von selbst einstellt. Das sogenannte Weltbewußtsein beginnt seine Ausbildung mit dem Eintreten des Gegensatzes von Innerem und Äußerem in unsern Vorstellungskreis, wie sich dies früher bei der Betrachtung des Projicirens (§. 18) und der Kenntniß unsrer Leibesglieder (§. 19) ergeben hat. Wie von hier aus das Bewußtsein sich weiter entwickelt indem die Gegenstände der Außenwelt uns allmälig auseinandertreten, wie sich die Verwickelung der äußeren und inneren Verhältnisse derselben für unsre Auffassung gestaltet, wie wir uns denkend und handelnd unter ihnen allmälig orientiren, wie wir das Alte wiedererkennen und das Bekannte zu unsern Zwecken benutzen — dies Alles muß aus unsrer bisherigen Untersuchung mit hinreichender Deutlichkeit hervorgetreten sein, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlt hat, und es bedarf daher keiner weiteren Erklärung darüber wie das Bewußtsein zu Stande komme; denn die angegebenen Umstände eben sind es in ihrer Gesammtheit, nach denen wir beurtheilen ob ein Mensch bei Bewußtsein sei oder nicht, und das Bewußtsein des gemeinen Mannes selbst besteht in nichts Anderem als im Zusammentreffen jener Umstände. Der Inhalt dieses Bewußtseins ist einfach der, daß wir, wie stets beim Erwachen, unsre Leibesglieder von den äußeren Gegenständen unterscheiden und die uns umgebende Außenwelt wiederkennen als diejenige in welcher wir uns zu bewegen gewohnt sind, wozu nichts erfordert wird als eine Apperception der gegenwärtigen Wahrnehmungen durch die alten bereits consolidirten Vorstellungen.

Hätte das Phänomen des Bewußtseins hiermit seine vollständige Erledigung gefunden, so würde die Stelle an welcher wir es betrachten ohne Zweifel eine unpassende sein. Es wird sich jedoch sogleich zeigen daß weder das Eine noch

das Andere der Fall ist, denn ganz hauptsächlich sind es die zuletzt besprochenen Erscheinungen der Herrschaft des Willens über den Verlauf unsres inneren Lebens (Aufmerksamkeit, Selbstbeherrschung, willkürliche Reflexion), welche das Bewußtsein zu einer höheren Stufe der Klarheit erheben. Vermittelst dieses Willenseinflusses gelingt es uns nämlich unsre sämmtlichen inneren Thätigkeiten in größere und kleinere Gruppen zu ordnen, deren einzelne Glieder immer enger und fester untereinander verbunden werden und sich in diesen Verbindungen theils aus allgemeinen Gesichtspunkten immer besser überschauen, theils zu festen Zwecken immer sicherer und planmäßiger gebrauchen lassen. Diese Ordnung im Großen und Ganzen unsres inneren Lebens ist von sehr bedeutendem Einflusse auf die allmälige Abklärung des Bewußtseins.

Vergleichen wir den wissenschaftlich und gesellig gebildeten mit dem naturwüchsigen Menschen und beide mit den höheren Thieren in Rücksicht ihrer geistigen Entwickelungsstufe, so liegt der umfassendste und wesentlichste Unterschied in der Art des Bewußtseins das wir ihnen zuschreiben. Das Thier bleibt ganz und gar nach außen gerichtet, es besitzt nur einige wenige Hauptvorstellungen, die fast ausschließlich auf physische Bedürfnisse sich beziehen. Diese Vorstellungen werden durch die jedesmaligen sinnlichen Wahrnehmungen auf's Neue belebt und geben ihrerseits, theils für sich allein (instinctmäßig) theils vermittelst der einfachen Verbindungen die sie untereinander eingegangen sind, den Anstoß zum Ablaufe der Bewegungsgruppen welche größtentheils in der physischen Organisation auf zweckmäßige Weise präformirt zum Gebrauche bereit liegen. Das Bewußtsein erstreckt sich daher nicht weiter als auf distincte Perception und dauernde Bekanntschaft derjenigen äußeren Gegenstände, welche auf den Lebenskreis des Thieres von unmittelbarem Einflusse sind. Dem Menschen erschließt sich die Welt in einem viel weiteren Kreise, obwohl auch er ursprünglich vom sinnlichen Bedürfniß durch-

gängig gefesselt bleibt, wie die Betrachtung des Kindes und des Wilden lehrt. Alle höhere Bildung ist eine Folge der Geselligkeit. Es ist nicht dieses Ortes weiter zu verfolgen auf welche Weise sie Bedingung und Grundlage der Bildung sei, sondern nur daran mag hier erinnert werden, daß intellectuelle Interessen ebensowenig als sittliche Gefühle außer der Gesellschaft entstehen können und daß für die Kräftigung und Befestigung der letzteren sowohl das fremde Urtheil über eigenes Handeln (Ehrgefühl) als auch die eigene Anschauung und Beurtheilung fremden Handelns von großer Wichtigkeit ist. Daher kann es nicht befremden daß wir das Bewußtsein des wissenschaftlich und gesellig gebildeten Menschen im Verhältniß zu dem des Wilden in so hohem Grade erweitert, vertieft und abgeklärt finden, daß es in psychischer Hinsicht zweifelhaft scheinen kann ob wir noch Individuen vor uns haben die derselben Art angehören.

Da es der Hauptzweck unsrer ganzen Untersuchung war die Geschichte des Bewußtseins auf genetischem Wege zu verfolgen oder das allmälige Wachsen der Klarheit des Menschen über sich selbst und die Außenwelt aus allgemeinen psychologischen Gesetzen verständlich zu machen, so würde es nur zusammenfassender Wiederholungen bedürfen um die einzelnen Stadien dieses Prozesses als abgesonderte Gesammtbilder hervortreten zu lassen. Die niederen Stufen des Bewußtseins nun haben wir im Vorstehenden kurz bezeichnet, und es ist daher nur noch übrig das Bewußtsein des Gebildeten, in welchem jene enthalten und zusammengefaßt sind, seinem Umfange und Inhalte nach darzustellen.

Die anschauliche Vorstellung unsrer Leibesglieder begleitet uns bei jeder Thätigkeit und jedem Zustande, solange uns überhaupt die Fähigkeit distincter Perception bleibt, denn alle leiblichen und geistigen Vorgänge sind mit Bewegungen dieser Glieder oder mit Empfindungen verbunden welche immer an bestimmten Körperstellen auftreten; selbst das abstracte Denken

geht, namentlich wenn es längere Zeit fortgesetzt wird, nicht ohne das Gefühl körperlicher Anstrengung vor sich. Mit jeder dieser Empfindungen, deren größter Theil sogenannte Muskelgefühle sind, wird die Gesichtsvorstellung des betreffenden Gliedes reproducirt, nach einem Gesetze das wir früher (§. 20) kennen gelernt haben. Innerhalb gewisser Grenzen sind die Bewegungen dieser Glieder und mittelbar, nämlich durch diese Bewegungen, eine große Menge äußerer Veränderungen bestimmbar und abhängig von unsrem Willen. Dasselbe gilt bei höherer Entwickelung des geistigen Lebens, wie sich gezeigt hat, auch vom Gedankenlaufe im Großen. Die Schwierigkeit um von hier aus zum Bewußtsein zu gelangen liegt lediglich darin, daß diese Bestimmbarkeit äußerer und innerer Veränderungen durch unsern Willen selbst noch verschieden ist von dem Wissen um sie oder um die Existenz des Willens selbst, denn erst dieses letztere bildet den Inhalt des Bewußtseins welches der Gebildete besitzt. Er weiß um das was er thut und will als um sein Thun und sein Wollen.

Sein nennt der Mensch zunächst Alles was in unmittelbarer Verbindung mit den Leibesgliedern (d. h. den Gesichtsvorstellungen von denselben) steht, was an und in ihnen vorgeht, ihre Beschaffenheiten und Zustände, hauptsächlich dasjenige was dem Gebrauche derselben und der von ihnen ausgehenden Gewalt unmittelbar unterworfen ist, durch sie verändert und verbraucht werden kann. Die Gesammtheit dieser Glieder selbst, der empfindende Leib und was von ihm ausgehend nach außen wirkt, gehört zu seinem empirischen Ich. (Vgl. §. 19.) Der Hauptinhalt dieser Vorstellung ist und bleibt das Gesichtsbild das er von seinem Leibe hat. Alle andern Empfindungen welcher Art sie auch sein mögen, associiren sich mit demselben, zunächst und vor Allem die Vorstellungen der verschiedenen Gliederbewegungen, mit welchen wiederum die jedesmal auf sie folgenden Veränderungen in der Außenwelt sich verknüpfen. Wir lernen im Laufe des

Lebens mehr und mehr die Regelmäßigkeit kennen mit welcher auf gewisse Gliederbewegungen unter gleichen oder ähnlichen Umständen immer auch dieselben äußeren Veränderungen folgen. Diese Erfahrungen erweitern sich nach und nach zu einer umfassenden Causalbetrachtung, bei welcher unser empirisches Ich als der Anfangspunkt erscheint von dem eine große Menge sehr verschiedenartiger Wirkungen ausgehen, denn unsre körperlichen Bewegungen sind die Mittelglieder und Bedingungen an welche sich das Auftreten der äußeren Veränderungen anknüpft. Der Wille benutzt alle diese Erfahrungen zur Erreichung bestimmter Zwecke die er sich setzt, er macht den Gebrauch der Glieder durchgehends abhängig von einem einzigen Punkte, demjenigen nämlich welcher durch die Zweckvorstellung bezeichnet ist. Es fehlt daher nur noch an der Bemerkung daß unsre sämmtlichen äußeren und inneren Thätigkeiten beim Wollen aus jenem einen Gesichtspunkte des vorgestellten Zweckes, aus unsrem Innern heraus geleitet und beherrscht werden, denn diese Leitung und Herrschaft ist beim Wollen thatsächlich bereits vorhanden, es mangelt nur die Apperception dieses psychischen Vorganges durch die Vorstellung die wir von unserem empirischen Ich besitzen. Dies geschieht vermittelst der Erinnerung auf folgende Weise.

Wie Begebenheiten der äußeren Welt von uns reproducirt werden wenn durch eine Verschmelzung oder durch Association nur ein einzelnes Glied eines größeren Ganzen hervortritt, so geschieht dies auch mit den Ereignissen unsres inneren Lebens, den Gefühlen, Begehrungen, Willensacten, Begriffsreihen. Diese Erinnerungen erscheinen als erfüllte Zeiträume deren Inhalt unsre Erlebnisse sind, d. h. unser empirisches Ich, die sinnlich anschauliche Vorstellung unsres empfindenden und sich bewegenden Leibes, erscheint uns dabei als der Mittelpunkt des Ganzen, es erscheint uns als thätig oder leidend auf die mannigfaltigste Weise und in der verwickeltsten Verflechtung. Die Vorstellung unsres Leibes und

seiner Glieder bleibt überall der Mittelpunkt um welchen alles Äußere sich dreht, das Substrat an welchem alles Innere sich ereignet. Wir finden ihn vermittelst der Erinnerung zu jeder Zeit in einer gewissen Umgebung die auf ihn einwirkt und auf die er selbst zurückwirkt. Diese Vorstellung unsres empirischen Ich, welche wegen der fast immer unbemerkbaren Langsamkeit der Veränderung ihres Inhalts sich fortwährend vollkommen gleich zu bleiben scheint, dient dadurch als das hauptsächliche Band zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit und bringt auf diese Weise den Schein einer ununterbrochenen Continuität des wirklich erlebten Zeitverlaufes hervor. Die Willensacte werden in der Erinnerung zugleich mit den Überlegungen, Gedankenreihen und Gliederbewegungen reproducirt welche von ihnen ausgegangen sind, sie erscheinen als deren Ursachen, wir finden uns als wollend und handelnd in der Vergangenheit und diese früheren äußeren und inneren Thätigkeiten erscheinen uns als gebunden an dasselbe empirische Ich, welches auch noch gegenwärtig als der Mittelpunkt alles Thuns und Leidens sich darstellt. Dies ist der wesentliche Inhalt des Bewußtseins; denn daß dieser nun nicht stehen bleibt bei der Vergangenheit, sondern sich überträgt auf die Gegenwart, hat deshalb keine Schwierigkeit, weil in der untheilbaren Gegenwart streng genommen sich niemand finden kann als wollend oder handelnd, sondern nur als gewollt habend und gehandelt habend, da der Act jenes Findens immer verschieden bleibt von dem Acte des Wollens oder Handelns selbst und deshalb nie wirklich gleichzeitig mit diesem sein kann. Die Reflexion auf das Wollen und auf das Handeln suspendirt dieses selbst für einen Augenblick — eine Bemerkung die sehr wesentlich ist für die Erklärung der Selbstbeobachtung und des Selbstbewußtseins zu der wir jetzt fortgehen.

§. 58.

Der Umfang unsres Bewußtseins erstreckt sich so weit als die Erinnerung an unsere Erlebnisse, der Inhalt desselben besteht darin, daß alle diese Erlebnisse sich in unsrer Erinnerung um einen gemeinsamen Mittelpunkt gruppiren von welchem aus sie zusammengehalten werden, nämlich um die Vorstellung von unsrem empirischen Ich. Dieses umfassende Bewußtsein dessen was wir erfahren, gewollt, gedacht, gethan haben, begleitet uns in jedem Augenblicke des Lebens bald deutlicher in einzelnen Theilen hervortretend bald dunkler, indem es den Hintergrund bildet auf welchem wir uns selbst theils als handelnd theils als zuschauend erscheinen. Wir sind auf diese Weise für uns selbst historische Personen geworden, deren Gegenwart von ihrer Vergangenheit sich nicht ablösen läßt. Sich bei Bewußtsein befinden in diesem Sinne heißt daher den ganzen Erfahrungskreis, dessen Träger unser leiblicher Organismus ist, mit einer gewissen Klarheit der Übersicht seinen Hauptverhältnissen nach zusammenfassend überblicken. Es ist dies die höhere Besinnung auf uns selbst, nämlich auf den Gesammtinhalt unsres inneren Lebens, welche zwar eine Sammlung der Gedanken erfordert, eine einseitige Vertiefung derselben aber nicht zuläßt, weil durch diese die Übersicht des Ganzen, das Charakteristische des Bewußtseins, über die Betrachtung des Einzelnen wieder verloren gehen müßte. Dies führt uns auf das Phänomen des Selbstbewußtseins.

Der Irrthum daß das Selbstbewußtsein ein ursprüngliches und einfaches Phänomen sei, kann nur entstehen wo die Erfahrung unbeachtet bleibt, welche unwidersprechlich zeigt daß es verhältnißmäßig erst sehr spät entsteht und in abstracter Form nur durch künstliche Reflexion sich erzeugen läßt, daher der gemeine Mann sich gar nicht im Besitze desselben befindet. Wo sich jener Irrthum aber auch finden mag, wir dürfen ihn durch unsre bisherigen Überlegungen und namentlich durch

die soeben angestellten als beseitigt betrachten, und wenigstens dies dürfte wohl unmittelbar zugestanden werden, daß das Bewußtsein der äußeren Welt zeitlich der Entwickelung des Selbstbewußtseins vorausgeht und daher ein minder complicirtes psychologisches Phänomen ist als dieses.

Dem Kinde, wenn es »Ich« sagt und weil es dies thut, schon Selbstbewußtsein zuzuschreiben würde voreilig sein, denn es denkt sich unter diesem Ich zunächst nichts weiter als seinen empfindenden und bewegungsfähigen Leib innerhalb dessen ein gewisses Gemeingefühl herrscht. Der Fortschritt welchen das Kind mit der Vorstellung des Ich macht, besteht darin, daß es seine leiblichen Zustände in ein Gesammtbild vereinigt und dieses der Außenwelt entgegensetzt. Hierdurch ist es für sich selbst zwar zum Subject, noch nicht aber zum Object geworden, es ist noch nicht zur Reflexion auf seine eigenen inneren Zustände gekommen, und diese erst ist es die den Inhalt des Selbstbewußtseins ausmacht. Wie die Vorstellung des Ich uns zum Subject des Gesammtinhaltes unsres Bewußtseins macht, ist im Vorigen gezeigt worden, unsre jetzige Aufgabe ist zu untersuchen, wie dieses Subject selbst und die psychischen Vorgänge die seine Prädicatsbestimmungen sind, zum Object unsres Denkens werden könne.

Eine strenge Einheit wird nach dem Vorigen das Bewußtsein nicht genannt werden können, da sich vielmehr das Heterogenste und Mannigfaltigste in dasselbe aufgenommen findet, nur unter der näheren Bestimmung daß dieser Gesammtinhalt die Vorstellung unsres empirischen Ich zu seinem festen Mittelpunkte habe. Nicht allein dieser Mittelpunkt aber ändert sich im Laufe des Lebens, sondern auch die Vorstellungskreise welche sich um ihn gruppiren erleiden mit Ausnahme der wenigen sinnlichen Elementarvorstellungen eine vollständige Umwandlung; denn sowohl das äußere Leben als das innere sieht sich selbst nicht mehr ähnlich sogar schon vor dem Übergange des Kindes zum Manne. Es ist demnach nicht nur

entschieden unrichtig, daß wir mit uns selbst identisch bleiben, wenn wir unter unsrem Ich den Kreis unsres Bewußtseins verstehen, sondern es scheint sogar zweifelhaft werden zu wollen ob dieses Ich überhaupt nur etwas Beharrliches sei, denn daß es dies ist wissen wir blos aus der Erinnerung, welche nur scheinbar ohne Lücke alle unsere früheren Thätigkeiten und Zustände (so weit wir nämlich noch von ihnen wissen) untereinander verknüpft und ebenfalls nur scheinbar an einem gemeinsamen, sich gleich bleibenden Faden sie herabführt bis auf die Gegenwart. Besäßen wir nicht diese Vergangenheit in der Erinnerung, so würden wir mit jedem Augenblicke von vorn anfangen zu leben und in den Besitz eines Bewußtseins gar nicht gelangen. Wie verschieden der Inhalt dieses letzteren zu verschiedenen Zeiten wirklich ist, zeigt sich vorzüglich darin, daß in den Vordergrund unsres Bewußtseins als Hauptbestandtheil desselben keineswegs immer dieselbe Vorstellungsgruppe tritt: bald sind es körperliche Zustände welche den Kern desselben ausmachen, bald sind es bestimmte Bestrebungen, Gemüthslagen oder auch Personenverhältnisse die sich uns als der Hauptinhalt unsres inneren Lebens darstellen. Unsere früheren Erlebnisse werden in der Erinnerung nicht allein vielfach ungenau, sondern bisweilen geradezu irrthümlich und unrichtig; selbst die großen und allgemeinen Züge in dem Bilde unsres innern Lebens aus früherer Zeit bewahrt das Gedächtniß nicht rein auf, gar manches wird durch die Erinnerung verschönert, wir legen uns Gesinnungen, Motive, Ansichten unter, die wir damals gar nicht haben konnten und ergänzen unwillkürlich so Vieles, daß es bei genauerer Betrachtung an vielen Punkten zweifelhaft wird wo die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit zu ziehen ist.

Diese große Vielförmigkeit und beständige Schwankung dessen was den Inhalt des Bewußtseins bildet, lehrt uns einerseits, daß es wohl kaum eine schlechtere Begründung der wissenschaftlichen Wahrheit geben könne als die auf sogenannte

Thatsachen des Bewußtseins, denn es ist eben auch dies eine Thatsache des Bewußtseins, daß der Inhalt des letzteren in fortwährendem Schwanken begriffen ist: das Bewußtsein selbst, das mit bewußtlosen Zuständen abwechselt, gehört auch zu diesen Thatsachen, es zeigt uns nur die zu erklärenden Phänomene, nirgends aber giebt es uns ein Kriterium des Wahren und Falschen an die Hand. Andrerseits erweckt jener Wechsel in dem Inhalte des Bewußtseins Verdacht gegen die strenge Einheit des Selbstbewußtseins, welche keinen so unerschütterlich festen Punkt unsres innern Lebens mehr abgeben zu wollen scheint als man häufig behauptet hat. Untersuchen wir dies jetzt näher.

Um uns selbst zum Object des Denkens zu werden ist erforderlich daß wir unsre Reflexion auf dasjenige richten was den Inhalt unsres innern Lebens ausmacht. Das Selbstbewußtsein setzt demnach Selbstbeobachtung voraus und kann nur durch diese zu Stande kommen, und zwar nur durch eine solche, die nicht etwa unsre Vergangenheit, sondern die jedesmal gegenwärtigen Thätigkeiten und Zustände unsres Innern zum Gegenstande ihrer Betrachtung macht. Nicht aber das Vorgestellte, sondern das Vorstellen selbst, die Acte des Denkens, Wollens, Handelns sollen beobachtet werden. Es verlangt dies einen Übergang von dem Gegenstande unsrer Thätigkeit oder dem Quale unsres inneren Zustandes zu der Form desselben, d. h. wir dürfen weder von jenem Gegenstande noch von diesem Quale vollständig beschäftigt und in sie versunken sein, weil sonst das Beobachten wegfallen würde und der Schein einer solchen Trennung unseres Inneren in zwei Theile, in Beobachter und Beobachtetes, gar nicht eintreten könnte. Daher vermag der in den Inhalt seiner Beschäftigung Vertiefte, sei diese Spiel, Genuß oder ernste Meditation, sich nicht zu beobachten, ebensowenig der im Affect Befangene, denn es hat sich gerade als das Charakteristische des Affects gezeigt, daß der gesammte Vorstellungsverlauf

einseitig durch ein übermächtig gewordenes Gefühl beherrscht wird. Dagegen gelingt die Selbstbeobachtung am besten in Rücksicht derjenigen psychischen Vorgänge die uns bereits so geläufig und bekannt geworden sind, daß sie ohne Anstrengung der Aufmerksamkeit fortgesetzt werden können und sich von selbst uns übersichtlich darstellen in größeren Reihen und Gruppen. Besonders muß hier an dasjenige erinnert werden was früher (§. 41) über die größere Ausdehnung gesagt worden ist, welche der Wille beim Erwachsenen allmälig gewinnt, so daß ein einziger Willensimpuls häufig hinreicht um eine lange und complicirte Thätigkeitsreihe zum Ablauf zu bringen, wodurch der Schein entsteht als sei man im Stande Mehreres im strengen Sinne gleichzeitig auszuführen: während man z. B. Clavier spielt, unterhält man sich noch mit einem Andern oder man hört zugleich zwei Gesprächen zu. Wie nämlich die Theilung der Aufmerksamkeit in diesen Fällen nur ein schneller Wechsel ihrer Richtung auf verschiedene Gegenstände ist, so kommt auch die Selbstbeobachtung lediglich dadurch zu Stande, daß der beobachtete innere Vorgang selbst für einen Augenblick suspendirt wird, wenn nämlich die Beobachtung selbst eintritt und solange sie dauert. Aber, wird man einwerfen, wenn jener schon vorüber ist sobald diese sich einstellt, so kann er gar nicht mehr beobachtet, gar nicht mehr in unserm Innern vorgefunden werden. Allerdings, er selbst wird auch in der That nicht mehr vorgefunden, sondern nur ein Erinnerungsbild desselben, und die Erfahrung bestätigt dies, wie schon erwähnt, dadurch daß alles Handeln welches noch nicht zu mechanischer Fertigkeit geworden ist, sondern noch eine mühevolle und sorgfältige Beaufsichtigung im Einzelnen verlangt, immer auf einen Augenblick gestört wird wenn wir es zu beobachten versuchen. Es hebt sich daher der im Begriffe der Selbstbeobachtung und, wie sich zeigen wird, auch der im Begriffe des Selbstbewußtseins liegende Widerspruch dadurch, daß das Beobachtende

und das Beobachtete nicht im strengen Sinne gleichzeitig und überhaupt nicht ein und dasselbe ist.

Das Unternehmen der Selbstbeobachtung das in unsrem Innern jedesmal Gegenwärtige zu sehen, ist demnach ein vergebliches, weil unmögliches, denn gegenwärtig würde eben nur das Beobachten sein, das als eine leere Thätigkeit ohne Gegenstand selbst gar nicht zum Object unsrer Beobachtung sich machen läßt. Vielmehr findet sogar die schärfste Selbstbeobachtung nie etwas Anderes als das Vergangene, das sich zum Gesammtinhalt unsres Bewußtseins hinzugeschlagen hat, und das Eigenthümliche derselben besteht blos darin, daß sie aus dem ganzen Umfange des Bewußtseins nur das Neueste und Letzte und zwar scharf gesondert von allem Übrigen allein hervortreten läßt. Dies wird hinreichen uns vor einer Überschätzung dessen zu bewahren was die Selbstbeobachtung zu leisten im Stande ist. Nur dasjenige läßt sich überhaupt beobachten was wirklich percipirt wird und in den Kreis unsres Bewußtseins eintritt. Alles Andere entgeht unfehlbar selbst der angestrengtesten Aufmerksamkeit: die Wirksamkeit der einzelnen Vorstellungen, ihre Verhältnisse zueinander, ihr Steigen und Sinken sind keine möglichen Gegenstände der Beobachtung, alle elementaren inneren Vorgänge entgehen ihr, nur die großen Resultate ihres Zusammenwirkens kommen zum Vorschein. Durch Übung läßt es sich zwar dahin bringen daß keine stärkere Regung des Gemüths der Aufmerksamkeit sich entzieht, und die Selbstbeobachtung wird dadurch ein vortreffliches und unentbehrliches Mittel zur höheren sittlichen Ausbildung, sie vermag die Unklarheiten der Gefühlsurtheile zu zerstören, die Leidenschaften zu verbannen, die Affecte zu verkürzen und für die Sittlichkeit unschädlich zu machen, die Erziehung des Menschen durch Selbstbildung zu vollenden und alle seine Thätigkeiten allmälig unter die dauernde Herrschaft voller Besonnenheit zu stellen, aber es ist eine Hoffnung die sich nicht erfüllen kann, daß sie weit genug

fortgesetzt im Stande sein werde uns eine vollständige Einsicht in den Causalzusammenhang des innern Lebens zu gewähren und eine Theorie desselben auf rein empirischem (naturwissenschaftlichem) Wege für sich allein zu begründen.

Nachdem wir im Vorigen die Beantwortung der Frage nach der Entstehungsweise der Selbstbeobachtung vorbereitet haben, müssen wir noch auf die früher (§. 52) besprochene Entstehung der Zeitvorstellungen überhaupt und insbesondere auf die dort gemachte Bemerkung zurückweisen, daß die Frage nach deren Ursprung nur ein besonderer Fall der allgemeineren sei, wie es möglich werde, daß wir von dem Vorstellungsinhalte selbst absehen und vielmehr die Form oder die Art und Weise des Verlaufs der inneren Vorgänge in's Auge fassen. Die Zeiturtheile werden auf zweierlei Weise für die Kenntniß unsrer eigenen inneren Zustände wichtig und führen diejenigen Phänomene herbei, zu deren Erklärung die ältere Psychologie die Annahme des sogenannten inneren Sinnes machen zu müssen geglaubt hat, theils nämlich machen sie uns durch die Entstehung der Vorstellungen des »Noch nicht« und »Nicht mehr« den Unterschied der bloßen Vorstellung von der Wahrnehmung des sinnlich gegenwärtigen Objectes in auffallender Weise bemerkbar, theils gewähren sie uns eine Übersicht über größere Strecken unsrer Thätigkeit. Es bedarf daher kaum einer weiteren Erklärung wie wir fähig werden unsre eigenen inneren Zustände zum Object einer besondern Wahrnehmung zu machen, denn die Schwierigkeit welche dies zu haben scheint, hat ihre Lösung in der Nachweisung des Ursprungs der Zeitvorstellungen bereits gefunden.

Sind wir auf die angegebene Weise erst dahin gekommen vergangene Ereignisse reihenweise zu überblicken, so bedarf es nur eines besonderen Interesses um auch desjenigen inne zu werden was in der jüngsten Vergangenheit unser Inneres erfüllt hat; es gelingt dies jedoch nur dann, wenn unser Inneres von dem zu beobachtenden Vorgange selbst nicht

zu stark und unausgesetzt in Anspruch genommen wird, sondern jenem Interesse noch Kraft und Raum genug bleibt um sich geltend zu machen. Es entsteht die Selbstbeobachtung nur in Folge eines ausdrücklichen Vorsatzes, welcher mächtig genug ist um an einzelnen Stellen einer Thätigkeitsreihe oder Gedankenfolge sich Bahn zu brechen, diese auf einen Augenblick zu hemmen und inzwischen gesondert hervorzutreten. Ist dies geschehen, so zieht sich jener Vorsatz eben so schnell wieder zurück, die Handlung oder Überlegung nimmt sogleich wieder ihren Fortgang und scheint daher überhaupt ganz ungestört geblieben zu sein. Der Act der Selbstbeobachtung für sich besteht dabei in nichts Anderem als in der Apperception der einzelnen Thätigkeit, Gemüthslage oder was wir sonst in unsrem Innern gerade vorfinden, durch die Vorstellung des empirischen Ich, welche den Mittelpunkt unsres gesammten Bewußtseins bildet. Das Einzelne schlägt sich zu dieser Gesammtkraft hinzu und bildet von nun an einen integrirenden Theil derselben.

Die Selbstbeobachtung ist das merkwürdigste Beispiel von einer Theilung der Aufmerksamkeit welches wir kennen. Sie gehört nicht zu denjenigen Phänomenen die im Laufe der Ausbildung des geistigen Lebens sich von selbst einstellen, und es wird nach dem Obigen keiner weiteren Auseinandersetzung bedürfen, warum sie mit Recht eine besondere Kunst genannt werden kann, deren Erlernung nicht ohne bedeutende Anstrengung möglich ist. Es wird jedoch nicht unpassend sein sie noch an einem einfachen Beispiele kurz zu erläutern. In einer Verwickelung schwieriger Umstände, deren Beherrschung uns wünschenswerth ist, uns aber entrissen zu werden droht wenn wir nicht in Wort und Handlung bis auf die feinsten Nüancen des Benehmens und besonders des Gesichtsausdruckes uns nach den obwaltenden Verhältnissen richten — in einer solchen Verwickelung oder schon bei deren Voraussicht bildet sich leicht der Vorsatz der Selbstbeobachtung. Der Vor-

satz sich durch innere Aufregung nicht zu unbesonnenem Handeln fortreißen zu lassen bricht alsdann bisweilen durch, mitten im Handeln oder im gespannten Beobachten des Verlaufes der äußeren Ereignisse, er leitet unser ferneres Benehmen, obwohl er ebenso plötzlich wieder verschwindet als er gekommen ist. Wir vergleichen hierbei unsre gegenwärtige Gemüthslage in Rücksicht des Grades ihrer Spannung und Erregtheit mit jenem reproducirten Vorsatze und gewinnen dadurch einen festen Vergleichungspunkt nach welchem sich unser späteres Handeln einrichtet. Auch unser schon vollständig beendigtes Handeln kann noch einer nachträglichen Selbstbeobachtung unterworfen werden die uns eine genauere Ergründung seiner Motive möglich macht, wenn wir die Bilder der Gemüthslagen welche uns während desselben beherrschten, möglichst lebhaft zu reproduciren streben und darauf unsere weitere Nachforschung stützen.

Daß auch das Vergessen bemerkt wird, hat nichts Wunderbares, da es weder das Vergessene selbst noch der Act des Vergessens ist die in unsre innere Wahrnehmung fallen. Es ist dieses Phänomen also überhaupt kein Resultat der Selbstbeobachtung, sondern hat darin seinen Grund, daß wir oft noch ein allgemeines Bild einer Fertigkeit besitzen die wir uns zu eigen gemacht hatten, dieses Bild aber gleichwohl nicht mehr vollständig zu specialisiren und durch unser Handeln ihm zu entsprechen vermögen. Man sieht leicht daß das Vergessen nur dann bemerkt werden kann, wenn vorher eine zusammenfassende Übersicht über die betreffende Reihe von Thätigkeiten gewonnen ist, seien diese Thätigkeiten technische oder intellectuelle. Die Gelegenheit zur Übersicht giebt in der Regel der vorgestellte Erfolg der ganzen Thätigkeitsreihe, da er als Zweck diese als Mittelreihe reproduciren läßt und deren gemeinsamen Beziehungspunkt abgiebt. Das Entschwinden einzelner Gedankenassociationen macht sich daher am leichtesten da bemerkbar, wo der Fortgang größerer Reihen da-

durch plötzlich gestört wird. Das Vergessen des Einzelnen als solchen läßt sich nur wahrnehmen wenn es kein vollständiges ist, sondern in einer bloßen Verdunkelung des Vorstellungsinhaltes besteht.

Die Erklärung des Selbstbewußtseins hat bei gehöriger Berücksichtigung des Vorstehenden keine erheblichen Schwierigkeiten mehr. Vom gemeinen Sprachgebrauch werden Bewußtsein und Selbstbewußtsein oft nicht gehörig unterschieden, was hauptsächlich darin seinen Grund hat, daß das letztere im eigentlichen Sinne nur durch künstliche Reflexion zu Stande kommt. Das Bewußtsein hat stets einen vielförmigen Inhalt und kann einen hohen Grad der Klarheit besitzen ohne deshalb in das Selbstbewußtsein überzugehen, welches stets denselben und scheinbar einen sehr einfachen Inhalt besitzt, nämlich den, daß zu der Gesammtheit unsrer inneren Thätigkeiten und Zustände ein sich gleich bleibendes, mit sich identisches Subject hinzugedacht wird, ein Subject unsres Denkens das demnach durch das Selbstbewußtsein uns (d. h. sich selbst) zugleich als Object seiner selbst erscheint. Daß dieser Gedanke ein Ungedanke ist, leuchtet ein sobald man ihn scharf faßt, denn die angebliche Einheit des Selbstbewußtseins spaltet sich sogleich in eine Zweiheit der Thätigkeiten, in eine Thätigkeit des Ausstrahlens und Zurückwerfens, des Vorstellens und Vorgestelltwerdens oder wie man sie sonst bezeichnen mag. Es würde daher schlimm stehen um die Begreiflichkeit unsres inneren Lebens wenn die strenge Einheit des Selbstbewußtseins etwas erfahrungsmäßig Gegebenes wäre, nicht etwas durch Reflexion und zwar durch eine unhaltbare Reflexion Erzeugtes.

Das Bewußtsein zeigt uns eine lange Reihe von Erlebnissen, deren einer Theil als abhängig von unsrem Willen und daher als Thätigkeit, der andere dagegen als ein Leiden, als Zustand erscheint. Diese Reihe setzt sich aus der Vergangenheit ohne Unterbrechung bis in die Gegenwart fort

und bildet dadurch ein Ganzes, daß sie in der Vorstellung des empirischen Ich einen gemeinsamen Beziehungspunkt findet der das zusammenhaltende Bindeglied abgiebt. Je weiter sich jedoch die intellectuelle Seite des Menschen entwickelt, eine desto bedeutendere Umbildung erfährt allmälig auch jene Vorstellung des Ich. Ursprünglich umfaßt sie nichts als die sinnlich anschauliche Vorstellung des empfindenden und bewegungsfähigen Leibes, aber mit der fortschreitenden Erweiterung und Vertiefung des Bewußtseins zeigen sich die Empfindungen und Bewegungen so wie alles Leibliche und sinnlich Wahrnehmbare als die bloße Außenseite des Menschen, während die Gefühle, Interessen und Überlegungen sich entschieden in den Vordergrund stellen und den charakteristischen Hauptinhalt seines inneren Lebens bilden. Diese inneren Vorgänge nun sind zwar sehr verschiedenartig, aber sie stellen sich nicht allein der Erinnerung als ein zeitliches Continuum dar, sondern es befindet sich sogar einer unter ihnen, durch welchen sie alle beherrscht und geleitet, von welchem sie alle, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar abhängig werden können. Dies ist der Wille. Dieser erscheint deshalb als der tiefere und eigentliche Kern und Mittelpunkt der ganzen Persönlichkeit, als dasjenige wodurch der Mensch zu einem völlig selbstständigen Wesen wird das seine Einheit in sich selbst hat. Das bewußte Wollen ist daher das Phänomen, durch welches die Entstehung des Selbstbewußtseins hauptsächlich vorbereitet wird; denn indem das von der Außenwelt unabhängige Wollen in den Kreis unsres Bewußtseins eintritt, erscheinen wir uns als ein wählendes Subject das über seine Gedanken, Gefühle und Begierden entscheidet und seinen organisirten Leib als bloßes Werkzeug gebraucht: das wählende Subject stellt sich uns dar als Besitzer und Herr jener Gedanken, Gefühle, Begierden, Empfindungen und Gliederbewegungen. Mit der Auffindung dieses Einheitspunktes ist die Entstehung des Selbstbewußtseins gegeben. Der In=

halt desselben besteht darin, daß man sich vorstellt als ein einziges und untheilbares Subject zu einer großen Menge von verschiedenen wirklichen und möglichen Prädicaten (Thätigkeiten und Zuständen). — Das sogenannte reine oder abstracte Selbstbewußtsein, das Subject-Object der Philosophen aber, mit welchem so viele unfruchtbare Spielereien getrieben worden sind, kommt lediglich dadurch zu Stande, daß man die ganze Mannigfaltigkeit der inneren Thätigkeiten und Zustände, ohne welche das gedachte Subject keine Erfüllung hat, sondern ein leerer Gedanke, eine abstracte Fiction ist, vergißt oder doch zeitweise aus den Augen setzt. Es gehört ein besonderer Muth zu dem Versuche, von der scheinbaren Höhe aus, zu der wir uns durch dergleichen unwahre Abstractionen erheben, die concrete Wirklichkeit zu begreifen. Ohne gefährliche Sprünge kann es dabei nicht abgehen. Wünschen wir daß diese speculativen Kühnheiten früherer Systeme zur Orientirung der künftigen Denker hinreichen und sie lehren mögen die Klippen zu vermeiden an denen so bedeutende Männer gescheitert sind.

Der ewige Fluß in welchem sich das Innere des Menschen befindet, die unübersehbare Vielförmigkeit und Verschiedenartigkeit der psychischen Gebilde, die ungeheuere Verwickelung der Elementartheile aus denen das Ganze unseres inneren Lebens sich webt, die Geringfügigkeit der Anstöße welche bisweilen hinreichen um in demselben weit um sich greifende Veränderungen hervorzurufen — dies Alles scheint eine Solidität der inneren Bildung auf die sich mit einiger Sicherheit rechnen ließe, nicht zuzulassen. Diese Befürchtung zeigt sich jedoch als eine ungegründete, da wir in dem letzten Theile unsrer Untersuchung diejenigen Phänomene kennen gelernt

haben durch welche Ordnung, Übersicht und Beherrschung der Massen in einem solchen Grade möglich wird, daß eine planmäßige Verarbeitung und stetige Fortentwickelung des geistigen Lebens stattfinden kann. Die Einheit welche auf diese Weise in demselben hervorgebracht wird, gewinnt bei jedem Menschen eine eigenthümliche Gestalt die wir im weitesten Sinne seinen Charakter nennen.

Das Kind geht ganz auf in dem jedesmal vorliegenden Gegenstande seiner Beschäftigung. Es besitzt noch keine ausgebildeten Vorstellungsmassen welche die Einzelvorstellungen sich aneignen (appercipiren), sie in fertige Verbindungen einreihen und den Gedankenlauf nach Grad und Art ihrer inneren Bildung für sich fortbestimmen, so daß die einzelne sinnliche Wahrnehmung nur den Anstoß dazu hergiebt. Ebensowenig besitzt das Kind consolidirte Interessen die das Maaß des Verweilens bei den einzelnen Gegenständen bestimmen und die verschiedenen Vorstellungsmassen untereinander in feste Verhältnisse der Unter- und Nebenordnung setzen. Sowohl diese Massen als die auf ihnen ruhenden Interessen bilden sich erst sehr allmälig aus. Die Stärke der Interessen wechselt daher beim Kinde rasch und planlos, ebenso wie die Intensität und Dauer seiner Beschäftigung innerhalb eines gewissen Gedankenkreises die durch jene Interessen bedingt sind. Keines derselben gewinnt ein bleibendes Übergewicht über die andern, die verschiedenen Gedankenkreise stehen noch isolirt oder nur in sehr lockerer Verbindung miteinander, das innere Leben bewegt sich um wechselnde Mittelpunkte die keine festen Verhältnisse zu einander besitzen: das Kind ist charakterlos.

Im Fortgange des Lebens stellt sich die Sache anders. Die Massen erlangen sehr verschiedene Grade der inneren Bildung, die Interessen welche sich auf sie vertheilen, zeigen unter sich ein sehr verschiedenes, aber mehr constantes Gewicht. Eine Masse und ein Interesse gewinnt öfter, länger und kräf-

tiger die Herrschaft über alle anderen und wird dadurch nach und nach zum gewöhnlichen Mittelpunkte unseres inneren Lebens, das trotz des unendlich mannigfaltigen Wechsels an ihm einen stehenden Kern erhält. Alle übrigen Vorstellungskreise und Interessen setzen sich mehr und mehr in bestimmte Beziehungen zu jenem Mittelpunkte, welcher sowohl seiner Form als seinem Inhalte nach bestimmend für sie wird: der Mathematiker sucht Alles mit mathematischer Genauigkeit zu fassen, wo dies mißlingt suspendirt er sein Urtheil; der praktische Geschäftsmann sieht nur auf die zweckmäßige Anwendbarkeit allgemeiner Regeln und auf die möglichen Combinationen vorliegender Umstände zur Benutzung für seine Pläne; der Weltmann hat nur die äußerlich ästhetische Seite der Begebenheiten und die gesellschaftliche Annehmlichkeit im Auge; dem Naturforscher stellt sich überall ein Gewebe von Ursachen und Wirkungen dar, deren Gesetze sich müssen finden und zu einer allgemeinen Theorie verknüpfen lassen. So bestimmt sich durchgängig der allgemeine Charakter des Menschen nach der Form und dem Inhalte desjenigen Vorstellungskreises, welcher in ihm der herrschende ist und durch dieses Übergewicht allen anderen Thätigkeiten eine bestimmte Färbung mittheilt. Daher ist es nichts weniger als ein bloßes Zugeständniß das der Convenienz gemacht wird, wenn auf die Frage was jemand sei, der Stand genannt wird welchem er angehört, denn so sehr dadurch auf den ersten Blick eine bloße Äußerlichkeit bezeichnet zu werden scheint, so liegt darin doch zugleich die sehr wesentliche Andeutung des inneren Bildungsgrades und der Hauptverhältnisse der Vorstellungsmassen die er besitzt, obwohl innerhalb der dadurch gegebenen Grenzen der gewöhnlichen Bildungsstufe noch sehr große Verschiedenheiten möglich bleiben.

Je isolirter die einzelnen Vorstellungsmassen stehen bleiben, je weniger fest und beständig die Beziehungen sind die unter ihnen stattfinden, je weniger die gegenseitigen Verhält-

nisse der Interessen sich gleich bleiben, desto größer ist die Gefahr daß der Mensch von seinen Vorstellungen bald nach dieser Seite bald nach jener fortgezogen werde, daß das Interesse getheilt bleibe und abwechselnd die divergirendsten Richtungen nehme, daß eine Zersplitterung der Kräfte eintrete. Kommt hierzu noch ein Mangel an innerem Zusammenhang innerhalb der einzelnen Massen selbst, so tritt leicht eine innere Zerrissenheit ein, die, wenn sie dauernd wird, es nicht mehr dazu kommen läßt, daß der Mensch mit einiger Festigkeit eine bestimmte Bahn betrete und consequent verfolge: daher die große Menge unangenehmer, bis zum Unerträglichen sich steigernder Gefühle von denen unstäte innerlich zerfahrene Menschen so vielfach geplagt sind; daher auf der andern Seite die Grundbedingung aller Charakterbildung, daß die Vorstellungsmassen und die auf ihnen ruhenden Interessen eine möglichst fest bestimmte Rangordnung eingehen — eine Rangordnung welche dahin wirke, theils daß die verschiedenen Gebiete eine scharf bestimmte Abgrenzung und feste Verhältnisse gegeneinander erhalten, theils daß in jedem Augenblicke für eine bestimmte Beschäftigung diejenige Vorstellungsmasse allein hervortritt, welche nöthig ist und gerade nur so weit den Einfluß aller übrigen zuläßt oder beschränkt, als für die vorliegenden Umstände eben erfordert wird. Selbst dies vermag jedoch vor Einseitigkeit und Verbildung des Charakters nicht vollständig zu schützen; denn nur zu leicht ereignet es sich, daß einzelne Gedankenkreise ohne Beziehung auf die übrigen oder sogar mit gänzlicher Vernachlässigung derselben ausgebildet werden. Kommt zu einer bedeutenden Ungleichheit der inneren Bildung noch der Übelstand, daß sich die einzelnen Massen streng gegeneinander abschließen und daß der einen von ihnen kein Einfluß auf andere gestattet wird die gleichwohl ihrem Inhalte nach mit ihr nahe verwandt sind, so entstehen dadurch Verkehrtheiten die selbst bis zur völligen Verderbniß des Charakters fortgehen

können. So wird in vielen Fällen die theoretische Überzeugung völlig getrennt von den Überlegungen welche der Praxis angehören, der dogmatische religiöse Glaube übt keinen Einfluß auf das Handeln, die Moral des Christen oder des Staatsdieners scheint bisweilen andere Forderungen zu erheben und andere Urtheile zu fällen als die Moral des Menschen als solchen. Je nachdem nun Jemand vorzugsweise Christ, Staatsdiener oder Mensch sein zu müssen glaubt, neigt er sich mehr nach der einen oder der anderen Seite, ja er läßt sich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen nicht selten von völlig verschiedenen Gedankenkreisen beherrschen — daher stammen die oft kaum zu verdeckenden Widersprüche in den Charakteren der Menschen. Hierzu kommt noch ein weiterer Übelstand.

Innerhalb der einzelnen Gedankenkreise erzeugen sich, wie wir gesehen haben (§. 56), als deren Hauptstützen gewisse Grundurtheile (Principien und Maximen), die sich im Laufe des Lebens immer fester stellen durch die vielfachen Verbindungen die sie eingehen und durch die häufigen, wenn auch oft nur scheinbaren Bestätigungen die sie erfahren. Dadurch werden sie allmälig völlig immobil. Sind sie dies einmal, so wird alles Neue das in den betreffenden Gedankenkreis eintritt sogleich von ihnen appercipirt, und es ist daher im Alter eine nur einigermaßen durchgreifende Umbildung der Massen nicht mehr möglich. Es entsteht demnach mit der Zeit eine Stabilität des geistigen Lebens, die sich durch das Streben in dem Geschäfte der Begriffsbildung nie stehen zu bleiben, sondern es unermüdlich fortzusetzen, zwar verzögern und theilweise vermeiden, nie aber völlig abwenden läßt, weil eine Menge von uns gemachter und zu bestimmten psychischen Gebilden bereits verarbeiteter Erfahrungen unvermeidlich auf jeden weiteren Schritt einwirkt der von unsrer Seite in der Aufnahme und Aneignung des Neuen geschieht. Gar mancher Satz der nur auf unverbürgter Meinung, auf unvoll-

ständigen, falsch aufgenommenen und einseitig benutzten Erfahrungen beruht, pflegt dann zum Princip gestempelt zu werden. Verworrene und schwankende Begriffe gewähren durch fortgehende Beschäftigung mit ihnen fast eben so schnell und eben so sicher eine volle subjective Befriedigung und Überzeugung als die klarste Einsicht dies zu leisten im Stande ist, und die Gefahren eines übereilten und vorgreifenden Abschlusses unsrer Erkenntniß werden um so größer, je lebendiger wir uns für eine systematische Abrundung unsrer Gedanken interessiren; denn der Zauberkreis welchen die Systematik um uns zieht, hält durch das Gefühl der Befriedigung uns um so sicherer gefangen, je unmöglicher es zugleich ist eine Neubildung der Begriffe vorzunehmen ohne an dasjenige anzuknüpfen und darauf fortzubauen, was sich als das Resultat unsres bisherigen Bildungsganges herausgestellt hat.

Dem Ideale einer allseitigen gleichschwebenden Bildung ist dem Menschen nur vergönnt sich bis auf eine weite Entfernung zu nähern. Seine Gedankenbildung schreitet nur langsam vorwärts, nur mit schwerer Mühe entwindet er sich dem Irrthume und schon für hohen Gewinn muß er es halten, wenn es gelingt an einzelnen Stellen den Schleier zu lüften der über die Ehrfurcht gebietenden Geheimnisse der Natur geworfen ist. Die Macht seines Willens reicht nicht weit in der Außenwelt, oft läßt er sich fortreißen zu thun was er später bereuet und so wenig er die Folgen seines Handelns überschaut, eben so verborgen bleiben ihm nicht selten sogar die Motive desselben. Einiges davon zu verbessern hängt von seinem Willen ab. Vermittelst der Selbstbeobachtung ist er fähig die Entstehung, das Anwachsen und Ablaufen aller wichtigeren Ereignisse in seinem Innern kennen zu lernen, und dadurch wird er in den Stand gesetzt sein geistiges Leben von den Einflüssen des leiblichen in hohem Grade unabhängig zu machen. Durch angestrengte Reflexion

und energischen Willen kann es ihm gelingen seinen Gedankenmassen eine so feine und feste Gliederung, seinen Interessen eine so bestimmte systematische Ordnung mitzutheilen, daß jede neu eintretende oder auftauchende Vorstellung sogleich passend verarbeitet wird, daß sie nie eine umfangreiche und tief greifende Unordnung in seinem Innern anzurichten vermag, sondern jederzeit nur so viel Macht behält als klar gedachte allumfassende Maximen ihr erlauben können, durch die der ganze Plan des inneren Bildungsganges vollständig geregelt ist. Wenn alle einzelnen theoretischen und praktischen Interessen in unsrem Innern dann diejenigen Stellen einnehmen welche ihnen im Verhältniß ihres Werthes und unsres Talentes für die eine oder die andere Sphäre der Thätigkeit gebühren, und wenn sie jederzeit gerade nur so stark über unser Gemüth herrschen als der Hauptzweck und der ganze Plan des Lebens unter den vorliegenden Umständen ihnen zugestehen kann — dann ist das Leben zum Kunstwerk, die Freiheit zum Wesen des Geistes geworden, der Mensch besitzt einen sittlich selbstständigen Charakter.









